<366
<366
Bayer

Ch. St. deutschen. p. 357.

<36630265570017

<36630265570017

Bayer. Staatsbibliothek

. cly. g. 241.-2
Num. 1452

Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften und klaſſiſchen Schriftſteller aus den neueſten Journalen.

Biblioth.

Oberaltac.

Zweyter Band.

Frankfurt und Leipzig,
Im Verlag bey Tobias Göbhardt.
1780.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erſter Theil.

Kenntniß der neuern Philologie und Kritik über alte und beſonders klaßiſche Schriftſteller.

Theokrit.

Hierinnen kommen alle Kunſtrichter überein, daß Theokrit den Virgil in den Idyllen ſo weit übertrifft, als Virgil den Heſiodus in dem Buche vom Ackerbau. Ein Blick in die Natur, und von ihr in den Theokrit, läßt uns errathen, daß er das hohe Ideal der ländlichen Einfalt und lachenden Naivetät erreicht hat. — Simplicität, ohne Koſten der Mannigfaltigkeit; Reichthum, ohne Ueberfluß und mit Wahl — Seine Gemählde ſind nicht einförmig; er ſchildert nicht nur die Natur in ihrer Ruhe, ſondern auch die kleinen flüchtigen Schönheiten, die oft den ſorgloſen Zuſchauer entwiſchen. Caſtiglione, Berghem, und der fleißige Vernet, können nicht glücklicher wählen, als er gewählet hat, wenn es auf die Beſtimmung einer ländlichen Scene ankommt. Sein Colorit iſt fein, ohne blendend zu ſeyn. Hirten, ohne alle na-

natürliche Fähigkeit, würden unter den gemeinen Menſchen erniedrigt werden, und die Achtung mindern, die man für die Unſchuld gewinnen will. Witzige Köpfe, voll Antitheſen und ſtrotzender Gelehrſamkeit, könnten der einfältigen Natur einen lächerlichen Anſtrich geben, und in das abentheuerliche des Ronſards verfallen. Der Dichter hat die Verſtandesfähigkeiten ſeiner Hirten weder zu weit eingeſchränkt, noch erweitert. Er giebt ihnen eine Kenntniß von der Oberfläche der Natur, und mehr ein geſundes Gefühl, als einen tiefen Verſtand, der in die Urſachen und Wirkungen eindringet. Aus dieſem Grunde gefallen ſie auch ſogar in ihren Irrthümern. Man ſieht ſie ohne Widerwillen vor dem Pan in der Mittagsſtunde erzittern, und läßt ſichs gefallen, wenn eine zärtliche Theſtylis aus Eiferſucht eine griechiſche Canidia wird a). Und welche Empfindungen! Bisweilen ſcheint es, als wenn die Tugend ſichtbar, in dem Gewande der ländlichen Unſchuld, unter den wollenreichen Heerden Siciliens wandelte, und die noch neue Natur glänzt auf den Gemählden des Theokrits friſch, wie der Thau auf den Blumen des Huyſum. Man lieſet das Herz auf der Stirne der handelnden Hirten, und verſetzt ſich mit mehrerer

a) Idyll. II.

rerer Freude in das goldne Jahrhundert des Theokrits, als in das ſaturniſche Reich des Heſiodus zurück. Wie rein und lachend iſt nicht die Liebe des theokritiſchen Cyklops b). Man beneidet ihn in ſeiner kleinen Grotte, die von Lorbern und hohen Cypreſſen, Eppich und Wein überſchattet wird, und um die ein kühler Quell rieſelt, der aus dem reinſten Schnee des Aetna fließt. Die Offenheit, mit der er von ſeinem allerliebſten kleinen Auge ſpricht, wird belacht; allein ſie gefällt, und der Dichter hat uns mit einem luftigen Geſchöpfe verſöhnt, das eigenlich ſeine Exiſtenz nur der Phantaſie zu danken hat, und nicht gemacht zu ſeyn ſcheinet, das Herz zu gewinnen. Kurz, der Cyklops drückt ſich rein und edel aus, und hat keinen Zug, über den ſeine Galatee, oder der Leſer, erröthen dürfte. — Eben ſo naiv iſt der verachtete Liebhaber, der ſich über den Stolz einer Schönen beſchwerte c) — Sagt mir, ihr Hirten, bin ich nicht ſchön? Hat mich denn ſo ſchnell eine Gottheit zum andern Menſchen gemacht? Meine weiße Stirne glänzt über den ſchwarzen Augenbraunen — Reizender war mein Auge, als das Auge der Minerva — Süß iſt mein Geſang, ſchön iſts, wenn ich die Flöte ſpiele — Alle Mädchen auf den Gebirgen

b) Idyll. XI. c) Idyll. XX.

ſagen, daß ich ſchön bin, und lieben mich alle. Nur die böſen Mädchen aus der Stadt lieben mich nicht. Weil ich ein Hirt bin, gehen ſie ſtolz vorüber, und wollen es gar nicht hören, daß der ſchöne Bacchus in den Thälern weidet. Sie wiſſen auch nicht, daß Venus einen Hirten liebte, und mit ihm um die Gebirge Phrygiens Heerden trieb, und daß ſie den ſchönen Adonis in den Wäldern geliebt, und in den Wäldern beweint hat. Und wer war denn Endymion? War er kein Hirt? Und dennoch liebte ihn Luna, da er ſeine Heerde hütete, und ſtieg vom Himmel hernieder, und umarmte den Jüngling.

Von den Hymnen auf Halbgötter und den Lobliedern auf Ptolomäus und Berenice will ich hier gar nichts ſagen. Man ſieht hier einen Herkules d), der einen Löwen bändiget; einen bebryciſchen Amykus e), in dem Geſchmack des virgiliſchen Entellus gezeichnet, und blutend von dem ſiegreichen Cäſtus des Sohnes der Leda; einen Alcides, der an den Ufern herumſchweift, und von den Nymphen den geraubten Hylas wiederfordert. Man ſieht ihn, wie er in der Raſerey ſeine Kinder ermordet. Alle dieſe Hymnen ſind in dem Geſchmack des Homers und des Callimachus geſchrieben, und gehören im ſtrengſten

d) Idyll. XXV. Idyll. XXII.

ſten Verſtande nicht zu der bukoliſchen Gattung. Die epiſchen Lieder zum Lobe des Ptolomäus f), die Vergötterung des jungen Ptolomäus und der Berenice, und die Schilderungen ſeiner Macht, Gerechtigkeit, ſeines Reichthums, ſind voll erhabner Gedanken von den weiblichen Tugenden und der zärtlichen Liebe. Man ſieht eine fröliche Inſel, die auf ihrem Arme einen geliebten Prinzen hält, und unter dem Jauchzen des Adlers vom Jupiter ihn ſegnet; eine reizende Königinn, in den Armen eines tugendhaften Prinzen glücklich, und man weis nicht, ob man das Herz des Ptolemäus oder des Dichters mehr lieben ſoll. Die Hymenäen der Helena und des Menelaus g) übertreffen alles, was Catull in dieſer Gattung geſchrieben, an Einfalt und lachender Unſchuld. Umkränzt mit Blumen kommen zwölfe der edelſten lakoniſchen Jungfrauen an den Thalamus des Atriden, und ſingen in hüpfenden Reihen ein Lied auf ſeine Vermählung. Sie wünſchen ihm Glück zu dem Range eines Eidams des Jupiters, und zu dem Reiz ſeiner ſchönen Gemahlinn. Die Treuherzigkeit, mit der ſie, ohne Eiferſucht, ihrer Schönheit den Preis zugeſtehen, und ſie allem, was Griechenland und Lacedämon

 vor-

f) Idyll. XVII. g) Idyll. XVIII.

vortreffliches hat, vorziehen, macht ihre Beſcheidenheit ſichtbar. Wie die aufgehende Morgenröthe gegen die Nacht, ſo glänzt Helena unter ihnen. Niemand verſtehet die Kunſt des Gewebes und der Cither ſchöner, als ſie. Alle Liebesgötter ſind in ihren reizenden Augen. Aber ſie wird nicht mehr mit ihren Geſpielinnen auf die lachenden Wieſen im Frühlinge gehen; ſie werden alleine gehen, und wohlduftende Kränze winden, und nur an Helena zurück denken, und nach ihr verlangen, wie die jungen Lämmer nach der Bruſt ihrer Mutter. Man braucht nur ſehr wenig Empfindung zu haben, um von der Unſchuld, die in dieſem Liede herrſchet, gerührt zu werden. In dem letzten Theile übertrifft ſich Theokrit ſelbſt. Es muß ein kalter Wanderer ſeyn, der nicht unter dem Platanus der Helena ſtehen bleibt, und die doriſche Aufſchrift h) in der Rinde des Baums ,, Verehre mich, Wanderer, denn ich bin der Platanus der Helena ,, mit einiger Empfindung lieſt. Hymen mußte bey dieſer Idylle das empfinden, was er vor kurzem empfand, da ihn der zärtliche Ramler in das Haus ſeines geliebten Leucons horaziſch einlud. Ich will hier nicht kritiſch unterſuchen, ob die im anakreontiſchen Geſchmack geſchrie-

h) Idyl. XVIII. 48.

ſchriebenen Idyllen vom Theokrit ſind, ſondern es annehmen, wie es die meiſten Kunſtrichter angenommen haben. Iſt aber Theokrit Autor, mit welchem reizenden und feinen Gewande hat er das Nackende dieſer Gemählde bekleidet. Der kleine verwundete Liebesgott i) iſt ſeines Originalswürdig, und der todte Adonis k) ein Meiſterſtück, deſſen ſich Theokrit nicht ſchämen darf. Der Zorn der Venus, der gebundene Eber verfolgt von Amor, macht ein reizend Gemälde. Der ſeltſame Gefangene ſpricht ſo anakreontiſch, als das Roß des Achilles epiſch. Ich kann der Verſuchung nicht widerſtehen, das Lied ganz einzurücken, das ich, einige kleine Veränderungen ausgenommen, treu überſetzt habe.

Cythere ſah Adonis,
Todt lag er ihr zum Füßen,
Mit aufgelößten Locken
Und todesblaſſen Wangen.
Sie rief den Liebesgöttern,
Den Eber aufzuſuchen.
Die Liebesgötter flogen
Wie Vögel durch die Wälder;
Sie ſahn den wilden Eber,
Und bunden ihn mit Seilen.
Der eine zog am Seile

i) Ode an Hymen. k) Idyll. XIX. l) Idyll. XXX

Den zitternden Gefangnen,
Der andre ſchlug im Rücken
Ihn mit dem kleinen Bogen.
Das Wild gieng melancholiſch,
Und fürchtete Cytheren.
Und zu ihm ſprach die Göttinn:
Grauſamer, wilder Eber,
Die Hüfte zu verwunden,
Mir meinen Mann zu tödten?
Der Eber ſprach: Ich ſchwöre,
Ich ſchwöre bey der Venus,
Bey dir und dem Adonis,
Bey dieſen meinen Banden,
Und dieſen Liebesgöttern,
Ich wollte nicht den Jüngling,
Den ſchönen Jüngling tödten.
Wie Marmorbilden glänzen,
So glänzte ſeine Hüfte:
Unſinnig wollt ich küſſen;
Und dieß, dieß war mein Unglück.
Nimm dieſe Zähne, Venus,
Reiß ſie heraus, ich haſſe
Die buhleriſchen Zähne.
Was nützen ſie mir weiter?
Und iſt dir dieß zu wenig,
Zerreiße meine Wangen.
Die Göttinn ward erweichet,

Löſt'

Löſt' ihn von ſeinen Banden,
Sprach ſie zum Liebesgöttern.
Da folgt' er der Cythere,
Verließ die rauhen Wälder,
Verbrannte ſich an Flammen
Die buhleriſchen Zähne.

Doch etwas näher zu unſerm Autor. Ich will das, was ich von dem Genie und Charakter des Dichters als allgemein voraus geſetzt habe, durch die Zergliederung ſeiner ſchönſten Gedichte beweiſen.

Betrachtungen

über das erſte Idyllion des Theokrit.

Wie reizend und lachend iſt nicht die Scene dieſes ländlichen Gedichts! Der Poet überraſcht, gleich einem weiſen dramatiſchen Dichter, das Herz des Zuſchauers durch eine ſanfte Verzierung und kluge Wahl des Schauplatzes, und nimmt ihn für die noch ſchweigende Handlung ein. Kein Künſtler dürfte ſich ſchämen, das Ideal des Dichters auf die Leinwand zu tragen. Aber umſonſt würde der Pinſel des Malers, der die Natur in der Ruhe ſchildert, und das zufällige Feyerliche, das der Dichter hineinlegt, nicht erreichen kann, ſich bemühen, die ſanf-

te Empfindung zu erwecken, die der Poet durch den ſinnlichen Ausdruck der Natur in der Bewegung erreicht. Er würde an dem Horizont des Gemäldes nahe an einem von ſteilen Felſen herabſtürzenden Waſſerfall eine ehrwürdige Fichte ſtellen, m) zur Linken in einer kleinen Entfernung einen angelehnten Hügel n) mit Myrten umſchatten, im Vorgrunde eine Grotte der Nymphen aushöhlen, o) und gegen ihr über einen wirthbaren Ulmbaum mit der ſchattigten Eiche verweben.

Aber man hört das liebliche Fliſtern der Fichte, das leiſe Murmeln des ſilbernen Quells, das majeſtätiſche Rauſchen des herabſtürzenden Baches, p) eben ſo wenig, als das Rauſchen des apollinariſchen Pfeils, und die fürchterliche Bewegung ſeines todten Köchers in dem Gemälde des Caylus nach der Iliade. q) Man fühlt nicht den ehrfurchtvollen Schauer der gegenwärtigen Gottheit, nicht die Herannäherung des ermüdeten Pans, r) nicht den Zorn der ſchwellenden Naſe, nicht den Priapus und die Nymphen, nicht das unſchuldige Spiel unter der Eiche gelagerter freundlicher Hirten. s) Alle dieſe

m) v 1. 2. — 8. 9. n) v. 13. 14. o) v. 22. p) v. 1. q) Iliad. α. v. 46. r) v. 15. 16. 17. Caſaub. ad h. l. et Reiſk. s) v. 22.

ſe Gegenſtände ſind dem Maler abweſend, aber der Dichter giebt ihnen die Gegenwart und das Leben.

Und in dieſer reizenden Gegend findet ſich Thyrſis und ein freundlicher Hirt. Nach einigen Schmeicheleyen, t) die durch die einfältige Wendung die vornehme Falſchheit beſchämen, ladet Thyrſis den Hirten ein, ſich unter die ſchattigten Myrten des angelehnten Hügels zu lagern, und ein Lied auf der ländlichen Flöte zu ſpielen. Aber der unſchuldige Hirt weigert ſich, aus Furcht für den Pan, der, von der Jagd ermüdet, in dem Schatten des Hügels zu ruhen pflegt. Er fühlt beſcheiden ſeine eigne Unvollkommenheit, ladet den Thyrſis ein, ſich unter den Ulmbaum zu legen, und ermuntert ihn, unter dem Verſprechen eines Pokals, zu dem reizenden Liede auf den Daphnis. u) Mit welcher Kunſt und mit welchem Reiz iſt die erhabne Arbeit dieſes aeoliſchen x) Kunſtwerkes geſchildert, das

t) v. 1. — 7.

u) v 27. κισσυβιον κεκλυσμενον, Scholiaſt. λελουμενον κηρω, κεχισμενον. Wenn es nicht zu gelehrt ausſähe, könnte man κεκαυμενον leſen, und dieſe Stelle zu der Enkauſtik der Alten rechnen.

x) v. 56. Αιολικον θαυμα, nicht αἰπολικον, wie die gemeine Lesart iſt. Das αιολικον erklärt

das das Nebenbild zu dem Kalathus der moſchiſchen Europa, y) oder dem zerbrochnen Kruge vom Herrn Geßner zu werden verdiente, und das keine Cälatur eines Mentors übertreffen würde. So mahlt die Natur, wenn ſie mit ſcheinbarer Sorgloſigkeit einen lebhaft empfundenen Gegenſtand ausdrückt, und, ohne gefallen zu wollen, gefällt.

An dem Rande dieſes Pokals verläuft ſich der Epheu mit dem Helichryſus, z) unter ihm ſpielt eine

der Scholiaſt varium, multiplex, oder ἀπατητικον. Ich ziehe die Meynung des Caſaubonus vor, beſonders weil der Hirt im 59. Vers ſich rühmt, den Pokal von einem Kalydonier erhalten zu haben.

y) Idyll. 2. Moſch. v. 62. ſeqq.

z) v. 30. κισσος ἑλιχρυσω κεκονισμενος, nicht κισσος ἑλιξ, wie Caſaubonus Lect. Th. 11. aus einer Nachahmung des Nonnus Dionyſ. L. XIX. zu muthmaßen ſcheint. Doch er geſteht ſelber, daß ihm die Uebereinſtimmung aller Handſchriften entgegen ſtehe. Eben ſo wenig wollte ich hier mit dem Niclaſius das ἑλιχρυσος für auripigmentum nehmen. Das theokritiſche Bild wird durch die Vermiſchung des Epheu und der Blume Helichryſus viel reizender, und der Helichryſus kommt unendliche mal im Theokrit vor, wie H. Reiske bey dem Scholiaſten des Nikander ſelbſt anmerkt.

eine ſchäkernde Ziege mit der goldnen Frucht. a) In der Vertiefung ſitzt ein ſanftes reizendes Mädchen, mit einem Schleyer b) nachläßig umhüllt, der die verborgne Schönheit gefällig errathen läßt. Umſonſt ſtreiten um den Vorzug, ihr zu gefallen, zween ſchönlockigte Jünglinge, der eine von der einen, der andere von der andern Seite. Unempfindlich lächelt ſie auf den einen, und denket auf den andern. Man lieſt auf ihrer ruhigen Stirne die Gleichgültigkeit eines ſorgloſen Herzens, und in dem aufſchwellenden Auge c) ihrer erhitzten Liebhaber die Eiferſucht und das fruchtloſe Beſtreben, ihr zu gefallen. Wie viel Reichthum auf einer einzigen Gruppe. Jugend, Schönheit, mit der heftigſten Leidenſchaft kontraſtirte Gleichgültigkeit. Wie viel Naivetät in dem Munde des auslegenden Hirten! Gewiß, Caſaubonus war zu gelehrt, um den feinen Zug des ἀλλοκα και ἀλλοκα zu empfinden, d) ſonſt würde er den Dichter nicht

a) v. 30. b) v. 33 ſeqq.

c) v. 38. κυλδιοωντες, Schol. τους ὀφθαλμȣς ἐξογκουμενοι. Vielleicht kommt dieß mit dem Schwimmenden (τω ὑγρω) überein.

d) v. 36. coll. Caſaub. Lect. Theocr. ad h. l. ἀλλοκα μεν τηνον ποτιδερκεται ἀνδρα γελοισα, ἀλλοκα, δ' αὐ ποτι τον ριπτει νοον. Bey dieſer Stelle ſagt Caſaubonus: Quid aliud potius,

nicht ſo leicht eines einfältigen Fehlers beſchuldigt haben. Doch wieder zu unſrer Cälatur. — Nicht weit von den erſten beyden Gruppen ſieht man einen rauhen Felſen, von dem Felſen beugt ſich ein alter ehrwürdiger Schiffer eilfertig herab auf das Geſtade des Meeres, und zieht müh-
ſam

quam ineptias iſta appelles? Nam quae eſt tam felix ſculptura, quae penicillo aut caelo iſtum oculorum motum exprimere poſſit? Atqui ſtat iſtud, poetas eſſe debere μιμητας των ὀντων και γινομενων. Die Kritik klingt ſehr gefährlich, aber ſie iſt es weniger, als ſie es ſcheint zu ſeyn.

Es ſind zwo Erklärungen, den Theokrit zu retten. Die erſte ſteht deutlich in dem Scholiaſten: Το μεν νοησεως, το δε ὁρασεως, und in einem andern noch deutlicher: προς ἐκεινον βλεπει γελωσα, ἀλλοτε προς τουτον ῥιπτει vel τρεπει νοον. Es iſt nach dem Scholiaſten ein Unterſchied zwiſchen einen anlächeln, und die Gedanken auf den andern haben. Das Auge kann auf einen Gegenſtand gerichtet ſeyn, und man kann dennoch in dem halb gewandten Blicke, oder in der Zerſtreuung deſſelben eine Entfernung von dem Gegenſtande (motum animi) gewahr werden. Wer die Venus des Cignani in dem Cabinet des Herrn Winklers mit dem Auge des Kenners betrachtet, wird daran nicht mehr zweifeln. Und will man das ῥιπτει νοον nicht in den Augen leſen, ſo denke man ſich eine Pantomime, ein Drücken der Hand, oder eine andre Stellung, wie Ennius

ſam das ausgeworfene Netz nach dem Ufer. Man ſollte glauben, er arbeitete aus allen Kräften des Leibes, ſo ſichtbar ſchwellen die angeſtrengten Muſkeln des Halſes auf. Seine Silberlocken verrathen das Alter des Greißes, aber man erkennt in ihm die Stärke des blühenden Jünglings. [e] Wieder ein reizender Gegenſtand, der im Kontraſt mit der Jugend des erſten Gemäldes eine vortreffliche Wirkung thut.

So ſchön dieſe beyden Gemälde ſind, ſo werden ſie doch beynahe durch den unſchuldigen Knaben übertroffen. Man ſieht einen Weinberg [f] mit purpurnen Trauben glänzen, an dem

ſeiner Buhlerinn andichtet: alii nutat, digito dat litteras. u. ſ. w. Wem dieſe Erklärung zu gelehrt ſcheint, der darf nur annehmen, daß hier nicht der Poet, ſondern der Hirt ſeiner Naivetät nach erzählt, was er zu ſehen glaubt. So entdeckt er weiter unten in dem Gemälde, daß der Greis von ganzer Seele arbeitet, und ſieht es dem Fuchs im Weinberge an, daß er den Knaben gewiß beſtehlen wird: Το παιδιον ὀυ πρειν ἀνασειν Φατι, πριν ἡ ἀκρατιςον ἐπι ξηροισι καθιξω. Wo ſind eine von beyden Erklärungen angenommen, die ineptiae? Mit ſo einer Kritik würde ich die ſchönſten Gemälde des Homers und Virgils, und die naivſten Stellen der theokriteiſchen Einfalt tadeln können.

e) v. 39. f) v. 47 — 55.

dem Fuße des Weinbergs ſitzt ein Knabe, der ihn bewachen ſoll, um den Knaben her ſchleichen zween Füchſe. Der eine geht durch das Traubengelender, und naſcht von der reifenden Traube: der andere lauret auf die Taſche des Knabens, und man ſiehts ihm an, daß er nicht eher den Knaben verlaſſen wird, bis er ihn um ſein Frühſtück gebracht hat. Aber der Knabe flicht ſich aus Schilf und Rohr eine Falle, Grasmücken zu fangen, und bekümmert ſich weder um ſeine Taſche, noch um die Früchte im Weinberge, allein mit ſeiner Arbeit beſchäfftigt. Welche Sorgloſigkeit, welcher Charakter des ſpielenden Alters! Gewiß, hier war Theokrit ſo glücklich in dem Ausdrucke des kindiſchen Reizes, als Valerius Flaccus, da er den Hylax des Hercules, g) und den Achill auf dem Arm des Peleus h) ſchildert, oder Wille, da er den kleinen Phyſiker bildete, der ſich mit der Luftblaſe ſpielend ergötzt.

So viel von der Zeichnung des Pokals. Der Hirt erhebt den Werth ſeines Geſchenks dadurch noch mehr, daß er es für ein aeoliſches Kunſt-

g) L. I. v. 110. Tela puer geſtat Hylax: velit ille quidem, ſed dextera nondum par oneri clavaeque capax.

h) L. I. v. 260.

Kunſtwerk erklärt. Er iſt noch friſch, ſagt er: meine Lippen haben ihn noch nicht berührt, und ſo will ich ihn dir geben, wenn du mir das liebenswürdige Lied ſingſt. Ich beneide dich auch nicht, o Hirt i) aber du wirſt doch das Lied nicht für den vergeßlichen Plutus aufheben.

Lied auf den Daphnis.

Man muß ſich völlig in die arkadiſchen Gefilde zurück ſetzen, und ein wenig die Sprache der Hamadryaden und Faunen verſtehen, um gewiſſe Lieblingsſchönheiten der theokriteiſchen Muſe zu empfinden.

Wer ein arkadiſches Lied und eine Idylle mit der kalten Regelmäßigkeit eines Erdmeſſers ließt, das Wunderbare und die Wirkungen der Gottheiten aus den Augen verliert, wer es vergißt, daß arcadiſche Seelen eine lebhaftere Einbildungskraft und eine unendlich feinere Empfindlichkeit haben, der wird durch die Heftigkeit der Leidenſchaften und die wunderbare Sympathie der

i) So reizend dieſe liebenswürdige Unſchuld und Uneigennützigkeit iſt, eben ſo beleidigend ſind weiter unten die Züge der Mißgunſt in dem Charakter der Schweſter. Wer einmal die Göttinn des Neides in ihrer ſcythiſchen Grotte geſehen hat, der wird ihr keinen Altar in Arkadien gönnen.

der ganzen Natur und der Götter mit einem leidenden Hirten, nothwendig beleidigt. Dieſe Bemerkung iſt ſo gegründet, daß durch die Vernachläßigung derſelben die Ausleger ſo oft die Allegorie ſuchen, wo ſie eigentlich nicht iſt, und Löwen und Bären lieber über einen Cäſar, als einen idealiſchen Daphnis weinen laſſen. Doch für dergleichen abſtrakte Köpfe hat kein Arkadier geſungen. Für ſie ſchwärmen nicht an dem Grabe des Adonis die traurenden Liebesgötter und für ſie weint kein zärtlicher Daphnis.

Man denke ſich einen blühenden Jüngling, von der heftigen Leidenſchaft hingeriſſen, die eine feindſelige Gottheit, um ſeine ſtolze Unempfindlichkeit zu demüthigen, in ſeinem Herzen erweckt hat. Man denk ihn an einem reißenden Strome, hingelehnt auf den Raſen, entkräftet, von Wuth, Eiferſucht und Unwillen durchdrungen, ſo hat man den erſten Anblick der Scene, die in dieſer ländlichen Ode geſchildert wird. — Dieſer unglückliche Hirt iſt Daphnis. Schon fängt ſein ermattetes Auge an zu brechen, und ſeine Reizungen auf den blühenden Wangen zu verlöſchen. Er leidet, und mit ihm Natur und Hi mmel. Die wildeſten Thiere verläugnen ihren Charakter, einſame Wölfe heulen, und Löwen des Waldes brüllen ihm ihr ſympathetiſches

Mit

Mitleid entgegen. Zu ſeinen Füßen trauert die Heerde, vom ernſthaften Stier bis zu dem ſchäkernden Kalbe.

Auch die unſterblichen Götter, und Merkur, und Priapus treten von dem Gebürge herab, ihn aufzuſuchen. Nur allein die Grauſame, für die er ſtirbt, flattert ſorglos und unmitleidig von Quelle zu Quelle, und Hayne zu Hayne. Was ſie ſelbſt dem leidenden Daphnis ſagt, iſt einer Spötterey ähnlicher, als einer mitleidigen Empfindung. Daphnis würdiget ſie auch keiner Antwort, ſein ſtummer Blick drückt allein die ſtille Verzweiflung aus. In dieſer melancholiſchen Stellung findet ihn Venus. Ein heitres Lächeln verbirget ihren heimliſchen Zorn, und läßt die Freude ihres Triumphs errathen. „Du rühmteſt dich, daß du die Liebe überwinden „würdeſt, und, Jüngling, wirſt du nicht von ihr „jetzt überwunden?“ Hier ſammelt Daphnis ſeine letzten Kräfte. Er beweint ſein Schickſal, und macht der feindſeligen Göttinn die bitterſten Vorwürfe, k) in einem ſpottenden Ton,

 der

k) Die mannigfaltige Auslegung der Worte, φρασδει παντα macht dieſe Stelle dunkel. Die natürlichſte ſcheint mir die Erklärung des H. Stephanus. vid. Steph. Notas ad h. l. Reiske in Animadv. ad h. l. nimmt das φρασδει παντα als eine Parentheſe an.

der der ſinnlichſte Ausdruck ſeines beleidigten Herzens iſt. Er erinnert ſie an einige Auftritte ihres vertraulichen Umgangs mit Anchiſes, Paris und Adonis, und, um ihren Stolz anzugreifen, an ihren Zweykampf mit Diomedes. Wenn du ſo viel Muth haſt, ſagt er, ſo gehe noch einmal hin zum Diomedes — ſage ihm, daß du den Daphnis leiden ſiehſt, und fordre ihn zum Kampf auf. Von nun an wendet ſich der unglückliche Daphnis an die Natur und ſeine Heerden. Eine Stelle, die im Verhältniſſe der Idylle eben die Wirkung thut, als die letzte Rede des Ajax im Tragiſchen. Lebt wohl, ſagt er, ihr Wölfe, und wilden Einwohner der Höle. Nicht mehr wird Daphnis, euer geliebter Hirt, mit euch in den Wäldern, in den Sträuchen und Haynen wandeln. Leb wohl, Quelle Arethuſa, und ihr ſilbernen Flüſſe, die ihr neben dem ſchönen Thymbrus hinrauſcht.

Der Affect ſteigt mit dem lyriſchen Geſange, und wird mit jedem Schritt, der uns der Entwickelung nähert, rührender. Daphnis fordert den Pan von dem hohen Lyceus oder dem Mänalus. Komm, ſagt er, du König der Wälder, und erbe von mir dieſe ſiebenſtimmige Flöte, denn mich reißt eine hohe Macht hinab in den Orkus. Man wird, für die Unſchuld eines Hirten

ten eingenommen, der es wagen darf, mit einem edlen Stolz auf ſeinen bukoliſchen Geſang, den göttlichen Erfinder der ländlichen Harmonie zum Erben ſeiner Flöte einzuſetzen. Sein letzter Geſang iſt eine Aufforderung an die todte Natur, ihren Lauf zu ändern. Beſcheidne Veilchen ſollen auf dem Dornſtrauch blühen, die reizende Narciſſe auf dem Hollunder, der Hirſch verfolge den wehrloſen Hund, und die Eule ſinge auf dem Gebirge im Tone der Nachtigall — denn wenn Daphnis ſtirbt, wie will die Natur unverändert ſtehen? Dieſe kleine Eitelkeit, die man niemanden als in Arkadien vergiebt, endigt das Lied. Venus ſelbſt empfindet zärtlich Mitleid, aber zu ſpät, ſchon ſchneidet die Parze den Faden des Lebens ab, und der liebenswürdige Hirt ſtirbt, beweint von den Muſen und ihren Schweſtern, den Nymphen.

Dieſes ganze Lied iſt in ſeinem Umfange vorzüglich ſchön. Doch befremdet mich, wenn ich dieſes Urtheil wagen darf, die Stelle, die der Dichter der Geliebten des Daphnis in den Mund legt. Wie reizend muß nicht ein Hirt ſeyn, mit dem nach der Schilderung des Dichters die ganze Natur leidet! Wie groß wird die Erwartung des ſanften Gegenſtandes ſeiner Liebe! Aber ſie kommt, und ich höre einigermaßen auf, mit dem

Daphnis zu empfinden. Der auf den Mann der Heerde eiferſüchtige Ziegenhirt, und die Vergleichung deſſelben mit dem leidenden Daphnis beleidigt mich, und ich geſtehe aufrichtig, daß ich dieſe Schilderung in Arkadien eben ſo wenig geſucht hätte, als das nouimus et qui te transuerſa tuentibus hircis des Virgils.

Virgil hat die Originalſchönheiten des Liedes gefühlt, und ſie in das lateiniſche Arcadien übergetragen. Sein Daphnis mag nun allegoriſch ſeyn, oder nicht, und unter ſeiner Geſtalt ein idealiſcher Hirt, oder ein Cäſar, vergöttert werden, ſo iſt wenigſtens der erſte Theil dieſes Liedes nach dem theokriteiſchen Plan bearbeitet. Eben die gefälligen Sitten der Hirten, eben das Maleriſche der Scene. Wenigſtens verdient der unter dem rauſchenden Zepter ſchwankende Schatten, und die mit durchſichtigen Reben des wilden Weinſtocks umwebte Grotte eine Stelle neben dem Originalgemälde. Eben die Trauer der ganzen Natur, eben die Sympathie der Thiere — Die einfältige Aufſchrift nicht zu vergeſſen, die den Charakter des Daphnis ſo reizend macht.

Der zweyte Theil, der die Apotheoſe enthält, iſt ganz Original, und von dem ſchlauen Poeten eingeſchaltet, um den Nachahmer zu verbergen

gen, und ſich die eingeſtreuten Schönheiten eigen zu machen. Virgil gleicht in ſeiner Compoſition dem Dietrich der Deutſchen. Er arbeitet in jedem Geſchmack, aber mit eigenthümlichen Zügen, er verſetzt Schönheiten aus ihrer Reihe, um der Einbildungskraft des Leſers zu ſchmeicheln, und erreicht dadurch oft die Miene der Neuheit. So viel von dieſer erſten theokriteiſchen Idylle. Wie unterhaltend iſt der Umgang mit den Griechen!

Theocriti reliquiae utroque ſermone cum ſcholiis graecis et commentariis integris Henr. Stephani, Ioſ. Scaligeri et Ioh. Caſauboni: curavit hanc editionem, graeca ad optimos codices emendavit, libros tres adnimadverſionum indicesque verborum Theocriteorum addidit Io. Iac. Reiske. Viennae et Lipſiae. Sumtus erogavit Io. Fr. Iahn, typos locavit Guil. F. Loeper, 1765. Klein Quart 1. Band 296. Seiten mit 6½. Bogen Zuſchrift und Vorrede.

Dem Theocrit, einem der liebenswürdigſten Dichter des Alterthums, iſt zur Zeit das Glück noch nicht wiederfahren, daß er in einer Ausgabe, die ſeiner würdig ſcheinen könnte, er-

 ſchie-

ſchienen wäre. Die großen Hoffnungen, welche das Publicum von dem Genie, Geſchmack, Gelehrſamkeit und kritiſcher Genauigkeit eines Dorville hatte, (von welchen über dreyßig Handſchriften des Theocrits waren verglichen worden, wie in ſeiner Leichenrede berichtet wird,) ſind mit ſeinem Tode ſo gut als vernichtet, deſto geneigter müſſen wir dasjenige aufnehmen, was wir hier erhalten.

Die vornehmſten Vorzüge, welche dieſe Ausgabe, zu Folge der Aufſchrift und Vorrede, vor den vorhergehenden enthalten wird, kommen erſt in dem folgenden Bande vor. Wir geben alſo nur von demjenigen Nachricht, was wir vor uns haben. Dieſer Band enthält den griechiſchen Text des Theocrit mit der gewöhnlichen lateiniſchen Ueberſetzung und den griechiſchen Scholiaſten, alles nach der Londner Ausgabe von 1729. ſogar bis auf Uebereinſtimmung der Seiten. Eben dieſer Ausgabe ſucht Pappier und Druck gleich zu kommen. Beydes iſt ſauber und reizend, ſo daß der Dichter der holden Natur in ihrer Einfalt dabey gewinnen muß. Was nun die innere Güte dieſes erſten Bandes anlanget, ſo iſt der Text zwar, wie nur gedacht worden iſt, ein Abdruck der Londner Ausgabe, und iſt folglich, wie alle neuere Ausgaben des

Theo-

Theocrit, aus der von Heinſius, dieſe aber nebſt allen übrigen aus der Stephaniſchen Ausgabe, unter den Poetis graecis principibus, abgeleitet, allein von Herrn Reisken durch und durch nach den ältern Ausgaben und Handſchriften, kritiſchen Muthmaſſungen der Gelehrten und durch eigene kritiſche Beurtheilung verbeſſert. Letztere Stellen ſind in der Vorrede S. 30. u. f. angezeiget; und dieß war wenigſtens eine ſehr nöthige und heilſame Sorgfalt. Wir finden darunter vortreffliche Verbeſſerungen, die ſich durch alle Regeln und Gründe der Kritick rechtfertigen laſſen; dergleichen iſt Idyll. V. 28. 39. 40. XXI. 18. XXII. 3. 39. 59. XXVII. 9. 49. So fällt ſehr in die Augen Idyll. XV. 10. ποτ' ἔραν XX. 13. χείλεσι μυχθίζοισα ſtatt μυθίζοισα XXIII. 61. Νᾶμα δ' ἐφοινίχθη ſtatt Αἷμα XXV. 136. κατα χροὸς ὄδμην 27. 43. Οὐδ' ἄρ' ἀτιμήεσσα. Indeſſen ſind einige andere, wo uns die in der Folge verſprochene Animadverſionen erſt von der Richtigkeit und Wahrheit überzeugen und die Entſchließung ſie in den Text ſo gleich ſelbſt einzurücken, rechtfertigen müſſen. So ſcheint Idyll. IV. 2. αὐτὰς uns gleich bequemer als αὐτός zu ſeyn; und Idyll. V, 32. 47. VII, 112. X, 25. XVII, 128. XX, 16. dürfte die gemeine Leßart wenigſtens gleich

geltend oder doch erträglich ſeyn. Mit Idyll. XVIII, 26. wiſſen wir noch nicht auszukommen. Andere ſind ſehr ſinnreich und doch erklären wir uns zur Zeit noch nicht, ſie für wahr zu halten, wie z. E. Idyll. XIII, 24. Ἀιετὸς ὧς μεγάλαιχμος XIV, 36. 51. Auf die Erklärungen von Idyll. XXI, 36. 37. 65. 66. XXIII, 22. 59. ſind wir ſehr begierig, ſo wie auf den Grund und Urſprung ſo vieler andern Stellen, die geändert ſind, über welche der zweyte Band Licht ertheilen wird. Die Vorrede giebt eine Nachricht von der Veranlaſſung, welche dem Herrn Prof. Reiske zu Uebernehmung dieſer Arbeit iſt gegeben worden, von der Geſchichte des Theocritiſchen Textes, den vornehmſten Ausgaben und von dem, was in gegenwärtiger geleiſtet iſt. Die Verbindlichkeit, welche das Publicum dem Herrn Profeſſor Reiske für dasjenige, was er bey dieſer Ausgabe leiſtet, hat, iſt um deſto größer, je zu wenigern er ſelbſt ſich dabey verbindlich gemacht hatte. Denn er hatte blos die Correctur des griechiſchen Textes bey der neu veranſtalteten Ausgabe des Theocrits übernommen, ward aber gleich anfangs durch die fehlerhafte Leßart auf den Entſchluß geführt, die ältern Ausgaben zu vergleichen und die Quellen aufzuſuchen, aus welchen der Text in ſeiner gegenwärtigen

tigen Geſtalt gefloſſen iſt. Eine ſolche Bemü-
hung charakteriſirt uns ſogleich einen Mann von
mehr als gemeiner Einſicht und macht dasjenige
eigentlich aus, was die Hauptpflicht und erſte
Sorgfalt eines Herausgebers fremder, beſon-
ders alter Schriften ſeyn muß; die übrigen Be-
mühungen aber ſind von geringen Werthe.
Herr Prof. Reiske fand, daß ſeit dem Henricus
Stephanus der Text in keiner Ausgabe eine be-
trächtliche Veränderung erlitten, von dieſem ge-
lehrten und ſcharfſinnigen Manne aber, wie alle
ſeine Ausgaben, durch zu viele willkührliche Ver-
beſſerungen eine Geſtalt erhalten habe, welche
in vielen von den ältern Ausgaben und Hand-
ſchriften abwiche S. XXI.

Der Herr Prof. hat die zweyte Ausgabe von
1504, 12. nicht bey der Hand gehabt: wir kön-
nen von dieſer gedenken, daß Stephanus in der-
ſelben, ſelbſt ſeiner Anzeige in der Vorrede und
in den Annotationen nach, in ſeinen Verbeſſe-
rungen noch weiter gegangen iſt. Er verglich
ſorgfältig die Aldiniſche und Römiſche Ausga-
be, denn die Juntiniſche hatte er nicht bey der
Hand, und die beyden Ausgaben zu Venedig
1539. und 1543. beyde mit den Scholien, ſind
bloſe fehlerhafte Abdrücke der Römiſchen. S.
XV, und f.

Die

Die Aldiniſche Ausgabe iſt von 1495. Allein an dieſer bemerkte Herr Prof. Reiske einen ganz beſondern Umſtand: er hatte drey Exemplarien davon bey ſich und fand daß zwey derſelben miteinander genau überein kamen, das dritte aber, ohngeachtet es von eben dem Jahre, und ſonſt in allen mit jenem einerley war, von S. 78. an die größte Verſchiedenheit im Drucke und Texte äußert und von einer ganz andern Urſchrift abgedruckt zu ſeyn ſcheinet, wie der H. Prof. ausführlich S. VIII. u. f. erzählt. Doch eben dieſe Verſchiedenheit der Exemplarien dieſer Ausgabe hat bereits Maittaire in Annal. typogr. T. I. P. I. pag. 80. 81. angemerkt, welcher hierbey zu vergleichen iſt. Er beſchreibt hierauf die Römiſche Ausgabe vom Zacharias Calliergus 1516. welche ſelbſt bey der Stephaniſchen zum Grunde gelegt worden zu ſeyn ſcheinet, giebt eine kurze Anzeige der übrigen Ausgaben, die er bey der Hand gehabt hat, fügt eine rühmliche und dankbare Erwähnung des ſeligen Dorville und deſſen bey, was man von einer Ausgabe durch ihn zu hoffen gehabt haben würde, und erzählt umſtändlich, was er bey gegenwärtiger Ausgabe geleiſtet habe, und was der Innhalt der Animadverſionum Theocritearum ſeyn werde. Von der Handſchrifft auf der Leipziger

Raths-

Raths⸗Bibliothek iſt S. XXXVIII. hinlängliche Nachricht eingeſchaltet. Was die griechiſchen Scholien anlanget, ſo hat der Herr Prof. Reiske eben keinen vortheilhaften Begriff von denſelben, und er benachrichtiget uns, daß er nur zufälliger Weiſe einige Aufmerkſamkeit auf ſie verwendet habe, wiewohl er aus der Römiſchen Ausgabe Scholien über die Idyll. XVIII. beygefüget hat, welche in allen den folgenden Ausgaben auſſengelaſſen worden waren. Wir bedauern, daß er ſich nicht hat entſchließen können, die gewöhnliche lateiniſche Ueberſetzung ganz umgeſchmolzen beyzufügen. Bey dem veränderten Texte und bey den unzähligen fehlerhaften und ungereimten Stellen, die ſie enthält, iſt ſie ſo gut, als nicht zu gebrauchen. Indeſſen wird das eine Buch der Animadverſionen auf Ausbeſſerung derſelben verwendet werden. Noch iſt zu gedenken, daß die Epigrammata des Theocrits noch mit einem bereichert ſind, das Sylburg aus einer Pfälzer Handſchrift abgeſchrieben und Grävius über den Heſiodus v. 619. Εργ. hatte drucken laſſen. Auch iſt ein neues Fragment aus Theocrits Berenice angehängt, welches Athenäus VII. B. S. 284. aufbehalten hat.

Theocriti reliquiae utroque ſermone cum ſcholiis graecis et commentariis integris Henr. Stephani, Ioſ. Scaligeri et Iſ. Caſauboni. Curavit hanc editionem, graeca ad optimos codices emendavit, *librum animadverſionum*, indicemque verborum Theocriteorum addidit, *Io. Iac. Reiske*. Tomus ſecundus. Viennae et Lipſiae, ſumtus erogavit Io. Fr. Iahn, 1766. Klein 4. 332. S. mit 16. S. Zuſchrift an die Herren Meermann, Valkenar, und Abr. Gronov, und Vorrede; und noch 1. Alp. 14. Bog. Index.

Der erſte Band dieſer Ausgabe iſt zu ſeiner Zeit angezeigt worden, II. B. II. St. S. 215. f. Wir verweiſen alſo wegen Einrichtung der Ausgabe und des Textes, dahin. Man wird auf dem Titel gleich, wenn man ihn gegen den vom erſten Bande hält, eine Veränderung des Entwurfs bemerken; ſtatt drey Bücher Anmerkungen, folgt hier nur eins: das zweyte war zu Verbeſſerung der lateiniſchen Ueberſetzung, und das dritte für die Scholien beſtimmt. Wäre der Plan vom Anfang beſſer gemacht worden, (allein dieß iſt Hrn. R. nicht zur Laſt zu legen; und dem Herrn Verleger wollen

len wir es verzeihen, da er wenigſtens Veranlaſſung gegeben hat, daß wir etwas beſſers als einen bloſen Abdruck der Londner Ausgabe erhalten haben;) wäre aber der Plan gleich Anfangs ſo gemacht worden, daß man die Uebersetzung gar weggelaſſen, oder neu ausgearbeitet beygefügt hätte, ſo wäre jenes Buch völlig weggefallen, aber das dritte iſt auf keine Weiſe zu entbehren. Die Scholien ſollten bey einer ſolchen Ausgabe uns nicht vorenthalten werden, und der Verleger bleibt ſie dem Publikum noch ſchuldig.

Wir wollen uns bey den, bereits auf dem Titel angegebnen Anmerkungen und Commentarien andrer Gelehrten, die in dieſem Band voran ſtehen, nicht aufhalten. Voraus gehen zwar noch die in andern Ausgaben auch noch befindlichen kleinen Aufſätze von unbekannten griechiſchen Gramatickern über Theocrits Leben, das Hirtengedicht ꝛc. ein Auszug aus Montfaucons Bibliotheca Bibliothecarum von den Handſchriften vom Theocrit; die vom Xylander ſupplirten griechiſchen Scholien über Idyll, S. 9. u. f. auch einige Scholien aus einem Commeliniſchen Exemplar, das Hr. R. aus der Weimariſchen Bibliotheck erhalten hatte, an deſſen Rande ſowohl dieſe Scholien, als einige Verbeſſerun-

rungen und Leſarten aus der Handſchrift eines Nic. Stape und aus einer andern Handſchrift F. V. bezeichnet, von einer unbekannten Hand beygeſchrieben waren. Doch wir eilen zu Herrn D. Reiske eignen Animadverſionen. Die Hülfsmittel, welche er zur Hand gehabt hat, haben wir zum Theil ſchon bey Gelegenheit des erſten Bandes angeführt. Das Vorzüglichſte iſt die aldimiſche Ausgabe von 1495. nach ihren zweyfachen Abdrücken; denn von der römiſchen des Zach. Calliergus iſt die Stephaniſche abgedruckt, und die beyden venetianiſchen 1539. und 1543. haben keinen kritiſchen Werth. Auch iſt die Brubachiſche und Commeliniſche noch verglichen. Ferner ſind noch gebraucht die Leipziger Handſchriften, deren beym erſten Band gedacht worden iſt; Leſarten aus vier Handſchriften zu Florenz, durch Hrn. Abr. Gronov überſchickt, und die Leſarten aus dem nur erwähnten Weimariſchen Exemplar. Man wird ſagen, dieß thue der Aufſchrift noch keine Genüge: graeca ad optimos codd. emendavit; doch die vortrefliche aldiniſche Ausgabe iſt auch mit darunter zu rechnen; und außerdem ſind dieſes die beſten Handſchriften, aus welchen wir zur Zeit Leſarten haben. Daß Herr R. die übrigen kritiſchen Hülfsmittel und Vorräthe aus Scholiaſten,

Gloſſa

Gloſſarien, Anführungen in alten und Verbeſſerungen in neuen kritiſchen Schriften gebraucht hat, verſteht ſich von einem Manne, der bey dieſer Kritik grau wird, von ſich ſelbſt; und von Hrn. R. erwartet man auch ohne unſre Erinnerung ſcharfſinnige Verbeſſerungen und freye Muthmaſſungen. So wenig unterhaltend auch einzelne Beyſpiele dieſer Art auſſerhalb dem Zuſammenhang ſind, ſo wollen wir doch einem Theil unſrer Leſer zu Gefallen einige der vorzüglichern von der leztern Art anführen, und nur vorher anmerken, daß gleich Anfangs eine neue Erklärung des Worts Idylle gegeben wird, daß es ein witziges, artiges, Gedicht, und überhaupt einen feinen Einfall bedeute. In einem Fragment des Callimach. S. 577 der neuſt. Ausg., welches hier ſchön ergänzt wird: και τοσον οφθαλμοι γαρ απευθεες, ὁσσον ακουη (vermuthlich hat Hr. R. ſo ſchreiben wollen, und nicht ακοη) Ειδυλλις der Etymologus M. erklärt es επιστημων, ευδυια; wir ſprechen ein ſcharf Gehör. Hingegen die Verbeſſerung oder Muthmaſſung im 1. V. der erſten Idyll. Ἁδυ τι τοι ſtatt το ψ, würden wir nicht gelten laſſen, denn το ψιθυρισμα και ἁ πιτυς ſtehen im Verhältniß. Idyll. 1, 102. wird die beſſre Leſart: ἀλιος und δεδυκει wieder eingenommen. Dürfte aber nicht auch beſſer ſeyn, die

Parentheſis blos auf die beyden Worte: Φρασδει παντ' einzuſchränken? Doch wir wollen uns blos auf die in dem Text eingenommenen Leſarten einſchränken. Idyll. 5, 39. 40 Και ποκ' εγω παρα τευ τι μαθων καλον, η και ακουσας, Μεμναμ'; was kann ich mich wohl erinnern Gutes von dir gehört zu haben? Herr Reiske verbeſſert: τι μαθον καλον η και ακουσα; Μεμνα μ' erinnere es mich; ſo daß μεμναν ein eignes Wort ſey, einen an etwas erinnern. Idill 7, 1. vermuthet er, daß εγω και Θεοκριτος zu leſen, und das Gedicht nicht vom Theocrit, ſondern dem Simichidas aus Cos ſey. Idill. 7, 112. wo der Hirt dem Pan droht, müſſeſt du in dem ſtärkſten Winter auf den thraziſchen Gebürgen ſtehen, εβρον παρ' ποταμον τετραμμενος, εγγυθεν αρτλου. Man könnte es auf die kalte Luft ziehen, die ordentlicherweiſe an großen Strömen empfindlicher wird. Hr. R. hat geändert πεπραμένος, verkauft, es wird ſich nun noch fragen, ob die Proſodie und der Dialect des Dichters nichts dabey zu erinnern hat. Id, 9, 13. lißt Herr R. recht gut: ὁσσον ερων το nemlich μελεδαινεις. Idill. 13, 24. das Schiff Argo ſetzte durch die Symplegaten durch. Αλλα διεξαυξε βαθυν δ' εσεδραμε Φασιν, Αιετος ὡς, μεγα λαιτμα. Letztere beyde Worte verſteht man von dem Meer, und nimmt

eine kleine Verſetzung der Worte im Dichter an, die ſich auch ſonſt zu finden pflegt. Herr R. hat abdrucken laſſen: Αιετος ὡς μεγαλαιχμος, der große Klauen hat; wir wiſſen nicht, ob der Sprachgebrauch αιχμη in dieſem Verſtande beſtättiget. Id. 14, 1. αλλα τοι αυτῳ nemlich λεγω τοδε, το χαιρειν. Herr R. verbeſſert im Text τι αυτον nemlich βουλομαι χαιρειν. Id. 14, 36. εξω απωχετο θασσον. Bequemer wäre freylich in gebietender Art: αποιχεο. So iſt auch in dem Text eingerückt. In den Anmerk. wünſchet Hr. R. lieber απωκε τυ geſetzt zu haben; Nur iſt dieß ein Wort, das bloß nach der Analogie von διωκω gemacht iſt. Wie aber, wenn das Stammwort von dieſem διω iſt? Id. 17, 122. in der etwas ſchweren Stelle, weil ſie ſich auf einen ſprüchwörtlichen Ausdruck zu beziehen ſcheint, der uns nicht ganz deutlich iſt: Μουνος ὁδε προτερων τοκεων ετι θερμα κονιη Στειβομενος καθυπερθε, ποδων εκμασσεται ιχνη, vielleicht in dem Verſtand: er, Ptolemäus, deſſen kindliche Liebe gegen ſeine Eltern geprieſen wird, iſt der erſte unter den bisher lebenden, welcher die noch friſchen Fußtapfen ſeiner Eltern, indem er in dieſelben tritt, nicht austritt, ſondern Abdrücke davon macht. Er hat ihnen koſtbare Tempel aufgeführt ſ. f. Hr. R. ſetzt ſtatt ετι, αν ſei-

nen Eltern, den einzigen unter allen Eltern, deren Staub die Abdrücke der darüber Wandelnder annimmt, hat er Tempel aufgeführt. — Aber ſchon längſt eilen unſre Leſer über dieß Blatt weg. Gut, wir wollen nur noch ſagen, daß viele Gelehrſamkeit durch dieſe Anmerkungen verbreitet, und vielen Stellen durch eine beßre Lesart, beßre Erklärung, Veränderung der vorangeſchriebnen redenden Perſonen und der Interpunktion Licht verſchaft iſt.

Notae & emendationes in Theocritum. Accedit ſpecimen emendationum in ſcriptores Arabicos. Scripſit Io. Bernh. Koehler, Philoſ. et Hiſtor. P. P. E. in Acad. Kilon. Lübeck, bey Schmidt und Donat. 1767. 8. 139. S.

Eine klaßiſche Ausgabe des Theokrit fehlt uns immer noch; und noch ſo viel Stellen in dieſem Dichter ſind theils dunkel unverſtändlich, theils verſtümmelt und unrichtig, daß man Gelegenheit genug darinnen findet, ſich in der Kunſt, kritiſch zu rathen, zu üben. Nur muß man das Handwerk, alte Schriftſteller zu verbeſſern, nie ſo treiben, daß man ſich bey einer verdorbnen Stelle hinſetzt, und durch tauſenderley Verſuche eine Verbeſſerung erkünſteln will.

Der

Der erſte Blick des Auges iſt entſcheidend, oder ein glücklicher Zufall muß uns den Einfall in den Weg werfen. Nur iſt allerdings für einem Mann von Genie und von großer Sprachkunde und Beleſenheit dieſer Blick ſchärfer, und der Zufall häufiger, als auſſerdem möglich iſt. Sonſt bleibt wohl ausgemacht: ein erjagter witziger Einfall, und eine aufgetriebne kritiſche Verbeſſerung können beyde nur dem Jäger ein Vergnügen machen. Der Hr. Pr. K. trägt hier eine Menge Verbeſſerungen vor, in welchen man ſchöne Sprachkunde und viele Beleſenheit bemerket; aber auch ſehr oft wahrnimmt, daß er und die Verbeſſerung einander ſehr lange mögen geſucht haben. Gleichwol ſind einige, beſonders im Scholiaſten ſehr glücklich gerathen; auch einige Stellen in andern Schrifrſtellern, wo die Beleſenheit den Hrn. Prof. unterſtützt hat, wohl ausgefallen; ſo auch in drey bis vier Epigrammen des Strato: doch der ganzen Sammlung würde ein Mann, der griechiſche Kritick verſtünde, von einem Ende bis zum andern, mit leichter Mühe eine ganz andre Geſtalt geben; und was Hr. P. K. S. 58. ſagt, iſt gar keine Prahlhaftigkeit. Noch höher ſchätzt man des Verfaſſers Gelehrſamkeit (und in Rückſicht auf dieſe überſchlägt man die deutſche Ueberſe-

zung der drey Idillen des Theocrit,) bey Einſicht der angehängten Probe von Verbeſſerungen in dem Stücke aus den Jahrbüchern des Abulfeda, (welches das Leben Muhammeds begreift, das Gagnier ſo ſchlecht überſetzt hat) ingleichen in dem vom Schultens excerpirten Stücke von Saladins Leben, in dem Behaddin und im Elmakin: und man wünſchet den Verfaſſer an einem Ort und unter der erforderlichen Aufmunterung zu ſehen, wo er alles das leiſten könnte, was in der arabiſchen Litteratur ſeine weitläuftige Gelehrſamkeit dem Publiko verſpricht. Man kann ſich einer Art von Unwillen nicht enthalten, wenn man ſieht, wie weit wir in einem ſo edlen Theil der Litteratur, als die arabiſche iſt, noch zurück ſind, wo doch mit ſo leichter Mühe auf jedem Schritte Lorbeern einzuernden ſind; man darf nur die aufgeklärte Kritik, die verbeſſerte Sprachkunde und die erweiterten hiſtoriſchen und geographiſchen Einſichten unſrer Zeit in dieſelbe übertragen. Hr. Pr. Köhler verbindet auf eine vorzügliche Weiſe die alte römiſche und griechiſche Litteratur mit der arabiſchen; und was könnte bey einiger Aufmunterung, ein Mann mit ſo vielem guten Willen und Eifer nicht leiſten!

Io. Iacobi Reiske, Animadverſionum ad graecos Auctores volumen quintum, quo Libanius, Artemidorus et Callimachus pertractantur. Accedunt ejusdem praefatio ad ſua polybiana et epiſtola ad Offelium V. C. de nova editione Demoſthenis, item Guil. Canteri curae ſecundae ad Ariſtidem. Lipſiae, literis Loeperiis, 1766. 816. Seiten in 8.

Wer die vorhergehenden Bände dieſer Anmerkungen über griechiſche Schriftſteller kennt, der wird auch bereits von den Grundſätzen, welchen Hr. Reiske bey ſeinen kritiſchen Unterſuchungen, die ſich bloß auf Leſarten und Worte einſchränken, folget, unterrichtet ſeyn. Da wir aber jetzt das erſtemal in unſerer Bibliothek von dieſen kritiſchen Schriften reden, werden unſere Leſer mit Recht die Entwickelung und Beurtheilung ſeiner Methode von uns erwarten. Zwar führet Herr Reiske in dieſem ganzen Bande eine ſo ſcioppiſche Sprache, und begegnet allen Kunſtrichtern, auch den billigſten und ſanftmüthigſten, auf eine ſo hitzige und unanſtändige Art, daß man ſich faſt fürchten ſollte, ſeine Meynung von dieſem Buche zu ſagen.

Wenn er von den Tadlern ſeiner Ueberſetzung des Demoſthenes redet, und ſie homines bellulos, facetulos, delicatulos, qui ad verbum quodque ipſis inauditum, quodque ideo pro ſapientia ſua putant de trivio arreptum, nauſeant, (S. 816.) nennet; wenn er ihnen ſo gar zuruft: credant mihi, tam parum germanice callent, quam graece, et de germanica mea dictione perinde atque coeci de coloribus judicant, cenſores vitio creati, quos contemno et rideo: ſo können ſie ſich immer noch freuen, in Vergleichung anderer ehrlichen Leute ſo gelinde beurtheilt worden zu ſeyn. Diejenigen, welche ſich nicht überwinden konnten, ernſthaft zu bleiben, als der Herr Rector ſeiner lieben Ehegattinn die Proben der arabiſchen Dichtkunſt an ihrem Geburtstage überreichte, und im Angeſichte des Publikums unter andern verbindlichen Complimenten auch ſagte: es iſt hier der Ort nicht, Ihnen Liebeserklärungen zu thun. Dieſes iſt ſchon zur Genüge geſchehen, und geſchieht auch noch immer an einem Orte, wo niemand auſſer dem wachſamen Auge der göttlichen Allgegenwart uns zuſieht: Dieſe alſo empfangen hier den Lohn für ihr ſchalkhaftes Lächeln. Sie heiſſen: homines deteſtabiles, qui odio, impudentia, ſcurrilitate, calumniandi

niandi et mentiendi dira et furioſa libidine famam quamcumque expugnant, und eben dieſelben ſind ſo wie alle neue Kunſtrichter, (S. 13.) importuni, cupidi, inanes, iniqui, indocti, de rebus haud exploratis cum ſupercilio, temere, imperite et ridicule garrientes. So furchtſam aber auch dieſe kritiſche Litaney klingt, ſo wenig iſt der Verf. vielleicht Willens geweſen, unhöflich zu ſeyn. Daß er von der guten Lebensart ganz beſondere und von den übrigen Menſchen verſchiedene Begriffe habe, zeigt ſeine Demoſtheniſche Ueberſetzung ſehr deutlich. Ein Mann, welcher dem Macedoniſchen Könige und andern angeſehnen Männern Griechenlandes ſolche Ehrentittel beylegt, als man unter dem allerniedrigſten Pöbel Deutſchlandes hört, und deren gröſter Theil einem Manne von Erziehung und Lebensart völlig unbekannt iſt, ſollte der im Ernſt Grobheiten ſagen wollen, wenn er in eben der Sprache mit ſeinen Collegen redet? — Doch wir kommen auf die Kritik des Verfaſſers zurück.

Den ſehr wahren Satz, daß durch die Unwiſſenheit der Abſchreiber ſich viele Fehler in Schriften der alten Autoren eingeſchlichen haben, dehnt Hr. R. ſo weit aus, daß er faſt keine Zeile für frey von Schreibfehlern hält. Wah-

re Kunſtrichter ſuchen dieſen Unvollkommenheiten durch eine ſorgfältige Vergleichung der Handſchriften abzuhelfen, und man kennet die Regeln, welche ſie hierbey beobachten. Eine der vornehmſten iſt dieſe, daß man ohne durch das Anſehen einer Handſchrift berechtiget zu ſeyn nichts in dem Texte des Schriftſtellers ändern dürfe.

Von dieſer wahren Methode ſind einige Critici, und vornehmlich Herr Reiske, abgewichen, und was jene durch Handſchriften thun, haben dieſe durch Muthmaſſungen auszurichten gewagt. Vielleicht ſchreckt ſie jene ſehr mühſame und langwierige Vergleichung ab: vielleicht ſuchen ſie auch hierdurch ſich den Ruhm eines erfinderiſchen Geiſtes zu erwerben. So lang ſie ſich damit begnügen, daß ſie ihre Muthmaſſungen in Anmerkungen oder beſondern Schriften vortragen, kann man ihnen dieſes Vergnügen noch gönnen. Man ſieht hieraus wenigſtens ihre Kenntniß der Sprache: man iſt ſo lange damit zufrieden, bis ein glücklicher Zufall die wahre Leſart wieder herſtellt. Allein, wenn kühne Kunſtrichter es wagen, nach ihren Muthmaſſungen den Text des Schriftſtellers zu ändern, wegzulaſſen, und hinzuſetzen, (und Herr Reiske hat dieſes nicht allein in der zweyten Ausgabe des

Burmanniſchen Petrons gethan, ſondern auch auf eben dieſe Art neulich den Theocrit verunſtaltet,) ſo verdienen ſie alle den Tadel, welchen der ältere Burmann in ſeiner bekannten Vorrede zum Phaeder über dieſe Art der Kritick ausſchüttet.

Die fünf Bände Animadverſiones ad graecos auctores, welche Herr R. herausgegeben, enthalten eine große Anzahl Muthmaſſungen, welche ihm beym Leſen der Schriftſteller ſcheinen eingefallen zu ſeyn, und wodurch er Stellen, die er für verderbt anſieht, zu verbeſſern wagt. Es ſcheint, als ob er dieſelben bloß ſo hat abdrucken laſſen, wie er ſie auf dem Rande ſeiner Editionen angemerkt hatte. Denn er giebt keine Urſachen ſeiner Veränderungen an, und ſehr ſelten unterſtüzt er ſie mit Gründen oder Beyſpielen. Der Buchſtabe F. oder L. (forte lege.) muß hier alles übrige verrichten. Bisweilen erklärt auch der Verf. Stellen, die er für dunkel hält. Aber auch dieſes geſchieht auf eine ſehr trockne und kurze Art, welche nur ſehr ſelten Spuhren der Beleſenheit, die wir ſonſt dem Verf. nicht abſprechen, zurückläßt.

Der erſte Theil dieſes Bandes von S. 3. bis S. 584. gehet die Rede des Libanius an, wobey der Verf. die Pariſiſche Ausgaabe des

Morell

Morell zum Grunde gelegt hat. Er iſt zugleich die Reden, welche nach der Zeit vom Jacob Gothofredus, Joh. Albr. Fabricius und Anton Bongiovanni herausgegeben worden, durchgegangen. Von den Briefen des Libanius urtheilt Herr R. ſehr geringe. Er glaubt, daß man wenig Nutzen zur Aufklärung der Geſchichte damaliger Zeiten aus ihnen ziehen könne. Allein uns dünkt, daß, was der Verf. von einigen ſagt, nicht überhaupt von allen geſagt werden könne. Ueberhaupt iſt dem Verf. dasjenige unbekannt geweſen, was der ehemalige Profeſſor in Wittenberg, Joh. Wilhelm Berger, über das Leben des Libanius geſchrieben hat. Es beſtehet daſſelbe aus ſechs Diſputationen, welche unter dem Titel de Libanio in den Jahren 1696. 98. herausgekommen ſind. —

Der zweyte Theil von S. 583-624. enthält Anmerkungen, welche Wilhelm Canter auf dem Rand der Juntiniſchen Edition des Ariſtides geſchrieben hatte. Von S. 625-722. folgen Hrn. R. eigene Muthmaſſungen über den Artemidorus nach des Rigaltii Ausgabe. Dieſen ſind von S. 723-726. Anmerkungen über den Callimachus beygefügt. Beyſpiele hievon zu geben, oder die Muthmaſſungen des Verf. zu prüfen, würde für den größten Theil unſerer

Leſer

Leſer ermüdend und unnütz ſeyn. Wir geſtehn Hn. R. ſehr gerne ein glückliches Gedächtniß zu, welches eine Menge unzähliger Wörter behält und bey jeder Gelegenheit ihm die gefälligſten Dienſte erzeigt. Wir ſetzen hinzu, daß, wer die Geduld hat, einige Bogen dieſer trocknen Anmerkungen durchzuleſen, bisweilen einige glückliche und wahrſcheinliche Verbeſſerungen antreffen werde. Allein dieſe verlieren ſich faſt unter der großen Anzahl der Muthmaſſungen, welche der Verf. ohne Noth gewagt hat. Es verlohnt ſich auch um deswillen nicht der Mühe, unſern Leſern mühſame Unterſuchungen vorzulegen, weil Hr. R. gemeiniglich nach einigen Jahren den größten Theil derer Verbeſſerungen zu widerrufen und auszuſtr eichen pflegt, welche er zuvor den alten Schriftſtellern mit großer Hitze hat aufdringen wollen. Von S. 757-802. ſteht Herrn Reiskens praefatio ad ſua Polybianon, deren Inhalt ſehr mannichfaltig iſt, und wie man leicht von dem Verf. vermuthen kann, vieles ohne Ordnung und bisweilen ohne Ueberlegung (Hr. R. wird es uns deſto eher glauben, da, wie er ſelbſt erzählt, Herr Erneſti ihm gerathen, einige Stellen wegzulaſſen) niedergeſchriebenes in ſich faßt. Wenn wir die einem Reiske eigenen Epiſoden übergehen, ſo betrift das übrige

theils

theils den Polybius, deſſen Genie, Charakter und Schreibart er zu ſchildern übernimmt, S. 764. f.) theils die Ausleger und Erklärer dieſes Schrifrſtellers: S. 767. f.) hieher glaubt er auch einigermaſſen den Livius rechnen zu können, über welchen er, ſeiner Gewohnheit nach, ein hartes Urtheil fällt; denn Livius iſt in unſers Verf. Augen, welchem bey dergleichen Gelegenheit der Mangel an Worten niemals beſchwerlich wird; incurius, ſupinus, infidus et mendax, teſtis improbus, auctori ſuo diſſimilis atque diſſidens — poſtrema primis permutat et miſcet, alia neceſſaria excludit, alia de ſuo affingit: — ut haud raro dubites, ſatin linguae latinae calens fuerit. (S. 768.) Der letztere Theil dieſes Urtheils wird ohnſtreitig alle befremden, welche wiſſen, daß Hr. R. ſelbſt eine ſehr mittelmäßige lateiniſche Schreibart in ſeinen Schriften zeige, und hiermit das offenherzige Geſtändniß deſſelben S. 787. vergleichen: Venio ad latinam Caſauboni interpretationem, de qua fateor me judicem ſedere idoneum non poſſe: (iſt es aber ſchwerer, des Caſaubons Schreibart zu beurtheilen, als des Livius, und ſollte man nicht in Anſehung des letztern eben die Behutſamkeit beobachten, die man dem

Ma-

Namen des erſten glaubt ſchuldig zu ſeyn?) cum quod parum latine calleo, non ſatis quidem latine, ut ex aequo et vero conſtituere judicium de Caſauboni latinitate queam. Sero adjicere animum ad latinae linguae culturam cepi, cum mens jam occalluiſſet et occupata ſtudiis eſſet aliis. Was ſollen wir aber nach dieſem Geſtändniſſe von dem Verſprechen urtheilen, wodurch ſich Herr R. verbindlich macht, Anmerkungen über den Cicero herauszugeben? — Luſtig iſt übrigens die Erzählung S. 799. f. von den Bemühungen, die der Verf. ſich eine zeitlang gegeben, Beleſenheit bey ſeinen Anmerkungen zu zeigen. — Endlich kommen wir auf den angehängten Brief an den Herrn Bibliothekar Oeffel in München. Zwey Theile derſelben kann man überſchlagen, ohne daß man etwas dadurch verliert. Denn theils klagt Hr. R. über die Mißgunſt einiger Bibliothekare, theils zankt er (denn wir können es nicht anders nennen) mit den Tadlern ſeiner deutſchen Schreibart. Das übrige betrift ſeinen Entſchluß, eine neue Ausgabe des Demoſthenes zu veranſtalten. Er verſpricht den Gelehrten viel von der Vergleichung der Bayeriſchen Handſchrift, welche im 12. oder 13. Jahrhunderte verfertiget worden. Den Text wird

er

er von der pariſiſchen Ausgabe abdrucken laſſen, wo wir geſtehen, daß uns die Worte: textum infinitis locis a me emendatum reddam: nicht wenig erſchreckt haben. Denn wir erinnerten uns an die gleichfalls unzähligen Aenderungen, welche Hr. R. im Petron vorgenommen. Eine lateiniſche Ueberſetzung und des Ulpians Erklärungen iſt er nicht Willens beyzufügen. Unter den Text wird er ſeine eigene und die Tayloriſchen Anmerkungen ſetzen. Dem Demoſthenes will er den Aeſchines, Lyſias und die übrigen zehn kleinern Rednern anhangen. Brauchbare Regiſter und des Harpocrations Lexicon werden das beſchlieſſen. — Wir wünſchen aufrichtig, daß Hr. R. andere gelehrte Männer hierbey zu Rathe ziehe, ihre Erinnerungen gelaſſen anhöre und nutze. Uns iſt bey dem entworfenen Plane zweyerley bedenklich vorgekommen. Ohne Ulpians Commentarien, welche die Empfehlung des Alterthums für ſich haben, und nicht wenig gute Erläuterungen enthalten, wird dieſe Ausgabe des Demoſthenes allezeit unvollſtändig bleiben. Ferner kann dem Hrn. Verf. nicht unbekannt ſeyn, daß die Bemühungen eines Herausgebers und Kunſtrichters eben ſo wenig bloß auf die Beurtheilung der Leſarten gerichtet ſeyn müſſen, als der Nutzen und Werth ſeiner Arbeit

von

von der groſſen Anzahl willkührlicher Muthmaſſungen abhängt. Demoſthenes erfordert einen Ausleger, welcher die griechiſchen Alterthümer wohl inne hat, und keine geringe Erkenntniß des griechiſchen Rechts beſitzt. Stellen, welche hierher gehören, einem großen Theile der Leſer ſind dunkel, und es iſt eines Herausgebers Pflicht, durch die Erklärungen dieſer Stellen, welche jeder Kunſtrichter leicht von unnöthigen Ausſchweifungen unterſcheidet, für ſeine Leſer zu ſorgen. Dahero haben uns folgende Worte des Verf. Antiquitatum, quas appellant, enucleandarum ero negligentior et parcior, gar nicht gefallen.

Demoſthenis und Aeſchinis Reden, verdeutſchet und mit den nöthigen Anmerkungen erläutert, von D. Joh. Jac. Reisken Erſter Band. Lemgo, in der Meyeriſchen Buchh. 1764. gr. 8. 534. Seiten.

Dieſe Ueberſetzung iſt bereits von einer Seite bekannt, von welcher wir wohl wünſchten, daß ſie weniger in die Augen fallen möchte. Die pöbelhafte und oft niederträchtige Sprache, in welcher hier der edelſte, der erhabenſte und eleganteſte unter allen Rednern ſich im Deutſchen ausdrucken muß, beleidiget auch ein eben

eben nicht ſo feines Ohr viel zu ſehr, als daß nicht dieſer weſentliche Fehler der Ueberſetzung ſogleich hätte bemerkt werden ſollen. Aber eben um deswillen gedenken wir uns am wenigſten dabey aufzuhalten, oder neue Pfeile gegen den Herrn Ueberſetzer abzudrücken. Uns deucht ohnedem, daß dieß eine ſehr mittelmäßige Gattung des Witzes iſt, welche da angebracht wird, wo jeder Witz hat. Wir wollen ſtatt deſſen einige der übrigen Eigenſchaften dieſer Ueberſetzung aufſuchen. Es wird dem Herrn Verfaſſer derſelben wohl niemand eine weitläuftige Beleſenheit und gründliche Kenntniß der griechiſchen Litteratur ſtreitig machen. Dieſe Betrachtung und die Rückſicht auf ſeine große Gelehrſamkeit, ſollte billig den Tadel, der ſeinen Ueberſetzungen eignen Fehler, ein wenig mildern. Eben dieſe Kenntniß der griechiſchen Litteratur läßt uns ſicher vermuthen, daß er den Verſtand ſeines Originals vollkommen eingeſehen habe. Er hat gewiß auch, wenigſtens aus den Zeugniſſen und Kritiken der Alten, gewußt, daß ein Hauptzug zum Charakter des Demoſthenes das Kurze, Gedrungene, und Abgemeſſene iſt; des Anſtands, der Eleganz, des Erhabenen, das ihm eigen iſt, nicht zu gedenken. Gleichwohl hat ihn theils ein nicht genug gereinigter Geſchmack,

Geſchmack, theils unrichtige Begriffe von de Natur und dem Charackter unſrer Sprache und ein falſch angenommener Grundſatz, wie es ſcheint, verleitet, den Demoſthenes nach allen ſeinen Zügen zu verſtellen, und ihn auch nicht einmal allezeit nach ſeinem Sinn auszudrücken. Nämlich bey Beurtheilung der Reinigkeit einer Ueberſetzung, nimmt man an, dasjenige ſey nur gut deutſch überſetzt, was ſo ausgedrückt ſey, wie ſich ein Menſch, der bloß deutſch ſpricht, ausgedrücket haben würde. Dieſe Regel hat allerdings viel Wahres, und verdienet beſonders gegen diejenigen Herren, welche Franzöſiſch-deutſch ſchreiben, erwähnet zu werden. Allein jede Sprache, die cultivirt iſt, fällt anders in das Gehör, wenn ſie ein Bauer redet, anders, wenn ſich ein Schriftſteller, ein Redner, ein Mann von Stande, von Erziehung, darinnen ausdrücket. Es iſt ein Unglück für die unſerige, daß die verſchiedene Arten und Charaktere, darinnen noch nicht genug beſtimmt ſind; es iſt auch gewiß, daß in unſrer gemeinen Sprache viele Worte, Ausdrücke und Sprüchwörter ungemein nachdrücklich, weit bedeutender und ſtärker ſind, als was man in der feinern Sprache an deſſen Stelle ſetzen kann; allein es gehört viel Kunſt und ein geübtes Gefühl dazu, um als

 Schrift-

Schriftſteller dieſelben ohne Anſtoß gebrauchen zu können. Der Herr D. R. hat nicht einmal die Nothwendigkeit vor ſich gehabt, in des Pöbels Sprache den deutſchen Demoſthenes reden zu laſſen, weil er ſonſt ſich nicht ſtark genug ausgedruckt hätte; nein, ein gewiſſes Vergnügen, das ſich nicht beſtimmen läßt, hat ihn oft hingeriſſen, ſprüchwörtliche Ausdrücke auf Ausdrücke, Schimpfworte auf Schimpfworte zu häufen, wo der Grundtext nichts weniger verlanget, als dieß. Wir wollen zum Beyſpiel den Anfang der erſten Olynthiſchen Rede durchgehen: „Männer von Athen„ warum dieß? und nicht, Athenienſer? „ich weis es, ihr würdet viel Geld darum geben, wann euch jemand wieſe, was bey der Angelegenheit, darüber ihr euch jetzo berathet, für euch zu thun ſtehe und was dem Staate am zuträglichſten ſey:„ alles dieß heißt im Grichiſchen: εἰ φανερὸν γένοιτο τὸ μέλλον συνοίσειν τῇ πόλει, περὶ ὧν νυνὶ σκοπεῖτε. Gleichwohl wird noch hinzugefüget: „Eine Belehrung, worinn euer eigner Vortheil beſtehe, würde euch lieber ſeyn, als vieles Geld.„ Dergleichen Erklärungen können beym Unterricht der Jugend, der man einen Schriftſteller erkläret, mit Vortheil vervielfältiget werden; aber nicht in einer Ueberſetzung. Οὐ γὰρ μόνον, εἴτι —|τοῦτ' ἂν ἀκούσαντες

λάβοιτε

λάβοντι. Folglich müſſet ihr — anhören ꝛc. „dann hier hört man nicht nur Redner ſprechen ꝛc. „Solche plötzliche gute Einfälle und glückliche „Aeuſſerungen weiſer Sprüche rechne ich mit ꝛc. ἀλλὰ — πολλὰ τῶν δεόντων ἐκ τοῦ παραχρῆμα ἐνίοις ἂν ἐπελθεῖν εἰπεῖν. Wie ſchwächet das gleich darauf eingeſchobene wenigſtens die ganze Stel-le! — πρεσβείαν δὲ πέμπειν, ἥτις ταῦτ' ἐρεῖ καὶ παρέσται τοῖς πράγμασιν iſt gegeben: „ſodann „eine Geſandſchaft dahin abzufertigen, welche „die Leute dorten auf unſern Beyſtand vertrö-„ſtet, und ſie verſichert, daß wir uns damit un-„geſäumt einſtellen werden; und die zugleich „die Lage und Faſſung der dortigen Umſtände „in nahen Augenſchein nimmt,„ nicht übel, wenn in der Schule ſo überſetzt wird! aber wie unähnlich iſt dieß der redneriſchen, der demo-ſtheniſchen Sprache! die darauf folgenden zwey und zwanzig Zeilen ſind eine unkräftige, ſchlep-pende, und meiſt zu einen unächten Verſtand führende Umſchreibung von vier griechiſchen Zeilen. Wer ſollte glauben, daß: „Er iſt ein „ſchlauer, durchtriebner verſchmitzter Gaſt, der „ſich mit einer wunderbaren und unglaublich „großen Hurtig- und Geſchwindigkeit in alle „Dinge ſchicken und in allen Satteln reiten „kann. Er weis ſich alles zu Nutze zu machen.„

im Griechiſchen mehr nicht iſt, als: „da er ein „liſtiger Prinz iſt, der ſich die Umſtände ſehr „wohl zu Nutze zu machen weiß?„ Noch ein Beyſpiel, und dann ſey es genug. Demoſthenes ſaget nach den Worten: die Olynthier ſehen gar wohl ein, daß ſie dießmal nicht um den Ruhm oder um ein Stück Land fechten; ſondern, daß es dießmal auf die Sklaverey und Schleifung des Vaterlandes ankömmt: dieß wird überſetzet: „denn die Olynthier ſehen gar wohl „ein, daß, wenn ſie mit einem Fürſten zu thun „haben, dem es nur ein Wort koſtet, um alles „zu ſeinem Gebot ſtehend und vor ihm zitternd „zu ſehen, es auf Tod und Leben gehe. Der „läſſet ſich in ein ſo kleinſtädtiſches Gezänk nicht „ein, wo es um anders nichts, als um die Eh„re des Sieges zu thun iſt, oder, wenn es hoch „kömmt, um ein klein Stückgen Landes. Nein, „bey ihm muß der Feind mit Stumpfe und „Stiele ausgerottet ſeyn, daß man ſeine Stä„te nicht mehr erkennet. Die größte Gnade, „die er ſeinen Bezwungenen erweißt, iſt, daß er „ſie von ihrer Heimath weg in ein fremdes Land „verführt, um daſelbſt ihre Tage in der härte„ſten Sklaverey zu beſchließen.„ Ich fodere denjenigen auf, der noch ein wenig Saft hier finden kann; ſo ausgepreßt und ausgewäſſert iſt

alles.

alles. Iſt es möglich, daß man vom Charakter des Demoſthenes, ſeiner und unſrer Sprache, bey ſo vieler Gelehrſamkeit, ſich ſo eigenſinnige Begriffe machen kann? Dieß muß uns noch mehr in denjenigen Stellen in Verwunderung ſetzen, wo die unanſtändigſten Schelt- und Schimpfreden angebracht ſind. In der Rede des Aeſchines wider den Timarchus möchte vielleicht dieſer Tadel zu weit gehen. In freyen Staaten herrſcht zwiſchen den verſchiedenen Partheyen allzeit hierunter eine größere Freyheit und Zügelloſigkeit der Zunge. Noch mehr vermißt man dieſe Art des Wohlſtandes in Anſehung der Mäßigung der Ausdrücke in den alten freyen Staaten der Griechen und Römer. Wie unanſtändig drückt ſich zuweilen Cicero vom Piſo, Verres, Antonius, aus! Auf gleiche Weiſe iſt auch dieſe Rede wider den Timarchus voll Unanſtändigkeiten, bey welchen ſich freylich ein Ueberſetzer in Verlegenheit befinden muß, wieferne er die Freyheit und den Charakter des Originals mit unſerer Delicateſſe vergleichen ſoll. Allein dieſer Entſchuldigung ſcheint unſer Herr D. R. ſich gleich vom Anfang begeben zu haben; er ſetzt die niedrigſten, pöbelhafteſten Ausdrücke da, wo im Griechiſchen nicht daran zu denken iſt. Wenn zum Exempel Phi-

lippus, der macedoniſche Racker S. 214. aus dem Lande aller Schelme und Spitzbuben, genennt wird, ſo ſteht im Griechiſchen kein Wort weiter als: ὀλέθρου Μακεδόνος, wie wir etwan ſagen würden, von einem unſeligen Macedonier. Was für ein eiſernes Schickſal drückt nicht unſere deutſche Sprache! da die Ueberſetzungen der Alten dasjenige waren, womit wir bey der Bearbeitung unſrer Sprache hätten anfangen ſollen; da Ueberſetzungen der Alten (wir meynen, der beſten alten Schriftſteller; und der guten giebt es auch unter ihnen ſehr wenige) das einzige ſind, was unſrer Sprache den Charakter einer reichen, edlen und körnichten Sprache verſichern und unſrer Litteratur etwas Männliches Unwandelbares und Eigenes verſchaffen kann; was für ein Unglück iſt es nicht, daß unſre Landesleute, die ſich an das Ueberſetzen wagen, entweder die Sprache des Originals, oder ihre Mutterſprache, oder beyde zugleich nicht verſtehen, und wenn ſie gründliche Gelehrſamkeit beſitzen, mit derſelben nicht genug Geſchmack oder wahre Kritik verbinden. Indeſſen erfodert die Billigkeit, dem Herrn D. R. ſo viel zuzugeſtehen, daß er für gewiſſe Schulleute beym Exponiren oder für Anfänger in der griechiſchen Sprache, die kein Wörterbuch nachſchlagen wollen, ein ſehr brauch-

bares Werk geliefert hat. Vielleicht wird eine künftige Ausgabe, wie er ſelbſt dazu Hoffnung macht, viel vollkommner erſcheinen. Bey dem zweyten Theile wird auch eine Vorrede folgen, die aus ganz andern Augen ſehen ſoll, als dieſe dürftige und kahle, die er dem erſten Theile vorgeſetzt hat. Dieſe ſoll eine Einleitung zum demoſtheniſchen Werke abgeben und wird ohnſtreitig von vielem Werthe ſeyn; ſie ſoll erſt den Nutzen der D. Reden für alle Wiſſenſchaften zeigen; unter andern das Handlungsweſen der Griechen ins Licht ſetzen; dann des Demoſthenes Leben aus dem Andr. Schottus, einen Grundriß der Hauptſtücken jeder Rede, eine Kritik der demoſtheniſchen und überhaupt der alten Beredſamkeit, „wobey die Beredſamkeit unſrer „Zeiten ohnfehlbar gewinnen und einen anſehn„lichen Sieg davon tragen wird.„

Ite triumphales circum mea tempora lauri!

Geſegnet iſt das Loß derer, die in dieß Zeitalter aufbehalten ſind! ferner Gedanken des Herrn R. über die alten und neuen Ausleger, Ueberſetzer, Handſchriften und Ausgaben des D. und endlich über ſeine eigne Ueberſetzung, vielleicht auch über die Tadler derſelben enthalten wird.

Demoſthenis und Aeſchinis Reden, verdeutſchet und mit den nöthigen Anmerkungen erläutert, von D. Johann Jacob Reiske. Zweyter Band. Lemgo, in der Mayerſchen Buchhandlung, 1765. 8. 2. Alph. 7. Bogen.

Wir finden in dieſem zweyten Bande unſer bey dem erſtern geäuſſertes Urtheil mehr beſtätigt, als wir es zum Beſten des Domoſthenes ſowohl, als ſeines Ueberſetzers wünſchten: Eben die Gelehrſamkeit, Kenntniß der griechiſchen Sprache — eben die Rauhigkeit, Niedrigkeit, Unanſtändigkeit in der deutſchen; eben das Unrednериſche und Unattiſche. Bey der Rede wider den Aeſchines, welche die erſte in dieſem Bande iſt, war uns im voraus bange; ſie iſt mit einer republicaniſchen Zügelloßigkeit der Zunge geſchrieben; und nunmehr in einem ſolchen Deutſchen ausgedrückt, daß ein paar Kärner, welche in das Handgemenge gerathen, ſich derſelben mit Vortheil bedienen, und einer den andern durch die Rauhigkeit und den Nachdruck der Schimpfwörter in Erſtaunen ſetzen würden. Allerdings iſt dieß eine von den nachtheiligen Umſtänden, in welchen ſich beſonders unſre Sprache befindet, daß unter den Pöbel eine Menge nachdrücklicher, viel bedeutender Wörter üblich iſt, denen man oft in der feinern Sprache kein völlig

völlig gleichgeltendes an die Seite ſetzen kann, und die doch gleichwohl auf der andern Seite ſo unanſtändig, eckel, niederträchtig ſind, daß man eine ganz eigene Art der Empfindung haben muß, um nicht einzuſehen, daß die Stärke und der Reichthum unſrer Sprache, und das eigentliche des Ausdrucks unmöglich darinnen zu ſuchen ſeyn kann. Gedachte Rede wider den Aeſchines iſt von S. 80. an Demoſthenis Klage über Aeſchinis Geſandſchaft überſchrieben; ihr wird die Verantwortung des Aeſchines und Vertheidigung ſeiner Geſandſchaft beygefüget. Auf dieſe folget eben dieſes Aeſchines Rede wider den Cteſiphon, welcher einen Vorſchlag an das Volk gebracht hatte, dem Demoſthenes für ſeine dem Staat erwieſene Dienſte mit einer goldenen Krone zu beehren. Auch dieſe iſt auf ſonderbare Weiſe überſchrieben: Aeſchinis Streit und Kampf wider Demoſthenis Krönung; ſo wie die vom Demoſthenes pro Corona, Demoſthenis Krieg für ſeine Krönung. Dieſe, nebſt ſechs Briefen des Demoſthenes beſchlieſſen dieſen Band, und wie ſehr wünſchten wir, wir könnten ſagen, zugleich die Ueberſetzung der Demoſtheniſchen Schriften. Wir wenden unſre Augen von ihnen ab, und ſehen mit Verlangen demjenigen Theile entgegen, in welchem der Herr D. Reis-

ke

ke alles dem Demoſthenes zugefügte Unrecht erſetzen und die verſprochene Einleitung in die Demoſtheniſchen Werke beyfügen wird. Dieſer große Schriftſteller wird von der weitläufigen Gelehrſamkeit des Herrn D. Reiske Erläuterungen erhalten, welche die Wolken vielleicht zum Theile vertreiben, die dieſe Ueberſetzung über den Ruhm ſeiner Beredſamkeit verbreitet hat.

Demoſthenis Reden, verdeutſchet und mit den nöthigen Anmerkungen erläutert von D. Joh. Jac. Reiske. III. Band, 1766 2. Alph. 2. Bog. und 4. Bogen Vorrede. IV. Band, 1767. 1. Alph. 11. Bogen. V. und letzter Band, 1769. 1. Alph. 17. Bogen in 8. Lemgo, in der Meyeriſchen Buchh.

So iſt denn nun die Ueberſetzung des Demoſthenes, Trotz aller Proteſtationen und Widerſprüche der Kunſtrichter, glücklich zu Ende gekommen — mit welchen Glück des Verlegers, wollen wir nicht unterſuchen. Jedermann kennt die Vorwürfe, wodurch dieſer deutſche Demoſthenes ein ſo allgemeiner Stein des Anſtoſſes geworden iſt. Wir könnten mit leichter Mühe die nemlichen Beyſpiele auch aus dieſen drey letzten Bänden anführen, denn er bleibt ſich bis auf das letzte Blatt ähnlich. Aber

was

was hilft es? Hr. Reiske iſt mit dem ganzen leſenden und beurtheilenden Deutſchland in den Principien nicht einig. Man giebt ihm zu bedenken, ob es wohl anſtändig ſey, dem Athenienſiſchen Redner, Ausdrücke die nur auf den Bierbänken gehört werden, und Schimpfwörter unſrer Gaſſenjungen in den Mund zu legen? Darauf antwortet er, ſein Deutſch ſey nicht pöbelhaft, und was er denn dafür könne, daß Demoſthenes, im Griechiſchen mit Rökeln, Hachen, Schurken und Spitzbuben um ſich werfe? er redet nicht, ſondern laſſe den Demoſthenes reden; ὀλεθρος Μακεδὼν ſey eben ſo viel als ein Macedoniſcher Racker, πανȣργος ein Spitzbube. Demoſthenes ſey ein Zotten- und Poſſenreiſſer, ein Pickelhäring, ein Windmacher, Läſtrer u. ſ. w. und ſein Vortrag, nach dem Zuſammenhang, Heckerling und zerlegte Beſenreißer. Nun, was ſoll man mit ſo einem Manne anfangen, der an ſo unheilbaren Vorurtheilen krank liegt? wirklich iſt es traurig, ſo was an einem Manne warzunehmen, den man wegen andrer Verdienſte hochachten muß. Andre Ueberſetzer pflegen ihren Autor, und ſtillſchweigend ſich mit ihm, über die Gebühr zu erheben: Hr. Reiske reißt ſeinen Demoſthenes aus der Höhe, die ihm alle Welt einräumt, mit ſich herunter in ſeine tiefe

Sphäre,

Sphäre. Diejenigen müſſen bey ihm kein Griechiſch verſtehen, die von einer Eleganz des Demoſthenes reden, er der mehr Griechiſch geleſen, weis es beſſer, daß die Demoſtheniſche Sprache pöbelhaft iſt. Er führt einen mathematiſchen Beweiß, daß ſich die alte Beredſamkeit gegen die neuere verkriechen müſſe, da hingegen andre ehrliche Leute bisher ſo einfältig geweſen ſind, zu glauben, daß juſt die wahre alte Beredſamkeit zu unſern Zeiten, da ſie gar nicht mehr ſtatt habe, unter die verlohrne Künſte gehöre. Doch wir ſind müde, mehr aus der 4. Bogen langen Vorrede des III. Bandes, die hauptſächlich gegen den Recenſenten ſeiner 2. erſten Bände in dem erſten Stück dieſer Bibliothek gerichtet iſt, abzuſchreiben. Die Nachwelt mag einſt urtheilen, ob ein Demoſthenes verdiente, in Reiskiſchdeutſch überſetzt zu werden?

Demoſthenes für die Krone. Lyſias Trauerlobrede. Aus dem griechiſchen von George Friedr. Seiler. Coburg, bey Findeiſen, 1768. 248. S. in 8.

Ueberſetzungen, wie dieſe, wünſchten wir häufig ankündigen zu können; ſo würden wir Hoffnung haben, ein klaßiſches Alterthum in unſrer Mutterſprache zu finden. Oder auch nur der

gan-

ganze Demoſthenes, von Seiler überſetzt, — was für eine andre Antike, als der Demoſthenes von der Hand eines Reiske.

Herr Seiler überſetzt edel, richtig, andringend, und ſo original griechiſch, daß wir den alten Demoſthenes bis auf ſeinen heiligen Aerugo in ihm zu finden glaubten. — Wir meynen die kleine Härte und Unbiegſamkeit, die ihn im griechiſchen auch im Style unterſcheidet.

Wenn wir uns von der Ueberſetzung überhaupt auf dieſe Weiſe ausdrücken, ſo können wir auf der andern Seite uns nicht verhelen, daß von Herrn Seiler eine größere Aufmerkſamkeit und Genauigkeit, ſowol auf ſeine eigne Sprache, als noch mehr auf die Kleinigkeiten der griechiſchen und auf die politiſche, gerichtliche und bürgerliche Verfaſſung der Athenienſer gefodert werden könnte. Mitten in Stellen, wo ſonſt die edle Kühnheit des Demoſthenes ſehr glücklich gefaßt iſt, kommen niedrige oder ſchwache Ausdrücke vor, oder der deutſche Periode iſt zu ſehr in die Form des griechiſchen modellirt. Man ſehe z. E. S. 48. da unſer Streit eine ſolche Sache betrift ſ. f. Und ſo wenig Fehler in Kleinigkeiten den Werth des Ganzen aufheben, ſo ſind es doch Flecken, welche man weggewiſcht wünſchet. Unſere Meynung iſt hier nicht, ein Regiſter

giſter ſolcher Flecken hier auszuziehen; aber wir müſſen das, was wir geſagt haben, durch einige Beyſpiele beſtätigen, damit unſre Bemerkung nicht ungegründet ſcheinen möge, z. B. 47. ὡς ἔποι ἐιπειν heißt wohl nicht: wie ich ſage, ſondern: ſo zu ſagen. S. 48. weil er ſahe, daß der Beſchuldigte den Anklagen und Verläumdungen, welche der Widerſacher (beſonders da er zuerſt redet) mit dem größten Nachdrucke vorträgt, ganz und gar nicht entgehen könnte. αἱς ἐκ του προτερος λεγειν ὁ διωκων ἰχυει. Man wird das Wort ἰχυειν nirgends in dieſer Bedeutung finden. Es ſoll heiſſen: in welchen der Widerſacher, weil er zuerſt redet, gemeiniglich den meiſten Eindruck macht. S. 50. Damit niemand von euch mit einem abgeneigten Gemüthe meine gerechte Sache vernehme. Hier hat ſich H. S. zu viel an Etymologie der Worte δικαια gehalten. Das Griechiſche τα ὑπερ της γραφης δικαια μου heißt nichts weiter, als die Vertheydigung meiner Sache. S. 52. Wenn er ſahe, daß ich etwas Geſetzwidriges in einer öffentlichen Schrift anriethe, ſo hätte er mich wegen Uebertretung der Geſetze belangen ſollen. Die griechiſchen Worte ει γαρ γραφοντα παρανομα, παρανομων γραφομενον ſind nicht deutlich genug ausgedrückt, und ſollte heiſſen: wenn er ſahe, daß ich geſetzwidri-

widrige Dekrete machte. S. 53. Und es iſt jedem erlaubt, ſich aller dieſer Mittel zu bedienen τὸ τοῖς ἐξῆν ἅπασι χρῆσθαι, ſollte heiſſen: und aller dieſer Mittel hätte er ſich bedienen können. Denn man ſieht ganz deutlich aus dem folgenden, daß ἐξῆν auf den Aeſchines geht. Die folgende Periode iſt im Deutſchen ſo unverſtändlich, daß es nicht möglich iſt, einen rechten Sinn herauszubringen: wenn nun bekannt wäre, daß er dieß gethan, und durch irgend eine gerichtliche Handlung mich angegriffen hätte, ſo ſtimmte die Anklage mit ſeinen Handlungen überein. Den Sinn des Griechiſchen könnte man weit beſſer ſo ausdrücken: ſo hätte man aus ſeinem Verfahren gleich ſehen können, wem die Klage eigentlich angienge. S. 54. Das mißfiel euch aber gar nicht, wenn die Thebaner etwas leiden ſollten. Wie matt! aber des Demoſthenes eigne Worte haben einen ganz andern Nachdruck. Θηβαίοις δ' ὁτιοῦν ἂν ἐφησθῆναι παθοῦσιν heißt: über das Unglück der Thebaner aber, wenn es auch noch ſo groß ſeyn ſollte, würdet ihr euch freuen. S. 55. Die zuvor zwar verhaßten, nun aber unglücklichen Thebaner, beſſer: die vorher zwar übermüthigen Thebaner. S. 57. Der aber, ſo ſich der Sache weiter annahm, öffentliche Schriften aufſetzte. Ὁ γράψας heißt: der ein Dekret auf-

aufſetzte. S. 58. So gar nichts Geſundes hat dieſer Menſch vorgebracht. ὑγιες in einem ſolchen Zuſammenhange bedeutet ſo viel, als ἀληθες. S. 74. Allein die Sache iſt nicht ſo, und woher denn? weit gefehlt. Es muß heiſſen: nein, weit gefehlt; denn ποθεν iſt hier eine elliptiſche Redensart, anſtatt ποθεν γαρ ταυτα εϛεται, und muß in einem ſolchen Zuſammenhange immer durch nein gegeben werden. In folgenden Worten: ein Witzling Alexanders ſteht im Griechiſchen: ein Witzling vorher Philippi, und nun Alexanders. S. 82. Das ſage mir nur niemand. Demoſthenes ſpricht mit weit größerm Nachdrucke: ȣδ' αν εις ταυτα φησει, oder das wird ſich kein Menſch zu ſagen getrauen. S. 105. So lange die Schiffe ihren Lauf nach meiner Vorſchrift verrichteten, beſſer: ſo lange die Schiffe nach meiner Vorſchrift ausgerüſtet wurden, S. 108. ſondern auch den Läſterern ſich Preiß zu geben, und ſich wegen dem Werthe ſeines Geſchenkes vor Gericht fodern zu laſſen. Aus dem Griechiſchen εις δε τȣς συκοφαντας ἀγειν, και τȣτȣς ἐπι τας ἐυθυνας, ὧν ἐδωκεν ἐφιϛαναι merkt man bald, wo es dem V. gefehlt hat. Ferner ſind auf derſelben Seite die Worte ȣ περι τȣτων γε ȣδενος, ὧν ὑπευθυνος ην unrichtig überſetzt: dieß geſchahe ja nicht aus der Urſache, weil

weil ich Rechnung abzulegen hatte. Ναυσικλης ςϱατηγων, Nauſikles der Feldherr, iſt hier: Nauſikles als Feldherr. S. 114. Bald Geſetze liſtig übergeht. Das Griechiſche μεταποιειν heißt verfälſchen, verderben. S. 119. iſt die wahre Meynung des Griechiſchen unſtreitig dieſe: zwar will ich dasjenige, wovon noch könnte geſtritten werden, ob er es zum Nutzen des Staats gerathen hat, vorbeygehen. S. 188. Du wurdeſt ausgepfiffen, und ich klatſchte mit. Klatſchen auf dem Parterre iſt wohl nicht leicht ein Zeichen des Mißvergnügens. Es muß heiſſen: ich pfiff mit. Im Griechiſchen heißt es εγω δ'εσυϱιττον. S. 196. Sie wählten nicht, ob du gleich ſchon ernennt worden wareſt, und unter die guten Redner gehörteſt. Dieß wär ein Lob auf den Aeſchines, welches ſich nicht hieher ſchickt. Demoſthenes ſagt: καιπεϱ ευφωνον όντα und gut ſchreyen kannſt. S. 198. 199. Hier hat Hr. S. eine Grabſchrift auf die Athenienſer, die im Kriege gefallen waren, in eine Art von Lapidalſtil überſetzt, die aber weder Eigenthümliches noch Würde genug hat. Ich will den Anfang herſetzen:

Dieſe trugen für ihr Vaterland die Waffen in den Streit,
Und ſchlugen der Feinde Hohn zurück.

Sie kämpften voll Tapferkeit und Heldenmuth und
achteten ihr Leben nicht,
Und Pluto nahmen ſie zum Siegerrichter an.
Dieß alles, daß der Nacken der Griechen nicht das
Joch
Möchte tragen, ſammt der Knechtſchaft ärgerlichen
Spott.

Die zweyte Rede iſt eine Trauerlobrede des Lyſias. Die Abſicht des Herrn S., wie es aus der Vorrede ſcheinet, iſt geweſen, durch dieſe Ueberſetzungen der Jugend einige Muſter der wahren Beredſamkeit in die Hände zu geben. Allein, ob ſchon ſehr viele ſchöne Stellen in dieſer Rede vorkommen, ſo iſt doch Lyſias in den meiſten ſeiner Reden, und beſonders in dieſer, ſo gekünſtelt, daß man wenige Perioden antreffen werde, die nicht voll von ſpielenden Gegenſetzen ſind.

Die Ueberſetzung ſelbſt ſcheint nicht mit ſo vielen Fleiße gemacht zu ſeyn, als die erſtere. S. 218. hat Herr S. eine große Schwierigkeit, und will den Text ändern. Allein die Worte: welche ihre eignen Schickſale beklagen, gehen nicht auf die Lacedämonier, wie H. S. meynt. Denn es wäre eine lächerliche Hyperbel von denen, die in der letzten kleinen Schlacht gegen die Lacedämonier geblieben waren, zu ſagen, daß ſie keinem Lande und keinem Meere unbekannt
wären.

wären. Sie gehen vielmehr auf alle die, ſo in den vorigen Zeiten von den alten Griechen waren beſiegt worden. Denn da das Lob derer, die in der letzten Schlacht geblieben waren, nicht Materie genug zu einer guten Rede geben konnte, ſo gebraucht der Redner den Kunſtgriff, ſich auf das Lob aller der alten Helden, die auf dem Platze, wo er ſeine Rede hielt, begraben lagen, zu verbreiten, und der letztern nur am Ende ſeiner Rede kürzlich zu erwähnen. S. 220. Hier aber trafen ſie denn eben ſo tapfre Männer an, als ihr angebohrner Heldenmuth war; fiengen an, ihre vorige Meynung zu ändern, und wurden nun, mehr aus den Fährlichkeiten, als aus dem Anſehen ihrer Körper für Weiber erkannt. Herr S. meynt, daß dieſe Stelle im Texte eine Beſſerung nöthig habe, der deutſche Text hat ſie vielleicht nöthig, der griechiſche gewiß nicht. Wenn man ſich erinnert, daß, (mit den Grammatickern zu reden) δοξα nicht nur aktive, ſondern auch paßive von der Meynung gebraucht wird, die andere von uns hegen, ſo verſchwinden gleich alle Schwierigkeiten und die Stelle wird ſo zu überſetzen ſeyn: „Hier aber, da ſie auf tapfre Männer trafen, wurde ihr Muth ihrem Geſchlechte gleich; man fieng an, ſeine vorige Meynung von ihnen zu ändern; und nun wur-

den ſie mehr aus ihrem Verhalten im Treffen, als aus dem Anſehen ihrer Körper für Weiber erkannt. S. 221. daß man aber die abgeſchiednen Seelen durch das Begräbniß nicht befriedigen, und was heilig iſt, beflecken wolle, dadurch beleidige man die Götter.„ Hier hat es Hr. S. à la Françoiſe gemacht. Weil er die Worte des Texts nicht verſteht, ſo ſchreibt er etwas hin, das ſich ohngefähr in den Zuſammenhang ſchicken könnte. Im Griechiſchen ſteht: τυς δε κατω τα ἀυτων ȣ̓ κομιζεσθαι, ἱερων δε μιαινομενων τυς ἀνω θευς ἀσεβεισθαι. Und es würden ſowohl die unterirdiſchen Götter das ihrige nicht erhalten, als auch die Obern durch die Verletzung der Religion beleidiget werden. S. 222. Nachdem Herkules nicht mehr unter den Menſchen gefunden ward ἐξ ανθρωπων ἠφανισθη. Ob es gleich in der Bibel auch vorkömmt, ſo kann doch nicht nach Luthern überſetzt werden: ſondern: nachdem Herkules die Wohnung der Sterblichen verlaſſen hatte. S. 223. Herkuliten ſtatt Herakliden.

Mehrere ähnliche Unrichtigkeiten ließen ſich aus S. 223. 224. 225. 232. 234. 245. anführen. (Am letzten Orte ſind τα τροφεια, der Lohn der Erziehung durch Trophäen überſetzt.) Wir übergehen auch was S. 9. von den Amphiktyonen

nen S. 61. von den Archonten S. 62. von den Prytanien S. 110. von den Theſmotheten ganz wider die Verfaſſung Griechenlands geſagt iſt.

Die Vorrede iſt ungemein wohl geſchrieben. Sie redet von griechiſchen Ueberſetzungen nicht ſo allgemein hin: wie unſer Trupp von Ueberſetzern zu ſchwatzen gewohnt iſt: ſondern vorzüglich vom Nutzen der Ueberſetzung des Demoſthenes; und denn eigentlich für unſer Zeitalter, um die Modedenkart und den blumenreichen Styl derſelben zur griechiſchen Einfalt zurück zu bringen. Die Anmerkungen, die dabey über unſre Sprache eingeſtreut werden, ſind vortreflich, und ſelbſt in einem Ton der majeſtätiſchen Einfalt — Wie wahr. z. E. „ſeit dem „man ſich von dieſen Quellen der Kunſt, von den „Griechen, welche zunächſt an die Natur gränzen, entfernt hat: ſo ſind hochtrabende Worte, ſtatt hoher Gedanken; wildes Feuer ſtatt „Affekt; künſtlich gewundene Perioden ſtatt des „natürlichen Gangs der Sprache; und die Beredſamkeit iſt nicht mehr die reine Jungfrau „mit natürlicher Schönheit in erhabnen prieſterlichen Schmucke, ſondern eine wollüſtige geſchminkte Komödiantinn. Aus gewiſſen neuen „Schriften zu urtheilen oder zu weiſſagen: ſo „ſind wir ſehr nahe an dem Quintilianiſchen

„Zeitalter. Man denkt nicht groß genug, um „natürlich und plan zu reden.„ Wie wahr, wenn er unſre Sprache mit der griechiſchen vergleicht: „freylich bleiben wir in vielen Vorzü„gen der Sprache ſehr weit hinter den Grie„chen zurück, und werden die Majeſtät, die Kür„ze, das feine Sanfte, die ſüſſe Zärtlichkeit „(Delicateſſe) die Mannichfaltigkeit ihrer Ab„wechſelungen niemals erreichen. Denn ſie „hat faſt immer weit mehr offene helltönende „Selbſtlauter (a. o.) und eine muſikaliſche „Mannichfaltigkeit in dem Gebrauche derſel„ben; einen reichen Vorrath an ſolchen Conſo„nanten, welche ſie feſt, ſtark und oft maje„ſtätiſch machen; (t. r. p. k. wir hingegen mehr „g. ch. ſch. v. welche die Nerven der Sprache „ſchlaf machen) einen ſolchen Bau der Worte, „daß beynahe durchgehends ein Vokal und ein „Conſonant abwechſeln und einander hinreiſſend „fortziehen: (Ganze Perioden, ja Blätter der „Iſokratiſchen Reden, ſind ſo künſtlich ge„baut, daß je ein Vokal und Conſonans ab„wechſeln. Wie oft aber liegen bey uns auf „einem Vokal zwey, drey auch mehrere Conſo„nanten) ſie iſt kürzer, weil ſie ſich nicht über„all, wie die unſrige mit der eckelhaften Menge „Hülfswörter) ſeyn, haben, werden, möchten, wollen,

„wollen,) ſchleppen darf; ſie hat mehr ange„nehme Verſchiedenheit in der Abänderung der „Nenn- und Zeitwörter durch ihre Caſus und „Perſonen, deren Endigungen bey uns ſo ein„tönig ſind; mehr Kühnheiten in den Zuſam„menſetzungen der Wörter, die Trennung der „Arrickel von ihren Nennwörtern, die häufigen „Inverſionen nach der Natur der Sachen, die „Höflichkeit des Optativs, die abgemeßne Län„ge und Kürze der Sylben, einen prächtigen „oratoriſchen Numerus, und ſonſt noch manche „Vorzüge, welche ſich mehr fühlen, als mit „Worten ausdrücken laſſen.„ Welch eine Menge Anmerkungen in ſo wenig Worten! und was für einen Schatz würde der Verf. nicht noch finden, wenn er auf dem guten Wege fortgienge zu überſetzen, und bey der Ueberſetzung das Genie beyder Sprachen zu vergleichen. Zum Behuf des letzten verſpricht Hr. S. daß Hr. Harles eben dieſe zwo Reden, nach der Taylorſchen Ausgabe griechiſch liefern werde.

Das Leben und den Charakter des Demoſthenes hat der V. vor ſeiner Ueberſetzung meiſterhaft gezeichnet. Der Recenſent hatte kurz voraus, ehe ihm dieß kleine Buch zu Händen kam, die Lobſchrift auf den Demoſthenes im Lucian geleſen: wie vollſtändiger und ausdückender aber

 iſt

iſt das Bild, das unſer Lebensbeſchreiber mahlt! Wiewol wir nicht leugnen können, daß auch hier Fehler von beyden eben angeführten Arten vorkommen. Z. B. S. 2. Die Anlage ſeiner Seelenkräfte gleich von Kühnheit an — gebaut — in der kriegeriſchten Stadt, S. 16. Philipp hatte ſeine Lohnknechte zerſtreut, welche die verſchiednen Saiten nach ſeiner Harmonie ſtimmen mußten. S. 24. Harpalus hatte einen Kelch. S. 32. Lyſias gleich einem angenehmen beblümten Thale (dieß war genug; aber was folgt?) ohne prächtige Zedern oder künſtlichen Statuen eines königlichen Garten. Gleich darauf kann ſich Iſokrates nicht zur natürlichen Einfalt erniedrigen. Erniedrigen? herablaſſen will er ſagen. Noch mehr Schwulſt und Flitterſchmuck findet der Leſer gleich die Seite vorher: die patriotiſche Liebe für ſein Vaterland — dieſe erhub ihn zu der hohen Begeiſterung, welche, gleich der Sonnenhitze, die Früchte ſeines ganzen Vortrags durchwärmte, ſeinen Worten Anſehen und Nachdruck gab, ſeine Reden figurirte, und öfters (vermuthlich ihn) in eine ſolche redneriſche Wuth ſetzte, daß ſie, gleich einem Strohme, von den Bergen unter dem Donnerwetter alles mit ſich dahin riſſen — Nein, das iſt keine griechiſche Einfalt, ſo verſchiedne Bilder in einander zu verwerfen,

werfen, und einer Urſache ſo ganz niedrige Wirkungen in einer Periode beyzulegen. — Und kleine Unrichtigkeiten? die Menge auch hier: Demoſthenes von Paánien (die Namen der Phylá und Demi zu Athen ſind überhaupt ſehr verſtellt) — des Lyſias, Iſokratis, Iſáus, Thucidides — zu Delphos, zu Trázene — bey den neuen Tragödien, — den Amphiſſenern um Delphus — in wenig Tagen ſind die Pythia.

Zum Schluß noch eine Bitte! der V. ſchlägt das Leſen des Demoſthenes auch unſern geiſtlichen Rednern vor: wie? hätte er nicht Luſt, ſich „über die Gränzen ſolcher Nachahmung und über die Aehnlichkeit und Verſchiedenheit der geiſtlichen und demoſtheniſchen Beredſamkeit„ zu erklären? — Da wir uns aus einer Zeitung erinnern, daß der V. ſelbſt Prediger ſey: wie gut würde ein ruhig vergleichender Kopf, zwey Dinge auseinander ſetzen können, die er beyde unter Händen hat! Und welch ein doppelter Ruhm iſts, daß ein Mann, auch in dem Stande, mit dem Demoſthenes ſo gut umzugehen wiſſe!

Ovids Verwandlungen, ins Deutſche überſetzt, und mit Anmerkungen herausgegeben, von Joh. Samuel Saſt, Prediger zu Marien-

dorf

dorf und Marienfelde, und Mitgliede der deutſchen Geſellſchaft in Halle, ſind von A. Mylius verlegt. Berlin, 1766. in gr. 8. auf 2. Alph. 3 Bogen.

„Dem deutſchen Künſtler den Ovid dergeſtalt in die Hände zu geben, daß er ſeinen Geſchmack darnach bilden, oder verbeſſern und beurtheilen könne, iſt der Hauptzweck bey gegenwärtiger Ueberſetzung geweſen; „ Dieſes iſt die Verſicherung, welche uns der Herr Ueberſetzer in ſeiner Vorrede ſelbſt giebt, indem er nemlich die Erlernung und Kenntniß der Götterlehre und mythologiſchen Erzählungen, die dem Künſtler ſo nothwendig iſt, und die Wahrheit und Richtigkeit, den Anſtand, das Coſtume ꝛc. in mythologiſchen Vorſtellungen von des Künſtlers Hand, im Sinne hat; denn nur in ſo fern, deucht uns, kann des Künſtlers Geſchmack im eigentlichen Verſtande aus dem Ovid Vortheile ziehen. Allein dieſer Vortheil iſt ungemein gros und wichtig; und der Herr Ueberſetzer hat unſern deutſchen Künſtlern einen Wunſch erfüllt, den wir ſelbſt oft von einigen unter ihnen gehört und den wir auch ſelbſt für ſie gethan haben. Ovids Verwandlungen können als eine Art von mythologiſchen Handbuch angeſehen werden, das durch die vom Hrn. U. beygefüg-

ten

ten mythologiſchen Erklärungen ungemein vollſtändiger geworden iſt. Wir hätten daher auch gewünſcht, daß der Hr. Ueberſetzer dieſe Abſicht ganz allein gehabt, oder nie aus den Augen gelaſſen, und folglich nichts eingemiſcht hätte, als was blos dem Künſtler dienlich ſeyn könnte. Auf dieſe Weiſe würden einige Ableitungen von Namen, die nicht die glücklichſten ſind, und beſonders ſo viele Erklärungen und Auslegungen weggefallen ſeyn, in welchen der Hr. Ueberſ. mehr andern mythologiſchen Schriftſtellern, als ſeinen eignen Urtheilen, gefolget iſt: Denn in der Vorrede ſchicket er einige Grundſätze über die Entſtehungsart der mythiſchen Erzählungen und einige Regeln zur Erklärung ihres Sinns voraus, welche viel Einſicht und eine eigne Beobachtung und Erwägung anzeigen. Zur Zeit haben wir in der Mythologie noch wenig Geſundes; entweder mit ſchwerer Gelehrſamkeit beladne Compilatoren, oder Ausſchreiber, oder Witzlinge haben ſich damit abgegeben: ein philoſophiſcher Kopf, welcher zugleich die Natur der Poeſie überdacht, und die ältere Geſchichte mit einigen kritiſchen Kenntniſſen inne hat, fehlt dieſem Theil der menſchlichen Kenntniſſe, der unter dem menſchlichen Geſchlechte einmal die Stelle der Weltweisheit, Gottesgelehrtheit und der ganzen Gelehr-

lehrſamkeit überhaupt vertrat, noch faſt ganz. Doch für dem Künſtler iſt eine richtige und ausführliche Erzählung hinlänglich; und dieſe hat ihm gegenwärtige Ueberſetzung von Ovids Verwandlung ziemlich vollſtändig geliefert. Wir wünſchten nur noch, daß dem Künſtler einmal ein Buch, wie Hedrichs mythologiſches Lexicon in die Hände geliefert würde, doch mit einer Art der Umarbeitung, daß alles, was kritiſch, grammatiſch und philologiſch darinnen iſt, und juſt die ſchlechte Seite des Buchs ausmacht, weggelaſſen; dagegen aber alles, was die Erzählung und Vorſtellung ſelbſt angienge, ſo vollſtändig, als möglich gemacht würde. Fügte ein Herausgeber noch die Stellen der Dichter und Schriftſteller, welche beſchreiben und die Stellen in den Sammlungen alter Denkmäler, Münzen, Bildſäulen ꝛc. bey, wo dieſe Vorſtellungen vorkommen, ſo würde es ein Hauptbuch und nebſt dem deutſchen Ovid eine Bibliothek für unſre deutſche Künſtler ſeyn; wenn wir aber wollen, daß der gute Geſchmack unter unſern Landsleuten allgemeiner werden ſoll, müſſen wir allerdings für dieſe Art Kenntniſſe unter unſern Künſtlern ein wenig mehr Sorge tragen. Unſere Leſer erwarten indeſſen vielleicht auch eine Anzeige von der Ueberſetzung, als

als Ueberſetzung betrachtet, und in ſo fern können wir nicht in gleichem Tone des Beyfalls fortfahren. Alles das abgerechnet, was eine proſaiſche Ueberſetzung eines Gedichtes zur Entſchuldignng angeben kann, die Leichtigkeit Ovids, die vielleicht von keinem andern Dichter nach ihm erreicht worden iſt, ſein ſich oft in der bloſen Wendung und Wortfügung äuſſernder Witz, die Monotonie des Werks bey der unendlichen Mannigfaltigkeit, alles das abgerechnet, müſſen wir geſtehen, wir können doch noch nicht über den Werth der Ueberſetzung mit uns ſelbſt eins werden. Wir erkennen die vielen glücklichen Wendungen, mit den der Hr. Ueberſ. verſchiedne der lateiniſchen Dichterſprache eigne Bilder ausgedrucket hat, oder dem eignen witzigen Schwung und Flug des Originals oft ausgewichen iſt, nicht; er hat auch ſeinen Dichter verſtanden; aber warum hat er überhaupt ſo wörtlich, ſo ängſtlich, überſetzt? Wir wollen keine Beleidigung ſagen, aber gar zu oft hat man mehr exponirt, als überſetzt, der Charakter der deutſchen Sprache iſt ſelbſt da der lateiniſchen Sprache und dem poetiſchen Ausdrucke aufgeopfert, wo ein eben ſo guter eigentlicher deutſcher und auch poetiſcher Ausdruck vorhanden war; und wie oft muß ſich alſo nicht der gute

Ge-

Geſchmack hiebey beleidigt finden? Da die Hauptabſicht auf den Künſtler gerichtet war, ſo war ein ſo ängſtliches Beſtreben, das ganz der Natur einer guten Ueberſetzung widerſtrebet, eine unzeitige Beeiferung. Wir wollen unſre Meynung an einigen Beyſpielen darlegen. Die Gewohnheit bringt es mit ſich, daß man bey dem erſten Blatt anfängt.

„Ich habe mir vorgeſetzt, die in ſo viele neue „Geſtalten verwandelten Körper zu beſingen.„ Wir ſehen wohl, daß die gemeine Art der Erklärung hier angenommen iſt, da man eine Hypallage vorausſetzt, ein Unding von einer Figur, das nur im Gehirne der Grammaticker hat enſtehen können. Formae ſind nach der Dichterſprache eben das, was corpora, nur mit einem neuen Begriffe verſtärkt, und beyde bezeichnen eine allgemeine Notion, die wir wohl mit Körper ausdrücken können, da Geſchöpf hier unſchicklich ſeyn würde. In Proſa würde der Dichter geſagt haben: formas mutatas in nouas formas und ein Deutſcher würde ſich ausdrücken: — „Die Verwandlung der Körper in „andre zu beſingen.„ Doch wir wollen zu deutlichern Beyſpielen fortgehen. „Phöbe füllte „noch nicht, indem ſie wuchs, die Lücken ihrer „neuen Hörner.„ Die Lücken des Monds ſtehen

hen ſelbſt im Lateiniſchen nicht. — „Noch ſchweb„te im hohlen Raume der Lüfte kein Erdball, „den eigne Gewichte abwogen: „ ponderibus librata ſuis, der ſich ſelbſt im Gleichgewicht hielt. — „Allein ein Gott und beſſere Natur endigte „dieſen Streit. „ Hiedurch iſt dem Deus et melior natura ſehr gut ausgewichen, welches allerdings nicht ganz leicht zu erklären iſt. Indeſſen kömmt es mit den Begriffen der Weltweiſen, denen Ovid folget, gar wohl überein, daß der νες, die mens mundi, der Weltgeiſt, angedeutet ſey, welcher im Gegenſatz der Materien melior Natura genennt werden kann. — „Die — Laſt des Erdballs, onus incluſum; d. i. den Erdball ſelbſt, denn unſer Wort Maſſe iſt auch nicht ganz ſchicklich — „ nach den Reichen des Nabath, Nabathaeaque regna. Wer hat dieß je ſo ausgedruckt? „ Scythien — überfiel der Boreas — horrifer invaſit Boreas hat ſich deſſen bemächtiget. „ — Als die Geſtirne — am ganzen Himmel auf einmal anfiengen zu lodern, efferveſcere; Erreichen dürften wir das Mahleriſche dieſes Worts vielleicht in unſerer Sprache nicht; aber lodern bedeutet es auch nicht, eher, in großer Anzahl hervorbrechen. Es hat die Nebenbegriffe des Gewühls eines groſen Haufens, einer innerlichen Bewegung, wie

bey einer Gährung, oder beym Kochen in ſich. Gleich nachher die Bilder der Götter, formae Deorum, ſind wohl die Götter ſelbſt? „Auf „ſolche Weiſe zog die — Erde die — Geſtalt „der Menſchen an: „ induit nahm an, indem der Menſch daraus gebildet ward. — „Keinem unverneuerten Acker: nec renovatus ager — braunes Erz fulvum aes, jedermann ſpricht, rothes Erz. „ — Mit blutiger Hand die krachenden Waffen ſchüttelt crepitantia arma, ſchwirrenden. „ Fürchterliche Stiefmütter miſchen „ſchwärzliches Gift, „ lurida terribiles miſcent aconita novercae. — „ Und damit ſo gar der „Himmel nicht ſichrer, als die Erde ſeyn möch„te, ſo ſagt man, „ daß ꝛc. Neve foret terris &c. ſtatt: Doch auch der Himmel ſollte eben ſo wenig ſicher, als die Erde ſeyn. Denn man ſagt ꝛc. — „Der allmächtige Vater zerbrach mit „abgeſchoſſenen Donnerkeilen den Olymp, „ perfregit Olympum fulmine, zerſchmetterte. — Faßte wider dieſen Böſewicht — einen Zorn — ſtatt, faßte — einen Unwillen.

Doch dieſe und ähnliche Unrichtigkeiten ſind doch alle von der Art, daß ſie nicht leicht das Verſtändniß der Erzählung hindern, und folglich die Ueberſetzung dem Künſtler auf keine Wei-

ſe

ſe unbrauchbar machen; ſie können uns blos dienen, uns einen deſto völligern Begriff von den Schwierigkeiten einer guten Ueberſetzung überhaupt zu geben, und dem Hrn. Ueberſetzer ein deſto größeres Verdienſt in allen den übrigen Fällen beyzulegen, wo er die Schwierigkeiten überwunden hat.

Ovids Verwandlungen, aus dem Lateiniſchen überſetzt, von J. B. Sedlezki. Erſtes bis fünftes Buch. Augſpurg und Leipzig, bey J. A. Friedrich und Mayer, 1763. 13. Bogen. Sechſtes bis zehendes Buch, 1763. 14. Bogen. Eilftes bis fünfzehendes Buch, 1764. 15. Bog. gr. 8.

Ovids Verwandlungen! — Ja wohl! Ovid in den elendeſten Reimflicker verwandelt, der jemals geweſen iſt. Man höre einmal den Anfang:

Ich fühle einen Trieb von körperlichen Dingen,
(Ach das iſt nicht gut! nur daß man ihm nachhängt.)
Die ſich in andere veränderten, zu ſingen.
Ihr, große Götter, wißt, wie dieß geſchehen ſey,
Denn ihr habt ſie verkehrt —

und den Ueberſetzer dazu. Vom Chaos heißt es:

— Dieß war ein ohne Zierde

Verwirrter roher Klump, und ungeſchaffne Bürde,
Worinnen ohne Schmuck, der Dinge Saame blos
Unordentlich vermengt, auf einem Haufen floß.

Juſt wie Hn. Sedlezki Reime. So arg iſt wohl Papier und Druck noch nicht gemißbraucht worden. Aber doch noch eine Stelle: XV. Buch, S. 211.

Es ſchließet euer Kreis, ſprach er, hier einen ein,
Den jagt aus eurer Stadt —
Als wie ein Tannenwald mit düſterm Liſpeln ſaußt,
Wofern der Morgenwind durch ſeine Aeſte braußt,
Und wie die Fluth der See auf eine ferne Weite
Sich murmelnd hören läßt, ſo murmelten die Leute.
Denn, täuſchte gleich der Ton von vielen das Gehör,
So hörte man doch klar, von allen: Wer iſt der?
Man ſah einander an, und ſuchte dieſe Hörner
Auf eines jeden Haupt. Da ſagte Cippus ferner:
Der, den ihr ſucht, iſt hier! und nahm von ſeinem Haupt
So fort den Kranz herab, das man ihm kaum erlaubt.
Da ſahe man, daß er dieſelben Hörner truge,
Kein Menſch war, welcher nicht die Augen niederſchluge:
Viel ſeufzten überlaut, und ſahen dieſen Mann
Mit ehrfurchtsvollem Blick, wie er verdiente, an.

Glückſeliges Zeitalter, in dem die Hörnerträger ſo ehrwürdige Leute waren! kann aber wohl etwas burleſker erzählt ſeyn?

Idyl-

Idyllen aus dem Griechiſchen des Bion und Moſchus. Berlin im Verlag der typographiſchen Societaet 1767. 14. Bogen in 12.

Aus der Lieberkühnſchen Ueberſetzung kann ſich der deutſche Leſer vom Theokrit, Moſchus und Bion wohl ſchwerlich eine richtige Idee machen; vielleicht, dachten wir beym erſten Anblick der vor uns habenden Idyllen, kann er es itzt von den beyden letzten liebenswürdigen Griechen. Aber wir müſſen geſtehen, daß wir in mehr als einem Stücke bey näherer Unterſuchung dieſer äuſſerlich ſchön ausſehenden Arbeit, die mit dem überſetzten Longus (S. Biblioth. III. B. II. St. S. 145.) einerley Verfaſſer zu haben ſcheint, uns betrogen fanden.

In einem Bändchen von 14. Bogen hoften wir wenigſtens alle Idyllen des Moſchus und Bion, auch die, welche man dem Theokrit zweifelhaft zuſchreibt, z. E. die Οαριστυς, Megara und die ſchätzbarſten Fragmenta, die wir dem Stobaeus zu danken haben, anzutreffen, allein wir fanden nur von S. 5-42. aus dem Bion die drey erſten Idyllen und aus dem Moſchus ebenfalls nur den entlaufnen Amor, Europa und das Trauerlied auf den Bion. Da der Ueberſetzer doch in ſeinem Commentar die Mine an-

nimmt, als ob er für Gelehrte ſchreibe, ſo kam uns S. 172. die Anmerkung ſehr unerwartet und dem kritiſchen Geſchmack zuwider vor: „Die „übrigen Idyllen dieſer beyden Poeten habe ich „nicht überſetzt, theils weil ſie Fragmente ſind, „theils weil die übrigen Stücke nichts auſſeror„dentliches noch ſchönes in ſich enthalten.„ — — (Was der Verf. hier von der Lieberkühnſchen Arbeit ſagt, laſſen wir zu ſeiner Ehre aus.) „Mir mißfällt überhaupt die Gewohnheit un„brauchbare Fragmente ſorgfältig zu ſammeln „und aufzubewahren. Sie dienen oftmals zu „weiter nichts als zu einem redenden Beweiſe, „daß das Genie zuweilen auch ganz gemeine „Gedanken haben kann, und daß ſelbſt der Ori„ginalkopf mannichmal als ein gemeiner Menſch „denke. Man laſſe das umkommen, was der „Scribent nicht für die Ewigkeit verfertigt zu „haben ſcheint, und verwahren nur das, was „er aus ſolchen Leimen bildete, an welchen der „Zahn der Zeit ſtumpf werden, oder gar zer„brechen ſollte. Die alten Kunſtrichter, Aus„leger u. ſ. w. haben ſich hauptſächlich dieſer „Schwachheitsſünde wider manchen Autor „ſchuldig gemacht, über die man nicht ſelten „laut lachen muß.„ — Alſo wäre nach unſerm Ueberſetzer die Arbeit eines Geſner, Erneſti u. a. auch

auch belachenswerth? Mag er doch immerhin lachen; nur möchten wir wiſſen, warum er dennoch ſich an die Fragmente des Moſchus und Bion in ſeinen Anmerkungen einläßt, und ſich auch nicht enthalten kann S. 143. fgg. eins von dieſen; das nach ſeiner Rechnung die vierte des Moſchus iſt, in reimfreyen Verſen herzuſetzen. Die innere Gründe aber, warum er (S. 189. fgg.) die Megara dem Moſchus abſprechen will, ſind uns bey einem Mann verdächtig, der von der kritiſchen Seite unſrer Erwartung lange nicht Gnüge gethan hat. Da er einmal uns eine Ueberſetzung vom Moſchus und Bion liefern wollte, ſo hätte er uns lieber alles brauchbare überſetzen mögen. „Aber vielleicht hält der lange Commentar von S. 43-332. uns wegen dieſes Mangels ſchadlos?„ — In der That wir hofften es, zumal da wir ihn: an Herrn Moſes Mendelſon überſchrieben ſahen. Feine kritiſche Bemerkungen, des Leſens eines Moſes würdig, glaubten wir nun zu entdecken, aber — doch davon unten; wir wollen itzt ein paar Worte von der Ueberſetzung ſelbſt ſagen.

Das müſſen wir freylich dem Ueberſetzer einräumen, daß er ſein Original meiſtens richtig verſtanden habe. Aber das macht auch noch

 lange

lange nicht alles Verdienſt einer guten Ueberſetzung aus, und wird in den Augen des Kritikus ſo viel geringer, wenn man die vielen Hülfsmittel bey einer ſo kleinen Arbeit bedenkt. Und doch finden wir bey der Vergleichung mit dem Original manche Nachläßigkeiten, die von einem guten Ueberſetzer nicht ſollten begangen werden. Z. E. In der erſten Idylle iſt (S. 8.) die 28ſte - 36ſte Zeile ganz ausgelaſſen, vermuthlich weil jene und die 37ſte Zeile beyde αι, αι ταν κυθερειαν anfangen. Aber der Ueberſetzer hätte dieſes Verſehen doch merken ſollen, als er S. 54. u. fg. die Anmerkung niederſchrieb, worinn er den Longepierre zu widerlegen ſucht. Für den deutſchen Leſer iſt dieſe nun unnütz und unverſtändlich. Zur Ergänzung wollen wir die 8 ſchönen Zeilen nach der Batteux Ramleriſchen Ueberſ. (Einl. in die ſchöne W. B. I. S. 356.) mittheilen:

„Wehe, ach wehe, o Venus, ſo klagen alle Liebesgötter. Venus hat den ſchönſten „Gemahl verlohren und mit ihm ihre ganze „göttliche Geſtalt. Schön war ihre Geſtalt, „ſo lange Adonis lebte; nun ſtirbt ſie mit dem „Adonis dahin. Die Berge, die Wälder rufen: Wehe um den Adonis! Die Flüſſe, die „Quellen beweinen die Schmerzen der Göttinn

„von

„von Cythere. Die Blumen verlieren ihren „Glanz. Denn Cythere jammert auf allen Hü„geln und durch die ganze Stadt: Wehe, ach „wehe, o Venus! der ſchöne Adonis iſt nicht „mehr. Echo antwortet: der ſchöne Adonis „iſt nicht mehr! „ —

Welche vortreffliche Harmonie der Sprache iſt überhaupt in dieſer freylich etwas freyen Ueberſetzung, mit der vor uns habenden verglichen! da der deutſche Batteux in jedermanns Händen iſt, ſo wollen wir nur zur Probe eben aus dieſer Idylle eine Stelle aus unſerm Ueberſ. abſchreiben, die Leſer mögen die Batteuxiſche dagegen halten. Es mag gleich die folgende Stelle ſeyn (S. 8.) „Wer ſollte wohl „der Cypris ſchmerzenbringende Liebe nicht „beweinen. O wehe! wehe! da ſie Adonis tödliche Wunde ſah, als ſie das purpurne Blut „um der ſterbenden Hüfte erblickte, breitete ſie „ihre Arme aus, und rief betrübt: Verzeug „Adonis — — daß ich dich noch gauz zu„letzt berühre, daß ich dich umarme, und mei„ne Lippen auf deine Lippen drücke. Wach auf „ein wenig, mein lieber Adonis, und küſſe das „letzemal mich noch. So oft küſſe mich nur, „ſo lange ein Kuß währt, bis aus deiner Bruſt „in meinen Mund und in meine Seele deine

„Seele gefloſſen iſt, bis ich deine ſüſſe Brunſt „ganz in mich gezogen ꝛc.„ — Wie viel wird unſer Ueberſ. bey dieſer Vergleichung verlieren. Wie deutlich ſieht man ſeiner Arbeit den Zwang einer Ueberſetzung an, die nicht beyde Sprachen ganz in ihrer Gewalt hat!

S. 9. „Dann will ich dieſen Kuß heilig bewahren, wie den Adonis ſelbſt, weil du Elender! mich fliehſt, ferne flieheſt Adonis, hinab „in den Acheron wandelſt, zu dem gehäßigen „und wilden Könige. Ich Elende aber lebe ꝛc. — Warum nimmt der Ueberſetzer hier nicht mit den meiſten Ausgaben hinter dem erſten φευγεις (V. 50.) einen Punkt an, den man annehmen muß, wenn der Gegenſatz recht hervorſtechen ſoll: Dieſen Kuß will ich als den Adonis ſelbſt bewahren, weil du ſelbſt mich flieheſt. (δυσμορε) würden wir am liebſten gar nicht, und am wenigſten: du Elender, überſetzen; es iſt ja bekannt, daß dieß und ähnliche Wörter oft nichts weiter, als eine Exclamation andeuten, und ſehr oft gar keinen Vorwurf in ſich ſchlieſſen, dergleichen wir mit den deutſchen Ausdruck verknüpfen. Wie ſchickt ſich aber nun Vorwurf hieher?) Ferne fliehſt du Adonis — — ich aber lebe ꝛc.

S. 10. Ach warum jagteſt du ſo verwegen? τολμηρὲ iſt doch wohl der Vocativus: Warum wagteſt du dich, Verwegner, auf die Jagd?

Eb. daſ. wird der deutſche Leſer auch wohl die ſchöne Stelle, die eine Anſpielung auf eine der bekannteſten Fabeln von der Venus enthält, nach der Ueberſetzung verſtehen: „Paphia ver„gießt ſo viel Thränen, als Adonis Blut ver„gießet. Alle Tropfen verwandelten auf der „Erden in Blumen ſich; das Blut gebahr Ro„ſen, und Anemonen die Thränen.„ Warum nicht lieber deutlicher: Das Blut verwandelte ſich in Roſen, und die die Thränen in Anemonen. Aber der Ueberſ. wollte harmoniſche Proſe ſchreiben, die doch gar ſeine Sache nicht zu ſeyn ſcheint: daher das ſich am unrechten Orte: und das τίκτει ſollte auch im Deutſchen ein Bild hergeben; daher das unverſtändliche.

Den bunten Witz des Griechen: (S. 11) „Salbe ihn mit Salben vom wohlriechenden „Oel. Verderben müſſen alle Salben! Deine „Salbe Adonis iſt nicht mehr,„ hätten wir lieber dem deutſchen Leſer zu Gefallen etwas anders eingekleidet. Er kann unmöglich in einer andern Sprache ſich ausnehmen.

S. 12. „Jener (Liebesgott) kühlt mit ſeinen „Schwingen den Adonis.„ Wie kühlt man

denn

denn einen Todten? Da vorher ſteht: dieſer wäſcht ſeine Hüfte; ſo kann αναψυχειν hier wohl nichts anders heiſſen als trocknen.

In der 2ten Idylle (S. 13.) iſt αποτροπος nicht der unruhige, ſondern: der flüchtige Amor. — Daſ. der Knabe ward traurig. Beſſer würde ſich hier die zwote Bedeutung von ασχαλαω ſchicken, er ward unwillig. Da unſer Ueberſ. ſonſt ſehr oft der lateiniſchen Verſion getreu folgt, ſo hätte er es hier auch thun mögen. S. 14. „und die entſchlupft„ Wozu das neumodiſche ſich nicht hieher ſchickende Wort ſtatt des gewöhnlichen: und wegſpringt. Gr. καὶ εκαλμενος.

Es würde zu weitläuftig ſeyn, alle Kleinigkeiten, die uns im Leſen aufgeſtoſſen ſind, anzumerken; nur noch ein Paar aus den S. 16. folgenden 3. Idyllen des Moſchus.

Id. 1. S. 17. „Sein Herz iſt böſe, ſein Geſpräch ſüß. Nie aber denkt er ſo wie er ſpricht.„ Im Griechiſchen iſt das letzte der Grund des erſten. Es ſteht γαρ da: denn er denkt und ſpricht nicht einerley.

Eben daſ. „Ein falſcher Knabe, der tyranniſche Spiele treibt.„ Dieſe und ähnliche zu ſehr nach dem Griech. gebildete Ausdrücke machen, daß uns dieſe Idylle vor allen am unglücklichſten

über-

überſetzt vorkommt. Der Verf. hat die kurzen Sätze des Originals nachahmen, und ſie eben ſo ſtark vortragen wollen, und meiſtens iſt es ihm nicht geglückt. Man leſe nur: „Wenn er „aber zornig wird, ſo iſt er unbändig, betrügt „und lügt. Ein falſcher Knabe — treibt. Klein „ſind ſeine Hände zwar, aber weit ſchleudern ſie „die Pfeile. — Einen ſehr kleinen Bogen hat „er und auf demſelben einen Pfeil, ein kleiner „Pfeil zwar, aber bis in den Aether fliegt er, ꝛc.„ (Der Verf. ſucht einen Nachdruck darinn, immer das Subject hinten an zu ſetzen, aber die öftere Wiederholung einer und derſelben Wendung macht unſerm Ohre Uebelklang.) „Bittre Pfeile, (S. 18.) πικροι καλαμοι ꝛc. Ein im deutſchen unbequemes Wort, das vielmehr den Effect anzeigt. Wir würden es entweder gar nicht überſetzen, oder umſchreiben. — Das eingeſchobene ach! (eb. daſ.) geben wir dem Ueberſetzer zurück, weil er unnöthig den Moſchus damit bereichert.

In der ſchönen 2ten Idylle: Europa iſt gleich der Anfang der Ueberſetzung nicht geglückt. „Europen ſandte Cypris einen ſüßen Traum einſt „um die dritte Nachtwache zu. Wenn ſich die „Morgenröthe nahet, wenn der Schlaf ſüßer „als Honig auf den Augenliedern ruht, die

„Sor-

„Sorgen verſcheucht, und mit ſanften Banden „die Augen feſſelt, und wenn das Heer wahr„hafter Träume herrſcht, da ſchlief in ihrem „Bette Phönix Tochter, die Jungfrau Europe.„ Nach dem Grichiſchen gehört alles von Z. 2. an, Νυκτος &c. bis Z. 5. ονειρων zur erſten Zeile: Venus ſandte um die dritte Nachtwache (wenn man ja den Ausdruck im Deutſchen beybehalten will!) nahe vor dem Anbruch der Morgenröthe, dann wenn der Schlaf ꝛc. (nun wird dieſe Zeit noch weiter vom Dichter geſchildert) der Europe einen Traum. Da war es, als Europa in dem oberſten Theil des Hauſes (ſo ſteht im Griechiſchen) ſchlief, und es ihr im Traum vorkam u. ſ. w.

Der Aegideführende Zevs (S. 20.) gefällt auch nicht im Deutſchen. Was für eine ſchwerfällige Ueberſetzung würde es werden, wenn man alle Homeriſche Beywörter der Götter und Helden in unſre Sprache ängſtlich übertragen wollte?

S. 23. iſt ohne Urſache die 62ſte Zeile ausgelaſſen: So war der Korb der ſchönen Europa beſchaffen.

Muß S. 25. ἐυκαμπὲς ἄροτρον grade der ſchön gekrümte Pflug ſeyn und ευρυκερως βυς (S. 31.) der breit gehörnte Stier? Uns dünkt, dergleichen zierende Beywörter ſind nach Gelegenheit ent-

entweder gar nicht oder wenigſtens nur der einen Hauptidee nach z. E. der gehörnte Stier ꝛc. in unſre Sprache überzutragen, wenn man nicht griechiſch-deutſch ſchreiben will.

Wie ängſtlich griechiſch-deutſch iſt S. 25. u. fg. die Periode: „Und er kam auf die Wie-„ſe, und erſchreckte nicht, — και ȣκ εφοβησε, „da er geſehen ward, — φαανθεις, da er geſe-„hen ward, — φαανθεις, die Jungfrauen — παρθενικας.

Unter allen Idyllen — denn wir ſinds müde viele ähnliche Nachläßigkeiten, die wir uns angezeichnet, her zu ſetzen; — iſt noch die letzte: auf Bions Tod, dem Ueberſ. im Ganzen am beſten gelungen. Nur ſtießen wir S. 35. ziemlich an, als wir laſen: und der Halcyone Ceyx hat nicht ſo ſehr über ſein Unglück geklagt. Griech.

Ἀλκυόνος δ' ȣ τοσσον επ' ἄλγεσιν ἴσχετο Κήυξ

Wie, ſollte der Ueberſ. nicht geſehen haben, daß Ἀλκυόνος der Genitivus iſt? Wir vermuthen wirklich dieſen Fehler, und wer dieſe Stelle allein anſieht, muß es vermuthen, bis wir in den Anmerkungen zur 157. Seite kamen, wo die aus allen mythologiſchen Handbüchern bekannte Fabel vom Ceyx und ſeiner Gemahlinn Halcyone erzählt wird. Um alſo das Beſte von unſerm Ueberſ. zu vermuthen, denken wir: ob der Hal-

cyone Ceyx bey ihm etwa ſo viel heiſſen ſoll, als Ceyx der Gemahl der Halcyone? Aber werden wohl alle ſeine Leſer ſo billig ihn auslegen, und geſetzt, er hat dieß wirklich ſagen wollen, wie undeutlich drückt er ſich aus, wie leicht kann ſein Widerſacher hier ſpotten!

Ehe wir von dem folgenden Commentarius, oder wie man es ſonſt nennen will, etwas ſagen, müſſen wir noch in Anſehung der Schreibart des Ueberſetzers erinnern, daß ſie uns ſehr geziert und oft unnatürlich vorkömmt. Gewöhnlich iſt es dem Verf. mißlungen einen Wohlklang ſeiner Proſe zu geben, an mehr als einem Ort ſcheint er den bibliſchen Stil *) affectiren zu wollen, bald bereichert er unſre Sprache mit Beywörtern, die wir uns verbitten müſſen, und bald ſucht er längſt veraltete Wörter wieder hervor. Will man Beyſpiele vom gezierten, ſo leſe man die 23ſte Seite, (faſt möchten wir ſagen, die ganze Ueberſetzung an den meiſten Stellen) aber dieſe beſonders, die auch neue Wörter hat: „Zweene Männer ſtanden, (es iſt die Beſchreibung des Korbes der Europa) oben am Rande des Ufers neben einander, und ſahn erſtaunt der Meerdurchwandelnden Färſe nach, (den Provincialiſmus verſtanden wir erſt, als wir das grie-

*) D. i. die gewöhnliche deutſche Bibel-Ueberſetzung.

griechiſche πορτις laſen) da war auch Zevs zu ſehen, der ſanft mit göttlicher Hand der Fårſe im Waſſer liebkoſete, die er bey dem ſiebenmůndigen Nil, da ſie eine ſchön gehörnte Farſe noch war, zur Jungfrau wieder umſchuf — — Dicht unter dem Rande des runden Körbchen war Merkur gebildet, und neben ihm lag Argos mit raſtloswachenden Augen geſtreckt. „ — Und eben der Ton geht an ſehr vielen Stellen fort. — Wenn man in der erſten Idylle auf Adonis Tod in einem Odem fůnfmal Wehe! (S. 12.) ließt, wem wird da nicht des Spötters Liſcov parodirtes Wehe einfallen, das der ehrliche Sivers in ſeiner Hiſtorie von der Zerſtöhrung Jeruſalems auch ſo håufig anbrachte? — Und was ſoll man denken, wenn man von Hirtenbarden, von beredter Zunge, (S. 39.) vom rindern Růcken des Gottes, (S. 29.) vom göttlichen Aushauch ꝛc. ließt? Auch möchten wir wiſſen, warum der Verf. ſich in das Wörtlein So, ſtatt wenn, ſo ſehr verliebt hat, z. E. S. 13. Glůcklich wirſt du ſeyn, ſo du ihn nicht fåheſt, (klingt das beſſer als: wenn du ihn nicht fångſt? S. 16.) So jemand auf den Scheidewegen den Amor geſehen, er iſt mir entflohen. Und unzåhligemal in dieſer Idylle: So du ihn bringſt — ſo du ihn griffeſt, ſo fůhre ihn gebunden. —

Bayeriſche Staatsbibliothek München

So er dich küſſen will, ſo fleuch, — — und ſo affectirt der Ueberſetzer immerfort. So wir aber alles anführen wollten, ſo würden wir das ganze Werk abſchreiben müſſen.

Doch endlich noch ein Wort von dem nun folgenden Commentarius! Es bleibt uns unbegreiflich, wie der Verf. dieſen an einen Moſes hat richten können, ſo ſehr bekannte, blos wiederholte Dinge enthält er! Unſer Verf. geht zuerſt von S. 45 ; ; 194. die von ihm überſetzte Idyllen und die übrigen merkwürdigſten Stücke und Fragmente durch, vertheidigt bald ſeine Ueberſetzung, bald erklärt er ihm ſchwer vorkommende Stellen. Aber wie thut er das? Gewiß auf eine ſeines Freundes nicht würdige, und für ſeine Leſer ſehr überflüßige Art. Denn muß es nicht beyden ſehr ſonderbar vorkommen, wenn der Verf. z. E. gleich zu Anfange nach einer kurzen Bemerkung der Schönheit des erſten Idylls, (die Longepierre eben ſo gut angiebt) S. 48. u. fg. die wichtige Frage: Aber wer war Adonis? (wer fragt hier? Herr Moſes? oder der gute Leſer? ich denke, keiner von beyden, wer von den letzten es nicht weis, wird ja den Pomey oder Hederich noch von den Schuljahren her zur Hand haben) ſehr ernſthaft beantwortet. Warum mag doch immer der Verf.

der:

Bayerische Staatsbibliothek München

dergleichen Sachen mit der angenommenen Mie-
ne der Gelehrſamkeit wiederholen, die man beſ-
ſer an hundert andern Orten zum Theil ſo gar
bey den Auslegern unſrer beyden Dichter finden
kann. Denn das getrauen wir uns zu behaup-
ten, mehr als die Hälfte alles deſſen, was der
Verf. zur Erklärung dieſer Idyllen ſagt, beyna-
he wörtlich aus den Hesliniſchen, Schwebeli-
ſchen und andern Ausgaben dem Leſer vorzule-
gen. Sollten doch einmal Anmerkungen gelie-
fert werden, warum wählte man nicht ſtatt des
Taſchenformats ein größeres, und citirte an
den gehörigen Stellen unter dem Text, (S. Hes-
lin, Schwebel, Longepierre,) und wie alle heiſ-
ſen mögen, welche der Verf. excerpirt hat. —
Auf dieſe Art wäre S. 54. u. fg.; S. 62. die
wichtige Bemerkung, μυρον auch eine Schmei-
chelen angezeigt, die ſich ein paar griechiſche
Verliebte durch daſſelbe zu machen gepflegt; S.
64, 66. die Beſchreibung der Leichengebräuche,
ſ. jedes beliebige Compendium über die griechi-
ſchen Antiquitäten. S. 71. und 72. der ge-
lehrte Beweis, daß ὀυ μὰν. ουκ εθελει hier heißt:
er will zwar, aber er kann nicht, (kürzer; es liegt
nicht an ſeinem guten Willen, kurz, das aller-
meiſte mit einem einzigen Worte geſagt worden,
das nun unter dem Schein der Neuheit auf vie-

len Seiten ſelbſt mit der nemlichen Citation aus den erwähnten Auslegern wiederholt wird. Freylich hätte der Leſer alsdenn die wichtige Anmerkung, daß κιχεω auch comprehendo, welches zu deutſch eine Berührung, und zwar eine actuelle Berührung anzeige, (S. 56.) noch mehr aber verſchiedne Citationen aus dem Pindar verlohren; aber jene Anmerkung, und die ihr ähnlichen, hätte wohl mancher Leſer dem Verf. gern geſchenkt, und dieſe, die angeführten Stellen aus dem Pindar, ſtehen gewöhnlich auch ſo ſehr am unrechten Orte, daß man ſich mehr wundert, wie ſie hieher kommen, als man ſich wundern würde, wenn ſie nicht da ſtünden. Ohne uns ins Einzelne einzulaſſen, wo wir doch mehr mit den alten Ueberſetzern als mit unſern würden zu ſtreiten haben; wollen wir nur zu S. 68. und fgg. bemerken, daß der entſcheidende Ausſpruch des V. uns noch nicht völlig überzeuge, zu Ende der Idylle auf den Tod des Adonis ſtatt Μοιραι: die Parcen ſelbſt beklagen den Adonis — ein erhabner Gedanke, wenn man ihn recht entwickelt, mit Heslin die beym erſten Anblick leichtre Leſeart: Μοισαι, anzunehmen. Hätte doch der Verf., ehe er nach dem H. völlig entſchied, auch dießmal den Schwebel ad h. l. zu Rathe gezogen, der gleichwohl noch etwas für

Μοῖραι ſagt. — Wir könnten mehr Stellen anführen, wo der Verf. oder vielmehr ſeine Vorgänger uns kein Genüge thun, z. E. bey κωμος S. 72. fg. auch 133-40. ꝛc. Aber wir eilen weiter. Doch im Vorbeygehen können wir uns des Lachens nicht enthalten, wenn wir unſern Verf. S. 148. ſich gewaltig blähen ſehen, daß er in Anſehung der Hyacinthe, auf welcher das αι, αι zu ſehen ſeyn ſoll, ganz was wichtiges entdeckt? nein, — ſehr natürlich in dem Mann, bey welchem man ſich auch wohl ſonſt, wenn von Blumen und andern Gewächſen die Rede iſt, ſeit einigen Jahren Raths zu erholen pflegt, in dem Engländer, Martin Virgilius, nachgeſchlagen hat. Aber ſo hat er doch mehr gethan als ſeine Vorgänger: Alle Ausleger des Moſchus, von denen man ſagen ſoll: amat eorum janua limen? Freylich, aber zu jener Zeit war noch kein Martin aufgeſtanden, ſonſt hätten die fleißigen Leute ſich auch wohl die Mühe gegeben, bey ihm wegen der Hyacinthe nachzufragen!

Was der Verf. von S. 194-214. vom Schäfergedichte und zur vermeynten Widerlegung des Abt Geneſt ſagt, iſt ſchon von andern beſſer, ausfürlicher und wahrer vorgetragen; beyläufig empfehlen wir unter andern dem Verf. zur Berichtigung einiger von ſeinen Ideen des

 Herrn

Herrn Prof. Heyne Abhandlung de carmine bucolico (Virgil. T. I. p. 197.) Es würde zu weitläuftig ſeyn, manche ſeiner Sätze hier zu beleuchten. — Endlich bringt den Verf. ein glückliches Ohngefehr, nemlich der Vers in Bions Todtenlied.

— — — αντι δε Σαπφυς

Εισετι σευ το μελισμα κινυρεται α Μιτυλανα

auf den Einfall, die fünf letzten Bogen ſeiner Schrift den neun griechiſchen Dichterinnen zu widmen: Sollen wir unſer Urtheil mit wenig Worten ſagen? Wir geſtehen, daß wir nichts, gar nichts merkwürdiges hier angetroffen haben, was man nicht in vielen andern Büchern, und vorzüglich in Wolfs Ausgabe der Poetriſſarum ſollte zu finden wiſſen. Wozu alſo die Wiederholung, zumal beym Bion und Moſchus?

Ohne übrigens dem Verf. ſeine Kenntniſſe in der griechiſchen Sprache ganz abzuſprechen, oder weitre Arbeiten in dieſem Studio zu widerrathen, wünſchen wir doch, daß es ihm gefallen möge, bey ſeinen Ueberſetzungen ſelbſt künftig mehr Sorgfalt auf den deutſchen Ausdruck und die ganze Wendung der Sprache zu wenden; in ſeinen Commentarien aber uns mehr durchſtudirte und nicht ſo allgemein bekannte und oft geſagte Sachen zu liefern.

Marci Tullii Ciceronis XIV. auserleſene Reden, nebſt einer Zugabe Livianiſcher Reden, und einem Anhange dreyer Briefe, herausgegeben von Joh. Michael Heinze, Rect. des Michaelei zu Lüneburg. Lemgo, in der Meyeriſchen Buchhandlung 1767. 1. Alph. 17. Bogen in Octav.

Zum Vortheil des Herrn Rector Heinze, zum Vortheil der Liebhaber, und zu meinem eignen Beſten wird es mir erlaubt ſeyn, dieſesmal wider die Ordnung zu handeln und das Buch von hinten anzufangen.

Herr Heinze hat, wie bekannt, vor ſechs Jahren die Geſpräche des Cicero von dem Redner ins Deutſche überſetzt. Der ſeel. Abt übte in den Berliniſchen Literaturbriefen ſeine Kritik an dieſer Ueberſetzung, und jetzt erſt vertheidiget ſich Herr Heinze gegen ſeinen Recenſenten in drey Briefen, die ich gewiß nicht würde geleſen haben, wenn nicht einige Umſtände meine Aufmerkſamkeit gereizt hätten. Laß ſehen! ſagen meine Leſer. — Gut!

Alſo zuerſt von der Abſicht eines Ueberſetzers der Alten. Herr Heinze giebt ſeinem Recenſenten zu, daß ein jeder Ueberſetzer die Gedanken ſeines Urbildes genau nachbilden müſſe, oder,

wie ſich Abt ausdrückte, der Ueberſetzer müſſe ſeiner Mutterſprache vortrefliche Gedanken nach dem Muſter einer vollkommnern Sprache anpaſſen. Er geſtehet, daß Abt viel Gutes über dieſem Punkt geſagt, daß aber die Sache nicht ſo neu wäre, als er geglaubt zu haben ſchiene. Er meynt aber auch, Abt habe ſich widerſprochen, wenn er in der Folge behauptet, Herr Heinze habe das Periodiſche im Deutſchen von dem Periodiſchen im Lateiniſchen nicht genug unterſchieden. Dieß giebt ihm Gelegenheit von den Perioden überhaupt ſeine Meynung zu äußern, die in der That ſonderbar iſt. Doch, man leſe ſeine eignen Worte!

„Die eigentlichen Perioden ſind ein Kunſt„ſtück, welches vor dem Iſokrates unbekannt „war, und welches man nur von dieſem Red„ner, und von ſeinen griechiſchen und römi„ſchen Nachfolgern lernen kann. Denn die La„teiner haben es von den Griechen genommen, „und nichts daran verändert. Auch nach Deutſch„land iſt es als ein fremdes Gewächs gekom„men, welches nur in ſo fern Lob verdient, und „ſeinen Namen behaupten kann, als es ſeinem „erſten Urſprunge ähnlich bleibt. Es iſt daher „vergeblich, wenn man von einer deutſchen Pe„riodologie im Gegenſatze der Griechiſchen und

„Römi-

„Römiſchen ſpricht. Unſre gewöhnliche Schreib„art iſt ungebunden (oratio fuſa) wie die „Schreibart der Griechen vor dem Iſokrates. „Wir müſſen daher entweder Iſokratiſche und „Ciceronianiſche Perioden machen, oder wir ma„chen gar keine.„

Herr Heinze gehet hier offenbar zu weit. Wie? Vergeblich wäre es, wenn man von einer deutſchen Periodologie im Gegenſatze der Griechiſchen und Römiſchen ſpricht? Ich fürchte immer, dieſer falſche Grundſatz möchte ſeinen Ueberſetzungen Eintrag gethan haben, und man möchte ihm mit Recht vorwerfen, er habe die Perioden des Cicero zu ängſtlich in unſre Mutterſprache übergetragen. Denn, hat nicht jede Sprache ihre beſondre Natur, ihren eignen Gang? Iſt nicht der Geiſt der deutſchen Sprache unendlich weit von dem Geiſte der römiſchen verſchieden? Dieß wird Herr Heinze ohnſtreitig zugeben, er, der beyde Sprachen lange als ein geübter Kopf ſtudieret hat. Dem ohngeachtet wird er ſeine Meynung nicht fahren laſſen, ſo lange er nicht überzeugt wird, daß ſeine Definition des Perioden ungegründet iſt. Denn er glaubt mit andern, alles wäre periodiſch, was einigermaſſen durch Partikeln zuſammenhängt. Auf dieſe Art wird man leicht einen jeden zuſam-

mengeſetzten logikaliſchen Satz zu einer Periode machen können, wenn er nur einigermaſſen durch Partikeln, z. B. durch ein und, zuſammenhängt. Die Partikeln ſind meiner Einſicht nach, das allergeringſte bey dem Bau einer Periode. Wo bleibt denn das Einſchieben der Glieder, der Nebenbegriffe? Wird dieß blos durch Partikeln bewirkt? und gehört dieß nicht zum Weſentlichen einer Periode? Wo bleibt die Kunſt in den Schlußfällen der Perioden? Stützet ſich dieſe vielleicht auch auf die Partikeln? Ich ſollte es nicht denken. Ueberhaupt, Herr Heinze wird doch wohl, als ein Kenner der Sprachen, wiſſen, daß die römiſche Sprache, und beſonders ihre Perioden, durch dem ihr ganz eignen Gebrauch der Participien eine ganz verſchiedne Geſtalt vor allen andern Sprachen gewinne? Machen dieſe Participien nicht ſehr oft die ganze Kunſt des römiſchen Perioden aus? und können wir wohl, ohne den Wohlklang zu beleidigen, dieſe künſtliche und durch eine andere Sprache unnachahmliche Kürze bewirkte Zuſammenkettung im Deutſchen mit unſern ſchleppenden Hülfswörtern nachbilden? Müſſen wir daher nicht aus einer lateiniſchen Periode im Deutſchen zwey bis andere ſchmieden? Gerne würde ich mich weiter einlaſſen,

wenn

wenn ich nicht eine Recenſion, ſondern eine Abhandlung ſchriebe. Herr Heinze überlege alſo dieſe nur in der Eile hingeworfene Gedanken!

Abt hatte ferner behauptet, wir Deutſche hätten *nicht* einmal einen Schatten von der politiſchen Beredſamkeit. Herr Heinze widerſpricht ihm, wie mir dünkt, mit Grunde, wenn er behauptet, daß wir ſie wenigſtens haben könnten, weil es nicht an Gelegenheit darzu fehlte. Man leſe dieſes Stück ſelbſt, und vergleiche damit, was Herr Herder über dieſe Stelle in den Literaturbriefen erinnert hat *).

Im zweyten Brief ſucht Herr Heinze einige andere Vorwürfe des Briefſtellers von ſich abzulehnen, und vornemlich ſeine Schreibart zu vertheidigen. Ich will mich nicht bey ſeinem Streite über das Wort Genie aufhalten. Er kennet den Umfang dieſes naturaliſirten Wortes nicht, wenn er vrogiebt, man könne es durch Art, Weiſe, Natur überſetzen. Gerade, wie Haug, der es durch Anlage geben will **). Hr. Heinze glaubt aber doch, daß, wenn man dieß Wort ja annähme, ſo müſſe es deutſch geſchrieben werden; aber wie? Riſum teneatis, amici!

— Sche-

*) Ueber die neuere deutſche Literatur. Dritte Sammlung von Fragmenten S. 263. u. ff.

**) S. die Literaturbriefe. Th. XIV. S. 246.

— Schenie. Hr. Heinze kann inskünftige dergleichen Ausländer von Wörtern nicht beſſer ſtrafen, als wenn er ſie zur Warnung der deutſchen Jugend auf eine ſchreckbare Art kenntlich macht. Etwann ſo: SCHENIE.

Damit aber Herr Heinze ſehe, daß ich ihm Gerechtigkeit wiederfahren laſſe, und mich nicht zu der Secte unſrer Neulinge und Sprachverderber bekenne; ſo will ich ihm gern zugeben, daß die meiſten Verfaſſer der Literaturbriefe die Reinigkeit der deutſchen Sprache beleidigt haben. Ja, ich gehe noch weiter, und behaupte, daß ſie die erſten Tyrannen der deutſchen Sprache geweſen. In Anſehung des Tons, den ſie der deutſchen Sprache gegeben, ſind ſie ſchätzbar, und verdienen unſern ganzen Dank. Aber, wenn es auf die einzelnen Theile der Rede ankömmt, ſo mögen ſie es ſich nicht verdrießen laſſen, wenn man ſie für Verführer vieler guten Köpfe hält. Durch das Anſehen, das ſie ſich durch ihre Orakelſprüche gegeben, haben ſie Nachahmer erweckt, die der deutſchen Sprache gar den Untergang drohen. Durch ihr Beyſpiel verleitet, haben nicht allein Abt, ſondern auch Herder, Clodius, die Verfaſſer der Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur und andere den natürlichen Anſtand und die edle Einfalt unſe-

rer Sprache verlaſſen, und das Fremde, Gezwun-gene und Unnatürliche geſucht und durch ihre Schriften ausgebreitet.

Herr Heinze hat eine Menge von Beyſpielen aus den Literaturbriefen geſammelt und ange-führt, ob er gleich bisweilen zu ſtreng iſt. Z. B. das Wort Kenntniß, die Redensart: Ge-brauch von einer Sache machen, darf er immer brauchen. Wörter, Redensarten und Wen-dungen, die der Natur und Analogie unſrer Sprache nicht entgegen ſind, bereichern und ſchmücken ſie, ohne daß der geringſte Schaden davon zu befürchten wäre.

Man kann unſern jungen Schriftſtellern nicht häufig genug einprägen, was Herr Heinze S. 583. mit vieler Richtigkeit niedergeſchrieben hat. Die Stelle verdienet hier wiederhohlt zu werden.

„Ich glaube nicht, daß die jetzige bunde „Sprache der Schriftſteller (κοινισμὸς) ſich lan-„ge in Anſehn erhalten werde: denn ſie wird „allmählig zu gemein; und das iſt der Tod ſol-„cher Moden. Aber eine gröſere Wachſamkeit „über die Reinigkeit der Sprache, oder den „Germaniſmum, würde dieſelbe wenigſtens „lange erhalten, und unſern Schriften den Vor-„theil verſchaffen, daß ſie, wenn gleich nicht

„von

„von dem ſchönen Geſchlechte, (denn das lieſt „nur wenig, und das neueſte wird ihm wohl im„mer das liebſte ſeyn) doch von den Gelehrten „der künftigen Jahrhunderte mit Vergnügen „geleſen würden.„

Es werden hier noch einige Anmerkungen über die Germaniſmen gemacht, aber nicht ſo ſcharfſinnig, wie in den Fragmenten des Herrn Herders, der die Sache in ein ungleich helleres Licht geſetzt hat, ob er gleich der gröſte Beleidiger des Eigenthümlichen unſrer Sprache iſt.

Ich habe ſchon erinnert, daß Herr Heinze bisweilen zu weit in ſeinem Eifer gehe. Er diſputiret mit ſeinem Gegner über das Glänzende in der deutſchen Schreibart. Ich glaube dieſer Zwiſt könne nicht beſſer, als durch folgende Anmerkung, entſchieden werden:

Die Schönheit und der Glanz, den man von der deutſchen und einer jeden Sprache wünſchen kann, beſtehet nicht in fremden Wörtern, wird nie durch hochtrabende, ungewöhnliche und neumodiſche Redensarten befördert werden. Dieß würde ihr allerdings einen falſchen Schimmer, eine tadelnswürdige Schminke zuführen. Worinn wird alſo ihr Glanz denn beſtehen? In der innern Stärke, in dem Geiſtigen, in der Munterkeit der Gedanken, Figuren und Wendun-

dungen, und in einem richtigen und wohlgeübten Gebrauch der Inverſionen. Damit Herr Heinze wenigſtens einen Theil meines Satzes beſſer verſtehe; ſo will ich ein Beyſpiel, wie es mir eben in die Hände fällt, anführen. Herr Herder ſagt in ſeinen Fragmenten: Ich habe in einem Labyrinthe von verſchiednen Ausſichten umher geſchwärmt; jetzt kömmt mir mein Leitfaden wieder in die Hand, und ich knüpfe ihn wieder an meine vorige Materie an. Dieß würde freylich Herr Heinze nimmermehr ſagen. Er würde vielleicht geſetzt haben: Ich komme wieder zu meinen vorigen Gedanken, die ich auf einige Zeit verlaſſen habe. Dieß wäre zwar richtig: aber auch ſo ſchön, wie die Herderiſche Wendung? Sie iſt geſuchter, aber iſt ſie auch wider die Natur der deutſchen Sprache? Wenn aber eben dieſer Schriftſteller ſagt: Wer mag es wagen, die Erde, ſeine Mutter und Nährerinn, zu verlaſſen, und mit Flügeln, die uns die Natur nicht gab, ſich in eine lüftige Wolke hinaufzuſetzen, um ein kritiſches Meteor vorzuſtellen? ſo iſt dieß zu weit hergehohlt, zu ſchwülſtig, nicht der Natur der Sache gemäß, und alſo höchſt verwerflich.

S. 586. liefert Herr Heinze eine gute Regel zur Vermeidung der unangenehmen Wiederhohlung der Hülfswörter. Ich

Ich kann mich nicht enthalten, noch eine Stelle zum beſten unſrer Modeſcribenten abzuſchreiben. Sie ſtehet S. 588. „Ich leugne nicht, daß mir die Liebe zur Reinigkeit aus dem lateiniſchen anhänge: aber mich verdrießt ſolches ſo wenig, daß ich vielmehr auch um deswillen wünſche, daß alle Studierende in der lateiniſchen Schreibart etwas mehr thäten, damit ſie die Aufmerkſamkeit, zu welcher ſie ſich da gewöhnen müßten, zu ihren deutſchen Uebungen mit hinüber nähmen. Denn ich weiß nicht, wie es zugehet, daß man jetzt im Deutſchen ganz andere Begriffe von der Zierlichkeit der Schreibart hat, als die Lehrer der lateiniſchen Beredſamkeit von jeher zu geben pflegen. Einer leſe nur das ſchöne Kap. de Elegantia in der Erneſtianiſchen Rhetorick, und vergleiche es mit unſerer deutſchen Schönſchreiberey; ſo wird man nicht ohne Verwunderung (ich wollte, daß ich ſagen dürfte mit Beſchämung) finden, daß faſt „alle Fehler wieder die lateiniſche Zierlichkeit, „das Ausländiſche, Neumodiſche, Poetiſche, „die Kunſtwörter, das Harte, das Ungewöhn„liche vor Schönheiten, und hingegen die Rei„nigkeit und Popularität oder die Sprache des „gemeinen Lebens vor Fehler geachtet werden. „— Aber Regeln ſind Krücken, ſagt das Ora-

kel

„kel und Muſter unſrer ſinnreichen Schriftſtel„ler, welche der Lahme gebrauchet, und der Ge„ſunde wegwirft. — O ja! und wer wollte „lahm ſeyn? Daher lernt niemand Regeln „mehr; hingegen ahmet alles nach. Sequimur „antecedentium gregem, non quo eundum „eſt; das will der Sprachlehrer und Rhetor „mit ſeinen verdrieslichen Regeln zeigen: ſed „quo itur: das iſt, die Heerſtraſſe der Nach„ahmung. Auch die Lahmen, welche um ihren „Baal herumhinken, halten ſich vor geſund, „und verachten den Gang derer, die gerade ein„her gehen: nicht anders, als ob das Land der „Hinkenden in Deutſchland zu ſuchen wäre. — „Das Lob, welches Hugo Grotius unſrer Spra„che beyleget: Quam

„Nec adulteravit inquilina contages,
„Sed caſta, ſed pudica, ſed tui juris

„(Poemat. p. 215.) wäre, meines Erachtens, „ſchon werth, daß die Scribenten etwas eifriger „wären, ihr daſſelbe zu erhalten.„

Der dritte Brief beſchäftigt ſich mit einzelnen Stellen, die Abt in der Heinziſchen Ueberſetzung getadelt hatte. Es wird ihm bisweilen Beyfall gegeben: aber aus dem ganzen Streite erhellet, daß Abt in Abſicht auf die lateiniſche Sprache Herrn Heinzen nicht überſehen konnte.

Nun zur Hauptſache, zur Ueberſetzung der Ciceroniſchen Reden. Hr. Heinze hat folgende gewählt, und ſie ſo betitelt: 1.) Marci Tullii Ciceronis gerichtlicher Verſuch wider den Quintus Cäcilius, wer zum Verkläger des Cajus Verres zu beſtellen ſey? 2.) Rede zur Empfehlung des Maniliſchen Vorſchlages oder von der Wahl des Pompejus zum Feldherrn. 3.) Andere Rede über den Vorſchlag einer Ackervertheilung wider den Publius Servilius Rullus. 4.) — 8.) die vier Reden wider den Catilina. 9.) Rede zur Vertheidigung des Dichters Aulus Licinius Archias. 10.) Dankrede an das verſammelte Römiſche Volk nach ſeiner Zurückkunft. 11.) Dankrede an den Cäſar vor den Marcus Marcellus. 12.) Vertheidigung des Quintus Ligarius. 13.) Vertheidigung des Königs Dejotarus. 14.) Die neunte Philippiſche Rede.

Zum beſſern Verſtändniß dieſer Reden hat Herr Heinze jeder eine Einleitung vorgeſetzt, worinn er die Veranlaſſung und den Inhalt derſelben deutlich erzählet. Auch durch häufige Anmerkungen hat er dieſes Verſtändniß zu erleichtern geſucht. Er rechtfertiget durch ſie theils ſeine Ueberſetzung, theils erläutert er Anfängern und Ungelehrten zum Beſten allerhand Umſtände aus der Geſchichte und aus den Alterthümern.

Die

Die ſchöne Rede für den Milo hat er nicht überſetzt. Warum? „Weil ihr das fehlt, oh„ne welches in ſeinen Augen nichts recht ſchön „iſt, nemlich die Wahrheit und Gerechtigkeit „der Sache. Wer die Kunſt nöthig hat (fahrt „er fort), eine böſe Sache zu ſchmücken und „die Wahrheit zu verſtecken, der mag ſie an„ders wo lernen, als vom Cicero.„ Wahrlich, eine übertriebne Gewiſſenhaftigkeit!

Herr Heinze wird vermuthlich am beſten mit mir zufrieden ſeyn, wenn ich ihn nach ſeinen eigenen Forderungen beurtheile. Es ſind ihrer drey, die er in der Vorrede angiebt. Erſtlich, der Ueberſetzer muß den Cicero verſtehen. Zweytens, er muß im Deutſchen geübt ſeyn. Drittens, er muß Geſchmack haben. An dieſe drey Punkte werde ich mich alſo halten, und ſehen, wie weit ihnen Herr Heinze gefolget, wie weit er ſich davon entfernt habe.

Die erſte Eigenſchaft des Ueberſetzers beſitzt Herr Heinze im vollem Maaſe. Er hat den Römer gründlich ſtudiert, und den gröſten Fleiß angewandt, ihn zu verſtehen. Dieß beweiſen ſchon ſeine Anmerkungen, wo er nicht ſelten mit der gröſten Strenge die gewählten Redensarten und Ausdrücke prüfet und rechtfertiget.

Bey dem zweyten Punkt, ob Herr Heinze im Deutſchen geübt ſey, kann ich mich nicht ſo freygebig bezeigen. Es iſt wahr, ein grammatiſcher Kenner der deutſchen Sprache iſt er. Denn Kleinigkeiten, wo er einen gewiſſen Eigenſinn äußert, kommen nicht in Betrachtung, z. B. wenn er immer vor, anſtatt für, müglich, anſtatt möglich, ſchreibet. Aber auf eine höhere Kenntniß darf er keinen Anſpruch machen. Das Innere, das Feine, das Starke, das Wohlklingende, das Mark der Sprache iſt nicht von ihm ſtudiert und eingeſogen worden. Matt, wäſſerig, platt und ſchleppend iſt er faſt durchgängig in ſeinen Sätzen, Figuren und Wendungen. Beyſpiele, die ich hernach anführen werde, ſollen meinen Ausſpruch beſtättigen. Doch er geſtehet es ja ſelbſt in der Vorrede. „Ich fühle, ſagt „er, den Mißklang, die Unbequemlichkeit der „einſylbigten Wörter, das Geſchlepp der Hülfs„wörter in den zuſammengeſetzten Zeiten (tem„poribus periphraſticis) die man auch ſo oft „von einander trennen muß, u. d. g. ſammt „der daraus entſtandenen Mattigkeit, in ſehr „vielen Stellen, zu meinem groſſen Mißver„gnügen.„ Ey, höre ich mir zuliſpeln, ſo hatte der gute Mann gar nicht überſetzen ſollen! ſo wäre ja das groſſe Mißvergnügen leicht verſchwun-

ſchwunden! — Das dächt' ich auch. Denn vergebens ſagt mir Herr Heinze vor: „Dieſe Um„ſtände ſind von der deutſchen Sprache unzer„trennlich, und ich habe mich darein ſchicken „müſſen.„ Manchmal ſind dieſe Umſtände von der deutſchen Sprache unzertrennlich; ich gebe es zu. Wir haben, ohngeachtet der Bemühungen unſerer guten Dichter und Schriftſteller überhaupt noch viel Widerwärtiges, Mattes und Rauhes in unſrer Sprache; ich ſchreibe keine Seite, wo ich mich nicht zu dieſem Geſtändniß bequemen müßte. Aber wir haben doch ſchon einen groſſen Theil von dieſem Unkraute glücklich ausgejätet, und durch ein fleißigers Studieren der Inverſionen, wozu Herr Heinze ſchon zu alt iſt, werden wir vielleicht jene Dornen wegräumen und auf freyen und lachenden Gefilden wandeln können.

Die dritte Frage: ob Herr Heinze Geſchmack beſitze? hängt mit der vorhergehenden bey dieſer Art der Unterſuchung genau zuſammen, und meine Leſer mögen jetzt bey Anführung der Beyſpiele dieſe Frage ſtillſchweigend mit mir bejahen oder verneinen. Es iſt ohnedem eine kitzliche Sache mit dem Geſchmack, und wenn hernach Herr Heinze — St!

Nur Unglaubige, worunter Herr Heinze der Vornehmſte ſeyn wird, mögen den Reſt meiner Recenſion leſen.

Die erſte Rede wider den Catilina ſchien mir zu meiner Kritik am vorzüglichſten. Daß ich aber auch die andern geprüft habe, ſoll man hernach ſehen. Jene Rede alſo fängt im Deutſchen ſo an:

„Wie lange denkeſt du noch meine Geduld „zu ermüden, Catilina?„ Die Ueberſetzung dieſer Zeile wird durch eine Anmerkung, länger als eine Seite, gerechtfertigt. Mag doch ein andrer mit Herrn Heinzen darüber richten! Weiter: „Wie lange will deine Raſerey ihr Geſpött mit mir treiben? Wenn wilſt du deiner „zügelloſen Frechheit Grenzen ſetzen?„ Hier wäre wohl eine Anmerkung nöthiger geweſen. Denn mir wenigſtens kommt es ſo vor, als wenn das Grenzen ſetzen zu matt wäre, und das Lateiniſche jactabit nicht erſchöpfe.

„Hat dich die Beſatzung des Palatium in den „vorigen Nächten, haben dich die Scharwachten durch die ganze Stadt, hat dich die Furcht „des Volks, hat dich die Unruhe aller rechtſchaffnen Leute, hat dich dieſer wohlbeſetzte „Ort, wo ich den Senat verſammelt habe, haben dich die Blicke und die Minen aller An-

„weſen-

„weſenden noch nicht ſcheu gemacht?„ Was ſoll ich zu dieſer Stelle ſagen? Meine Leſer werden die Wendung des Cicero auswendig wiſſen. Ihre Stärke beruhet auf der Wiederhohlung des nihil — nihil — nihil. Und was thut Herr Heinze? Mit dem langweiligen Hülfs worte: hat — haben — haben, will er im Deutſchen eben dieſe Wirkung erreichen. Nimmermehr. Ich kann mich hier auf nichts als auf mein Gefühl berufen, und werde mich noch mehrmahls darauf berufen müſſen. Ich dächte, man könnte dem Nachdruck und der Heftigkeit des Redners näher kommen: wenn man ohngefähr ſo überſetzte: Hat dich nicht die Beſatzung — aufmerkſam gemacht? nicht die Schildwachten? nicht die Furcht des Volks? nicht ꝛc.

Wie richtig oder unrichtig urbis vigiliae durch die Scharwachten durch die ganze Stadt überſetzt ſey, wird man ohne mein Erinnern leicht beurtheilen können. Eben ſo, ob mouere ſcheu machen bedeute?

O tempora! o mores! Welche Zeiten! welche Sitten erleben wir! Mich wundert ſehr, daß hier Herr Heinze das Geſchlepp: erleben wir nicht gefühlt und ausgeſtrichen hat.

Senatus haec intelligit, der Senat weiß alle dieſe Greuel..

 Hic

Hic tamen vivit? und dieſer Boshafte lebet? In meiner Ausgabe finde ich nichts vom Boshaften. Dieſer hier, wäre ſchon genug geweſen.

Höre, Catilina, der Conſul hätte dich ſchon längſt zum Tode überantworten ſollen. Hier ſehe ich nicht einmahl den grammatiſchen Kenner der deutſchen Sprache. Man ſagt, meiner Grammatick nach, einen dem Tod übergeben.

Und den Catilina — ſollte ich, der Conſul, immerfort dulden? Immerfort iſt ein Lieblingswort unſres Ueberſetzers. Hier ſteht es nicht einmal im Originale. Perferemus heißt in dieſer Stelle weiter nichts, als feremus.

Nouis rebus ſtudere, mit einer Empörung umgehen, iſt nicht genau genug.

Clariſſimus pater, erlauchter Vater. Warum nicht gar Ihro Durchlaucht! Wörter, die, wenigſtens in gewiſſen Verbindungen, aus der Mode gekommen ſind, muß man nicht wieder unnöthiger Weiſe und mit Gewalt einzuführen ſuchen.

Weil er eines Aufruhrs verdächtig war. Abermahls eine Sünde wider die Grammatick! Man ſagt: wegen eines Aufruhrs verdächtig ſeyn.

Ich aber laſſe die Schärfe des Schluſſes — gleichſam bey mir raſten. Raſten? Hebeſcere?

Cupio,

Cupio, patres conſcripti, me eſſe clementem. Ich wünſche allerdings, ihr Väter und Zugeordnete, Gelindigkeit zu üben. Nicht ganz dem Lateiniſchen angemeſſen!

Fahrläßig iſt außer dem Gebrauch; ein Unglück anzetteln, pöbelhaft.

Daß er nicht bekennte, dir ſey daran Recht geſchehen. Quid id non jure factum eſſe fateatur. Bey Vergleichung dieſer Worte wird man leicht das Lahme des deutſchen Ausdrucks fühlen.

Multis meis, et firmis praeſidiis obſeſſus, ne commovere te contra rempublicam poſſis; Nemlich von allen Seiten mit einer ſtarken und guten Wache von mir dermaſſen umſetzt, daß du dich mit deinen feindſeligen Abſichten nicht regen ſollſt. Wie ſchleppend! Wie unperiodiſch!

Obliviſcere caedis atque incendiorum; laß das Morden und brennen fahren.

S. 241. kommt ſchon wieder das dermaſſen, und bald hernach Poſtirungen.

Nihil agis, nihil moliris, nihil cogitas, quod ego non modo non audiam, ſed etiam non videam, planeque ſentiam. Welche Stärke! Welcher Nachdruck! Und nun Herr Heinze — Kurz alles dein Vornehmen, Dichten und Trachten — iſt böſe von Jugend auf?

nicht doch — kömmt mir nicht nur zu Ohren, ſondern ich ſehe es auch und greife es, ſo zu reden, mit Händen.

Wenn doch wenigſtens Herr Heinze alles ſo überſetzt hätte wie folgende Stelle! „Nun erinnere dich einmal mit der vorigen Nacht. —
„Mich dünkt, du merkeſt ſchon, daß ich viel eifriger zur Erhaltung des Staats war, als du
„zum Verderben deſſelben. — Ich ſage, daß
„du geſtern Nachts in der Schmiedeſtraſſe (doch
„ich brauche kein Geheimniß daraus zu machen)
„daß du in des Marcus Lecca Haus gekommen
„biſt, und daß viele Mitgenoſſen deines Unſinnes und deiner Verrätherey ſich auch daſelbſt
„eingefunden haben. — Erkühnſt du dich, es
„zu leugnen? — Warum ſchweigſt du? Ich
„will dich überführen, wenn du es leugneſt.
„Denn ich ſehe hier etliche im Senate, die auch
„dabey geweſen ſind. — Unſterbliche Götter!
„Wo bin ich? Welch eine Stadt, was vor ein
„Senat iſt das! Hier, ja hier unter uns, Ihr
„Väter und Zugeordnete, in dieſer ehrwürdigen
„und geheiligten Verſammlung finden ſich Leute, welche auf mein und unſer aller Verderben
„denken, welche an der Umkehrung dieſer Stadt
„und des ganzen Reiches arbeiten. Ich ſehe ſie
„vor mir, ich, der Conſul: ich frage ſie um ihre

„Stim-

„Stimme in den Angelegenheiten des Staa-
„tes: und da ich das Rachſchwert auf ſie zie-
„hen müſte, ſchone ich ſogar ihres Namens
„noch. — Du biſt alſo geſtern Abends gewiß in
„des Lecca Haus geweſen, Catilina: du haſt
„ganz Italien unter die Deinigen vertheilet:
„du haſt Befehle gegeben, wohin ein jeder ge-
„hen ſollte: du haſt diejenigen ausgeſucht, die
„in Rom bleiben ſollen, und die du mitnehmen
„wollteſt: du haſt eine Eintheilung gemacht,
„wo die Stadt ſollte angeſteckt werden: du haſt
„verſichert, daß du ſelber unverzüglich abreiſen
„wolleſt: du haſt geſagt, nur Eins hielte dich
„noch auf, daß Ich lebte. — Darum Catilina
„bleib bey deinem Vorſatze. Verlaß endlich
„einmal die Stadt! die Thore ſind offen: gehe!
„Deine liebe Armee unter dem Manlius wartet
„ohnedem ſchon zu ſchlange auf dich, ihren Feld-
„herrn.„

S. 217. Ohne Lerm zu ſchlagen: Nullo tumultu publice concitato. Ziemlich poßierlich! Ich hätte lieber geſetzt: ohne die Trommel zu rühren.

Magna et pernicioſa ſentina: der ſtinkende und peſtilenzialiſche Satz. Pfuy!

Adoleſcentulus, ein geiler Jüngling. Das lateiniſche Wort verbindet freylich hier einen Ne-

ben-

benbegriff. Lieber alſo: ein weichlicher Jüngling.

Die Rede für den Marcellus iſt noch am beſten überſetzt. Doch fehlet es auch nicht an Flecken, z. B. S. 386.: Denn es konnte mich nicht anders als ſehr betrüben und niederſchlagen; dolebam enim et vehementer angebar. S. 391. Die Tyranninn, das Glück.

In der Rede für den Dejotarus und anderswo würde ich das Wort Servus lieber durch Sclave, als durch Knecht gegeben haben. Anſchuldigung taugt nichts S. 445.

S. 446. wird fugitivus durch Nichtswürdiger und verba durch verhaßte Reden überſetzt, oder vielmehr vergröſſert.

De fortunis communibus extimeſcebam: Die fürchterliche Gefahr, worinn wir alle zuſammen ſchweben.

S. 447. wo Cicero zweyerley Wörter zur Vermeidung des Uebellauts braucht: re und per ſe ipſum, ſetzet Hr. Heinze einerley Wörter: an und vor ſich — an und vor ſich. Eben ſo wenn der Redner iniquum — grave ſetzt, ſo macht Hr. Heinze keine Schwierigkeit, hart — hart hinzuſchreiben.

S. 448. In welcher Beklemmung ich mich jetzt befinde; Quid nunc mihi animi ſit.

S.

S. 450. Domum inire voluiſti: es hat dir gefallen, unter ſein Dach zu gehen.

S. 451. Itaque cum maximis eum rebus liberares; Du ſpracheſt ihn alſo im Hauptwerke frey.

Die erſte Rede, wider den Cäcilius iſt auch beſſer gerathen, als die andern.

Wie wenig Herr Heinze darauf bedacht geweſen ſey, die Stärke des Redners im Deutſchen nachzuahmen, kann man aus folgender Stelle ſehen. Es iſt der Anfang der Rede zur Empfehlung des Maniliſchen Vorſchlages. Der Römer ſpricht: Quamquam mihi ſemper frequens conſpectus veſter, multo jucundiſſimus; hic autem locus, ad agendum ampliſſimus, ad dicendum ornatiſſimus eſt viſus, Quirites: tamen etc. Der Anblick eurer volkreichen Verſammlung hat mir zwar allezeit überaus reizend geſchienen, ihr Quiritier, und ich habe ſtets geglaubt: daß ein Redner ſich euch nirgends mit gröſſerer Ehre, und mit mehreren Anſehen zeigen könne, als an dieſer Stelle; gleichwohl u. ſ. w. Wo ſind hier die Superlativen, die, wenn ich das Römiſche leſe, durch mein Ohr tönen, und mich aufmerkſam machen?

S. 70.

S. 70. finde ich eine entſetzliche Schlappe. S. 73. noch einmal Schlappen. Wird wohl der geſchmackvolle Ueberſetzer dergleichen Zeitungswörter brauchen?

Dieſe ſchöne Stelle in eben dieſer Rede: Teſtis eſt Italia — Teſtis u. ſ. w. iſt gleichfalls im Deutſchen verunglückt. Italien kann Zeuge ſeyn, welches — Sicilien kann Zeuge ſeyn, welches — Africa kann Zeuge ſeyn, welches — Gallien kann Zeuge ſeyn, durch welches — Hiſpanien kann Zeuge ſeyn, welches ꝛc. Dergleichen Stellen ſind zwar ſchwer zu überſetzen: gegenwärtiger aber könnte man vielleicht im Deutſchen doch einigen Nachdruck verſchaffen, wenn man ſagte: bezeuget es nicht Italien? — bezeuget es nicht Sicilien? u. ſ. w.

Die zweyte Rede wider den Catilina: Tandem aliquando etc. fängt in der Ueberſetzung ſo an: Endlich kann ich euch die frohe Nachricht bringen. Dieß ſtehet gar nicht im Lateiniſchen.

Furentem audacia, iſt zu ſtark überſetzt worden: welcher vor Tollkühnheit ſchäumte.

S. 240. Ich habe ihn aus ſeinem ganzen Vortheile getrieben, da ich ihn von der Stadt abgetrieben habe. Cicero hat den Wohlklang durch ſein mouere und depellere beſſer zu beobachten gewußt.

S.

S. 241. heißt es: Daß ſie dieſe Peſt aus- geſpieen, und am Rande wird die ſehr nothwendige und erbauliche Note aus dem Muret angeführt! Er dachte an einen Kranken, der das Böſe von ſich gebrochen, und dadurch erleichtert worden. Ein artiger Geſchmack!

Ebendaſ. werden tempora durch Zeiten überſetzt; warum denn nicht: Umſtände?

S. 242. ſeinen ſaubern Liebling von Jugend auf; Quem amare in praetexta calumnia coeperat.

Weinſchulden aes alienum; Ponina, die Schenke kommt hernach erſt.

Agreſtis luxuria, ungeſchlachtes Landvolk.

S. 244. kommt mir ſchon wieder der ſtinkende Bodenſatz der Stadt entgegen. Und S. 128. ſtehet gar: Lictor, der Pedell.

Ich bin müde mehr Fehler aufzuſuchen. Bey jedem andern Ueberſetzer würde ich mich vielleicht nicht ſo lange verweilt haben: allein bey Herr Heinzen, der ſich ſehr ungern überführen läßt, und der mir bald den Krieg würde angekündiget haben, waren viele Beyſpiele höchſt nöthig. Verlangt er mehr Beweiſe, ſo ſtehe ich zu Dienſten.

Weil meine Recenſion ſchon das Maas überſchritten hat, ſo brech ich hier ab, ohne von den

ange-

angehängten eilf Reden des Livius ein Wort zu ſagen. Genug, daß ſie ihren Schweſtern vollkommen ähnlich ſind!

M. Tullii Ciceronis ad M. Brutum Orator, ex recenſione Erneſti cum emendationibus et animaduerſionibus Gottl. Benedict. Schirach, A. M. Seminarii Theol. et Alumnor. Regior. Inſpectoris. Accedunt praefatio et Indices. Halae Impenſis Orphanotrophei, 1766. 18. Bogen in 8. mit 4. Bogen Vorrede und einer zierlichen Dedication.

Wir können auf unſer Gewiſſen verſichern, daß dieſe Anmerkungen vollkommen unſchädlich ſind und keine Ketzerey enthalten; hoffentlich auch nicht veranlaſſen werden. Eben ſo wenig glauben wir, daß einige Hexerey dabey vorgegangen ſey, zum wenigſten in dem kritiſchen Theile. Auch die philologiſchen Anmerkungen und Wörtererläuterungen ſind innerhalb den Grenzen der menſchlichen Fähigkeiten, und um deſto gültigern und wenigern Einwendungen unterworfen, weil ſie ſchon hundertmal von andern als ausgemacht und wahr beſtätiget worden ſind. Doch in allen dieſen Betrachtungen verdient H. M. S. mehr Nachſicht, als Härte und Unglimpf. Aber ſeine Zuſchrift, ad Semlerum

lerum vltra titulos ſumme venerabilem et clarum, nein, die iſt ihm nicht zu vergeben. Es iſt vltra titulos unverſchämt, einem lebenden Gelehrten ſolche Schmeicheleyen unter die Augen zu ſagen. Aber die kriechende Sprache der armen Untergelehrten nimmt zu unſern Zeiten in gleichem Maaſe überhand, als das übermüthige Schnauben der andern, die ſich zu Fronvögten über ſie aufwerfen, und ihnen beſtändig die Peitſche unter die Augen halten. Eine Mittelſtraſſe werden wir Deutſchen faſt nicht mehr kennen.

Lemgo. Erzählungen des Cicero, geſammelt von M. M. Fr. Sörgel, Prorektor am Gymn. zu Bielefeld. 1768. 14. Bog. in 8.

Chreſtomathien ſind nur alsdann dem guten Geſchmack nachtheilig, wenn dadurch die Jugend von dem Leſen des ganzen Schriftſtellers abgehalten und nur mit einigen Brocken unterhalten wird: ein anders aber iſt es, wenn eine ſolche kleine Chreſtomathie, wie die gegenwärtige, die Luſt des Schülers reizet, und ihn auf den ganzen Cicero begierig macht. Sie enthält 150. größtentheils lehrreiche und angenehme Erzählungen aus Cicerons Schriften, mit kleinen gut abgefaßten Einleitungen, darinn

die folgende Hiſtorie kurz erläutert und ihr rechtes Augenmerk, worauf der junge Leſer zu achten hat, ſo viel nöthig ins Licht geſetzt wird. Die dabey oft angeführten ähnlichen Stellen andrer, auch neuer Schriftſteller werden der Jugend dazu dienen, dieß Buch durch eignen Fleiß mit mehr unterhaltenden Vergnügen zu leſen, oder auch daraus Materie zu nützlichen Ueberſetzungen zu nehmen. Ein jeder Schullehrer, der Heuzets, Gesners, Olivets Chreſtomathien brauchet, wird finden, daß die kleinen Hiſtorien von den Schülern am begierigſten geſucht werden: aber die noch ſo ſchönen philoſophiſchen Gedanken und ſtoiſchen Sentenzen, wenn ſie nicht in Erzählungen eingekleidet ſind, ſind faſt auſſer ihrem Geſchmacke, bis ſie reif dazu ſind den ganzen Autor zu leſen. Wenn die Jugend durch ſolche Schulbücher, dergleichen dieß Sörgeliſche iſt, zum eignen Leſen lateiniſcher Originalſchriften ſich mit Luſt gewöhnet, ſo werden ſie künftig nicht über den Nepos und Phädrus bärtig werden, ſondern ihren Geſchmack eher bilden als bis er zu ſteif und ungelenkſam dazu wird: alsdann wird auch zur Grundlegung der Realwiſſenſchaften Zeit übrig bleiben, und unſre Schüler werden ihre finſtre traurige Geſtalt mehr und mehr verlieren, wo ſolche

Männer

Männer, als Hr. Sörgel und ſeines gleichen, bey dem Leſen der Autoren zugleich gemeinnützige und angenehme Kenntniſſe verbreiten. Hr. S. verſpricht in der Vorrede, eine Theorie der Erzählung herauszugeben, daran er ſeit fünf Jahren gearbeitet hat: er wird die Gränzen der Erzählung und Erdichtung und die verſchiedenen Gattungen des Erzählens beſtimmen; und dann die Erzählungsarten der Morgenländer, der Griechen, Römer, Franzoſen, Engelländer und Deutſchen charakteriſiren. Dieſe Schrift, wenn ſie mit Geſchmack ausgeführet wird, als man nach der gegenwärtigen Probe und nach dem geſammelten Vorrathe des Hn. S. Urſache zu hoffen hat, kann zur Kritik über die klaßiſchen Schriftſteller; auch zur Auslegung der heiligen Schrift, vieles beytragen.

Chreſtomathia ciceroniana, oder: auserleſene Stellen aus den Schriften M. Tullii Ciceronis, nach den beſten Ausgaben Gruteri, Grävii und Gronovii recenſirt, an unterſchiednen Orten verbeſſert, mit ausführlichen Anmerkungen und einer Erzählung von dem Leben Ciceronis, wie auch einem Regiſter, verſehen, und bey dieſer Auflage verbeſſert und vermehrt, auch mit neuen

 Zuſä-

Zuſätzen verſehen von Johann Matthia Geſnern. Mit Königl. Pohln. und Churfürſtl. Sächſ allergnädigſter Freyheit. Leipzig und Zelle, 1765. bey Georg Konrad Gſellius. 8. 1. Alph. 17. Bogen.

Da Cicero vor allen Dingen geleſen, und die ſtudirende Jugend auf ſeinen Stil und Gedanken als die beſten Muſter verwieſen werden muß: ſo verdanken Lehrer und Schüler dem ſeel. Geſner noch immer die Mühe, daß er ihnen die angenehmſten und lehrreichſten Stellen aus allen Werken des Cicero ausgeſucht; worinn kurze Erzählungen mit Betrachtungen über allerley Begebenheiten abwechſeln. Unſtreitig wird dadurch die Aufmerkſamkeit und Luſt zu lernen bey der Jugend erhalten, die ſonſt bey den ewigen Geſchichten von Kriegen und Schlachten gar zu bald ermüdet. Vorſteher ſolcher Schulen, wo dieſe Chreſtomathie noch unbekannt iſt, werden die Lehrer daran erinnern. Uebrigens ſtimmt dieſe neue Ausgabe mit der letzten von 1753. vollkommen überein.

Lucii Coelii ſive Caecilii Lactantii Firmiani opera omnia, quae exſtant, ad editionem limatiſſimam Io. Ludolph. Bünemanni adcurate adornata. Tomus primus. Halae, im-

impenſis orphanotrophei, MDCCLXIV. 12. 1. Alph. 5. Bogen.

- - - Tomus ſecundus cum indice rerum notabiliorum. ibid. MDCCLXV. 15. Bogen.

Die Handausgaben von den lateiniſchen und einigen griechiſchen Autoren, welche durch die Buchhandlung des halliſchen Waiſenhauſes ſeit geraumer Zeit beſorgt werden, ſind ihrer brauchbaren Einrichtung nach, hinlänglich bekannt. Der Text nemlich iſt jedesmal nach guten Ausgaben abgedruckt, und alle Noten ſind weggelaſſen. Dadurch werden ſolche Bücher zugleich wohlfeiler, und dem, der fähige aber arme Schüler gern aufmuntern und unterſtützen möchte, wird es ſehr erleichtert, ſolchen zuweilen oder öfter mit einem oder mehreren ein nützliches Geſchenk zu machen. (Wenn doch dieſe Erinnerung nicht von Schulfreunden aus der Acht gelaſſen würde!)

Dießmal iſt die Reihe an den Laktantius gekommen, der ſchon lange der Cicero unter den klaßiſchen Schriftſtellern der Chriſten heißt. Der Herausgeber, welcher der Hr. Adjunctus Kirchner in Halle, beſage der Vorrede, iſt, hat außer der Bünemanniſchen, noch die Ausgabe des

Nik. Lenglet du Freſnoy gebraucht, und auf die Richtigkeit des Abdrucks Fleiß gewandt. Der erſte Theil enthält die 7. Bücher der inſtitutionum divinarum, und der andere die übrigen kleinern Schriften. Mit dem Laktantius illuſtratus, den der Herausgeber verſpricht, würde manchen gedienet ſeyn, die ihn vor ſich leſen wollen und bey ſchweren Stellen nicht wohl fortkommen können.

Des Tertullians apologeticum und der Minucius Felix verdienten auf gleiche Art der Jugend in die Hände gegeben zu werden, um ſolche in Schulen zu leſen; welches mit dem Grotius de veritate relig. chriſt. wie der Herausgeber wünſcht, allerdings geſchehen ſollte.

Horazens Epiſteln an die Piſonen und an den Auguſtus. Mit Kommentar und Anmerkungen nebſt einigen kritiſchen Abhandlungen von R. Hurd. Aus dem Engliſchen überſetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet von Joh. Joachim Eſchenburg. Leipzig, 1772. bey Schwickert, gr. 8. 1 B. 418 S. 2 B. 321 S.

Herr Hurd glaubt von Horazens Epiſteln an die Piſonen die wahre Abſicht entdeckt zu haben,

haben, welche von allen Erklärern iſt verfehlet worden: nicht die griechiſchen Kunſtrichter in einen Auszug zu bringen, oder einen Lehrbegriff der Dichtkunſt zu entwerfen, ſondern blos: das römiſche Drama zu beurtheilen. Er hält ſeine Entdeckung für ſehr wichtig, weil ſo viele Gelehrte, aus Mangel dieſer Einſicht, in Irrthümer verfallen ſind.

Der Text Horazens befindet ſich hier abgedruckt, mit einem darunter beſtändig fortgehenden Kommentar. Den Plan zur Epiſtel giebt der Anfang dieſes Kommentars folgender Geſtalt. Das erſte Stück, 1. bis 89 V. beſteht aus einer Vorbereitung zu dem eigentlichen Innhalte, und enthält einige allgemeine Regeln und Betrachtungen über die Poeſie, aber vornehmlich in Rückſicht auf die folgenden Theile. So giebt dieſe Einleitung, die zum Zwecke des Dichters führt, dem Anfange die Mine der Leichtigkeit und Nachläſſigkeit, welche der Schreibart in Briefen eigenthümlich iſt. Das zweyte 89 bis 295 V., des Briefes eigentlicher Haupttheil, enthält Regeln für die römiſche Schaubühne überhaupt, vornehmlich aber für das Trauerſpiel, nicht nur weil dieß die höhere Gattung des Schauſpiels iſt, ſondern auch weil es,

dem Anſehen nach, bis dahin weniger bearbeitet und verſtanden war. Der letzte Theil 291 V. bis zum Ende giebt Erinnerungen über Korrektheit im Schreiben, aber immer vorzüglich in Rückſicht auf die dramatiſche Gattungen, und beſchäfftigt ſich theils mit Wegräumung der Hinderniſſe, theils mit den Mitteln zur Beförderung. Dieſen Entwurf führt Hr. H. im Kommentare ſo aus, daß er jede Stelle des Textes auf ſeinen angenommenen Satz zieht, und darnach erklärt. Dieſem folgen Anmerkungen über einzelne Stellen. Der Text iſt nach Bentleys Ausgabe abgedruckt, nur wenige Stellen ausgenommen, die in den Anmerkungen mit angezeigt werden. Die Anmerkungen ſind eben nicht alle ſo unerhört, als Hrn. H. Entdeckung von der Epiſtel Abſicht, z. E. daß pictoribus atque poetis ꝛc. Einwurf nicht Regel iſt. Neuere Beyſpiele zu Horazens Gedanken werden aus engliſchen Dichtern angeführt, beſonders aus dem Shakeſpear. Die Worte notum ſi callida verbum reddiderit iunctura nouum, verurſachen eine ziemlich lange Widerlegung Daciers und Sanadons, welche unter iunctura nur die Bildung zuſammengeſetzter Wörter verſtehen. Hr. H. ſetzt ihnen die Stelle, wo dieſes Wort noch einmal vorkömmt, entgegen: tantum ſeries

ries iuncturaque pollet, v. 242 da iſt offenbar die Rede von der Anordnung. Auch Perſius, Horazens Nachahmer oder vielmehr Dollmetſcher, (ſo nennt ihn Hr. H., einen Dichter, der mehr als irgend ein andrer Dollmetſchern zu ſchaffen gemacht hat, und ſich alſo ſehr ſchlecht zum Dollmetſcher eines ſo deutlichen Schriftſtellers als Horaz in den Satyren iſt, ſchickt) Dieſer Perſius ſagt:

Verba togae ſequeris iunctura callidus acri.

Sat. V. 14.

d. i. Wörter von gemeiner Art dergeſtalt angebracht, daß ſie die Stärke, den Geiſt und den Nachdruck des ſatyriſchen Ausdrucks bekommen. — Alſo will nach Hr. H. Horaz ſagen: anſtatt neue Wörter zu ſchaffen, empfehle ich lieber irgend eine Art einer geſchickten Behandlung, durch welche man alten Worten eine neue Mine und Wendung zu geben im Stande iſt. Dieſes erläutert er durch unterſchiedne Beyſpiele aus den Shakeſpear. Der Hr. Ueberſetzer hat dieſelbe mit deutſchen vertauſcht, aber doch die engliſchen darunter geſetzt. Das erſte Beyſpiel einer ſolchen Behandlung ſollen, wäre es auch nur aus Gefälligkeit gegen die vorhin genannten Ausleger,

1) Zuſammengeſetzte Beywörter ſeyn.

„Lichthelle Züge des ewigen Bildes.„

2) Zuſammengeſetzte Zeitwörter.

War ichs nicht ſelbſt der in dir den Gedanken, die Bethlehemiten
Wegzuwürgen erſchuf?

Meſſ. II, 518.

3) Subſtantiva in Verba verwandelt, oder Verba in Subſtantiva.

Wie in lüftige Dünſte gewebt, die der Abendſtrahl röthet.

VIII, 429.

4) Active Verba wie Neutra, und umgekehrt.

— — Wie der Ocean drängte
Da er von drey Welten dich, fernes Amerika, losriß.

II, 831

5) Adjectiva in Subſtantiva.

Unter dem Liede das nach dem Dreymalheilig die Himmel
Allezeit ſingen

I, 273.

6) Participia ſubſtantiviſch.

Laß uns zu dem Geopferten bethen.

IX, 298.

7) Oder adverbialiſch.

Sanftere Flüſſe die täuſchend die Seelen zur Ruh einluden.

V, 421.

8) Fi-

8) Figürliche Ausdrücke, das heißt ſolche, die zwar im eigentlichen Verſtande gebräuchlich, aber in der figürlichen Anwendung ungewöhnlich ſind.

Es zittern in ihrem verborgenſten Leben die Welten.
X, 29.

9) Wörter, die in der figürlichen Bedeutung gewöhnlich, aber im buchſtäblichen Verſtande ungebräuchlich ſind.

— Dort unten wo ſich die traurigen Gräber
Oeffnen und ſich ſinkend mit des Oelbergs Fuſſe vertiefen.

10) Verſetzung der Wörter, noch nicht eingeführter Gebrauch der Ausdrücke, ungrammatiſche Wortfügung. Beyſpiele dazu ſind nicht ſchwer zu finden.

11) Fremde Idiomen.

— Du biſt kein Sünder geboren.
IV, 428.

Hr. H. erinnert, daß es leicht wäre, dieſe Arten der callidae juncturae noch zu vermehren. Ueberhaupt aber erhelle, daß ſie ſo viel heiße, als Abweichung von der gewöhnlichern und einfachern Art des Ausdrucks, ohne die Anmuth der Leichtigkeit und Deutlichkeit gar zu ſehr zu vernachläſſigen. Shakeſpear, dem es hierinnen meiſt gelungen iſt, wird doch zuweilen eben auch

dadurch

dadurch ſchwer, dunkel und unnatürlich. Andere haben ſo viel Geſchicklichkeit oder ſo viel Glück, als er, nicht gehabt; um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war es in England gemein, die Beywörter bis ins Unendliche zu häufen, worüber eine ſatyriſche Scene aus Shirleys Chances or Love in a Maze angeführt wird. Daß bey folgenden Stellen Horazens Hr. H. viel Gelegenheit hat, über griechiſche und römiſche Trauerſpiele und auch dramatiſche Werke Betrachtungen anzuſtellen, iſt leicht zu erachten. Das Gefallen an Schäfergedichten leitet er daher, weil ſie drey herrſchenden Trieben der menſchlichen Natur gemäß ſind, der Liebe zur Ruhe, der Liebe zur Schönheit und dem moraliſchen Gefühle. So angenehm aber dieſe Vorſtellungen für ſich ſind, ſo findet doch der gute Geſchmack keinen Wohlgefallen daran, wenn ſie nicht in der Natur und Wahrheit einigermaßen gegründet ſind, und wenn ſie nicht lehrreich ſind, oder das Herz intereſſiren, machen ſie ſchwachen Eindruck. Dieſes hat ihre unterſchiedne Formen veranlaßt. Theokrit gab ſeinen Gemälden Realität oft mit rauhen Pinſelſtrichen, Virgils Schäfer ſind anſtändiger, und er macht ſeine Vorſtellungen zu Vehikeln des hiſtoriſchen, ſelbſt, des philoſophiſchen Unterrichts. Spenſer ver

band

band mit der kunſtloſen und gar zu natürlichen Zeichnung des Griechen, des Lateiners verſtellte allegoriſche Abſicht; aber dieſe räthſelhafte Wendung und Verfeinerung vertrug ſich nicht mit der Einfalt des ländlichen Charakters und raubte einen großen Theil des Vergnügens, welches dieſe maleriſchen Gedichte gewähren ſollten. Taſſo machte das Schäfergedicht zum Schauſpiele, und Shakeſpear gab im Engliſchen die erſten Muſter einer Gattung, die der Schäferpoeſie ähnlich waren, im Wintermährchen, wie es euch gefällt, u. a. d. Fletſcher nahm ſich im Ernſte vor den Italiäner nachzuahmen, doch mit Rückſicht auf den Engländer, in ſeiner treuen Schäferinn: er übertrift den erſten, an Mannichfaltigkeit der Gemälde und Schönheit der Scene, und ſteht unter dem letzten in der Wahrheit der Sitten und einer gewiſſen originalen Anmuth der Erfindung, welche durch keine Nachahmung erreicht werden kann. Ben Johnſon übertraf ſich ſelbſt in dem Fragmente ſeines traurigen Schäfers; Milton ſchloß den Zug mit ſeinem Comus, der in ſeinen ländlichen Gemälden beynahe die Natur und Simplicität der Shakeſpear und Fletſcher erreichte, und in der Reinigkeit und Schönheit des Ausdrucks den Taſſo übertraf. Shakeſpears

Ge-

Geſchmack, oder vielmehr ſein glückliches Genie war bewundernswürdig. Statt der tiefen tragiſchen Mine des Taſſo die man überall nachahmte, und ſeiner bis zum Ueberdruſſe fortgeſetzten Durchführung des Schäfertons durch fünf Akte, brauchte er dieſe lachenden Bilder nur bloß ſeine komiſchen Scenen zu bereichern. Er ſah vermuthlich ein, daß der Innhalt der Schäferpoeſie keine tragiſche Einkleidung vertrüge, und machte ſich das Syſtem der Feenmährchen zu Nutze, welches die Stelle der alten Waldgötterlehre auf eine ſo natürliche Art erſetzt. Wenn alſo Taſſo die Ehre hatte das eigentlich ſo genannte Schäferſpiel zu erfinden, ſo hat Shakeſpear die gehörige Anwendung der Schäferpoeſie gezeigt. So ſchmeichelnd ſie auch für die Einbildungskraft iſt, ſo wird ſie doch der gute Geſchmack ſchwerlich dulden können, außer in einem kurzen Dialog oder in einigen dramatiſchen Scenen, und in dieſen bloß in ſo fern als ſie dazu dient, die Charaktere zu entwickeln und die Ausführung des Hauptinnhalts zu befördern. Wem dieſes Urtheil über die Schäferpoeſie zu ſtrenge vorkömmt, den erinnert Hr. H. an die Art, wie Cervantes ſein Buch endiget: mit dem Entwurfe des Ritters und des Stallmeiſters, Schäfer zu werden, welches ein offenbarer Spott

über

über den Hang der damaligen Zeiten zu Schäfergedichten iſt, welche auf die Ritterbücher folgten. Von den Franzoſen ſagt Hr. H.: Wenn dieſe Nation nicht von allen europäiſchen Völkern am meiſten unpoetiſch iſt, ſo iſt ſie doch wenigſtens, wenn ich ſo reden darf am meiſten unpaſtoraliſch. (Was werden zu dieſem Ausſpruche die franzöſiſchen Marquis, und die deutſchen Chapeaux ſagen?) Fontenellens Abhandlung von der Schäferpoeſie iſt nach ſeinen Gedanken nur immer noch leidlicher als ſeine Schäferpoeſien.

Nach den Anmerkungen über Horazens Dichtkunſt, folgt die Epiſtel an den Auguſtus, auch mit Kommentar und Anmerkungen. Dieſes Werk Horazens iſt eine Vertheidigung der Dichter ſeiner Zeit, gegen den verderbten Geſchmack ihres Zeitalters. Den vierten Vers, Si longo ſermone u. ſ. w. hat man als eine Rechtfertigung wegen der Kürze dieſer Epiſtel angeſehen, und doch iſt ſie eine von Horazens längſten. Daß Horaz hiermit ſagen wollte, wie Dacier meynt: Er habe ſie noch viel länger machen können; wäre eine Vertraulichkeit, die ſich gegen den Auguſt wohl eben nicht ſchickte. Hr. H. verſteht alſo unter Sermone nicht das Ganze der Epiſtel, ſondern nur die Einleitung, und ſo wäre

Horaz-

Horazens Meynung, den Kaiſer nicht mit einer langen Vorrede aufzuhalten, ſondern gleich zur Sache zu kommen. Das Ganze von der Sache ſelbſt konnte als eine öffentliche Angelegenheit der Länge nach auf des Kaiſers Aufmerkſamkeit Anſpruch machen; das Ceremoniel des Einganges abzukürzen erfoderte das gemeine Beſte. (Alſo entſchuldigte nach Hr. H. Gedanken Horaz ſich mit des römiſchen Reichs dringender Nothdurft, daß er in einem poetiſchen Briefe den Auguſt nicht pleniſſimis titulis anredet: Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter: Unüberwindlichſter Kaiſer, Allergnädigſter Herr; Ew. Kaiſ. Maj. geruhen in allerhöchſten Gnaden ſich unterthänigſt vortragen zu laſſen, welchergeſtalt Dero treugehorſamſte Unterthanen, die Poeten, in Ew. Kaiſ. Maj. Reſidenz Rom und mehrern dem H. R. R. incorporirten Provinzen, u. ſ. f. Daß übrigens nach Hrn. H. Ausſpruche der Römer Geringſchätzung ihrer Dichter eine öffentliche Angelegenheit geweſen, für die Horaz des Kaiſers Aufmerſamkeit der ganzen Länge nach erwarten können, möchte zwar manchen unſrer Dichter, nach der Wichtigkeit die ſie ihren Werken zuſchreiben, nicht unglaublich ſeyn; aber Horaz dachte ſchwerlich ſo, wenigſtens von ſeinen eignen Werken, die er dem Kaiſer nur wollte vorgelegt haben:

Si validus; ſi laetus erit, ſi denique poſcet.

Alſo iſt nicht vermuthlich, daß er den ſchlechten Geſchmack der Römer für ein Reichsgebrechen wird angeſehen haben, dem der Kaiſer vermöge allerhöchſter Gewalt abhelfliche Maaße leiſten müſſe.)

Nach Hrn. Hurds Anmerkungen über dieſe Epiſtel folgen des Hrn. Ueberſetzers ſeine, über beyde Epiſteln. Sie zeigen nicht nur von Hrn. Prof. Eſchenburgs ſchon bekannten kritiſchen Einſichten, ſondern auch von vieler Beleſenheit in Horazens Erklärern und andern zu gegenwärtiger Abſicht gehörigen Schriftſtellern. Daß von der Epiſtel an die Piſonen der größte Theil die Schaubühne betreffe, und wenn man will, der römiſche, in ſo fern derſelben Verbeſſerung allerdings dem Dichter angelegen ſeyn mußte, geſteht Hr. Prof. E. dem Engländer zu, mit der Erinnerung, daß ſolches die meiſten Ausleger ſchon eingeräumt hätten. Aber daß alle Regeln, welche offenbar andere Dichtungsarten betreffen, bloße Erläuterungen und Beyſpiele zur dramatiſchen ſeyn ſollten, das läuft wider den Augenſchein. Zu Hrn. Hurds Unterſuchung von dem Vergnügen, das uns ſchmerzhafte Empfindungen beym Trauerſpiele gebe, fügt Hr. E. noch viel Lehrreiches hinzu. Im 185. V. hat man

coram populo durchgängig von den Zuſchauern verſtanden; wahrſcheinlicher geht es auf den Chor. Es war noch weit unnatürlicher dergleichen Grauſamkeiten vor den Augen dieſes verſammelten Volkes vorgehen zu laſſen, das an der Handlung Theil nahm, und bey ſolchen Vorfällen unmöglich einen müßigen Zuſchauer hätte abgeben können. Ein merkwürdiges Beyſpiel von dieſer Sorgfalt der alten Dichter in Abſicht auf den Chor giebt des Sophokles Ajax Maſtigophorus. Ein Bote unterrichtet den Chor von dem Ausſpruche des Kalchas, daß Ajax den Tod zu erwarten habe, wann er dieſen Tag aus ſeiner Zelle gehe. Er iſt ſchon ausgegangen, dieß bejammert der Chor und theilt ſeine Beſorgniß der Tekmeſſa mit, die darüber in äußerſte Unruhe geräth, den Chor um Hülfe bittet, und ihn theilweiſe an unterſchiedne Oerter gehen heißt, mit ihr den Ajax aufzuſuchen. Der Chor gehorcht ihr, und wird auf dieſe Art von der Bühne entfernt, wo Ajax erſcheint, und ſein Selbſtgeſpräch und die pathetiſchen Apoſtrophen, welche er in der Unterwelt fortſetzen will, durch den Selbſtmord unterbricht. Erſt nach dieſem Vorfalle kömmt der Chor theilweiſe zurück und beklagt nach erhaltner Nachricht von dieſem Tode, unter andern auch den Umſtand, daß er bey ſeiner

Ermordung allein und ohne alle Freunde geweſen iſt, die ihn hätten retten können. Alſo iſt es ohne Grund, wenn man, wie die meiſten franzöſiſchen Kunſtrichter, die Ermordungen auf der Bühne, mit dem Verfahren der alten Dichter und gegenwärtiger horaziſchen Vorſchrift beſtreitet. Der Grund der letztern lag, ſo wie bey den meiſten mechaniſchen Regeln des alten Theaters, in deſſelben Einrichtung, und findet bey der veränderten Beſchaffenheit unſrer heutigen Bühne nicht mehr ſtatt. Dieſer Anmerkung, ſchließt Hr. E., wird es noch mehr Gewicht geben, wenn ich hinzuſetze: daß es Hr. Leſſing iſt, welcher mich zuerſt auf dieſelbe aufmerkſam gemacht hat. Die Vorchrift: nec quarta loqui perſona laboret, verſteht Hr. Prof. E. ſo: man ſoll nicht vier Perſonen, die an der Handlung alle gleich ſtarken Antheil haben, in einer Scene zugleich reden laſſen. Der Antheil an der Unterredung wird dadurch zu ſehr vertheilt, es koſtet ſchon Mühe das Geſpräch unter dreyen ſo abwechſeln zu laſſen, daß keine müßig bleibt. Dieſe Anmerkung hat auch der Verfaſſer der Miß Sara Samſon und der Emilia Galoti bey ſeinen Ausarbeitungen in der Natur gegründet gefunden. Die Gründe die Hr. Hurd und der Abbé Vatry anführen, daß

man den Chor wieder in unſre Trauerſpiele auf⸗bringen ſollte, entkräftet Hr. E. Die Art, wie Hr. H. den Eingang der Epiſtel an den Auguſt erklärt, nennt Hr. E. fein und ſinnreich, glaubt aber, es finde noch eine andere vielleicht natürli⸗chere ſtatt. In dem Leben des Horaz, das man insgemein dem Sueton zuſchreibt, wird ange⸗führt, Auguſt habe es dem Horaz verwieſen, daß der Dichter keines ſeiner Werke an ihn richte. Alſo könnte der erwähnte Eingang wohl eine Entſchuldigung ſeyn, daß er keinen ſeiner Ser⸗monen ihrer Länge wegen an den Kaiſer richte.

Zweyter Band.

Dieſer enthält vier Abhandlungen des Eng⸗länders. Ueber den Begriff von der Poeſie überhaupt, die verſchiednen Gebiete der drama⸗tiſchen Poeſie, die poetiſche Nachahmung, und die Kennzeichen der Nachahmung. Ihnen fol⸗gen auch Anmerkungen des Ueberſetzers. Unter der Poeſie, als eine Kunſt betrachtet, verſteht Hr. H. diejenige Art oder Methode ein Subject zu behandeln, welche uns das meiſte Vergnügen und Wohlgefallen gewährt. Bey allen übrigen Gattungen der Schreibart und Compoſition, iſt das Vergnügen dem Nutzen untergeordnet, nur bey der Poeſie allein, iſt das Vergnügen der

End⸗

Endzweck, dem ſich der Nutzen ſelbſt, wenn er gleich aus gewiſſen Urſachen allemal zum Vorwande gebraucht wird, unterwerfen muß.

Herr Eſchenburg geſteht den angegebenen Zweck zu, nennt aber mit Rechte die beygebrachte Erklärung höchſt mangelhaft und unbeſtimmt. Wem fallen nicht gleich die Fragen ein: Wie behandelt die Poeſie ein Subject? Was für eine Art des Vergnügens hat ſie zum Zwecke? denn Vergnügen zum Zwecke zu haben, iſt ihr mit allen ſchönen Künſten gemein. Hr. E. ſetzt daher ſtatt dieſer Erklärung Hr. Sulzers ſeine, die Poeſie ſey die Kunſt, den Vorſtellungen, welche unter den Ausdruck der Rede fallen, nach Beſchaffenheit der Abſicht, den höchſten Grad der ſinnlichen Kraft zu geben. Zu den weſentlichen Eigenſchaften der Poeſie rechnet Hr. Hurd Sylbenmaaß und Reim, und äußert ſich ſehr weitläuftig über den letzten. Er ſchreibt ſeinen Urſprung weder den Mönchen, noch den Gothen oder Arabern zu, ſondern hält ihn für eine Eingebung der Natur, oder wie man ſagen kann, eine Appellation an das Ohr, in allen Sprachen, die auch gewiſſer maßen, in allen gefällt; nur kommen dieſe Zuſammenſtimmungen in einigen Sprachen ſo oft von ſich ſelbſt vor, daß ſie eher Eckel als Vergnügen erwecken, und daher von

guten Schriftſtellern nicht geſucht, ſondern ſorgfältig vermieden werden. In andern Sprachen hingegen wie in alle den neuern, wo dieſe Zuſammenſtimmungen nicht ſo häufig ſind, und die Quantität der Sylben nicht ſo deutlich bemerkt wird, daß daraus von ſelbſt ein harmoniſches Sylbenmaaß und eine muſikaliſche Mannichfaltigkeit entſtünde, war es nothwendig, daß die Dichter ihre Zuflucht zum Reime nehmen mußten, oder irgend einem ähnlichen Hülfsmittel z. E. der Alliteration. Daher kann die franzöſiſche Poeſie nicht ohne Reim beſtehen; ſo wie die italiäniſche und engliſche, welche der Ueberſetzer die deutſche beyfügt, durch den Reim nur verſchönert wird. Dieſe Sprachen ſagt Hr. H. ſind von Natur wohlklingender und harmoniſcher als die franzöſiſche, und können daher alle Melodien des Schalls, welche man in gewiſſen Dichtungsarten erwartet, ſchon durch die Abwechslung der Ruhepunkte und die Quantität der Sylben verſchaffen; da es hingegen in andern Dichtungsarten, die ſich mehr dem Ohre zu gefallen beſtreben, und bey denen dieſes Beſtreben, wenn der Leſer oder Zuhörer es gewahr wird, nicht beleidiget, dienlich ſeyn kann, oder vielmehr in dieſen Sprachen ein Geſetz wird, ſich des Reimes zu bedienen. So werden im

Eng-

Engliſchen, die Trauerſpiele gewöhnlich in reimloſen Verſen geſchrieben; epiſche und lyriſche Gedichte hingegen gefallen am meiſten, wenn ſie gereimt ſind. Milton ſcheint hier eine Einwendung zu machen. Aber, wenn man einige gelehrte Leſer ausnimmt, die ſich gar zu bald, durch ihre Bewunderung der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, und vielleicht noch mehr durch das gemeine Vorurtheil vom Urſprunge der Reime aus den gothiſchen oder Mönchszeiten haben einnehmen laſſen; ſo würden, nach Hrn. H. Meynung, alle übrigen, an dieſem Dichter weit mehr Vergnügen finden, wenn er außer ſeiner Abwechslung des Ruhepunktes, und der abgemeſſnen Quantität, ſeinen poetiſchen Numerus mit dem Reime bereichert hätte. Die engliſche Komödie wird freylich meiſtens in Proſe geſchrieben, aber mehr aus Trägheit oder ſchlechtem Geſchmacke der Dichter, als aus irgend einer andern erheblichen Urſache. Ein leichter und freyer Jambe, würde ſich für ſie ſchicken, in welchen die engliſche Sprache von Natur ſchon im Geſpräche des Umgangs zu verfallen pflegt, wovon er auch verſchiedne Beyſpiele in den alten und beſten engliſchen Dichtern für die komiſche Bühne giebt. Hr. Eſchenburg hat in dieſen Gedanken unterſchiednes zu berich-

tigen. Er hält die Abſtammung des Reims aus dem Arabiſchen, und den erſten häufigen Gebrauch deſſelben in den Zeiten der wiſſenſchaftlichen Barbarey für ausgemacht, und ſucht den Grund, warum ſich die Alten des Reims nicht bedienten, nicht in der oftmaligen Wiederkehr der Zuſammenſtimmungen, ſondern in dem beſtimmten Sylbenmaaße, bey dem ein andres Beförderungsmittel des Wohlklanges entbehrlich war. Der franzöſiſchen Sprache iſt der Reim nöthig, weil ihr die Inverſion, und ein zulänglicher Unterſchied des proſaiſchen und poetiſchen Ausdrucks mangelt. In allen neuern Sprachen iſt der Reim eine Annehmlichkeit für das Ohr, wodurch manche, beſonders kleinere Dichtungsarten ihren Reiz ungemein erhöhen können. Aber in manchen poetiſchen Gattungen, der epiſchen und dramatiſchen vornehmlich, würde dieſer Reiz dem durch andre Gegenſtände fortgeriſſenem Geiſte, und ſelbſt dem Gehöre, das dem Geiſte in ſeinem Fluge folgt, kaum merklich, oder gar ſtörend und hinderlich ſeyn. In der dramatiſchen Gattung kömmt noch dazu, daß ſchon das Sylbenmaaß, geſchweige denn der Reim, mit einem leichten und natürlichen Tone des Dialogs nicht wohl beſtehen kann.

Die zweyte Abhandlung zählt folgende Gattungen der dramatiſchen Poeſie: Tragödie, Komödie, Poſſenſpiel. Tragödie ſoll Leidenſchaften des Mitleids und der Furcht erregen, Komödie das Gefühl des Vergnügens, welches aus einem Anſchauen der Wahrheit der Charaktere entſteht, und vornehmlich ihrer ſpecifiſchen Verſchiedenheiten; das Poſſenſpiel hat zum einzigen Zwecke Gelächter zu erregen. Daraus leitet Hr. H. her; daß bey der Tragödie, Handlungen, nicht Charaktere, der vornehmſte Gegenſtand ſind; dieſe Handlungen erheblich, und die Perſonen von vorzüglichem Range ſeyn müſſen. Das Gegentheil dieſes Alles gilt von der Komödie. Die übertriebnen Verwickelungen ſpaniſcher Komödien, welche auch ſonſt von Franzoſen und Engländern ſind nachgeahmt worden, hindern den eigentlichen Zweck der Komödien, ziehen durch ihre überraſchenden Wendungen von den Charakteren gänzlich ab, und benehmen ſelbſt alle Gelegenheit dieſe Charaktere ins Licht zu ſetzen und zu entwickeln. Denn die Schauſpiele von allerley Charakteren befinden ſich in gleichglücklichen Umſtänden, und in gleicher Verlegenheit, wenn die Werkzeuge zu Ausführung ihrer Abſichten bloß unſichre Zimmer, finſtre Eingänge, verſtellte Kleider, und

Strickleitern ſind. Die komiſche Verwickelung, muß freylich durch Betrug bewerkſtelligt werden. Die ſpaniſche Schaubühne thut es dadurch, daß ſie den Zuſchauer durch ſeine eigne Sinne betrügt, Terenz und Moliere täuſchen ihn durch ſeine Leidenſchaften und Gemüthsbewegung. Dieß iſt die rechte Methode; denn durch die erſte Art des Betrugs wird der Charakter nicht ins Licht geſetzt, bey der zweyten hingegen thut der Charakter alles.

In der dritten Abhandlung werden folgende beyde Fragen unterſucht: 1) Ob diejenige Gleichförmigkeit in Gedanken oder Ausdrücken zwiſchen zwey Schriftſtellen aus verſchiednen Zeiten, welche wir Nachahmung nennen, ſich nicht meiſtentheils, mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit, aus allgemeinen Urſachen erklären laſſe, die ihren Grund in unſrer gemeinſchaftlichen Natur haben, das heißt: aus der Ausübung unſrer natürlichen Fähigkeit an ſolchen Gegenſtänden, die allen Beobachtern gemeinſchaftlich vor Augen liegen. 2) Ob ſich in dem Falle, wenn die Nachahmung offenbar iſt, irgend ein gewiſſer und nothwendiger Schluß zum Nachtheil des natürlichen Genies des Nachahmers machen laſſe. Der erſte Abſchnitt der Beantwortung dieſer Fragen fängt mit der Erinne-

innerung an, daß die ganze Poeſie eigentlich Nachahmung iſt. (Nachahmung der Natur, nicht eines Schriftſtellers. Daß Herr Hurd hier von einem Satze, der das Wort in der erſten Bedeutung nimmt, ausholt, eine Frage zu beantworten, bey welcher die andre Bedeutung ſtatt findet, giebt für ſeine logiſche Scharfſinnigkeit eben kein großes Vorurtheil. Dazu iſt die Poeſie oft nicht Nachahmung ſondern Ausdruck eigner Empfindung des Dichters.) Nun theilt Hr. H. die Nachahmung in originale und kopirte ein, und hält beyde zu unterſcheiden für ſchwer. Denn 1) außer dem angenommenen Original (einem andern Schriftſteller) iſt der Gegenſtand ſelbſt dem Dichter vor Augen, und er kann von demſelben eben das Feuer und die Lebhaftigkeit entlehnen, und in das Stück bringen, wodurch die erſte Kopie belebt wurde. 2) Er kann ferner Umſtände hineinbringen, die man vorher bey dieſem gemeinſchaftlichen Gegenſtande vorbey gelaſſen oder überſehen hatte, und ſo ſeiner Nachahmung neue Vorzüge geben. 3) Er kann ein ſtärkres und mehr ſchöpferiſches Genie beſitzen, und daher im Stande ſeyn, mit mehr Stärke des Ausdrucks, ſelbſt diejenigen Umſtände zu ſchildern, welche er offenbar nachgeahmt hat. (Wenn dieſe Erinnerungen ſtatt

finden,

finden, ſo wird der Dichter kein bloßer Kopiſt eines Andern ſeyn, ſondern nur von dem Andern als ſeinem Lehrmeiſter lernen, die Natur ſelbſt zu ſchildern. Solche Nachahmer ſind vermuthlich alle Dichter geweſen, ſelbſt die, die jetzo, weil wir ihre Vorbilder nicht mehr haben, für uns Originale ſind, wie Young in ſeiner Schrift von den Originalwerken bemerkt hat. Nach dieſer Erläuterung aber ſcheint die Frage über den Werth der Nachahmungen und der Nachahmer nicht ſo ſchwer zu ſeyn, als Hr. Hurd ſie macht.) Herr Hurd zeigt nunmehr, durch unterſchiedne Beyſpiele, wie einerley Gegenſtand von mehr Dichtern kann geſchildert werden, wie ſich ſelbſt einer des andern Arbeit zu Nutze machen kann, ohne daß deswegen einer den andern abſchreibt.

Die vierte Abhandlung, von den Kennzeichen der Nachahmung, enthält meiſtens Stellen engliſcher Dichter, beſonders Shakeſpears, Miltons und Popes, bey deren Veranlaſſung Hr. H. zeigt, wie man die Nachahmung entdecken könne. Z. E. wenn die Griechen und Lateiner, auch nach ihnen die Provenzaldichter, die milde Anmuth des Frühlings erheben, ſeinen befruchtenden Thau, und ſeine ernährenden

Lüfte,

Lüfte, ſo ſagen ſie nichts andres als was mit ihrer eignen Erfahrung und Empfindung übereinſtimmt. Wenn wir nun aber eben dieſe Frage von den nördlichen, und vornehmlich von den engliſchen Dichtern hören, die vielleicht zu eben der Zeit von der kalten Luft des Nordoſtwindes ſchaudern, wenn ſie ihre Einbildungskraft mit dieſen Vorſtellungen zu erwärmen ſuchen, ſo weiß man gewiß, daß dieſes keine Folge der Erfahrung, ſondern blos einer belebten Phantaſie ſeyn könne, welche von der angebohrnen Lieblichkeit dieſer ausländiſchen Bilder, und durch den geheimen unſichtbaren Trieb der Nachahmung bezaubert wird. Shakeſpear, der keinen dieſer klaſſiſchen oder Provenzaldichter in Gedanken haben konnte, ſchildert keinen griechiſchen, italieniſchen oder provenzaliſchen Frühling, ſondern einen engliſchen, wobey wir viele nicht eben angenehme Charaktere antreffen, unter andern, ſtatt des Zephyrs oder Favonius, den bleichen Nordoſtwind, der die aufblühenden Kinder des Frühlings verſehrt. Gegentheils am Schluſſe Heinrichs des achten, läßt er Cranmern, in einer prophetiſchen Rede von der Königinn Eliſabeth und König Jakob, Ausdrücke aus den Pſalmen vom Weinſtocke und der Ceder brauchen. Dieß war, da ein Erzbiſchof redete, nicht unſchick-

ſchicklich, aber es beweißt, daß ihm die Bilder nicht eigen gehörten, daß ihm nicht die eigne Beobachtung der Natur ſolche an die Hand gegeben hatten; eben wie wenn ein engliſcher Landſchaftmaler ſeine Scene mit einer italieniſchen Luft verzieren wollte, die er vom Titian, nicht von der Natur kopirt hätte. Alſo entdeckt hiedurch Hr. H. ein ſicheres Kennzeichen der Nachahmung, wenn die Eigenthümlichkeiten des einen Himmelsſtrichs einem andern beygelegt werden. (Dieſes Kennzeichen iſt ſchon lange in einem beſondern Falle von Leuten bemerkt worden, von denen freylich die jetzigen Kunſtrichter der ſchönen Wiſſenſchaften, nichts zu lernen wiſſen: von den Aſtronomen. Die römiſchen Dichter beſchreiben den Auf- und Untergang der Sterne in Abſicht auf die Jahrszeiten, nach dem griechiſchen Horizonte.)

Aus den angeführten Proben wird man ſehen, daß in dieſem Buche von Hrn. Hurd ſehr viel Wahres und Brauchbares geſagt wird, beſonders von Hrn. H. vornehmſtem Gegenſtande, dem Schauſpiele. Indeſſen muß doch der Recenſent bekennen, daß ihm, Verbeſſerungen von Lesarten, hiſtoriſchen Umſtänden, oder Hrn. Hurds noch ziemlich unſichere Entdeckungen über

die

die Abſicht von Horazens Briefen und den Anfang des Briefs an den Kaiſer u. d. g. ausgenommen, in dem was zur Kunſt ſelbſt gehört, nichts Neues von beſondrer Wichtigkeit vorgekommen iſt, wie er doch deſto eher hätte erwarten können, weil die Kritik der ſchönen Künſte, nie ſein Hauptgeſchäft, und viel Jahre her nicht ein Geſchäfte, nur Erhohlung, für ihn geweſen iſt.

Ob der Recenſent richtig empfindet, wenn ihm des Buchs Schreibart trocken und langweilig vorkömmt? Ob ſich nicht, was Hr. Hurd mit dreyßig Worten ſagt, mit fünfzehn, eben ſo deutlich, und unterhaltender ſagen ließe? davon wird man aus vielen in dieſer Abſicht faſt wörtlich abgeſchriebnen Stellen urtheilen können. Ein ſpeculativer Philoſoph würde vielleicht ohne Tadel ſo ſchreiben; ein Kunſtrichter der ſchönen Wiſſenſchaften, ſollte aber doch auch in ſeinen eignen Aufſätzen einige Funken von denen zeigen, mit denen er ſich beſchäftigt, ſonſt erinnert er einen muthwilligen Leſer an die Lehrer der Beredſamkeit, von denen Cicero ſagt: Man könnte bey ihnen verſtummen lernen.

Herrn Prof. Eſchenburgs eigne Anmerkungen haben den großen Fehler, daß ihrer zu wenig ſind. Man ſieht leicht, daß er im Stande ge-

weſen

weſen wäre, ein eben ſo gutes, wo nicht beſſeres Buch zu ſchreiben, als er überſetzt hat. Indeſſen iſt das Buch, das er überſetzt hat, immer lehrreich genug für Anfänger. Für ſolche die nicht mehr Anfänger ſind, für Ausländer die ſich Meiſter dünken, haben wir Deutſche, ſchon einen Leſſing.

Q. Horatius Flaccus ex recenſione cum notis atque emendationibus Richardi Bentleii. Lipſiae, impenſis Gotth. Theophili Georgii CIↃIↃCCLXIIII. Tom. I. 1 Alph. 13 Bog. Tom. II. 19 Bog. in 8.

Wie Bentlej dieſen Dichter behandelt hat, worinn er zu tadeln und zu loben iſt, das iſt bekannt. Es iſt dieſer Abdruck alſo nur anzuzeigen, und dabey hinzuzuſetzen, daß er correkt und ſauber in Anſehung des Papiers und der Lettern gerathen iſt. Da ein jeder Liebhaber Horazens dieſe Ausgabe immer gerne unter ſeinen Büchervorrath hat: ſo muß man dem Verleger Dank wiſſen, daß er uns durch die Veranſtaltung dieſes Abdrucks in Deutſchland es leichter gemacht hat, ſie zu erhalten, ob wir gleich wünſchten, daß der Preiß davon ſich weniger den theuren Preiſen in Engelland näherte.

Chriſt.

Chriſt. Adolph. Klotzii Vindiciae Q. Horatii Flacci. Accedit Commentarius in Carmina Poetae. Bremae, ſumt. G. L. Foerſteri, 1764. 8. 280 Seiten.

Wir beſitzen eine ſolche Menge von Erläuterungen und Commentarien über den Horaz, daß man nach Geſners Bemerkung ein ganzes Buch von den verſchiednen Ausgaben deſſelben ſchreiben könnte. Gegenwärtige Schrift iſt hauptſächlich wider die ausſchweifende Meynung des bekannten Harduins gerichtet, welcher beynah alle alten Autoren, und auch die Oden des Horaz für unächt erklärte. Zu gleicher Zeit hat der Verf. Gelegenheit genommen, die vom Harduin berührten Stellen weitläuftig zu erläutern. Man wird in dieſem Buche den leichten und flieſſenden Styl des Hrn. K., welcher dem Leſer ſo angenehm iſt, nicht vermiſſen. Wir geſtehen aber aufrichtig, daß uns die vielen Ausſchweifungen und überhäuften Citationen nicht gefallen haben. Harduins ſeichte Behauptungen werden ganz gut, obgleich zuweilen mit bekannten Gründen, und manchmal mit ſchon gebrauchten Inſtanzen*) widerlegt. In dem Commentar

*) Man vergleiche, z. E. S. 15. 16. der Vindic. mit den Lettres Juives, im 2ten Theil 80. Briefe, von der Citation des Marot beym Boileau.

tar herrſcht eine große Beleſenheit; wir glauben aber, daß manches hätte erſport werden können. Man vergleiche z. E. die Erklärung der Stelle:

— — quae Venus
Quinta parte ſui Nectaris imbuit,

die ein ganzes Blatt einnimmt, (S. 125.) mit der Gesnerſchen Anmerkung über eben die Stelle, und man wird finden, daß jene nichts mehr, als dieſe ſagt. Und ſo an andern Orten mehr. Doch begehren wir nicht zu läugnen, daß dieſes Buch vielen nützlich ſeyn könne, und von dem bekannten Geſchmack, und der Gelehrſamkeit des Verf. einen neuen Beweis ablege. Aber bey manchen Digreßionen muß auch ein ſonſt geduldiger Leſer ausrufen: Nunc non erat his locus. — Z. E. Harduin ſagt: die Satyren und Oden ſind ſo verſchiedne Gattungen, daß eine Perſon ſchwerlich in beyden zugleich vortreflich ſeyn kann. Hr. K. giebt zu, daß es ſchwer ſey, beruft ſich aber auf gegenſeitige Exempel, und vergleicht die Poeten mit den Mahlern. Dieſe Vergleichung iſt richtig; aber nun höre man. Der Verf. liefert bey dieſer Gelegenheit, auf zwey Seiten, ein Verzeichniß von mehr, als vierzig Mahlern, charakteriſirt ſie und zeigt an, welche nur in einem, oder in mehrern Stücken vortreflich waren. (S. 20. 21.) Eben ſo iſt das folgende:

de: Harduin erkläret eine gewiſſe Münze aus dem Grunde für unächt, weil man auf Privatperſonen keine Münzen geſchlagen hätte. Um dieß zu widerlegen, liefert Hr. Kl. ein Verzeichniß ſolcher Münzen, und eine Abhandlung davon auf 15. Seiten (S. 34. 50.) Uebrigens wollen wir noch erinnern, daß der V. eine beſondere Ausgabe von der A. P. verſpricht.

M. Abrahami Kollii, Reg. Acad. Hafnienſ. Bibliothecarii, ſpecimen novæ editionis Sententiarum Theognidis, Megarenſis, Poetae antiquiſſimi. Goettingæ et Gothæ apud Io. Chr. Dietrich. 1766. 4to 6½ Bogen.

Dieſe Probe von einer neuen kritiſch berichtigten und erläuterten Ausgabe des Theognis, die uns zur Zeit noch abgeht, erweckt eine ſehr gute Hoffnung und Erwartung, indem ſie einen jungen Mann von vieler Beleſenheit, kritiſcher Einſicht und antiquariſcher Kenntniß verräth.

Argumentorum aliquot in Platonis Phædone de animmi immortalitate illuſtratio et diſcuſſio. Specimen primum & alterum — a M. Io. Chriſtoph. Pottlebero, Scholae

Annæberg. Rectore. Annaberg im Erzgebürge, 4.

So wenig die meiſten ſogenannten Programmata und Einladungsſchriften auf Schulen verdienen, außer dem Ort ihrer Verfaſſer gekannt zu werden, ſo iſt es doch in Anſehung einiger zu bedauern, daß ſie nicht in mehrerer Leſer Hände kommen. Unter verſchiednen ſolchen kleinen Schriften, von gedachtem gelehrten Schulmanne, die ihn unter dem großen Haufen gar merklich unterſcheiden, verdienen obige beyde eine vorzügliche Bemerkung, da die Socratiſchen Gründe mit vieler gründlichen Gelehrſamkeit und mit Deutlichkeit darinnen auseinander geſetzt ſind.

Emendationum Callimachiarum periculum, Theologo S. V. Franc. Ant. Knittel — gratulans D. D. D. Iac. Frid. Heuſinger, Scholæ Guelpherb. Rector. Guelpherbyti 4to 2 B.

Memoriam Gymnaſii Polyidei refecti ex Ancyrani Marmoris fragmento repræſentat — Iac. Fr. Heuſinger, Rector. 4to 2 Bogen.

Dieſe beyden Schriften unterſcheiden ſich gar ſehr von der gemeinen Art ähnlicher Aufſätze, und ſelbſt auf Akademien kommen nicht viele zum Vorſchein, die ſich mit ihnen verglei-

chen

chen ließen. In beyden zeigt ſich eine feine und gelehrte Kritik. Die letztere enthält außer der angeführten Aufſchrift noch mehrere andre, die ehemals Joh. Bels, aus Eperies, der in dem Gefolge des Geſandten Ferdinands II. Ant. Wrant, 1555. mit nach Amaſia gekommen war, abgezeichnet und dem Joh. Dornſchwamm mitgetheilt hatte, deſſen Handſchriften in der Wolfenbüttler Bibliothek befindlich ſind.

M. Hieronymi Vidae, de arte poetica libri tres. Comment. de poetae vita et carminibus addidit Chr. Adolph. Klozius, Altenburg, in der Richteriſchen Buchhandl. 1766. kl. 8. 13. B.

Vida, als ein neuer lateiniſcher Dichter, hat ſich eines Glückes zu rühmen, das wenig alte gehabt haben, einen Herausgeber zu finden, der nicht blos Kunſtrichter iſt, ſondern ſelbſt unter unſern neuen lateiniſchen Dichtern eine der anſehnlichſten Stelle ſich erworben hat. Der Text des Dichters iſt nach der Plantiniſchen Ausgabe, Antwerpen 1585. abgedruckt, und nimmt 94. Seiten ein. Schrift und Druck iſt ſauber, nur hätte der Correktor fleißiger ſeyn ſollen. Voraus gehet des Hn. geh. Rath. Klotzs gelehrte Einleitung oder Abhandlung, die zuerſt

von des Biſchofs Vida Leben (er ward zu Cremona 1470. gebohren, und ſtarb erſt 1566.) und ſeinen Schriften, inſonderheit den Gedichten, ausführliche Nachricht giebt. Ueber jedes der Gedichte fügt der H. g. R. ſeine Urtheile bey. Ueberhaupt wird Vida charakteriſirt S. 63. durch den Reichthum an Gedankeen und Worten, eine große Leichtigkeit im Mechaniſchen der Dichtkunſt, oder in der Verſification, und in der Nachahmung der Alten, beſonders des Virgils. Hierauf breitet ſich der H. g. R. insbeſondere über die gegenwärtigen Bücher von der epiſchen Dichtkunſt aus, giebt den Inhalt derſelben, den Plan und den Zuſammenhang der Theile, und ſelbſt einzelne Sätze, an, und fügt endlich über das eine und das andere kritiſche Anmerkungen bey.

Theopholi Chriſtoph. Harleſii Introductio in Hiſtoriam linguae latinae. Bremae ſumtibus Georg. Ludov. Foerſter. 1764. 175. S. in 8.

Herr Harles hat der Jugend durch gegenwärtiges Werkchen ein Geſchenk gemacht, das ihr, damals als es heraus kam, um ſo viel nützlicher war, da des Hrn. P. Hambergers kurze Nachrichten von den vornehmſten Schriftſtellern damals

damals noch nicht heraus waren. Von allen Schriftſtellern der Römer, welche uns bekannt zu ſeyn verdienen, giebt der V. eine kurze Zeit ihrer Geburt und ihres Todes, mit dem Merkwürdigſten aus ihrem Leben, mit ihren Schriften, mit den davon herausgekommenen Ausgaben, mit ihrer Schreibart, und endlich mit etwanigen dahin gehörigen Abhandlungen. Es iſt allenthalben das nöthigſte geſagt. Nur hätten wir gewünſchet, daß Hr. Harles den Werth der verſchiednen Ausgaben kürzlich beſtimmt, und auch eine Nachricht von den beſten Ueberſetzungen der vornehmſten lateiniſchen Schriftſteller hinzugefügt hätte. Das kann allenfalls bey einer neuen Ausgabe geſchehen. Denn das Werk wird dadurch nicht zu ſtark werden, und dieſe Vermehrung würde doch ſehr nützlich ſeyn. Von den Fehlern des Stils und den Mangel eines feinen und ſichern Geſchmacks, welcher ſich beſonders in der Zuſchrift verräth, wollen wir, da das Buch darinn eben nicht zum Muſter dienen ſoll und ohnehin ſeinen Werth hat, nichts ſagen.

Leben und Thaten verſchiedner berühmter Feldherren, nebſt dem Leben des M. Porcius Cato, und Titus Pomponius Atticus. Aus dem

dem Lateiniſchen des Cornelius Nepos überſetzt, und mit nöthigen Regiſtern verſehen. Frankfurt und Leipzig, bey Kochendörffer.

Der Ueberſetzer ſagt in der Vorrede an den Leſer, „daß des Cornelius Nepos ausserordentliche Nachläßigkeit im Vortrage, eine etwas unerwartete Schwürigkeit (für den Ueberſetzer) mit ſich führe.„ Wir haben noch niemals gehört, daß Nepos nachläßig ſchreibe. Wir befürchteten alſo gleich, daß der Ueberſetzer ſeine Urſchrift entweder nicht recht kenne, oder ſeiner deutſchen Mutterſprache ſo wenig kundig ſey, daß er etwa Nachläßigkeit geſchrieben habe, wo er Simplicität gemeynet hat. Daß er eben nicht den feinſten Geſchmack in der Wahl und dem Gebrauch deutſcher Wörter habe, zeigt ſchon das altväteriſche Leben und Thaten auf dem Titel. Wir wollen nur ein paar Stellen anführen, aus denen man ohngefähr die Beſchaffenheit dieſer Ueberſetzung wird abnehmen können: Itaque appellatus eſt a C. Flavio Bruti familiari Atticus, ut ejus rei princeps eſſe velit. Dieß heißt S. 267. „Zu dem Ende gieng C. Flavius, „ein vertrauter Freund des Brutus, zum Atticus, und that ihm den Anwurf: Ob er hierbey „nicht Luſt hatte, ſich vorzüglich zu verwenden.„ Pauſanias Lacedaemonius magnus homo, ſed varius

varius in omni genere vitae fuit, nam ut virtutibus eluxit: ſic vitiis eſt obrutus. Dieß heißt S. 36. „Pauſanias war aus Lacedämon „gebürtig, und iſt zwar ein großer Mann, zu„gleich aber jedesmal ſich ſehr ungleich geweſen. „So tugendhaft er wirklich auf der einen Seite „war, ſo ſehr ließ er ſich auf der andern von den „Laſtern hinreißen.„ Themiſtocles Neocli filius Athenienſis. Hujus vitia ineuntis adoleſcentiae magnis ſunt emendata virtutibus: adeo ut anteferatur huic nemo, pauci pares putentur, dieß heißt S. 16. „Themiſtokles — „in ſeiner erſten Jugend lebte er ziemlich weit„läufig. Dieſen Fehler verbeſſerte er jedoch „nachher durch ſo viele Vollkommenheiten, daß „ihm niemand vorgezogen werden kann, und „wenige ihm gleich gekommen ſind.„ So ſiehet die ganze Ueberſetzung aus. Dieſe wenige daraus angeführten Stellen werden ſchon hinlänglich ſeyn, unſre Leſer zu überzeugen, daß der V. dieſer Ueberſetzung weder die Kraft der Urkunde, noch die wahre Bedeutung der deutſchen Wörter, die er brauchet, einſiehet, und daher einen alten Schriftſteller gut zu überſetzen ganz ungeſchickt iſt.

Centum et tredecim vitas imperatorum, regum, caeſarum, aliorumque ſummorum virorum, ex optimis hiſtoricis latinis, Cornelio, Caeſare, Curtio, Juſtino, Livio et Suetonio, ſubiunctis ſententiis meditationibusque, primum divulgatas ab Abrahamo Krigele, denuo edidit indicemque adiecit Chriſt. Auguſt. Kriegel. Flensburgi, ſumt. I. C. Korte, MDCCLXVII. 8. 1 Alph. und 18. Bogen.

Der ſeel. M. Kriegel hatte die lehrreichſten Erzählungen aus den beſten römiſchen Schriftſtellern, und zwar, wie ſie ſolche ſelbſt erzählet, in ein einziges Buch geſammelt, damit die Jugend durch ſolche Annehmlichkeiten deſto mehr zum Leſen gereizet, und ihr ein Beſtreben nach edelmüthigen Geſinnungen zeitig beygebracht würde. Zugleich aber war es auch für andre, die ſich bey ihren vielen Geſchäften gern der alten Begebenheiten wieder erinnern wollen, welche ihnen in ihren Schuljahren ſo lieb waren; und doch nicht immer viel Zeit darauf wenden können. Dieſe dritte Ausgabe hat der itzige Herausgeber, noch mit vier Geſchichten bereichert, die freylich in einem ſolchen Buche nicht fehlen durften.

Q. Cur-

Q. Curtius Rufus, von dem Leben und den Thaten Alexanders des Groſſen, mit Iohann Freinsheims Ergænzungen ins Deutſche überſezt, von Iohann Franz Wagner, Prof. und Rector des Rathtsgymnaſiums zu Oſnabrück. Lemgo, in der Meyerſchen Buchhandlung, 1768. in 8. 2 Alph. 4 Bogen.

Die günſtigen Beurtheilungen ſeiner Ueberſetzungen Cäſars hat den Verf. veranlaßt, auch die gegenwärtigen zu liefern. Er ſagt, ſeine Freunde hätten ihm zwar geſchrieben, es hätten ein paar Zeitungen weniger günſtig geurtheilt: allein er glaubte, ſich nicht an alle, die ſich zu Kunſtrichtern aufwerfen, kehren zu müſſen, da es bekannt genug wäre, daß ſich nicht in allen deutſchen Provinzen der gute Geſchmack fände. Aber war es denn daraus, daß dieſe Zeitungsverfaſſer ungünſtig geurtheilt hatten, ſchon zu vermuthen, daß ſie zu den Geſchmackloſen gehörten? Ein Schriftſteller muß in der That nicht leicht ſo zuverſichtlich vortheilhaft vor ſich denken, daß er glaube, jeder tadelnde Recenſente müſſe unrecht haben. Der Verf. ſagt, er habe ſowohl itzt, als vorher, mit einer gewiſſen Furchtſamkeit gearbeitet. Wir haben dieß eben nicht bemerkt. Vielmehr oft kam es uns vor, daß als der U. zu ei-

eilig gearbeitet hätte, um etwa den Verleger die Arbeit ſo zu liefern, daß ſelbige zur beſtimmten Zeit auf die Meſſe gebracht werden könnte.

Wir haben zu dem Hrn. R. W. ein gutes Zutrauen gehabt, und haben ſeine Ueberſetzung mit dem Wunſch geleſen, ſie ſchön finden zu können: aber das Leſen ſelbſt hat uns gezwungen, ſie ſo, wie ſie itzt ſind, nur zu den Mittelmäßigen zu zählen. Ueberhaupt hat die Ueberſetzung nicht die Farbe des Styls, welche das Original hat. Zwar hat der Ue. oft, wie das Original, Mittelwörter angebracht, welches wir nicht tadeln; allein man vermißt dabey dennoch das, was dadurch vielleicht bewirkt werden ſollte, nemlich die Kürze und den Nachdruck. Die Ueberſetzung nimmt faſt allenthalben weit mehr Platz weg, als das Original, und dieß iſt überhaupt ein ſchlimmes Zeichen. Unſre Sprache iſt vielleicht mehr, als irgend eine Europäiſche geſchickt, die Kürze ſo wie die Inverſionen eines lateiniſchen Originals zu erreichen. Die Franzöſiſche darf hierauf bey weitem nicht ſo ſehr Anſpruch machen: und dennoch hat Vaugelas ſein Original ſogar hierinn übertroffen. Dieß allein macht eine Ueberſetzung freylich nicht vollkommen: allein ſoll die Ueberſetzung einen Fehler haben, ſo gehe man

lieber

lieber in der Kürze ein wenig zu weit, als in der Weitſchweifigkeit. Man begeht eine Ungerechtigkeit gegen den Schriftſteller, wenn man ihn in der Ueberſetzung unter ſeinem Werth erſcheinen läßt. Bey den alten haben wir beſonders auf dieß zu ſehen. Nicht nur die Gerechtigkeit, die wir ihnen ſchuldig ſind, ſondern auch das Vertrauen, womit ſie als nachahmungswürdige Muſter geleſen werden, macht uns dieß zur Pflicht. Und hiezu kommt auch dieß, daß diejenigen, welche für ſich eine Sprache treiben, eine Ueberſetzung mit Sicherheit müſſen um Rath fragen, und zugleich in der Ueberſetzungskunſt als Meiſterſtücke müſſen nutzen können. Jede Ueberſetzung der Alten fordert einen Mann von wahren philologiſchen Einſichten, von vielem Geſchmack und genauer Kenntniß beyder Sprachen. Machen ihn dieſe Eigenſchaften zum Ueberſetzer tüchtig; ſo muß er mit der größten Sorgfalt arbeiten, und ſich bemühen, daß nicht nur die Gedanken, ſondern auch die Wendungen, die Anordnungen der Wörter, die figürlichen Redensarten und die Ausdrücke ſelbſt, ſo weit als die Sprache, worinn überſetzt wird, es immer leidet, dem Original nach Vollkommenheiten und Fehlern entſprechen. Eine ſolche Arbeit würde für ein Original gelten.

Wir wollen nun dieſe Ueberſetzung etwas nä⸗her betrachten. Ein offenbarer Beweis, daß der Verf. nachläßig überſetzt hat, iſt dieß, daß er oft etwas ganz unüberſetzt gelaſſen hat, wel⸗ches jedoch in ſeinem Cäſar noch weit häufiger geſchehen iſt. Zu den Auslaſſungen gehören folgende Stellen: S. 497. Vbicumque es. S. 542. Quae mitiora ſunt, frumento con⸗ſeruntur. S. 626. Ludi etiam convivales extraxere tempus. S. 631. Quotusquisque non a viliſſimo ſanguine. Ebendaſelbſt quos vicerant. S. 642. Lecticis aureis. S. 710. Familiarius. S. 722. Laevo humero u. d. m. Unrichtig, überſetzt iſt S. 137. ſupplantare be-neficiis, welches der Verf. giebt: mit Güte ge⸗winnen; S. 138. Vanae religionis opinio, wo im Deutſchen blos: eitle Furcht ſteht; S. 141. equos in fugam averterunt zu deutſch: ſie nahmen im vollen Lauf die Flucht. S. 240. et ipſi leviter armati, überſetzt: nebſt den leich⸗ten Truppen, da es heiſſen ſollte: die auch zu den leichten Truppen gehören. S. 244. dextrum Alexandri cornu circumibatur, überſetzt: Man griff Alexanders rechten Flügel an. S. 274. quippe via leni et tranquillo mari mo-les agi poſſunt, zu deutſch: ob ſich gleich u. ſ. w. ſollte heiſſen: da ſich kaum u. ſ. w. S. 314.

ſtre-

ſtrenuus, ſtrenge anſtatt: tapfer unverdroſſen; S. 370. Quibus viciſſet, inferiorem fore, wo im Deutſchen der anführende Ton unrecht unterbrochen iſt; S. 389. ſuperſtitione animi, aus Bangigkeit, wie auch religio oft ſo gegeben wird, wobey ein Hauptbegriff wegfällt. S. 403. Tandem ſuis rex corporibus et cultu feminarum, abſtinere juſſit, überſetzt. Endlich befahl der König ſich ſowohl an keiner Mannsperſon, als beſonders an dem Frauenzimmer nicht weiter zu vergreifen. Suis corporibus bezieht ſich auf Perſonen beyderley Geſchlechts und cultu feminarum mußte wohl gegeben werden: an des Frauenzimmers Schmuck. Und vielleicht wird das ſuis richtiger zu juſſit gezogen: welches unſtreitig mit der dritten Endung ſo gefunden wird: und ſo heißt es: Endlich gab er ſeinen Soldaten den Befehl, keinen an ſeinem Leibe zumißhandeln und der Frauenzimmer Schmuck, (welchen man ihnen ſonſt vom Leibe geriſſen hätte) unangetaſtet zu laſſen. S. 649. cruore ſiccato, überſetzt: je häufiger das Blut lief, anſtatt: da das Blut ſich ſtockte und trocken wurde. S. 667. Magnitudini Pori adjicere videbatur bellua, qua vehebatur, tantum inter ceteras eminens, quanto aliis ipſe praeſtabat, überſetzt: das Thier, worauf er ſaß und welches

noch

noch einmal ſo hoch war, als die andern, machte ihn noch höher. Doch um des Raums zu ſchonen, mögen dieſe Proben, welche nur wenige unter den noch angemerkten vielen ſind, hinreichend ſeyn. Der Verfaſſer, von dem man unbillig urtheilte, wenn man glaubte, daß er es nicht hätte beſſer machen können, wird ſich ſicher über dergleichen Nachläßigkeit ſelbſt wundern. Am Ende ſetzen wir noch ein Stück ſeiner Ueberſetzung hinzu, ſo wie wirs beym Aufſchlagen gefunden haben, nebſt dem Original und einem Verſuch, wie nahe das Deutſche ohne dem eigenthümlichen etwas zu vergeben, dem Lateiniſchen etwa kommen könnte. In des ſiebenden Buchs zweytem Hauptſtücke heißt es: Hic exitus Parmenionis fuit, militiae domique clari viri. Multa ſine rege proſpere, rex ſine illo nihil magnae rei geſſerat, feliciſſimo regi et omnia ad fortunae ſuae exigenti modum ſatisfecit. LXX. natus annos, juvenis ducis et ſaepe etiam gregarii militis munia explevit: acer conſilio, manu ſtrenuus, carus Principibus; vulgo militum acceptior. Haec impulerint illum ad regni cupiditatem; an tantum ſuſpectum fecerint, ambigi poteſt; quia Philotas ultimis cruciatibus victus verane dixerit, quae facta probari non po-

poterant: an falſis tormentorum petierit finem, re quoque recenti cum magis poſſet liquere dubitatum eſt. Herr Wagner hat dieß ſo überſetzt: „ Dieß war das Ende des Parmenio, welcher einer der berühmteſten Kriegs- und „Staatsmänner geweſen. Er führte viele gro-„ße Sachen, ohne Hülfe des Königs, glücklich „aus, der König hingegen that nichts wichti-„ges ohne ihm. So günſtig dieſem auch das „Glück in allen Dingen war, und ſo ſehr er „verlangte, daß ihn alles hierinn unterſtützen „ſollte, ſo geſchickt wußte ihm Parmenio in al-„len Fällen Genüge zu thun. Er hatte ſchon „das 70 Jahr erreicht, ſtetshin aber allen „Dienſten ſich unterzogen, die man von einem „General nicht allein, ſondern auch vom gemei-„nen Soldaten fordern kann. Er hatte vielen „Scharfſinn, und wußte ſogleich ſich zu helfen. „Seine Tapferkeit war ungemein. Bey den „Großen war er beliebt, bey dem gemeinen „Mann aber noch mehr. Ob nun dieſes ihn „wirklich dahin gebracht habe, nach dem Rei-„che zu trachten, oder ob man ihn dieſerhalb „nur im Verdacht gehabt habe, das ſcheint in „der That noch nicht ausgemacht zu ſeyn; da „man ſchon beym Vorgange der Sache ſelbſt, „ohngeachtet damals dieſelbe klar hätte gemacht

„werden können, daran gezweifelt, ob dasjenige, „was Philotas endlich auf der Tortur ausge„ſagt, und auf keine Art ſonſt bewieſen werden „konnte, die Wahrheit geweſen, oder ob er, um „ſeiner Quaal ein Ende zu machen, es blos er„dacht hätte.„

Sollte dieß nicht folgendermaßen beſſer lauten: „Dieß war das Ende Parmenions, eines „berühmten Kriegs- und Staatsmannes. Vie„les hatte er ohne den König, der König hatte „ohne ihn nichts von Wichtigkeit ausgeführt. „Dem höchſtglücklichen König, deſſen Forderun„gen in allem dem Maaß ſeines Glücks gleich „waren, that er ein Genüge. Er war ein Sieb„zigjähriger, und hatte in jungen Jahren ei„nes Heerführers und oft eines gemeinen Man„nes Pflichten erfüllet. Er war ſcharfſichtig „und feurig in Anſchlägen, unverdroſſen tapfer, „den Hohenwerth, und beym gemeinen Solda„ten noch mehr beliebt. Ob ihn dieß das Reich „an ſich zu reißen begierig oder nur deswegen „verdächtig gemacht habe, ſcheint ungewiß zu „ſeyn, weil der Umſtand, ob Philotas, durch „die äußerſte Marter beſiegt, das, was „nicht hätte erwieſen werden können, der Wahr„heit gemäß geſagt habe, oder durch ein falſches „Geſtändniß ſeinen Quaalen ein Ende habe ma-

„chen

„chen wollen, damals wie die Sache erſt geſche„hen war, und beſſer erkannt werden konnte, „für zweifelhaft gehalten iſt.„

Daß übrigens, dieſe Ueberſetzung, in Abſicht auf das äußere ſehr ſchlecht, auf wahres Löſchpapier, mit ſtumpfen abgenutzten Lettern, die bey ihrer Kleinheit und der elenden ſchmutzigen Druckerfarbe, oft kaum leſerlich ſind, abgedruckt worden, zeigt leider der Augenſchein.

Auserleſene moraliſche Schriften von Plutarch. Aus dem Griechiſchen. Erſter Band. Nebſt Platos Menexenus. Zürich, bey Fueßlin und Compagnie, 1768. 256. Seiten.

Dieſem Ueberſetzer ſieht man es an, daß er etwas dabey gedacht hat, wie er ſeine Ueberſetzung unternahm. Das ſind Schriften, die überſetzt zu werden verdienen, die in der Urſchrift wenig geleſen werden, und es doch ſo ſehr verdienten, die in einer Ueberſetzung mehr werden geleſen werden, und die nichts verliehren, wenn man ſie auch in einer Ueberſetzung lieſt. Das etwas Harte und Ungelenke in dem Ausdruck des Ueberſetzers iſt ſo gar für das Körnichte, Gedrungne, Spruchreiche — und oft Geſchraubte — der Urſchrift vortheilhaft. Es iſt zu hoffen, daß der unbekannte V. die übri-

ngen kleien Schriften Plutarchs nachholen wird; und ſo wollen wir mit ihm über ſeine Auswahl nicht zanken.

Die Briefe des Seneka. Aus dem Lateiniſchen von Joh. Franz von Palthen, Königl. Schwediſchen Juſtizrathe. Zweyter Band. Leipzig und Roſtock bey Koppen, 1766. 1. Alphab. 16. Bogen in 8.

Herr von P. läßt ſich durch das Unglück, das er mit ſeinen Ueberſetzungen aus dem Engliſchen gehabt hat, nicht abſchrecken, der gelehrten Welt neue Proben ſeines Fleißes zu liefern. Wir müſſen geſtehen, daß wir hier doch ſo häufige Spuren der Uebereilung nicht gefunden haben, als in jenen bemerkt worden ſind. Nach der Vergleichung verſchiedner Briefe mit dem Original, geben wir ihm das Zeugniß, daß er den Wortverſtand größtentheils nicht verfehlt habe. — Aber, die übrigen Eigenſchaften einer guten Ueberſetzung? Und die eigenthümliche Schreibart des Römers? — Darum hat ſich der Herr von P. nicht bekümmert.

Aber auch das erſte Lob haben wir durch das Wort größtentheils einſchränken müſſen; ich merke einige Fehler, aus dieſem zweyten Bande, an, die ziemlich grob ſind. In dem 118ten

Briefe

Briefe heißt es von dem Wucherer Cäcilius, a quo minoris centeſimis propinqui nummum extorquere non poſſunt — minoris centeſimis, ohne Zinſen, will man recht genau überſetzen, nicht ohne zwölf Procent; Herr von P. ſagt, nicht unter Hundert vom Hundert. Gott behüte! Es iſt ſchon arg genug, wenn jemand dürftigen Verwandten keinen Pfennig ohne Zinſen leihen will; aber wo iſt es jemals erhört, daß auch der ungerechteſte und abſcheulichſte Wucherer ſo viel Zinſen als Kapital begehrt, wie Cäcilius, nach Hrn. von P. Ueberſetzung gethan haben müßte. Dieß ſollte ihm, als einem Juriſten, doch wohl aufgefallen ſeyn. Allenfalls hätte er, was centeſimae ſind, aus einem ſehr bekannten Buche lernen können, ich meyne des Hrn. Erneſti Clave Ciceroniana, deſſen Erklärung wir zu ſeiner Belehrung herſetzen wollen: Centeſimae (intellige: partes ſortis) uſurae ſunt, cum ſinguli aſſes in menſem ſoluuntur pro centenis &c. Hier iſt alſo gar nicht die Rede von übermäßigen Intereſſen; die römiſchen Wucherer ließen ſich wohl viermal ſo viel bezahlen, (quaternas centeſimas.) — In eben dem Briefe ſpricht Seneka von dem Glück derjenigen, die keine Ehrenſtellen zu erlangen ſuchen. Quam putas eſſe jucun-

cundum — — ſpectare illas nundinas, nec ementem quidquam, nec vendentem. Dieß überſetzt Herr von P. (533.) Was kannſt du dir dabey angenehmes vorſtellen, u. ſ. w. Es iſt gerade umgekehrt. Denke, wie angenehm es ſeyn muß, will er ſagen, auf dieſem Markte, wo die Ehrenſtellen verkauft werden, ein bloſſer Zuſchauer zu ſeyn. An einem andern Orte, (S. 210.) findet er eine Stelle dunkel, die uns ſehr deutlich zu ſeyn ſcheint. Seneka ſagt, nur derjenige hat lange gelebt, der gut gelebt hat; man müßte denn das Leben in dem Verſtande nehmen wollen, in welchem es von den Bäumen gebraucht wird. Wer ſieht nicht, daß dieß ſo viel heiße, man müßte denn das Leben für das bloſſe Exiſtiren nehmen wollen. Aber Herr von P. belehrt uns in einer Note, „der Verſtand liegt „hier ſehr im Dunkeln.„ Nein, gewiß nicht bey dem Seneka!

C. Cornelii Taciti de ſitu, moribus et populis Germaniae libellus, cum perpetuo et pragmatico commentario, quo populorum Germaniae nomina, ſitum, res geſtas, exitiones in ſocietates magnas, atque, ex eorundem moribus, variorum in Germania publicorum ac privatorum iurium et conſue-

ſuetudinum originem et progreſſum expoſuit Iuſt. Chriſtoph. Dithmarus, Hiſt. et Polit. in Jll. Viadrina Prof. P. Ord. Soc. Reg. Pruſſ. Scient. Sodalis. Accedunt in appendice Notae Conringii La Carrii et Leibnitii, cum exceptis ex Clariſſ. Iacobi Gronovii Oratione de tempore migrationis Batavorum in inſulam ſuam. Editio tertia prioribus emendatior, Francofurti ad Viadrum, Impenſis Ant. Godofr. Braunii 1766. 8. 20. B.

Dieſe kleine Schrift des Tacitus, iſt, in Ermanglung vollſtändigerer Nachrichten, das Hauptbuch für die älteſte Geſchichte unſrer Nation, und alle, die ſich mit Reichsgeſchichten, deutſchen öffentlichen und Privatrechten abgeben, ſollten es ganz ihrem Gedächtniß eingeprägt haben. Für die, welche in Alterthümern, alten Sprachen, und alten Geſchichten forſchen, iſt es ohnedem, was wir ſagen, der Catechiſmus.

Was dieſe Ausgabe Eignes habe, zeigt der ausführliche Titel hinlänglich. Eben dieß Ausgedehnte und Wortreiche und die Einmiſchung von vielem Entbehrlichen kann man ſich auch in den Anmerkungen ſelbſt verſprechen, wo man außerdem das, was in den bekannten Schrift-

ſtellern, die von deutſchen Alterthümern handeln, geſagt wird, fleißig zuſammen getragen findet.

Des C. Cornelius Tacitus ſämtliche Werke. Ueberſetzt durch Joh. Sam. Müller. Drey Bände groß 8. Hamb. bey Joh. Carl Bohn 1765. 66.

Es iſt ſpät, daß wir dieſe Ueberſetzung nachholen; wir haben aber lieber die Hrn. Untreufeinde und Untreufreunde, die Verfechter dieſer und einer andern Ueberſetzung, im trocknen Ernſt, oder mit feinen Heßiſchen Ironien ſich ausreden laſſen, um jetzt unſre Meynung überhaupt zu ſagen. Im Einzelnen und über einzelne Stellen glauben wir, iſt der Streit zu Ende; wenigſtens könnte es ganz gut für den dritten und letzten Act des komiſchen Nachſpiels gelten, da Hr. Müller noch ſelbſt vortritt, und in der Vorrede zu ſeinem dritten Bande der Welt, und vornehmlich ſich ſelbſt eine Menge Selbſtlob und panegyriſchen Unſinn über ſeine Ueberſetzung ins Geſicht ſagt, daß wohl kein Menſch, der leſen kann, daran zweifeln wird, daß er dieſe ſeine Ueberſetzung für ſchön, ja für ſchöner, als das Original, den Tacitus ſelbſt halte. Ein Schriftſteller von der Art iſt, mit allen, die ſeines Theils ſind, nicht zu belehren.

Bey

Bey ſolchen Zänkereyen indeſſen bleibt das Publikum unpartheyiſch. Nicht aus der Müllerſchen Schule, und nicht in dem Verdacht, ſeine Ueberſetzung verrufen zu wollen, hat es den lateiniſchen Tacitus vor ſich, und die deutſchen Tacitos neben ſich, und vergleicht. Welche kommt ihm am nächſten? welche hat den Römer am beſten ausgedruckt? an welchen haben wir einen Originalmann, als der Lateiner war? Wir betrachten hier alſo die Ueberſetzung vorzüglich im Ganzen, als ein Phänomenon der deutſchen Literatur: und um da dem Wortgezänk des Ueberſetzers zu entgehen, müſſen wir ziemlich weit anfangen.

— Tacitus iſt ein Römer, und da er ſeine politiſche Geſchichte bis auf die Urſachen jedes kleinen Vorfalls aus der Tiefen ſeiner Republik hervorholt, da er immer als Römer, als Staatsmann, als Nationalgeſchichtſchreiber ſpricht: ſo hat er ein gewiſſes außerordentliches römiſches Gepräge. Nicht blos, daß der Materie und den Namen nach das ganze Lexicon der römiſchen Staatsverfaſſung in ſo vielen und vielartigen Zeiten bey ihm vorkommen muß; ſondern es iſt recht ſeine Laune, eine ſolche Staatsſprache anzunehmen, und conſultatoriſch ſich auszudrücken. — Dieß iſt ſein römiſches Siegel, und das

muß er auch in der deutſchen Ueberſetzung behalten. Ueberall muß ich ſehen, daß ich in der römiſchen Welt bin: jeder ſtarke Ausdruck, der gleichſam zu den Curialien der Geſchichte gehört, die ich leſe, den Tacitus mit Fleiß brauchte, oder gar ſelbſt machte, um nur recht genau auf dieſe und jene Staatsſache zu zeigen, muß ſeine Stärke und Eigenthümlichkeit behalten: ich muß in meiner Sprache ſo viel in ihm denken können, als der Römer mich wollte fühlen laſſen — ſonſt iſt er nicht mehr Tacitus, der Römer, der er ſeyn wollte.

Schwerlich, daß er dieß in der Müllerſchen Ueberſetzung iſt. Ich traue aus vielen Proben dem Ueberſetzer zu, daß er Römer genug ſey, um dieſe römiſch-politiſche Sprache verſtanden zu haben, allein ſie auch uns verſtändlich zu machen, ſie mit der Schicklichkeit und Energie des Tacitus in ſeine Mutterſprache zu verpflanzen, das hat er nicht gekönnt. In den meiſten Fällen, umſchreibt er matt und müde, daß unſer Auge im Leſen wohl nicht eben den römiſchen Begriff kurz und andringlich trift: und oft braucht er neuere Wörter, ſie den alten Römiſchen unterzuſchieben, wo eine ſolche Vermiſchung doch nichts als lächerlich iſt. Ein römiſcher Imperator und ein Generallieutenant, ein Triumvir, und

und ein Bauherr ſpatziren auf allen Blättern zuſammen; und gewiſſe ſtarke Staatsausdrücke, die wir im lateiniſchen mit ganz römiſcher Seele fühlen, ſind im deutſchen in ſo matte elende Umſchreibungen verfloſſen, daß wir uns in ihnen nichts denken, was der Römer dachte.

Um Beweiſe zu geben, müßte ich aus dem ganzen Buch ein ganzes Staatslexicon der Römer von Namen, Würden, Staatsſachen, Zeitläuften, Curialien anführen, und wer würde mir die Mühe belohnen? Sollte ſich jemand nach Hrn. Müllern noch an eine ganz neue Ueberſetzung des Tacitus wagen; ſo wende er viel Aufmerkſamkeit darauf, um uns im Tacitus dieſe römiſchpolitiſche Seite ganz fühlen zu laſſen. Bey ihm mag ſie Fehler ſeyn, wie ich gerne zugebe: allein ich will ihn nicht ohne dem Fehler ſehen, ohne dem er gar nicht mehr Tacitus bleibt. Vielmehr kämpfe unſre Sprache, dieß Gepräge der römiſchen Staatsherrlichkeit auszudrücken, und was ſie nicht ausdrücken kann; wo man in einem Strale die 7. Farben nicht unterſcheidet: da komme die Note zu Hülfe, da mache dieſe die Farbe ſichtbar. In dem abſcheulichen Notenmiſchmaſch des Hrn. Müllers finde ich wenige, die dahin gehören; ob er gleich als Schulmann in ihnen wahrhaftig erträglicher geweſen

wäre,

wäre, als jetzt in ſeinem elenden Staatsluſtigen Bon⸗Mots⸗und Hiſtorienkrame.

Das iſt alſo der erſte durchgängige Mangel dieſer Ueberſetzung. Sie liefert nicht die Büſte eines Staatsklugen Römers, ſondern die verrückte Figur eines ſtammelnden Deutſchlateiners.

Zweytens: es iſt ein ſchon ziemlich lange genütztes Wort, das urſprünglich von der Muſic hergenommen, und ſehr prägnant iſt, ſich in den Ton eines andern ſetzen, ſeinen Ton treffen, oder ihn verfehlen. Wer ein muſikaliſches Ohr hat, wird die Unluſt kennen, die aus dem verfehlten Ton eines Stücks, eines Setzers, einer Stelle, eines einzelnen Lautes entſpringt, und bey einem Ueberſetzer in den nemlichen Fall auch die nemliche Unluſt. Nun hat Tacitus im Latein ſeinen ungemein eignen Ton theils in Erzählung ſeiner Geſchichte, theils im Ausdruck ſeiner hiſtoriſchen Reflexionen, theils in der Stellung ſeiner Schilderungen, und im Bau ſeines Perioden — kurz in ſeiner hiſtoriſchen Compoſition vom größeſten bis aufs kleineſte: überall eine ihm ſehr eigne Manier, der er durchgängig ſehr treu bleibt. Sein geſetzter, und raiſonnirender Charakter hat ſich in dem Geiſt ſeines Werks überall ausgedruckt, und ich

ich glaube daher auch, daß ein Genie, das mit ihm nicht juſt einerley Wendung des Kopfs hat, daß ein Ciceronianer z. E. ſich an niemanden eher, als an Tacitus ermüden und vereckeln werde, wegen ſeiner ſo einförmigen Betrachtungslaune; wie im Gegentheil ein Genie, das, wie er gebildet iſt, ihn verſchlingen, ihn lernen, ihn auswendig wiſſen werde, aus der nemlichen Urſache, weil er ſich ſelbſt ſo ſehr treu bleibt.

Und dieſen Ton des Tacitus eben, ſoll ein Ueberſetzer vorzüglich ſtudiren, und ſo lange ſtudiren, bis er ganz in ihn ſtimmet, und in ſich einen ganz harmoniſchen Gedankenſchwung fühlet, oder er iſt nicht zum Ueberſetzer des Tacitus gebohren. Findet er nicht in ſich die Anlage, wie Er, Ideen zu häufen, ſie kurz und bündig gegen einander zu ſtellen, ſo tief in ein Faktum zu dringen, als ſich kommen läßt, alsdenn das Ausgefundne nur gleichſam zu berühren, es veſt hinzuſtellen und zu verlaſſen, hiſtoriſche Ausſichten zu eröffnen, allein auch alles dem Leſer ſo vorzuhalten, daß er hinden nach denken, viel; für ſich allein neben weg denken nichts kann und ſoll; findet er nicht in ſich, dieſe ſtrenge, conſultatoriſche und faſt geſetzgebende Mine des Geiſtes — ſo lege er den Tacitus bey Seite: ſie ſind nicht zween

Männer

Männer vor einander, und werden ſich immer queer über anſehen. Der ſuche ſich lieber einen Schriftſteller von leichterer Denkart, von einer freyen und gleichſam ſchlappern Manier, ſeine Ideen zu ſtellen, und zu umſchreiben und nur die Blumen abzubrechen — allein das ernſte, tiefdenkende, ſparſame Geſicht unſers Römers ſchrecke ihn ab.

Hr. Müller war in dieſem Verſtande wahrhaftig nicht zum Ueberſetzer des Tacitus gebohren, ſo wenig, als Tacitus zum Ueberſetzer des Hn. Müllers. Wer die Dedication und den Vorbericht und die Vorreden und Noten nur zu leſen anfängt, der ſiehet, daß es in der Welt nicht zwey verſchiednere Menſchengeſichter geben könne, als Tacitus und Müller, oder nach dem Range, den er ſich ſelbſt anweiſet, als Müller und Tacitus. Ein ſchleppender Styl, eine ſeichte Denkart, ein kindiſcher Witz, ein völliger Mangel an Umriß der Gedanken und Worte, an Unterſcheidung des Wichtigen und Närriſchen, eine ſteife Schulmine, und die unüberlegteſte Zuſammenſchreiberey — alles dieß an Hn. M. drückt noch kaum den Contraſt aus, den er und Tacitus machen. Sollte der Römer aufleben, und die Vorreden und Anhänge, und Zueignungen und Noten leſen, die ſeinem Werke angeſchmieret

ſchmieret ſind: zum zweytenmal würde er unſer Deutſchland ausrufen informem terris, aſperam coelo, triſtem cultu aſpectuque — — und ſeinen Hrn. Ueberſetzer — ich mag ihn nicht mit Tacitus Worten charakteriſiren.

Bey einer ſo greulichen Ungleichheit der Köpfe iſt alſo auch die Manier des Tacitus durchaus verkannt und verſtümpert, ja Müller hat, glaub ich, hinter aller Ueberſetzung noch nicht davon geträumt, was die Manier des Tacitus ſey. Verzerrung und Zerreißung ſeiner Bilder und Gegenſätze, Ausſpülung ſeiner Sentenzen in die wäſſerichſte Sprache, Verſchattung aller Nüancen, die ihm ſo eigen ſeyn, und ſo oft wiederkommen mögen, als ſie wollen — die ſtarre Seele des Ueberſetzers hat ſie nicht geſehen, nicht gefühlt, nicht nachgeahmt, nicht ausgedruckt. Er hat ſeinen Wortleiſten; nach dem formt er, und in die Form muß der arme Tacitus. — Je mehr man ihn vergleichet, deſto näher kommt man der Erbitterung; ich mag nicht Beyſpiele anführen, das ganze Buch iſt Beyſpiel.

Die deutſche Ueberſetzung des Tacitus aus dem vorigen Jahrhundert kenne ich nicht, daß aber wahrhaftig in unſrer machtvollen nachdrücklichen Sprache eine beſſere möglich ſey, zeigen einige

einige Proben von einem Autor, den man hier nicht erwarten wird: Lohenſtein. In ſeinem Arminius und Thußnelda ſind viele Stellen aus dem Lateiner wörtlich nachgeahmt, und oft mit außerordentlichen Glücke. Sein häufiges Wortgeklingel abgerechnet — hört man nicht ein dem Tacitus Aehnliches, wenn er anfängt: „Rom hatte ſich bereits ſo vergrößert, daß „es ſeiner eignen Gewalt überlegen war, „und es gebrach ihm jetzt nichts mehr, als das „Maas ſeiner Kräfte. Denn nachdem Bürger „gewohnt waren, ganze Königreiche zu beherr„ſchen, für Landvögten ſich große Fürſten beug„ten, die Bürgermeiſter Könige für ihre Sie„geswagen ſpanneten, konnte die Gleichheit ih„res bürgerlichen Standes ihren Begierden nicht „mehr die Wage halten. Hieraus entſpannen „ſich die innerlichen Kriege, welche dem Kaiſer „Julius das Heft allein in die Hand ſpielten, „als der große Pompejus in der Pharſaliſchen „Schlacht ſeine Kräfte, das römiſche Volk aber „ſeine Freyheit verlohr, und jenem über Hoffen „die Erde zum Begräbniſſe gebrach, dem ſie kurz „vorher zu Ausbreitung ſeiner Siege gefehlt „hatte. Denn ob zwar der andere großmüthige „Brutus u. ſ. w. Alſo hänget ein gewünſchter „Ausſchlag nicht von der Gerechtigkeit der Sa„che,

„che, nicht von der Sicherheit u. ſ. w. Wie „nun Brutus vom Antonius erdrückt war: alſo „entäußerte ſich der furchtſame Lepidus ſeiner „Hoheit und fiel dem Auguſt in einem Trauer„kleid zu Fuße. Der letzte unter den Römern, „Caßius tödete ſich aus Einbildung eines frem„den Todes. Des Sextus Pompejus Kopf „ſchwamm im Meere: Cato und Juba fielen „lieber in ihre eigne Schwerter, als in die Hän„de des Oktavius. Anton verlohr ſich durch „eigne Wollüſte, es blieb alſo niemand von den „Großen übrig, als Auguſt und ſein Anhang. „Da nun dieſer die Gemüther der Kriegsleute „mit Geſchenken, den Pöbel mit ausgetheilten „Getraide, den Adel mit Freundlichkeit, alle „mit fürgebildeter Süßigkeit des Friedens ge„wonnen hatte, war niemand, der nicht lieber „eine glimpfliche Herrſchaft, als eine ſtets blu„tende Freyheit verlangte u. ſ. w.„ Man ſage, ob man hiervon nicht eine ähnliche Mine von Tacitus ſiehet, wenn dieſer auf ſeine freylich gründlichere Art ſagt: ubi militem donis, populum annona, cunctos dulcedine otii pellexit, inſurgere paullatim, munia Senatus, magiſtratuum, legum in ſe trahere nullo averſante: cum ferociſſimi per acies aut proſcriptione cecidiſſent. Ceteri nobilium, quanto quisque ſervitio

 prom-

promtior opibus et honoribus extollerentur; ac novis ex rebus aucti; tuta et praeſentia, quam vetera et periculoſa mallent. — Läuft nicht eine ähnliche Ader der Schreibart? und ſie iſt überall, wo deutſcher Heldenmuth ſpricht, und der Beſchreiber ſich nicht unter Perlen und Edelgeſtein verirrt, noch ſichtbarer. —

Nun höre man den deutſchen Müller: „nachdem Brutus und Caßius erſchlagen wa„ren, und man keine Waffen mehr ſah, die für „die Freyheit Roms geführt wurden; nach„dem der jüngere Plinius bey Sicilien unter„drückt, Lepidus aller Gewalt beraubet und An„tonius getödtet war: ſo blieb nicht einmal der „julianiſchen Parthey (Iulianis partibus) ein „andrer Anführer, als Oktavius Cäſar übrig. „Dieſer legte den Namen eines Triumvirs ab, „ließ ſich einen Bürgermeiſter nennen, und ſtell„te ſich, als ob er zur Beſchützung des niedri„gern Volks ſich mit der Gewalt der Zunftmei„ſter begnügen ließe. Da er aber die Solda„ten durch Geſchenke, das Volk durch Austhei„lung des Getraides, und alle durch die An„nehmlichkeit der Ruhe gewonnen hatte, erhub „er ſich allmählich, und zog die Macht des Se„nats, der obrigkeitlichen Perſonen und der Ge„ſetze an ſich, ohne daß ſich jemand dagegen leg„te;

„te, indem die Mächtigſten in den Schlachten, „oder durch die Verbannungen gefallen waren; „die übrigen aber aus den alten Geſchlechtern „deſtomehr mit Reichthum und Ehrenſtellen „überhäufet wurden, je geſchwinder ſie ſich zur „Knechtſchaft bequemten, und wegen der Vor„theile, die ſie bey der veränderten Regierung „fanden, die Sicherheit des gegenwärtigen Zu„ſtandes der gefährlichen Wiederherſtellung „des alten vorzogen.„ Wem der Periode lang, ſchleppend, unerträglich dünkt, der glaube, es iſt vielleicht noch einer der erträglichſten im Buche. Ich habe den Agrikola mit den Original zuſammen halten wollen — und wollen — und nicht durchhin können: ſo wenig iſt Tacitus in ihm kenntlich. Er iſt eine langſtreckige, gedehnte Figur, niedergeworfen und im Staub liegend, wie Mars, da er ſieben Hufen deckte.

Drittens endlich. Nicht Tacitus blos: keinen Lateiner, glaube ich, kann Hr. Müller würdig überſetzen, denn er kennt nicht das unterſchiedne Maas beyder Sprachen. Tacitus hat keine Ciceronianiſche Perioden; er ſchiebt nur kurze Sätze aufeinander, läßt Bindungen, und alles, was blos Wort iſt, aus, und ſetzt nur Figuren, Sachen — und doch ſchleppet ſich der Müllerſche Periode ſchon ſo langweilig. Ey!

wenn nun ein weiter lateiniſcher Periode da wäre, mit Bindewörtern und Verſchränkungen und Inverſionen und Vinkturen und Junkturen — wie denn? Hr. M. ſcheint zu glauben, daß was im lateiniſchen zwiſchen zwey Punkten ſtehet, auch im Deutſchen ſo kommen müſſe, und welche lateiniſchdeutſche Ueberſetzung muß das werden?

Ich habe viel böſes von meinem Autor geſagt, aber noch nicht alles: denn ſein Notenwuſt iſt das Abſcheulichſte im Buche. Da Geſchichtchen aus der franzöſiſchen Grammatick, aus Charackteren und Bagatellen und Loiſirs und wo weiß ich mehr? her: da Parallelaneckdoten, und ſchöne Raritäten, und ſchöne Spielwerke: und mitten inne Wortklaubereyen, Verbeugungen an den neueſten Herausgeber des Tacitus in Deutſchland, und wieder franzöſiſche Brocken — o ein Geſchmiere zum ernſten, philoſophiſchen grübelnden Tacitus.

Nach allem dieſem Tadel muß ich den Fleiß und die Mühſamkeit des Verf. loben. Seine Ueberſetzung, die dem Wortverſtande im Ganzen Groben genommen, ſo ziemlich treu bleibt (wo der Wortverſtand auf Geſchmack beruhet, kaum) kann etwa den Leſern gut ſeyn, die eine etwanige Nachricht von Tacitus Geſchichte haben wollen, ohne daß ihnen am Geiſt des Schrift-

ſtel-

ſtellers ſelbſt gelegen ſey. Und einem künftigen Ueberſetzer kann ſie wenigſtens zu einem Stabe dienen, neben ihr ſicherer zu gehen. So denke ich von dieſer Ueberſetzung ſine ira et ſtudio, quorum cauſſas procul habeo.

C. Cornelius Tacitus, Werke aus dem Lateiniſchen überſetzt und mit den nöthigſten Anmerkungen begleitet. Magdeburg bey Hechtel, 1765. 2. Theile, groß 8. Der erſte 248. der andre 149. S.

Ein ganz andrer Geiſt herrſchet in dieſer Ueberſetzung: das iſt bey dem Anfange des Leſens ſichtbar. Hier hat ſich der Ueberſetzer bemüht, des Tacitus Kürze und Stärke in Malereyen und Sentiments auszudrücken, von Tacitus Charakter eine deutſche Kopie zu liefern — die Bemühung iſt lobenswerth. Er hat ein Buch zu liefern gewünſcht, dabey man ſagen könne: ſo muß die Geſchichte geſchrieben werden! — der Zweck iſt für unſre Sprache noch lobenswerther — wie weit mag die Ueberſetzung gekommen ſeyn in Erreichung deſſelben?

Tacitus, der Römer, hat hie mehr ſein eigenthümliches römiſches Gepräge, als in der vorhergehenden. Die Namen der Staatsämter nicht allein, (denn die ſind das leichteſte!) ſondern

ſondern gewiſſe Staatsausdrücke und Charakte- re der Zeitläufte ſind hier ſtärker auf Römiſch bezeichnet, und wir haben alſo weniger den er- bäulichen Anblick, einen alten Lateiner im deut- ſchen Putz, mit langen Manſchetten und einer Schulperücke vor uns zu ſehen. Der Noten iſt wenig, und ſie ſind blos auf die Erläuterung dieſer römiſchen Seite in Tacitus gerichtet, da freylich, wie die Vorrede ſagt, kein Buch in der Welt bequemer wäre, mehr Noten, als Text zu machen, als Tacitus.

Man ſieht augenſcheinlich, daß der Ueberſe- tzer ſich Mühe gegeben, den Charakter Tacitus auszudrücken, und in der Kürze hat er ihm oft ziem- lich nach gollepirt. Aber der einſylbige Nach- druck des Lateiners; die ſorgfältige Wortſtellung in ſeinen Bildern und Charaktern und Senti- ments, der etwas dunkle und harte Ton ſeiner Farben — der dünkt uns vom Ueberſetzer nicht immer bemerkt. Im Deutſchen iſt ſein Aus- druck verbundner und flieſender und etwas blü- hender geworden, als er uns im lateiniſchen nach dem Ton des Ganzen dünkt; aber eben deswe- gen entgehet ihm auch unendlich viel von der troknen Stärke, von der im lateiniſchen ſo ge- nau angeordneten und mächtigen Wortſtellung, da beynahe jedes Wort eine Figur, und in Abſicht

auf

auf ſeine Stelle wenigſtens halb ſo wirkſam iſt, als in Abſicht auf ſein eigentliches Gewand. Wir wollen die Hälfte davon auf Rechnung der deutſchen Sprache ſetzen, die ſchleppend, verbindend, dehnend, und an überflüßigen Füllwörtern nicht ſo edelarm iſt, wie die lateiniſche: aber was in dieſer Compoſition noch vom Componenten abhangt, wollte das der Ueberſetzer nicht auf ſich nehmen? Seine Denkart und Ausdruck ſcheint von Natur leichter und blühender zu ſeyn, als des ernſthaften, wortarmen, tiefſinnigen Tacitus, und dieſer Charakter überträgt ſich auch in die Schriften, und iſt ungemein merklich, wenn man den einen weglegt, und den andern ſo friſch in dem Tone des andern fortlieſet. Es iſt als wenn zween zuſammen ſprächen: der eine heller und flieſender, der andere tief und langſam und nachdrücklich. — Iſt das eine Stimme?

Da der Charakter des Tacitus, wie auch unſer Verf. zugiebt, ſo unterſcheidend und ungemein auszeichnend iſt: ſo ſiehet man, warum bey ihm mehr, als bey einem andern etwa, dem der Ausdruck von der Zunge wegfließt, und nicht ſo tief aus der Seele kommt, — warum mit Tacitus mehr Sympathie ſeines Leſers und Ueberſetzers nöthig ſey, als mit einem andern.

Noch zehn Jahrhunderte, und kein Jüngling (es ſey denn, daß er Anlag hätte, ſelbſt ein Tacitus zu werden) wird ihn von Grund aus überſetzen — kein Ciceronianer ihn ſo von Grund aus ſchmecken lernen, als ein — nun, als ein zweyter Tacitus. Wird Deutſchland den reifen, langſamen, tiefen Mann bald hervorbringen? Selbſt Lipſius war's nicht völlig: er hatte ſeinen Seneka lieber, und bey Tacitus liebte er nur vorzüglich ſeine Kürze; den nachſinnenden, reifen, poliſchen Geiſt hatte Lipſius nicht.

Die nächſte Beſtimmung dieſes Genies wird ſeyn: es wird den Tacitus ſtudiren — ſtudiren bis auf Worte, den Sinn und Nachdruck und Stellung der Worte, der Charaktere, der Begebenheiten, der ganzen Geſchichtcompoſition. Zur Probe, ob unſer Ueberſetzer den Tacitus in allem Rührenden ſeiner Rede, in dem affectvollen abgebrochnen Ausbruch von Worten treffe, vergleiche man z. E. die Rede des ſterbenden Germanikus im zweyten Buch Cap. 71. (72.) der Annalen. Die andringendſten Ausſtoſſungen des beweinenswürdigen Schmerzes: das etiam adverſus Deos: das acerbitatibus dilaceratus, inſidiis circumventus, das im lateiniſchen ſtark andringt auf das Hauptaugenmerk: miſerrimam vitam peſſima morte finierim:

das

das zweifelhaft ſtehende, ſi quos, ſi quos: das inlacrymabunt — flebunt — das ſich allein und mit Schluchzen gleichſam ausnimmt: das ſtille Vorzählen der einzelnen Klagen — alles iſt im Deutſchen nicht da. Und wer den Unterſchied noch mehr ſehen will, vergleiche Charaktere, von denen das ganze Buch voll iſt; auf einzeln verfehlte Stellen wollen wir uns nicht einlaſſen — wo der Verf. den Tacitus überall im Fluß überſetzt, und nicht einzeln tief genug ſtudirt.

Im Fluß überſetzt; einzeln nicht tief genug ſtudirt: das iſt alſo, wie wir glauben, der Charakter dieſer Ueberſetzung, die, wenn ſie vollſtändig wäre, oder noch vollendet würde, in allem Betracht vor jener Vorzüge hätte. Im Ganzen leuchtet der Geiſt des Tacitus aus ihr ſehr gut hervor: als ein Buch im hiſtoriſchen Styl iſts für unſre Sprache ſchätzbar: an Annehmlichkeit im Leſen übertrifts jenen weit, und in Geſchmack, in Wahl der Worte und Gedanken, in dem, was zum Tacitus ſchicklich oder unſchicklich iſt, wer wirds darinn mit jenem auch nur vergleichen wollen. Es wäre gut, wenn der Ueberſetzer ſein Werk vollendete, und ſich alsdenn, wenn der Ton des Tacitus in ihm erlöſchet wäre, an einen ihm angemeßnern, flieſſendern Ge-

ſchichtſchreiber machte: er würde durch die Biegſamkeit und den Fluß ſeiner Schreibart ſich viel Dank erwerben können. Im ganzen aber wünſchen wir noch eine dritte Ueberſetzung, die hinter zween von ſo verſchiedner Art gewiß ſehr vollkommen ſeyn könnte.

Wunderbare Reiſen eines Philoſophen in die ſehr unbekannte Länder des Mondes. — Und: Die Bezauberung, eine ſcherzhafte Erzählung, Frankf. und Leipzig. 1765. 8. 8. B.

Die Reiſen aus Lucians wahrhafter Geſchichte, die Bezauberung aus des Apulejus güldnen Eſel, ſind frey überſetzt, unter andern manche Stelle gemildert, z. E. 12. S. Leute die auf den Rücken ſchwommen, mit einen Stocke zwiſchen den Füſſen, an den ſie ein Seegel gebunden hatten, und alſo Schiffer und Schiffe zugleich waren. In Gabriel Rollenhagens Ueberſetzung (vier Bücher wunderbarlicher Reiſen ꝛc. Magdeb. 1603.) heißt der Stock: der eilfte Finger. In dieſer Ueberſetzung ſind Lucian und Apulejus alſo caſtrirt, moraliſch und äſthätiſch. Ob ein Deutſcher, dem nicht einmal geſagt wird, daß er alte Schriften vor ſich hat, alles verſtehen, und Vergnügen finden werde, das iſt ſehr zweifelhaft.

Bibliothek des Apollodors. Aus dem Griechiſchen überſetzt von J. G. Meuſel. Nebſt einer Vorrede vom Herrn Klotz. Halle bey Curt, 1768. 12 Bogen ohne die Vorrede, 8.

Da unſre deutſchen Künſtler bey der ihnen unentbehrlichen Kenntniß der Mythologie ſich bisher noch immer meiſtens nur mit des fleißigen Hederichs Werken aushelfen müſſen; ſo äußerte Herr Lippert in ſeinem Sendſchreiben an einen der Verf. der Bibl. der ſch. W. B. VIII. S. 231. unter andern frommen Wünſchen auch den, daß der Apollodor zum Beſten der Künſtler überſetzt würde. „Doch müßten, ſetzt er hinzu, „wohlgewählte Bilder nach Vorſtellung der Alten dabey ſeyn, ich könnte aus meiner Sammlung „allein über 400. Bilder dazu geben, aber dieſe „müßten wohl gezeichnet und geſtochen werden, „u. ſ. w.„ Wir geſtehn, daß wir bey der erſten Nachricht, der Apollodor werde überſetzt, eine ſolche nach Lippertſchem Sinn verfertigte Ueberſetzung vermutheten, und wenn uns beym erſten Anblick der kleine Umfang des Buchs nicht ſchon hätte das Gegentheil fürchten laſſen, ſo würden wir durch den Schluß der Vorrede in unſrer erſten Meynung beſtärkt ſeyn, welche ausdrücklich zur Empfehlung der Ueberſe-

ßung anführt, daß ſie eigentlich von Herren L. veranlaſſet worden. Aber es mag nun ſeyn, daß Hr. L. von ſeinen Foderungen die hauptſächlichſte erlaſſen, oder daß der Hr. Ueberſetzer an ſeinen Theil anders zu denken für gut befunden hat, genug, wir haben nichts weiter, als den bloſſen Apollodor, (wie uns die Vorrede ausdrücklich verſichert) in einer guten und treuen Ueberſetzung, erhalten. Wir wünſchen nur, daß unſre Künſtler ihn in der Geſtalt brauchbar finden mögen, ob wir wohl ein wenig daran zweifeln, Sie wären unſrer Meynung nach die einzigen, denen zu gute die Ueberſetzung veranſtaltet wäre. Den Gelehrten, die auch als ein Handbuch, laut der Vorrede, ſie nutzen ſollen, trauen wir aus allgemeiner Menſchenliebe ſo viel Griechiſch zu, daß ſie ſich das überaus leichte Original — die Verſion ſteht ja überdas noch gewöhnlich zur Seite — ſelbſt verdollmetſchen werden.

Die Leichtigkeit des Originals, Gälens Ausgabe des Apollodors, und vorzüglich die kräftigen Empfehlungen des Vorredners machten uns Muth, eine durchaus gute Ueberſetzung vor uns zu haben, allein als wir einige Seiten fortgeleſen hatten, mußten wir zum richtigen Verſtande des geſagten, das Original zur Hand neh-

nehmen, und da fanden wir nicht nur manche Nachläßigkeiten, die bald den Sinn, bald die Sprache verſtellen, ſondern auch offenbare Unrichtigkeiten. Wir führen nur einige an, um uns und andern Leſern des deutſchen A. dadurch die Lehre zu geben, künftig auch bey empfehlenden Vorreden etwas mißtrauiſcher zu ſeyn. Alles anzuführen, würde bey einem Buche dieſer Art Leſer und Recenſenten ermüden, und Verfaſſer und Vorredner — Doch zur Sache, und zwar zuerſt einige offenbar unrichtige Stellen.

S. 8. läßt Hr. M. ſeinen A. von der Juno erzählen: „ Dieſe hatte Jupiter an den Olymp „gehänkt, weil ſie dem Herkules einen Sturm „zuſchickte, als er nach Troja ſchiffte, und dieſe „Stadt einnehmen wollte„ und S. 88. heißt es: „Auf der Rückfahrt von Troja ſchickte Ju„no heftige Stürme über den H., worüber Ju„piter ſie am Olymp hängte.„ Alſo hatte Juno zweymal den guten Herkules gequält, und auch zweymal hätte Vater Jupiter ſie gezüchtigt? Nein doch! aber ſo verführeriſch iſt zuweilen ein Seitenblick in die Verſion! ὅτε Τροίαν ἑλὼν ἔπλει: Herculi ad Ilium devaſtandum naviganti &c. ſagt der lateiniſche Ueberſetzer; warum ſollte der Deutſche es ihm nicht nachſprechen? Aber

wie?

wie? wenn man es auch überſetzen könnte; cum capta Troja navigaret Hercules und alſo im Deutſchen ungefehr auch ſo: als Herkules nach der Eroberung von Troja ꝛc. So widerſpricht ſich doch der gute Apollodor nicht!

S. 10. iſt die Geſchichte des Orion ſehr ſonderbar ſo erzählt: „Or. kam hierauf nach Chi„os, und vermählte ſich mit der Merope, einer „Tochter des Oenopion. Der betrunkne Oeno„pion blendete ihn im Schlafe, und warf ihn an „das Ufer, worauf er in eine Schmiede gieng, „einen Knaben raubte, ihn auf ſeine Schultern „ſetzte, und ihm befahl, ihn gegen der Sonnen „Aufgang hinzuführen: Als er dahin gekom„men war, erlangte er, von den Sonnenſtrah„len erhitzt, ſein Geſicht wieder, und kam ei„lends wieder zum Oenopion u. ſ. w. „ ἐμνηστεύσατο, iſt offenbar hier, wie auch an manchen andern von Hrn. M. verfehlten Stellen: er hielt um ſie an. Doch das könnte noch hingehn. Nur möchten wir beym folgenden fragen: ob einer etwa trunken ſeyn müſſe, um einen andern zu blenden? oder ob nicht μεθύσας δὲ Οἰνοπίων αὐτὸν κοιμώμενον ἐτύφλωσε offenbar heiſſe: Oenop. machte ihn trunken, blendete ihn darauf im Schlafe . . . Ufer. Orion aber gieng in eine Schmie-

Schmiede und — — nun? Da er ſein Geſicht wieder bekommen hat; geht er eilends wieder zu ſeinem guten Freunde, der ihn eben geblendet hatte? — Mit nichten! δια ταχέων ἐπι τὸν Οἰν: ἐσπευδεν. Er eilte wider ihn, d. i. zu ihm zurück, um ſich an ihm zu rächen. Hier wäre ein Blick in die Verſion ſo gar unrecht nicht angebracht geweſen!

S. 12. Dem Aſcalaphus „ legte Ceres in der Hölle einen ſchweren Stein auf, weil er ein falſches Zeugniß wider ſie abgelegt hatte. Wider was für eine ſie? Hr. M. „ ey! wider die Ceres!„ Um Vergebung. Wenn ich das Griechiſche anſehe, und mich an Ovids bekannte Erzählung Metam. V. erinnere, ſo lerne ich daraus, 1) daß Aſcal. kein falſches, ſondern ein wahres Zeugniß ablege. (Gr. καταμαρτυρησαντος) 2) daß er es wider die Proſerpine ablegte, d. h. ſie verrieth, daß ſie ſieben Kerne vom Granatapfel gegeſſen habe. Was der Schwätzer ſagte, war alſo wahr genug, aber eben weil er geſchwätzt hatte, ſtrafte ihn Ceres dafür, oder nach dem Ovidius Proſerpina ſelbſt mit einer andern Strafe, welche Hr. M. L. c. v. 543. fgg. nachleſen kann.

S. 24. „ Agrius legte ihm, (dem Tydeus) die

Stra-

Strafe auf, nach Argos zu fliehn. „ *) Wir dächten Ἀγρίου δίκας ἐπάγοντος αὐτῷ, Φυγὼν εἰς Ἄργος, hieſſe etwa: Als Agrius ihn deswegen zur Strafe ziehen wollte, ſo floh T. nach Argos. Hr. M. muß hier ſonderbar conſtruirt haben!

S. 32. iſt die Erzählung vom Admetus und Alceſtis ganz artig verwirrt. Es beliebt dem deutſchen Apollodor, eine neue Heyrath zwiſchen dem Apollo und der Alceſtis zu Stande zu bringen: da hingegen der einfältige Grieche und manch altes Fabelbuch die letztre dem Admetus zur Frau giebt. „Apollo, heißt es, diente um Lohn dem Admetus, und hat von ihm die Tochter des Pelias, Alceſtis zur Ehe. Im Griech. ſteht: Apollo diente — — dem Admetus, als dieſer (nemlich Admetus) um die Alceſtis anwarb. Pelias verſprach ſie dem zu geben, welcher ꝛc. nicht aber: ihm, wenn er ꝛc. Der Künſtler, der die deutſche Ueberſ. verſtehen ſoll, erit mihi magnus Apollo. So fein ordentlich iſt das folgende! Doch Beyſpiele genug aus dem erſten Buche, geſchwinde noch ein paar aus dem zweyten und dritten.

B. 2. C. 5. S. 84. Beym Beſuch des Herkules

*) Freylich heißt das vom lat. Ueberſ. gebraucht: dicam impingere ſo etwas; aber wo ſteht das: zu fliehn.

les in der Hölle, wo er den Theſeus glücklich aus der Hölle* rettete, heißt es in der Ueberſ. weiter: Pirithous wollte auch aufſtehn (Gr πειρίθȣν δε ἀναστησαι βȣλομενος) (Immerhin diesmal nach der Verſion Hr. Meuſel: ſed Pirithoum quoque revocare in vitam cupiens) allein ein Erdbeben hielt ihn zurück, und rollte den Stein des Aſcalaphus auf ihn. Vortreflich! So iſt doch Aſcalaphus ſeinen Stein los, nur der arme Pirithous dauert mich, deſſen Laſt nun durch das böſe Erdbeben noch größer iſt. Apollodor ſagt: τῆς γῆς κινȣμένης ἀφυμεν. ἀπεκύλισε δε και τὸν Ασκ. πετρον. Ich dächte, auch ein Schüler könnte begreifen, daß Herkules das Subjekt wäre, der von dem armen Aſcalaphus S. 15. den Stein abwälzte, ohne ihn auf den ſchon ohnehin genug geſtraften Pirithous wieder zu rollen. Welch eine ſchöne Sache iſts um die Accurateſſe!

S. 88. eben an der Stelle, wo Juno zum zweytenmal an Olymp hängt, — müſſen auch dem deutſchen Leſer die Worte aufſtoſſen: „In „dem Treffen wurde Herkules vom Chalkodon „verwundet, welcher unverſehrt blieb, indem ihn „Jupiter wegrückte.„ Wen? den Feind ſeines geliebten Herkules, um deſſentwillen Jup. ſ. Ge-

*) Hr. Meuſel ſagt: aufrichtete (ἤγειρε).

mahlinn beſchimpft hatte, rückt Jup. weg? den Chalkodon, welcher unverſehrt bleibt! Unmöglich! Ja freylich unmöglich; man leſe nur das Griechiſche: ἐτρώθη δὲ - - Ἡρακλῆς, ὑπὸ Χαλκώδοντος. Καὶ Διὸς ἐξαρπάσαντος αὐτὸν οὐδὲν ἔπαθε. Ich wollte ſchwören, daß der ganze letzte Satz auf den Herkules gienge, und der lat. Ueberſ. dießmal ſo gar übel nicht überſetzt hätte: et Jouis ope conſervatus (Hercules) mali nihil pertulit. Wie ließe ſich das doch wohl deutſch geben? (Zieht man auch gegen eine Stadt zu Felde? Hr. M. thut es S. 89. gegen Pylus; und iſt glücklich dabey.) Beyläufig merken wir Herkules Stärke in Naſenſtübern an. Er tödtet damit den Eunomus S. 91. Apoll ſagt: κονδύλῳ παίσας. Das iſt doch wohl etwas mehr als Naſenſtüber.

Im dritten Buch — aber vielleicht ſind unſre Leſer ſchon mit dieſen angeführten Proben der Güte und Treue, die wir bey einem ſo leichten Buche! noch um ein ziemliches auf Verlangen vermehren könnten, ſo geſättiget als wir, mehrere anzuführen, ermüdet. Nur noch ein paar Exempel von kleinern Nachläßigkeiten, ſo wie ſie uns in die Hände fallen.

S. 7. heißt es von Orpheus: „der auf der

Leyer

Leyer ſpielen lernte. Warum lernte? Gr. ἀσκήσας κιθαρῳδίαν. Eb. daſ. wird vom eben dem Orpheus geſagt, wie er unter der Bedingung, ſich nicht umzuſehn, ſeine Gemahlinn aus der Hölle zurückführen ſollte: ὁ δὲ ἀπιστῶν, ꝛc. Hr. M.: er war leichtſinnig; vielmehr: er traute dem Plutus nicht und ſah ſich um, ob Eurydice wirklich nachkam.

S. 9. „Von ihr (der Aſteria) wurde zuerſt eine Stadt Aſteria, und hernach Delus genannt.„ Auch Delus von ihr; ſie hieß ja nur Aſteria? Im Text ſteht: die Stadt Aſteria, die nachher Delus hieß, bekam von ihr den Namen. Aber ſolcher Nachläßigkeiten im Ausdruck giebts unzählige, die ein ſicherer Beweis ſind, daß der Ueb. der Sprache nicht mächtig ſey, in die er doch überſetzen wollte! Aehnliche Beyſpiele findet man S. 13. von den Worten an: Die Götter hatten ein Orakel — bis zu Ende des Abſatzes; S. 79. Eryx war ein Sohn des Neptuns und miſchte den Stier unter ſeine Heerden. Eben eine ſolche artige Verbindung, als ob ich ſagte: Hr. M. war ein Sohn ſeines Vaters, und überſetzte den Apollodor unrichtig! S. 98., wo der im Original nicht ſtehende Zuſatz: die Urſache war dieſe; eine offenbare Verwirrung

macht; S. 148. von den Worten an: Nachdem Herkules ꝛc. bis zu Ende dieſer Seite; kurz allenthalben, wo etwa ein, etwas weniger, als Kinderleichte, Stelle vorkommt. Bey einer neuen Auflage empfehlen wir dem Hrn. Ueberſ. einige S. 151. ausgelaßne Worte, desgleichen auch S. 29. die ebenfalls vergeßne Stelle: και καθολου — ατιμαζων in ſeine Ueberſ. einzurücken; S. 62. um des Sprachgebrauchs und der vorhergehenden Erzählung willen μετα ταφιυ lieber mit als nach dem Taphius zu überſetzen; S. 63. der deutſchen Sprache zur Ehre nicht weiter: die Keule fuhr ihn am Kopf, ſondern lieber an den Kopf zu ſagen; S. 100. ꝛc. den Schreibfehler: von ſeinen Söhnen durch: mit ſeinen Söhnen (μετα δυων παιδων) zu verbeſſern; S. 122. wenn anders nicht gar zu wichtige kritiſche, uns Unwiſſenden nicht bekannte, Gründe obwalten ſollten, die Demoiſelle Iphis, wovon wir freylich eine aus Ovid. Metam. IX., aber eine ganz andre als die hier vorkommende, kennen, wieder zum Herrn Iphis zu machen, da die Herren dieſes Namens doch ſo ganz unbekannt auch nicht ſind; mit einem Worte, etwann bey einer müßigen Stunde ſeine ganze

Ueber=

Ueberſetzung noch einmal genau durchzuſehn, und die kleinen Fehler

quos aut incuria fudit
Aut humana parum cauit natura

vollends aus einem ſo wichtigen und ſchwer zu überſetzenden Werke abzuwiſchen.

Wir waren noch willens, ein paar Worte von der Vorrede zu ſagen; aber wir wollen unſern Leſern in dem Vergnügen nicht vorgreifen, ſelbſt die neuen wichtigen Wahrheiten von dem Studium der Mythologie darinnen aufzuſuchen, denn die Nachricht von Apollodors Werken iſt nach dem eignen Geſtändniſſe des Herrn Klotz — ganz natürlich — nur compilirt. Aber freylich iſt unter allen neuen Wahrheiten der Vorrede die unſtreitig die wichtigſte: daß die eignen Schriften des Verf. dieſer von Herrn Lippert veranlaßten Ueberſetzung wegen ihrer ſtarken Empfehlungen, die ſie von der Beleſenheit dem Geſchmack und der Beurtheilungskraft erhalten, für den Werth, die Güte und Treue dieſer Arbeit Bürge ſind. Kann man ſtärkre Verſicherungen von einem der Sache kündigen Manne verlangen, und müßte der nicht ein ungläubiges Herz haben, der um der wenigen, von uns angeführten Proben willen zu fragen, ſich noch erkühnen wollte: ſollte Hr. Klotz auch dieſe

Ueberſetzung vor der Verfertigung der Vorrede geleſen und hie und da mit den Originale verglichen haben? Geſetzt nun auch, er hätte es nach der Liebe, die zumal von Freunden, immer das Beſte hofft, nicht gethan; was wäre es denn mehr? Er hatte ja Bürgen gnug für den Werth dieſer Arbeit! Er hatte vermuthlich die Schriften voll Beleſenheit Geſchmack und Beurtheilungskraft vor ſich, die Hr. Meuſel laut Hrn. Kl. Verſicherung geſchrieben haben ſoll, davon aber wirklich der Welt noch nicht eine einzige bekannt iſt. Man hat unter Hrn. M. Namen noch bisher nichts geſehen, als ein paar Diſſertationen, zahme unſchädliche Dinge, aus denen ſich für die Fähigkeiten des Verf. weder Gutes noch Böſes ſchließen läßt.

Flav. Eutropii breviar. Hiſt. Rom. in uſum ſcholarum recenſuit, obſervat. illuſtravit, copioſiſſ. latinit. indice inſtruxit et praemiſſa diſſ. de ſtylo Eutropii exornavit Laur. Reinhardus. Francf. et Lipſ. ap. Car. Felſeckeri. haeredes 1769. 12. B. 8.

Ein neuer, ungeänderter Abdruck einer bekannten Handausgabe des Eutropius. Noten und Index ſind gut und dem Gebrauch junger Leute auf Schulen angemeſſen. Die Abhandlung

ſung von dem Styl des Eutropius entſpricht der Erwartung weniger. Am meiſten aber hätten wir gewünſcht, daß am Rande eines jeden Capitels die Chronologie wäre beygefügt worden; welches überhaupt bey allen Ausgaben der hiſtoriſchen alten Schriftſteller, in ſo fern ſie für Schulen beſtimmt ſind, geſchehen ſollte. Denn ganz gewiß wird wohl der Eutropius nicht des Lateins, ſondern der Hiſtorie wegen auf Schulen geleſen. Hiſtorie aber muß bey jungen Leuten ſchlechterdings mit der Zeitrechnung verbunden werden. Und wenn man das dem Fleiß und der Geſchicklichkeit eines jeden Lehrers ſelbſt überlaſſen ſoll, ohne daß er die Zeitfolge im Buche ſelbſt bemerkt findet, ſo weis man wohl, wie das zu geſchehen pflegt.

Fabularum Aeſopiarum collectio, ad Exemplar Hudſonianum recenſuit indicemque adjecit Chriſt. Aug. Krigel, A. M. et Scholae Thom. Lipſ. Collega. Lipſ. apud Langenhemium, 18. B. in 8. 1769.

Planudes, ein Mönch des 14. Jahrhunderts, hatte die ſogenannten Aeſopiſchen Fabeln zuerſt geſammelt, Aldus Manutius 1505. zuerſt herausgeben, Nevelet, und nach ihm Hudſon, die Sammlung mit andern Fabeln vermehrt,

mehrt, Hauptmann des letztern Ausgabe zu Leipzig 1741. wieder auflegen laſſen, und Heuſinger den Hudſoniſchen Text berichtigt, hin und wieder eine Lesart verbeſſert und manche ſchwere Stellen glücklich erklärt. Daß aber auch die gegenwärtige Ausgabe ein beſonderes Verdienſt habe, können wir nicht ſagen: ſie enthält, und zwar nach dem Willen des Hrn. Verlegers, 70. Fabeln weniger, als Hudſon und Heuſinger geliefert haben, und in allen 296. die lat. Verſion iſt weggelaſſen worden, und das mit Recht. Der Heuſingeriſche Index, der ſich nur über 149. Fabeln erſtreckte, iſt vermehrt, und durch Weglaſſung der unnöthigen Reſolution der Worte wieder abgekürzt worden. In den Noten werden nur mit kurzen Worten die abweichenden Lesarten andrer Herausgeber oder Handſchriften angezeigt, auch bisweilen auf den Phädrus gewieſen, wo er eine Aeſopiſche Fabel nachgeahmt hat; und wir hätten gewünſcht, daß dieß auch in Anſehung der neuern Fabeldichter geſchehen wäre. Und wenn gleich die von dem Hrn. Verleger vorgeſchriebne Kürze es nicht erlaubt hatte, dieſe verſchiedne ältere und neuere Ueberſetzungen und Nachahmungen eben derſelben Fabel kritiſch zu vergleichen, ſo hätte doch ein Lehrer dadurch veranlaßt werden können,

nen, es mündlich zu thun. Daß aber eine ſolche Arbeit einen überaus großen Nutzen habe, brauchen wir nicht erſt zu erwähnen. Daß übrigens Hr. K. den Text ad exemplar Hudſonianum habe abdrucken laſſen, lehrt der Titel. Wenn das in der Bibliotheck zu Gotha befindl. Manuſcript einmal manuſcriptum Gothicum genennet wird, ſo iſt dieß wohl ein Druckfehler. Endlich ſind noch zum Schluß aus des ſeel. Heuſingers libris emendationum einige verbeſſerte Lesarten der Aeſopiſchen Fabeln angehängt: ſie ſind es aber nicht alle, wie man aus Hrn. K. Worten ſchließen könnte, ſondern, wie wir aus eigner Vergleichung verſichern können, nur ein kleiner Theil derſelben. Der griechiſche Druck iſt ſauber und correkt.

Franc. Joſephi Desbillons, S. T. Fabulae Aeſopiae, curis poſterioribus omnes fere emendatae. Acceſſerunt plus quam CLXX. novae. Vol. I. II. Mannheim, mit akademiſchen Lettern, 1768. gr. 8. 2. Bände.

Die Desbilloniſchen Fabeln haben in Frankreich, und überhaupt in den Jeſuiter-Schulen, ein großes Anſehen. Sie verdienen es auch in Betrachtung der glücklichen Verſifikation, mit welcher der Verf. die Fabeln alter und neuer

Zeiten in Jamben, nach der Erzählungsart des Phädrus, gebracht hat. Aber ſo weit können ſie die Illuſion wohl nicht bey jemanden, der mit den Alten bekannt iſt, treiben, daß man ſie für die Arbeit eines Alten erkennen, oder ſie den Alten an die Seite ſetzen ſollte. So oft iſt der Ausdruck unrichtig, der Jambiſchen Versart nicht angemeſſen, und die ganze Farbe der Fabel verfehlt. Die ungewöhnlichen Ausdrücke ſind in dieſer Ausgabe in Anmerkungen durch angeführte Stellen aus alten Schriftſtellern vertheydigt. Aber es kann ſich ein Ausdruck ſehr wohl aus dem Plinius, Quintilian, aus dem Perſius, Martial, ſ. f. erweiſen laſſen, und iſt doch für eine Fabel unſchicklich. Doch daran liegt nicht ſo viel. Gnug, daß die Fabeln leicht und natürlich ausgedruckt ſind, und der phädriſche Ton meiſtentheils getroffen iſt. Die Fabeln aber ſelbſt ſind von ganz verſchiednen Werth; vielleicht die Hälfte würde eine Kritick wenig aushalten. Es iſt bey allen der Verf. angegeben; einige, wo keiner angeführt iſt, ſcheinen von Desbillons ſelbſt zu ſeyn; ſind aber bey weitem nicht die beſten. Dieſe Sammlung von Fabeln iſt verſchiednemal zu Paris und Glasgow abgedruckt, und immer mehr und mehr vom Verf. gefeilet und vermehret worden. Jetzt ſind 170.

neue hinzugekommen, und ſo machen ſie 15. Bücher aus. In einer hier wieder abgedruckten Vorrede wird von der Fabel, und den Fabeldichtern, von den alten bis in die neuern Zeiten, alles ſehr unvollſtändig und nur inſofern des Billons aus ihnen geſchöpfet hat, gehandelt. Druck und Papier macht Mannheim Ehre; und das jedem Buche vorausgeſetzte Kupfer giebt gute Hoffnung von dem dortigen Wachsthum der Künſte. Um dem Leſer durch eine Probe einen Geſchmack von den Desbilloniſchen Fabeln zu geben, wollen wir folgende Fabel auf die gelehrten Zeitungsſchreiber und Journaliſten unſrer Zeit einrücken: lib. VI. Fab. XVII.

Aſini duo et vulpis.

Quod vulgo dicitur, aſinus aſinum fricat,
Dixere veteres, mutuum muli ſcabunt:
Id quo pertineat, ut aſini bipedes queant
Facilius pervidere, fabulam hanc dabo.

Par inficetum, et illaudatum, aſini duo:
Opipare pranſi, dulcibusque carduis
Bene recreati, dum inter ſe colluderent:
Heus, inquit unus; ut placet, frater, tibi
Conditio noſtra? Corporis noſtri decor
Qualis videtur? Et iſthaec oris dignitas,
Iſti modo acuti, modo graves vocis ſoni,
Iſte aurium ſubtilis et nitidus apex,

Haec

Haec cuncta quantum laudis habent et gloriae?
Reſpondet alter: Cur tacere nos pudor
Cogat, quod ipſa veritas loqui jubet;
Nos ambo nempe belluli toti ſumus:
Res vacua ab omni controverſia patet.
Invidia ſi quid forſan obtrectaverit.
Quid tum? more ſuo fecerit: ſolet invehi
In optima quaeque: obtrectet igitur, et gemat.

Ut omnia vulpis audierat: vos o nimis
Felices, inquit, beſtiae, quibus licet
Ab omnibus negata laudum munera
Vobis ab ipſis invicem accipere, et frui!

Salluſtius von der Zuſammenrottirung des Catilina. Ueberſetzt von weyl. Herrn Thomas Abt. Stadthagen, 1767. gedruckt auf Landesherrliche Koſten zum Vortheile der Erben des Wohlſeel. Herrn Ueberſetzers, 8. 151. Seiten.

Wenn man nicht dieſe Ueberſetzung für ein Urbild und vielleicht für unnachahmlich hätte ausgeben wollen, ſo hätte ſie unter andern erträglichen Ueberſetzungen, die wir haben, wohl hingehen können. Man erkennet den ſeligen Abt immer noch darinnen. Man ſieht wohl, daß er den eignen, alten, rauhen, und dabey gedrungnen cenſoriſchen Styl Salluſts hat über-

tragen

tragen wollen; und von dieſer Seite iſt dieß Büchlein für diejenigen, die den wahren Nachdruck unſerer Sprache in ſeinem Umfange ſtudiren wollen, ſehr merkwürdig. Aber dabey ſind ſo viele unnöthige und widerliche Härten, ſo wenige Salluſtiſche Wortfügungen und Satzverbindungen, ſo ſo viele ſchwache und nachläßige, und dagegen ſo wenige ſolche Ausdrücke und Stellen, wo man ſich ſagen könnte, das iſt glücklich gegeben, daß man wohl ſiehet, daß dieſe Arbeit, im ganzen wenig geendiget iſt.

Ξενοφωντος τα σωζομενα, Xenophontis opera, graece et latine ex recenſione Eduardi Wells, accedunt diſſertationes et notae virorum doctorum, cura Car. Aug. Thieme. Volumen III. Lipſiae, 1764. 1. Alph. 17. Bogen. Volumen IV. 1764. 1. Alph. 20. Bog. in 8. nebſt 5. Kupferblätt. und 1. Landcharten.

Wir freuen uns recht, daß durch dieſe ſchöne Handausgabe ein ſo angenehmer und unterrichtender Schriftſteller, als Xenophon iſt, der Jugend bequemer in die Hände geliefert wird. Die Wellſiſche Ausgabe, von der die jetzige eigentlich ein verbeſſerter Nachdruck iſt, kam zu Oxford 1703. in 5. Bänden heraus. Gleich

unter

unter dem griech. Text ſteht die Leunclaviſche ungeänderte latein. Verſion. Der dritte Band enthält die griechiſche Geſchichte und den Hiero, nebſt einer chronologia Xenophontea poſt Thucydidem. Der 4te hingegen, die memorabilia Socratis, oeconomicum mit dem Fragmento oeconomicorum Ciceronis, Apologiam Socratis, Convivium, de re equeſtri, de magiſterio equitum, de venatione, und Fragmenta epiſtolarum Xenophontis. Die Cyropädie, die Bücher griech. Geſch. vom Feldzug des jüngern Cyrus, vom König Ageſilaus, von der Republick der Lacedämonier und Athenienſer, waren bereits in den 2. erſten Bänden enthalten. Lange hat uns nunmehr der Herausgeber auf den fünften und letzten Band warten laſſen, der die nöthigen Regiſter und einen clavem Xenophont. enthalten, und alſo dem ganzen Werk erſt ſeine Brauchbarkeit geben wird. Druck und Papier iſt ſchön und correckt: Die Landcharte ſticht aber bey einer ſo ſchönen Ausgabe etwas ab. Noten haben wir in dieſen Bänden nicht geſehen, ſie werden alſo wohl noch im Vten Band nachfolgen: wir halten aber davor, daß erklärende Noten, am füglichſten unter dem Text, ihre rechte Stelle haben.

Apule-

Apulejus Diſcurs, über das Mittel glücklich zu ſeyn, mit den Anmerkungen des Herrn Profeſſors Formey. Aus dem Franzöſiſchen. Glogau, bey C. F. Günthern, 1768. 5. Bogen in 8.

Dieſe dem platoniſchen Weltweiſen Apulejus angedichtete Schrift iſt ein Gewebe von Zweifeln und irrigen Schlüſſen, welches dahin abzielet, daß die Bemühung, auf eine vernünftige Weiſe glücklich zu werden, ein lächerliches Anſehen bekomme. Herr Formey that der Wahrheit und der Tugend einen Dienſt, indem er alles irrige durch eingeſchobne Anmerkungen widerlegte. Vielleicht finden ſich auch einige Deutſche, die das Franzöſiſche nicht verſtehen und dennoch gerne eine ſolche Schrift leſen. Dieſe werden alſo dem Ueberſetzer für die auf dieſe Ueberſetzung gewandte Mühe zu danken Urſachen haben.

Excerpta Liviana in uſum praelectionum ſcholaſticarum edita et notulis conſperſa a Carolo Ludovico Bauero A. M. Scholae Laub. Rectore Laubani, apud Ioh. Chriſt. Wirthgenium 1. Alph. 2. Bogen in 8.

Die Stücke, welche ſich hier finden, ſind gut gewählt. Der Noten ſind nur wenige,

welche

welche mehr die Leſarten als die Erklärung betreffen. In der Rechtſchreibung iſt ſich nicht alles gleich, welches wahrſcheinlich ein Verſehen des Setzers oder des Correktors iſt. Ueberhaupt iſt die Heineccianiſche angenommen. Jedoch finden wir zuweilen ein i. u. oder v. wider dieſelbe gebraucht. Da das Buch für Schüler geſammelt iſt: ſo macht ſelbige dieſes leicht verwirrt. Ueberhaupt wünſchten wir aber, daß die Deutſchen, ſo wie die andern Europäer ein u. ſchrieben, wenn dieſer Buchſtabe, wie ein Selbſtlauter ausgeſprochen wird und v. wenn man ihn wie einen Mitlauter ausſpricht. Dieß iſt der Natur der Sache gemäß und hat einen wahren Vortheil für die Schuljugend.

Io. Frid. Noltenii, Einbecenſis, Ducalis Scholae Scheningenſis Conrectoris, Lexicon latinae linguae antibarbarum quadripartitum, — iterata editione recognitum. — Leipzig und Helmſtädt, bey Chr. Fr. Weygand, 1744. gr. 8. Tomus poſterior — edidit et praefatus eſt Ia. Andr. Noltenius. Leipzig, im Weygandiſchen Buchladen, 1768. gr. 8. 1. Alph. 9. Bog.

Unſre Väter trieben unſtreitig die Sache zu weit, da ſie die lateiniſche Sprache zu einer Wiſſen-

Wiſſenſchaft machten, auf ihre Erlernung mehr Zeit, als jetzt unſre jungen Gelehrten gemeiniglich auf ihr ganzes Studiren, verwandten und ſich ſo tief in die Kleinigkeiten und Spitzfindigkeiten einer guten Latinität hineingruben, daß ſie oft das Tagelicht nicht wieder zu ſehen bekamen, manchmal gar nicht weiter vertragen konnten. Wir ſind klüger als unſre Väter. Wir gleiten auf der Oberfläche der Sachen und Sprachen dahin und vertiefen uns am wenigſten in alle die Subtilitäten der lateiniſchen Sprachlehre und Sprachkenntniß. Aber gewinnen wir auch dabey? und überwiegt überhaupt der Gewinn die Einbuße? Nur eins. Jener Fleiß, Genauigkeit und Sorgfalt, mit welcher man die Regelmäßigkeit einer Sprache, ihrer Wortfügung, Idiotißmen und Sprachgebrauchs erlernte, war eine Angewöhnung des Knabens und Jünglings zur Anſtrengung ſeiner Gemüthskräfte und ſeiner Aufmerkſamkeit. Jetzt liegt der Grund, warum ſo viele weder auf Univerſitäten noch in einem Amte ſich mit Ernſte und anhaltend auf etwas gründliches legen und befleißigen können, ſehr oft darinnen, daß das noch zarte Gemüth nie eine gewiſſe Richtung und Angewöhnung zur Aufmerkſamkeit bekommen, ſondern ſich blos mit Spielwerken der Einbildungskraft

unterhalten hat; da man ſonſt eine ernſtliche Anſtrengung auch auf etwas, das weniger angenehm iſt, in niedern Claſſen ſchon erhielt. Ich gedenke jetzt nicht, daß die Grammatick eine angewandte Logick iſt, und daß man mit Erlernung einer gelehrten Sprache eine große Menge nützlicher Sachen zugleich lernt. — Man hat Urſach zu zweifeln, daß Noltens fleißiges und nützliches Werk zu einer Zeit, wie die unſrige iſt, einen ſehr warmen Beyfall erhalten ſollte; und doch verdient es ihn mit größerm Rechte als ein halb Dutzend Loci communes, die in einem magern lateiniſchen Geſchwätze herumſchwärmen oder ein trunknes Lallen von Kunſt und Schönheiten, welche man nicht kennet oder fühlet. Dieſer zweyte Band (welcher eigentlich nur in die Zeit unſrer Bibliotheck fällt) iſt von dem herzogl. Kammeraſſeſſor und Blankenburgiſchen Rathe, Jo. Andr. Nolten in Druck gegeben. Er enthält ſupplementa cum emendationibus ad Lexicon L. L. antibarbarum, und eine Bibliothecam Latinitatis reſtitutae, in welcher erſt allgemein nach gewiſſen Claſſen und dann nach dem Alphabet die Schriftſteller und Schriften, welche von der Latinität, Grammatick, Schreibart handeln, Lexica u. ſ. f. angeführt und zum Theil beurtheilt ſind.

M.

M. Conrad Nahmmachers Königl. und Churfürſtl. Braunſchweigiſch-Lüneburgiſchen Superintendentens in der Grafſchaft Hohnſtein, Direktors des Pädagogii zu Jlfeld, Anleitung zur kritiſchen Kenntniß der lateiniſchen Sprache. Leipzig, 1768 bey Joh. Paul Krauß, in Wien 1. Alph. 6. Bog. in 8.

Der Verf. handelt in 8. Kapiteln von dem Nutzen und der Geſchichte der lateiniſchen Sprache, von der Verſchiedenheit der Schreibart, von der Grammatick und den Aufſchlagebüchern, vom Leſen der Auctoren, von den Uebungen in der Latinität, von eignen Ausarbeitungen und von proſaiſchen und poetiſchen Schriftſtellern unter den Römern. Alle Kapitel ſind mit einer ſolchen Gründlichkeit und in einem ſo guten Styl geſchrieben, daß dieß Buch es vorzüglich verdient, der Schuljugend in den obern Klaſſen zum fleißigen Leſen empfohlen zu werden. Sie kann ſich dadurch nicht nur mit dem bekannt machen, was zur Kenntniß der lateiniſchen Sprache und zur Bekanntſchaft mit den Römern erforderlich iſt; ſondern ſie wird auch von derſelben Vortrefflichkeit in Vergleichung mit den Neuern recht unterrichtet. Der Verf. zeigt ſich hier, als einen Mann, der die Alten mit Wärme des Herzens ſtudirt und geliebt, aber dabey in ſeinen

Urtheilen eine ſo ſehr von Leidenſchaften und Vorurtheilen freye Seele zu behalten gewußt hat, daß er den verhältnißmäßigen Werth der Dinge und der Erkenntniſſe gegen einander dabey zu beſtimmen im Stande geweſen iſt. Er hat die beſten neuern Schriftſteller, welches jetzt kein Freund des Alterthums unterlaſſen ſollte, fleißig geleſen und ſich mit den genauern Erklärungen aller Dinge, welche den Geſchmack und überhaupt die Natur betreffen, bekannt gemacht. Zwar ſieht man hin und wieder, daß er die Philoſophie der ſchönen Wiſſenſchaften überhaupt vielleicht etwas zu flüchtig ſtudirt hat; allein bey den wenigen Jahren, die er hat erreichen ſollen, und bey ſeinen vielen Geſchäften, muß man ſich wundern, daß er ſo vieles geleiſtet hat. In ſeinen Urtheilen von den Schriftſtellern hat ſein menſchenfreundliches Herz ihn oft verleitet zu gelinde zu ſeyn. Manchem Buch wird ein zu hoher Werth beygelegt. Auch wäre es zu wünſchen geweſen, daß er die beſten mehr unterſcheidend bemerkt hätte. Zu einigen wenigen Unrichtigkeiten iſt zu rechnen, daß S. 153. die bekannten Hiſtoriae ſelectae Rollin zugeſchrieben werden. Nach Rollins Wunſch wurden ſie von Heuſel geſammelt. Epigrammata werden S. 202 blos wichtige Gedanken genannt, die ganz

kurz

kurz ausgedruckt worden. In allen, was kommt ſo häufig vor, daß es faſt kein Druckfehler ſeyn kann. Der unrichtige Gebrauch der Vorwörter für und vor und manche Fehler wider die deutſche Wortfügung überhaupt, zeigen auch, daß die deutſche Sprachlehre bey ihm in der Jugend vernachläßigt iſt. Die Schreibart iſt ſonſt dem Lehrvortrage gemäß und ſehr gut. Die ilfeldiſche Schule hat viele Urſache den Verluſt dieſes vortrefflichen und fleißigen Aufſehers und Mitarbeiters, recht herzlich zu betrauern: und dieſes thun gewiß auch alle die, welche patriotiſch wünſchen, daß die Welt in ihren Kenntniſſen und in ihren Empfindungen immer vollkommner werde, und welche wiſſen, wie viel richtige Kenntniſſe aller Dinge und ihres verhältnißmäßigen Werths und die glückliche Bildung und Leitung der Empfindungen, von den Lehrern der Schule und Jugend abhängen.

Verſuch einer Ueberſetzung einiger Deklamationen des Quintilianus von J. H. Steffens. Zelle, bey Schulz, 1766. 25. Bogen 8.

Dieſer Verſuch enthält mit Vorbeylaſſung der dritten und vierten Deklam. ſechs Stücke der allerdings manchen Schwierigkeiten unterworfnen Deklamationen, die man dem Quinti-

lian, wiewohl fälſchlich, zuſchreibt. Der Ueberſetzer muß freylich ſich ſeiner guten Sache ziemlich bewußt ſeyn, der, wie der unſrige, den Text zur Seite drucken läßt. Er muß ſich verſichert halten, daß er mit deutſcher Genauigkeit, nicht mit franzöſiſch galanter Flüchtigkeit ſein Original behandelt habe. Und im Ganzen können wir dem Ueb. jenes Lob beylegen. Wir ſagen: im Ganzen. Denn freylich ſind wir hie und da auf Stellen geſtoſſen, wo wir aus Gründen anders überſetzt haben würden, zuweilen auch auf ſolche, die uns dem Sinn offenbar entgegen ſcheinen, und manche gar zu lateiniſche Wendungen, ſonderbare und auch wohl niedrige Ausdrücke möchten wir lieber ganz verbethen haben. Des Raums zu ſchonen wollen wir nur etwas zum Beweiſe anführen.

S. 27.: „wer die Augen verlohren hat, der iſt bekümmert, daß er ſie etwa mit Recht verlohren habe. — Laborat, ne merito perdiderit.„ Wenn hier auch durch einen Druckfehler, dergleichen es, eben nicht zur Ehre eines königlichen Hofbuchdruckers, gar viele, ja im lateiniſchen Texte unzählige giebt, nichts ausgelaſſen ſeyn ſollte; ſo würden wir doch lieber um des Zuſammenhanges willen überſetzt haben: der beträgt ſich ſo, daß er ſie nicht mit Recht verloh-

lohren zu haben ſcheine, S. 49. „Tranſeo illum vulgarem et omnibus notum de comparatione perſonarum locum. Unſer Ueb.: Ich übergehe die gemeine und alle bekannte Stelle. Locus iſt hier offenbar Argument, Beweisgrund.

S. 53. „daß aber der arme alte Mann ermordet worden, das mußte bekannt werden, weil du es für gut befandeſt, cum tu volueris, ſcimus. Heißt vielmehr: das erfuhren wir, ſo bald d. i. zu der Zeit, da du es für gut hielteſt, es bekannt zu machen. — Warum ſagt denn der Ueb. hier und ſonſt immer das Stahl? (ferrum). — S. 307. Quid intereſt? muß um des Contextes willen nicht heiſſen: was iſt daran gelegen? ſondern: was für ein Unterſchied iſt zwiſchen beyden?

S. 319. iſt die Periode: Beſtelle jemanden — geſchehen iſt, dem Verf. mislungen. Zumal das: ut me vidente iſt gewiß falſch. (Man ſehe das vorhergeh.) So auch hätten wir gegen S. 345. erlaubet denn aber wohl, wo der Ueb. auch Worte des Originals, wenigſtens nach unſrer Ausgabe, ausgelaſſen, und den Sinn verfehlt hat; S. 359. nec enim etc. S. 383. Man ſtelle ſich ꝛc. ſo auch noch im vorhergehen-

den gegen S. 311. das weis ich nicht ꝛc. S. 385.: Weit erträglicher ꝛc. und noch gegen andre Stellen manches zu erinnern, um aber den Leſer nicht zu ermüden, haben wir nur einige namhaft gemacht. Vielleicht unterſucht der Ueb. dieſe und andre Stellen künftig etwas mehr, wenn er, wie wir wohl wünſchen, die Fortſetzung durch eine Auswahl der beſten nachfolg. Stücke liefern ſollte. Da aber möchten auch einige zu lateiniſche Wendungen, wie z. E. S. 25. wozu gelangen zu können, es unglaublich war quo incredibile eſt perveniſſe: S. 38.: welches Schickſal hat dein Blut ſo zornigen Händen entzogen (ganz lateiniſch:) (quae tam iratis manibus ſanguinem tuum fortuna ſubtraxit!) S. 295. welches zu beweiſen, der andre ſich dazu erbietet, dieſe und viele ähnliche zu lateiniſche Wendungen, möchten künftig mit leichter Mühe können vermieden werden, (daß ein Mann, wie unſer Ueb. S. 351. das Ironiſche: ſi Diis placet überſetzt; wenn es anders der Wille der Götter war, wundert uns) beſonders aber wünſchen wir künftig nicht ſo ſonderbare und zum Theil niedrige Ausdrücke, als da ſind: einem eine Bosheit anhalſen, ſeine gute Sache verſitzen? (S. 81.) das Blut verſchmieren, die Capers die ein wenig entlaſteten Zeugungsglieder,

der, ſich die Augen aus dem Kopfe weinen, welches im eigentlichen Verſtande: durch Weinen ſein Geſicht verliehren, S. 221. vorkommt ꝛc. auch allenfalls die ſchon wieder aus der Mode gekommne Orthographie des doppelten z für tz und mehr dergl. dem Ueb. eignes nicht in der Fortſetzung zu finden. Sonſt müſſen wir von der zwoten und dritten Deklamation noch ſagen, daß ſie demUeberſ. am beſten gelungen zu ſeyn ſcheinen, wiewohl gegen einige Stellen noch manches zu erinnern wäre, wenn wir bey einem Buche dieſer Art nicht kurz ſeyn müßten. Indeſſen bey allen kleinen Fehlern, die bey der Ueberſetzung eines ſo dunkeln Schriftſtellers hie und da wenigſtens unvermeidlich ſind, bleibt dem Ueb. ſein Lob, und er mag immer lieber, gewiß zum Nutzen einiger, mit dergleichen Arbeiten ſich beſchäftigen, als für das Theater arbeiten. Wir können uns nicht enthalten, dieſen Wunſch hie zu äußern, da uns vor kurzen eine Clariſſe und ein Thom Jones im Form eines Schauſpiels mit dem Namen unſers Verf. in die Hände fielen. Warum will ein Mann, der um die Philologie wahre Verdienſte hat, ſeine Zeit mit unglücklichen Verſuchen in der Dichtkunſt verſchwenden, zu welchen er nicht gemacht ſcheint.

Alciphrons Briefe. Drey Bücher, aus dem Griechiſchen, von Herel. Altenburg, 1767. 20. Bogen 8. bey Richter.

Zu einer Zeit, wo unſre Deutſchen alles begierig ergreifen, was ihnen ein allezeit fertiger Ueberſetzer an ſchönen Sächelchen liefert, die von unſern getreuen Nachbarn in Form der Briefe gegoſſen ſind, war der Einfall des Hrn. Hr. nicht übel, ihnen durch eine Ueberſetzung eines alten Schriftſtellers zu zeigen, daß auch ſchon die guten Griechen lange vor den witzigen Franzoſen die Kunſt und vielleicht beſſer als dieſe, verſtanden haben, in Briefen mancherley treffende Satyre, und witzige und ernſthafte Sachen vorzutragen. Unſer Ueberſ. hat dazu den Alciphron gewählt, der unſtreitig einer der beſten griechiſchen Briefſteller iſt, wiewohl wir nicht läugnen, daß wir der Sammlung, die man dem Phalaris zuſchreibt, in ſehr vielen Stücken den Vorzug geben, und eben daher wünſchen, daß es dem Ueb. gefallen hätte, dieſe zuerſt zu liefern. Oder, wenn Wünſche etwas ſchon geſchehnes ändern könnten, ſo hätten wir noch lieber von ihm eine Sammlung der auserleſenſten Stücke mehrerer griechiſcher Briefſteller geſehn, und zwar ſolcher, die für den blos deut-

ſchen

ſchen Leſer intereſſanter und faßlicher wären, und alsdenn würden z. E. vom Alciphron manche Briefe zumal die aus der Claſſe der Schmarotzerbriefe vielleicht ohne Schaden weggelaſſen ſeyn. Doch wer weis ob Hr. H. nicht künftig einen Theil dieſes Wunſches erfüllt, da wir nicht nur aus der Vorrede, ſo wie aus der ganzen Ueb. ſehen, daß er die griechiſche Epiſtolographen vorzüglich ſtudirt, ſondern auch indem wir dieſes ſchreiben, eben auch von ihm eine Ueberſetzung des Ariſtenet bereits angekündigt iſt.

Die gegenwärtige iſt, im Ganzen davon zu urtheilen, ſo ausgefallen, daß ſie ihrem Zwecke Gnüge leiſtet. Wenn ſich auch gegen einzelne Stellen etwas erinnern ließe, wie das bey jeder Ueb. leicht angeht, ſo iſt es doch überhaupt treu, ohne ſclaviſch zu ſeyn, und man ſieht des Ueb. Bekanntſchaft mit ſeinem, hie und da manchen Schwierigkeiten unterworfnen Original. Nur nicht immer finden wir im deutſchen Ausdrucke Leichtigkeit, nicht immer Briefſtyl gnug. Doch ſind z. E. der 34te und 38. Br. des 1ten Buchs und verſchiedne andre, beſonders im 3ten Buche davon eine Ausnahme. Und ſo wie die vier Briefe, welche das zweyte Buch ausmachen, nach unſerm Geſchmack im Original mit zu den

beſten

beſten von allen gehören; ſo müſſen wir ihre Ueberſetzung ebenfalls rühmen. Hie und da möchten bey den häufigen und oft geſuchten Anſpielungen des Alciphrons — grade als ob er einer unſrer heutigen winzelnden Deutſchen wäre — kleine Anmerkungen dem Leſer der Ueberſ. wohl nicht unangenehm ſeyn. Schon Berglers Ausgabe gabe Stoff gnug dazu, und es iſt nicht zu zweifeln, daß der Ueb. aus eigner Beleſenheit noch manches hätte hinzuthun können. Die oft vorkommenden Sprichwörter ſcheinen uns zu wörtlich und daher ohne weitre Erklärung denen unverſtändlich, welchen die Ueberſ. nützlich ſeyn ſoll. Beſonders aber ſähen wir gern bey der übrigens nicht verwerflichen Schreibart einige Nachläßigkeiten in der Sprache — ein Fehler, deſſen ſich mancher unſrer angehenden Schriftſteller itzt ſchuldig macht — vermieden. So leſen wir z. E. S. 40.: wer hat dir die Tonfügung gelernt; ferner: frug ſtatt fragte; gleichte ſtatt glich; einem Vorſchlage machen; keine Briefe brauche ich nicht; die Gaſtung; hinter meiner Mutter: ſtatt: ohne meiner Mutter Wiſſen (λαθρως της μητρος) ꝛc. Die in allen drey Büchern nicht ſelten vorkommenden Druckfehler (das Verzeichniß der vom erſten Bogen iſt ſehr unvollſtändig) machen zuweilen den Sinn ſo unver-

verſtändlich, daß man das Original zur Hand nehmen muß, um ſich heraus zu helfen. Ein ſchlimmer Umſtand für unſre Dames und junge Herrn, die ſonſt dieſem, auch von außen, artigen Werkchen wohl einen kleinen Platz auf ihrer Toilette anweiſen könnten. Vielleicht fänden auch ſie mehr artiges darinn, als ſie beym Namen eines alten Griechen vermutheten.

Chreſtomathia graeca poetica; addita Ariſtophanis Comoedia: Plutus, e recenſ. et cum notis Bergleri ac Dukeri: editore Theoph. Chriſtoph. Harles. Coburg, 1768. bey Findeiſen. 22½. Bogen außer Vorr. und Zuſchr. 8.

Bey der Menge von Chreſtomathien und ihnen ähnlichen Werken, die ſeit einigen Jahren zum Vorſchein gekommen ſind, darf die gegenwärtige dennoch nicht als überflüßig angeſehn werden. Denn ſie empfiehlt ſich vor andern durch die gute Wahl der Stücke, deren jedes immer ein Ganzes für ſich ausmacht, durch ihre Mannigfaltigkeit und durch die ihnen beygefügten Anmerkungen. Aus dem Verzeichniß der vorkommenden Stücke mögen unſre Leſer von den beyden erſten Vorzügen, die wir dieſer Sammlung beylegen, ſelbſt urtheilen. S. 3.

machen

machen den Anfang Pythag. carm. aur. darauf S. 19. ein Gedicht des Tyrtaeus; S. 27. Drey Stücke ex Mimnermi Elegiis; S. 35 : 40 Homers und Orpheus Hymnen in ſolem; S. 41.: das 2te, 4te, 9te, 19te, 22te, 28 : 30te Lied des Anakreon; S. 71.: das 11te und 30te Idyll des Theokrits; S. 89.: das 1te und 8te (Schwebel: 9te) Idyll des Bion; S. 108.: das 1te und 2te Idyll. des Moſchus; S. 139. die beyden Oden der Sappho; S. 148. Einige Epigramme und kleine Gedichte aus Wolfs Fragmentis Poetriarum, und Lechs ſepulcralibus Carminibus; (das entbehrlichſte Stück, wie uns dünkt, in einer ſolchen Chreſtomathie!) S. 163. des Callimachus Hymne auf die Ceres S. 183. Pindars Olympiſche Ode; S. 197. bis zu Ende: Ariſtophanis Plutus nach Berglers Ausg. und mit deſſen und Druckers Noten.

Des Pindars Ode ausgenommen, wo Hr. H. die noch öfter vorkommende Klage wiederholt, daß er ob anguſtias ſpatii et monente bibliopola (die böſen Verleger!) ſich kurz faſſen müſſe, und ſchon von der Sappho Oden an merkt man die Eile ein wenig; hat er die übrigen Stücke mit den Anmerkungen unſrer beſten Ausleger der genannten Dichter bereichert, auch zuweilen eigne kleine Bemerkungen hinzugefügt,

die

die ganz nützlich ſind. Mit Vergnügen bemerken wir dabey ſeine Bekanntſchaft mit unſern neuern Kunſtrichtern, die er hie und da mit Geſchmack anführt. Das was uns bey den Anmerk. aber am wenigſten gefällt, ſind die gar zu häufigen Citationen, die freylich von der Beleſenheit des Herausg. zeugen; allein in einem Buche dieſer Art hätten wir lieber die Meynung der angeführten Schriftſteller ſelbſt, kürzlich berührt, und die zu öftern bloßen Citationen weggelaſſen. Da ſich doch einmal Hr. H. einſchränken und zuletzt um des böſen Umſtands willen eilen mußte, weil Hr. Findeiſen für gut befand, das Werkchen noch mit zur Meſſe zu nehmen; (S. die Vorr. wie auch S. 145.) warum lieferte er uns denn nicht lieber ſeine Sammlung in zwey Bändchen, oder wenn auch das nicht angieng, warum nicht die Verſion allenthalben, wie beym Ariſtophanes, weggelaſſen? Hr. H. ſagt zwar in der Vorrede, man könne die Urſachen leicht errathen, warum er die Verſion hinzugeſetzt habe, aber was auch immer für Urſachen ſeyn mögen, ſo halten wir es doch aus überwiegenden Gründen mit denen, die gegen dergleichen Faulheitspolſter für Lehrende und Lernende mit Recht eingenommen ſind. Eine recht ausführliche Clavis ſo gut ausgeführt, wie der

4te Index angelegt iſt, würde uns viel willkommner und dem Zwecke eines ſolchen Werks auch angemeßner dünken. Die Schreibart des Herausg. iſt wohl eben nicht immer gleich gut und flieſſend, und den Verleger bitten wir, künftig bey ähnlichen Arbeiten etwas mehr für die Richtigkeit des Abdrucks zu ſorgen. Doch bey den weſentlichen Vorzügen dieſer Sammlung empfehlen wir ihren fleißigen Gebrauch allen denen, die zur Bildung des guten Geſchmacks der Jugend aus den beſten griechiſchen Muſtern etwas beytragen wollen, und ermuntern Hr. H. künftig bey mehrerer Muße, und, wenn es ſeyn kann, bey wenigern Zudringlichkeiten des Verlegers mit ſolchen Arbeiten zum gemeinen Beſten fortzufahren.

Chreſtomathia poetica, oder auserleſne Stücke aus Catullo, Virgilio, Horatio und Martiale, zum bequemen Unterrichte der Jugend in der lateiniſchen Poeſie geſammelt und erkläret ꝛc. itzt zum andernmal herausgegeben und verbeſſert von Joh. Mich. Heinze, Rector der Schule zu St. Mich. in Lüneb. Leipz. und Zelle bey Gſellius, 1769. 1 Alph. 2 Bog. ohne die Vorrede.

Es war ein glücklicher Einfall, eine poetiſche Chreſtomathie zu ſammeln: und es iſt für Hrn.

Hrn. Heinzen Verdienſt genug, daß er gewiſſermaßen der erſte iſt, der ihn ins Werk geſetzt hat, und dieſe zweyte Auflage nach 14. Jahren, zeigt auch, daß es ſeinem Unternehmen nicht an Beyfall gefehlt habe. Indeſſen wünſchten wir doch, daß ſeine Chreſtomathie dem Zweck eines Schulbuches von der Art etwas näher kommen möchte, der doch wohl ohnfehlbar darinnen beſteht, der Jugend in einem Bande aus mehreren alten Dichtern von verſchiedner Gattung die ſchönſten Stücke beyſammen zu liefern, und die Bildung ihres Geſchmackes daraus durch geſchickte Anmerkungen zu erleichtern. Wider die Wahl der alten Dichter haben wir nichts einzuwenden, außer daß wir wünſchten, daß auch aus dem Lucretius, den ohnedem junge Leute ſelten auf Schulen kennen lernen, ſchöne Stellen, und deren hat er doch wohl in Menge, wären ausgezogen worden. Was aber die Wahl der ausgeleſnen Stücke betrift: ſo wiſſen wir nicht, was man daraus auf den Geſchmack des Sammlers für einen Schluß machen ſoll. Wir wollen dießmals nur bey der Horaziſchen Chreſtomathie insbeſondre ſtehen bleiben: und da können wir zuverſichtlich behaupten, daß juſt die ſchönſten Oden dieſes Dichters fehlen, und dargegen andere da ſtehen, die keine ſo hervorſtechende Schönheiten haben,

und niemanden, der nicht den Horaz bereits aus beſſern Oden kennt, reizen werden, ihn zu leſen. So fehlen gleich die erſte Ode Maecenas atavis, B. I. Ode 9. Vides ut alta, wo keine Strophe ohne eigne Schönheiten iſt, und die überdem ſchon um deswillen bemerkt zu werden verdiente, weil darinn die erſte Spur des ſogenannten blinden Kuhſpiels vorkömmt. B. I. Od. 22. Integer vitae, eine Ode, die alle Anfänger kennen. Warum muß doch wohl dieſes liebenswürdige Gedicht das Schickſal gehabt haben, in einer Horaziſchen Chreſtomathie weggeſtrichen zu werden? Wir wollen doch nicht hoffen, daß es der guten Lalage wegen geſchehen iſt? B. II. Od. 3. Aequam memento. Od. 9. Non ſemper imbres. Od. 14. Eheu fugaces. Od. 16. Otium divos rogat in patenti, eine unnachahmliche ſchöne Ode. Aus dem dritten Buch würde man ihm gerne die 13. 18. und 22. Ode geſchenkt haben, da eben daſſelbe dargegen vor andern die erhabenſten und lehrreichſten Gedichte enthält, die Hr. Heinzens Geſchmack verworfen hat, z. E. Od. 1. Eine Ode, wo Stunden für einen geſchickten Leſer zu kurz ſind, die Schönheiten einzelner Strophen zu entwickeln. Od. 6. Delicta majorum; wie ſchön läßt hier dem Dichter ſein Eifer über die verderbten Sitten ſeiner Zeit! Od. 9.

Donec

Donec gratus eram tibi, der ſo oft bewunderte und nachgeahmte Dialog, den Scaliger lieber gemacht haben als König in Spanien ſeyn wollte. Od. 16. Incluſam Danaen. Od. 21. O nata mecum Conſuli Manlio. Aus dem IV. Buch liefert uns Hr. H. die 5. und 15. Ode, und übergeht dargegen die vierte, Qualem miniſtrum ein Muſter eines erhabnen Lobgedichts, die 7te diffugere nives, und die 12te Jam veris comites. Unverantwortlich aber iſt es, daß das V. Buch gar überſchlagen, und alſo die vortreffliche Ode vom Landleben Beatus ille, qui procul negotiis, die 16, wovon 39. Vers bis zu Ende die entzückende Schilderung der glücklichen Inſeln vorkommt, und das carmen ſaeculare vorbeygelaſſen worden. Was ſoll man darzu denken, daß man der Jugend ſolche Meiſterſtücke der Dichtkunſt aus den Händen ſpielt? Jedoch wir hören auf uns zu wundern, da Hr. H. in der vorausgeſchickten Lebensbeſchreibung Horazens ſchreiben kann: er ſey kein Dichter für Anfänger (ja freylich nicht ohne Lehrer oder für ſolche Anfänger, die noch den Speccius oder Langens Colloquia in der Hand haben) und verlange Leſer, die Wiſſenſchaft, Nachdenken und Geſchmack beſitzen. (Der muß aber eben durch Leſung eines ſo vollkommnen Dichters

aus ſeinem Funken erhoben und gebildet werden.)

Wir kommen nun auf die beygefügten deutſchen Anmerkungen, die zwar um ein gutes Theil beſſer ſind, als die einfältigen deutſchen Noten eines Gottſchlings, dennoch aber unſrer Erwartung noch nicht völlig entſprechen. Es iſt nicht genug, daß man nach Mineliiſcher Art den Text paraphraſirt, die Conſtruction ordnet, Erläuterungen aus der Geſchichte und den Alterthümern beybringt: man muß auch die Schönheiten des Dichters fühlen lernen, den Grund von der Wahl ſeiner Gedanken ſowohl als Ausdrücke aufſuchen, den Unterſchied bemerken, wie der Philoſoph oder der hiſtoriſche Schriftſteller einen Gedanken würde ausgedruckt haben, und wie es dagegen der Dichter thut, und dann aus den Grundſätzen der Dichtkunſt und des poetiſchen Stils die Urſache angeben, warum er ſich ſo, und nicht anders, habe ausdrücken müſſen. Freylich lauter Forderungen, die man in den gewöhnlichen Noten und Commentarien zu den alten Dichtern, wenig oder gar nicht befriedigt findet, und die auch für viele Lehrer zu hoch ſind, die den Horaz anders nicht, als nach der Grammatik, Rhetorik und etwa mit einem Spruchbuch in der Hand, zu erklären wiſſen.

wiſſen. Allein, daß Hr. H. ſelbſt Dichter genug ſey, um auch den Horaz mit Geſchmack und Selbſtgefühl erklären zu können, davon zeugt ſeine wirklich ſchöne Ueberſetzung der 13. Ode des II. Buchs: Ille et nefaſto te poſuit die, die er angehängt hat. Um deſto mehr haben wir uns gewundert, daß ſeine meiſten Noten nicht mehr mit dieſem kritiſchen Salze gewürzt ſind. Wir wollen einige Proben derſelben anführen. B. I Od. 4. heißt es bey einer Beſchreibung des Frühlings:

Iam Cytherea choros ducit Venus, imminente luna
— — — dum graves Cyclopum
Vulcanus ardens urit officinas

Dazu lautet die Note: „Venus führet, bey hellem Mondenſcheine, den Reigen der Nimphen „und Grazien. Da indeſſen der geduldige „Mann der Venus, der heiſſe Vulkan, ſeine „Schmiede unermüdet und unbekümmert heizet. Dieſe Schmiede war der Aetna, und „die Cyclopen ſeine Gehülfen.„ Es hätten aber erſtlich die vorhergehenden Züge, womit der Dichter ſein Bild des Frühlings ausmahlt, Stückweiſe erwogen, und ſodann unterſucht werden ſollen, wie die, die Tänze der Nymphen anführende Venus, und der ſeine Schmiede anzündende Vulcan in ein Gemählde des Frühlings

lings kommen: weil nemlich der Frühling, als die Jahrszeit der Liebe, bey einem warmen Abend, junge Mädchen zu frohen Tänzen auffodert, und nunmehr auch bey offner Erde und wärmerer Luft die künftigen Donner zu reifen anfangen, die Vulcan nach der Mythologie ſchmieden mußte. Bey der Ode: rectius viues Licini, macht er die wichtige Anmerkung: „Licinius war alſo im Glücke ſtolz, und im „Unglücke kleinmüthig.„ Wird denn aber der Comparativus ſogar im gemeinen Redegebrauch, geſchweige denn bey einem Poeten, allemal in ſo ſtrenger Bedeutung genommen? Was bey einem proſaiſchen Schriftſteller etwa heißen würde: Es iſt beſſer, ſein Leben fürs Vaterland zu laſſen, denn man kann auf der Flucht ſo gut umkommen, als in dem Treffen, druckt Horaz B. III. Od. 2. auf folgende Art aus:

Dulce et decorum eſt pro patria mori:
Mors et fugacem perſequitur virum,
Nec parcit imbellis iuuentae
Poplitibus, timidove tergo.

Warum dieß? davon ſagt die Note kein Wort. Darum, weil gute Dichter, und ſonderlich Horaz, alles abſtracte ſinnlich machen, locos communes und Regeln in Handlungen verwandeln, und die Stelle eines Mahlers vertreten. Konn-

te

te er ſich nun alſo wohl anders ausdrücken, als daß er den Tod als einen verfolgenden Feind vorſtellt, der den Flüchtigen in den Rücken und das Knie verwundet? ſo wie eben dieſes auch bey den zwey letzten Zeilen dieſer Ode gilt:

Raro antecedentem ſceleſtum
Deſeruit pede Poena claudo.

Bey coeca fata B. II. Od. 13. hätte angemerkt werden ſollen, daß coecus nicht nur active, nicht ſehend oder blind, ſondern auch paſſive, was nicht geſehen werden kann, verborgen iſt, bedeute, wie z. B. Lucrez gar oft die Monaden, principia coeca nennt.

Bey B. IV. Od. 15.

Phoebus volentem proelia me loqui
Victas et vrbes, increpuit lyra.

ſteht die Anmerkung: increpare lyra, heißt, ſcharf über die Sayten ſtreichen, und damit ein Zeichen geben, daß einer aufhören ſoll: überdieß hat der Poet hier nach Art der Griechen duos accuſatiuos conſequentiae ſtatt der ablat. geſetzt. Wozu aber aller dieſer Unrath? iſt es nicht viel natürlicher, ſo zu conſtruiren: Phoebus me increpuit volentem lyra loqui praelia &c. Die bekannten Worte: amphorae fumum bibere inſtitutae werden durch die An-

merkung erläutert: „Die Alten räucherten den „Wein, weil ſie fanden, daß er dadurch eher „alt und gut würde„ wie unbeſtimmt! Sie faßten ihren Wein, den ſie aufheben wollten, in lederne Schläuche, und hiengen ſie in ihre Räucherkammern, wo er ſich durch die Kraft des Rauchs zu einem zähen Saft verdickte, den man hernach ausſchneiden, und durch zugegoſſenes Waſſer verdünnen, auflöſen und trinken mußte, welches ſie vinum aqua temperare nannten, und dieß alles um deswegen, weil der italieniſche Wein ſich bekanntermaßen nicht lange hält. B. II. Od. 10. bey den Worten:

— — — ſapienter idem
Contrahes vento nimium ſecundo turgida vela, &c.

iſt das fruchtbare Bild vollig unerörtert geblieben. Doch bey jeder Ode müßten wir Anmerkungen machen, wenn wir alle die Lücken bemerken wollten, wo der Lehrling vergebens die Noten befragen wird, was den wohl der Grund ſey, warum dieſe und jene Stelle des Dichters ſchön ſey, oder warum Horaz von dem gewöhnlichen Gebrauch zu reden abweiche.

Clavis Poetarum claſſicorum. Pars prior. Sive Index philologico-criticus in Horatium, Terentium et Phaedrum, minori forma in Orphanotrophio Halenſi impreſſus. Au-

ctore

ctore Gottlob Benedicto Schirach. Halae ſumtu Orphanotrophei. 1768. 8. 26 Bogen und 2½ Bogen Zueignungsſchrift und Vorrede.

Dieß Buch hat, nach der Vorrede, zur Abſicht, jungen Leuten und ſolchen, deren Sache es nicht iſt, alle Commentatoren bey jeder einzelnen Stelle nachzuſchlagen, zum Leitfaden im Leſen der drey angeführten Schriftſteller zu dienen. Der Verf. hat eigentlich für das halliſche Waysenhaus dieſe Arbeit unternehmen müſſen, und vermuthlich ſind eben daher grade jene nicht ſehr genau zuſammenpaſſende Autoren in einen Band gekommen. Des Hrn. D. Erneſti Clavis über den Cicero hat dem Verf. zum Muſter gedient, und ſo viel uns dünkt, iſt ihm ſeine Nachahmung nicht verunglückt. Zwar wird man nicht lauter neues hier finden; aber das war auch des Verfaſſers Abſicht nicht. Er wollte das beſte aus ältern und neuern Commentatoren zuſammen tragen, das gar zu bekannte überſchlagen, die poetiſchen Schönheiten kurz bemerken, und nur hie und da etwas eignes hinzuſetzen. Alles dieß hat er wirklich geleiſtet. Der Recenſent hat ſein Buch über verſchiedne bald ſchwerere bald leichtre Stellen aus dem Phaedrus, Terentius und Horatius befragt,

 und

und geſteht, daß es ihm gewöhnliche Gnüge gethan habe. Man findet hie und da artige Fragmente von Abhandlungen über nicht genug erklärte Stellen oder Wörter, zuweilen neue und mit Beſcheidenheit gewagte Muthmaſſungen, glückliche und gute Erklärungen und manchmal ein rühmliches Bekenntniß der Ungewißheit, welcher Erklärung der Vorzug zu geben ſey. Wir wollen von allen dieſen, das Werk ſehr empfehlenden Stücken einige Beyſpiele anführen.

Unter den weitläuftigen Erklärungen hat uns beſonders die über die urbanitas des Horaz in ſeinen Satyren S. 385.-90. gefallen. Mancher Schriftſteller unſrer Zeiten könnte ſich eine heilſame Lehre daraus nehmen. S. 73. fg. wird von Contractus Horat. Epiſt. I, 7. 12. auch ziemlich ausführlich gehandelt. Hr. Sch. erklärt es hier von der Kälte und beruft ſich auf Stellen aus dem Phädrus und Virgil. (Doch würden wir bey dem letztern Georg IV, 259. die allgemeine Leſeart contracto frigore der vom Verf. angenommen: contractae vorziehn. Der Proſaiſche Schriftſteller würde ſich freylich dergleichen Verſetzung nicht erlauben, wohl aber der Dichter: und contracto iſt doch offenbar poetiſcher! Eben dieß Wort Epiſt. II, 2. 80. verändert Hr. S. auf das Anſehen einiger

ger Codd. in contacta und erklärt es: an vis, me viam vulgarem, tritam ſequi, quam tetigerunt omnes mali poetae? Eine durchs folgende ziemlich wahrſcheinlich gemachte Erklärung.

Zuweilen wagt Hr. S. eine neue Leſeart, doch gefällt es uns, daß es in einem Buche dieſer Art nur ſelten geſchieht. Wollen unſre Leſer Proben, ſo dürfen ſie nur Auritulus Phaedr. I, 11. 6. aufſchlagen. Hr. S. ließt hier: hic auriculas clamorem ſubitum totis tollit viribus. Doch ſcheint uns die Verbindung der Ideen und das ausgelaſſne et noch immer zu hart. Eine andre findet man S. 33. Babylo, Terent. Adelph. V, 7, 15, 17 wo Hr. S. ſtatt der gewöhnlichen Leſeart: dinummeret illi Babylo viginti minas; freylich ein wenig, kühn, bloß: dinumeret illi Babylonius, leſen möchte. Und um auch eine Conjectur beym Horaz anzuführen, ſo ſehe man S. 274. perſona Serm. I, 2. 60. das: — — an tibi abunde Perſonam ſatis eſt etc. verändert Hr. S. in abuti wie Terent. Phorm. II, 2, 66, Eine ganz artige Muthmaſſung, die, wenn man ſie gleich nicht der gewöhnlichen Leſeart vorzieht, doch vielleicht den Nutzen haben kann, bey jener auf die rechte Erklärung zu kommen. (Wenigſtens wünſchten wir, daß man-

cher zu freygebiger ſeine neue Conjecturen nur dazu brauchte.)

Zu den glücklichen Erklärungen zählen wir cadaucroſa facies Terent Hec. 3, 4, 27. ein ſcheusliches Geſicht! (Worte, die Hr. Sch. dem Parmenio in den Mund legt:) ducere H. Epiſt. 2, 1, 75. expoſtulare Ter. Ad. 4, 3, 2. ſq. expugnare Hor. Od. 3, 15, 9. Das Hr. S. natürlicher als Bentley und Geſner, die hier eine gelehrte Anſpielung finden, durch capere, irretire amore erklärt; inaniter Epiſt. 2, 1, 210. welches ſehr gut de praeſtigiis poetarum falſis mire nos afficientibus erklärt wird; da Geſner, Baxter u. a. es haben ironiſch nehmen wollen (doch ſcheint auch ſchon Lambinus unſers V. Erklärung zu haben) pars ad Ter. H. prol. 1 - 3. aber wir brechen dieſes Verzeichniß, das wir bis Z. hindurch führen könnten, ab, um nicht gewiſſen eckeln Leſern verdrießlich zu werden. Andere werden ſelbſt beym Gebrauch dieſes Buchs mit Vergnügen viele gute Erklärungen bemerken, da wir unter den angeführten mit Vorſatz keine Auswahl getroffen haben. Auf eine rühmliche Art geſteht der Verf. bey Oratio ad Ter. Heaut. prol. 13 - 15; Sanguis Hor. Od. II, 20, 6. ſeine Ungewißheit. — Das

ha-

haben wir allenthalben gern in dieſem Werkchen gefunden, daß Hr. S. auch mit den Schriften unſrer neuen Kunſtrichter bekannt iſt, und wirklich ſtudirt hat. Daher widerlegt er ſie auch manchmal beſcheiden. Man ſehe z. B. S 289 und 323. Herr S. verſpricht im zweyten Theile den Ovid und Virgil auf gleiche Weiſe zu erläutern. Er thue es mit gutem Glücke! Eine Folge ſolcher Claves Poetarum werden das beſte Mittel ſeyn, die elenden Ausgaben, ad modum Minelli, Iunkeri, Sinceri, endlich aus den Schulen zu verbannen.

Sollen wir ſagen, was uns an dem Buche am wenigſten gefallen hat? — Die Zuſchrift an Herrn D. Erneſti, nicht als wenn ſie nicht manche wirklich artige Bemerkungen über Phaedrus Styl, Aechtheit ꝛc. beſonders wider Chriſts Beſchuldigungen enthielt; ſondern wegen des gar zu gekünſtelten Vortrags, der wirklich überflüßigen Complimente, kurz wegen alles des unangenehmen, das gewöhnlich unſrer Landsleute Dedikationen zu charakteriſiren pflegt.

Zweyter Theil.

Kenntniß der neuern Schriftſteller im Fach der ſchönen Wiſſenſchaften.

Karl Wilhelm Ramlers Oden. Berlin, bey Chriſtian Friedrich Voſs 1767. 7. Bogen in 8.

Vor einigen Monaten erſchien, ohne Benennung des Sammlers, des Druckorts und des Verlegers, eine Ausgabe der Ramleriſchen Gedichte, an welcher aber Hr. Ramler keinen Theil hat; vielmehr ſtehen in derſelben verſchiedne Stellen, die er mißbilliget, und verändert wiſſen will. Er hat ſich alſo entſchloſſen, gegenwärtige Sammlung ſelbſt herauszugeben, welche nicht nur neun Stücke mehr enthält, als die vorige; ſondern ſie auch durch viele Verbeſſerungen unterſcheidet.

Wenn ſich Deutſchland irgend in einer Dichtungsart mit ſeinen Nachbaren meſſen kann; ſo iſt es unſtreitig in der Lyriſchen. In dieſer ſind wir dem Geſchmacke des Alterthums ziemlich nahe gekommen, und wir haben in derſelben Stücke aufzuweiſen, um die uns Engländer und Franzoſen mit Recht beneiden können. Man

beden-

bedenke auch, wie viele gute Köpfe unter uns in dieſem Felde gearbeitet haben. Lange hat uns die Außenlinien der Horaziſchen Ode bekannt gemacht. Uz that lachende Bilder, Philoſophie und eine gemäßigte Begeiſterung hinzu. Cramer milderte den orientaliſchen Ungeſtüm in deutſche Stanzen. Klopſtock brachte auf die Höhe der Ode eine geiſtige Phantaſey mit, die ſich über alles Sinnliche erhebt, und blos für die unſterbliche Seele dichtet. Sein Geſang nähert ſich hierinn etwas mehr der Hymne. Ramler hat ſich die Horaziſche Ode ganz zu eigen gemacht. Er beſitzet eine blühende, und wo es der Gegenſtand heiſcht, auch feurige Einbildungskraft; einen glücklichen Schwung, weiſe Kühnheit in Wendung und Ausdruck, bedeutungsvolle Compoſition, richtige Zeichnung, wohlgetroffne Wahl in den Worten, Nachdruck in ihrer Stellung, und einen volltönenden Numerus im Fluße der poetiſchen Periode. Er tritt ſehr oft in die Fußtapfen des römiſchen Dichters und füllet ſie aus; aber er weis ſich auch einen eignen Weg zu bahnen, der ihn eben ſo glorreich zum Ziele führet.

Man hat an der Ramleriſchen Muſe einen allzuhäufigen Gebrauch der Mythologie, und vornemlich die Einführung derſelben in die jetzi-

ge Geſchichte getadelt. Die Fabeln, ſagt man, ſind von dem heutigen Syſtem unſrer Meynungen ſo weit entfernt, daß ſie nicht den geringſten Grad der Wahrſcheinlichkeit mehr haben, daher müſſen ſie die Täuſchung mehr ſtöhren, als befördern helfen. Wenn der Dichter ſeinen Leſer in die dunkle Zeiten des Alterthums verſetzet, wo alle dieſe Ungereimtheiten Glauben gefunden, ſo iſt der Leſer ſo gefällig ſeine aufgeklärtere Zeiten zu vergeſſen und die Thorheiten eines andern Jahrhunderts anzunehmen, um der Einbildungskraft des Dichters freyes Spiel zu laſſen. Aber neuere Begebenheiten, die ſich vor unſern Augen zugetragen, leuchten in einem allzuhellem Glanze der Wahrheit, als daß ſie ſich mit den düſtern Schatten der alten Fabel vertragen ſollten.

Aus dem häufigen Gebrauche der Mythologie ſoll auch der Nachtheil entſtanden ſeyn, daß Ramler weniger populär iſt. Der größte Haufe deutſcher Leſer iſt von dem Fabelſyſtem der Alten nicht unterrichtet genug, Ramlers Oden zu verſtehen, und wenn ihnen auch ein ſchwacher Begriff von der Mythologie aus den Schulen noch beywohnet; ſo kleben ſie doch allzuſehr an ihre gegenwärtige Meynungen, an die Einſichten ihres Jahrhunderts, um ſich in keine andre Zeiten und Meynungen verſetzen zu können. Nur

geübte

geübte Leſer, die zum Theil ſelbſt Virtuoſen ſind, haben den poetiſchen Glauben ſo ſehr in ihrer Gewalt, daß ſie verläugnen und annehmen können, was ſie wollen. Wie kann alſo Ramler jemals hoffen der Dichter der Nation zu werden? Wie kann er hoffen von dem großen Haufen gelehrter und ungelehrter Liebhaber geleſen, verſtanden, und behalten zu werden? — Dieſe Einwürfe macht man. —

Wir wollen uns vors erſte über den Gebrauch der Mythologie erklären. Alle Kunſtrichter kommen darinn überein, daß der lyriſche Dichter mit einzelnen Erdichtungen ſich nicht begnügen kann; ſondern ein ganzes Syſtem von Erdichtungen brauchet. Seine höhere Begeiſterung erfordert eine allgemeine Belebung aller Gegenſtände um ihn. Phyſikaliſche Urſachen und Wirkungen ſind allgemeine Worte, die wir denken, aber nicht fühlen. Die einzige wirkende Urſache die wir ſelbſt fühlen, iſt Leben; daher muß in der höhern Dichtkunſt, wo alles anſchauend, das heißt, ſelbſt gefühlt ſeyn ſoll, auch alles belebt ſeyn, und der Dichter muß dieſe allgemeine Belebung, als bekannt und ausgemacht, vorausſetzen können. Er muß ſich nicht dabey aufhalten, hier und da etwas zu erdichten, dieſen oder jenen lebloſen Gegenſtand, mit Leben und Em-

pfindung zu verſehen, dieſes wäre für die hohe Begeiſterung der Ode zu froſtig. Als wenn er ſich mit ſeinen Leſern über alle dieſe Punkte ſchon vertragen hätte, fängt ſeine Begeiſterung da an, wo etwa der Lehrdichter aufhören würde. Was dieſem wunderbar ſcheinet, iſt jenem noch bloße Natur.

Dieſe Grundſätze giebt jedermann zu, daher man nur ſelten den Vorwurf höret, daß die mythologiſchen Erdichtungen zu bekannt und abgenutzt wären, und man lieber neue vorbringen müßte. In der Anwendung auf die lyriſche Dichtkunſt wäre dieſer Einfall ungereimt, denn dieſe erfordert vielmehr ein ſehr bekanntes Fabelſyſtem, das ſie vorausſetzet, und worauf ſich ihre neuen Erdichtungen gründen. Daß die Mythologie für das Bedürfniß des lyriſchen Dichters noch zu wenig bekannt ſey, ſcheinet vielmehr ausgemacht zu ſeyn.

Der lyriſche Dichter brauchet alſo ein Syſtem von Meynungen, in welchem alle Gegenſtände belebt ſind, oder von lebenden Weſen regiert werden. In unſern Tagen findet er einen dreyfachen Weg vor ſich. Er kann die Fabellehre der alten Griechen und Römer annehmen; oder, (wie Gerſtenberg, und Klopſtock in einer noch ungedruckten Ode und in dem ungedruck-

ten Trauerſpiel Hermanns Schlacht) die Erdichtungen unſrer Väter der alten nordiſchen Völker wieder hervorſuchen; oder endlich, wie einige andre glückliche Genies, ſich auf das Syſtem der chriſtlichen Religion, und alten Hebräer einſchränken. Jeder Weg hat ſeine Bequemlichkeiten, aber auch nicht mindre Unbequemlichkeiten.

Das Fabelſyſtem der Griechen und Römer hat dieſes für ſich, daß es von den vortreflichſten Dichtern dieſer Völker bearbeitet, von ihren Bildhauern in ſichtbarer Schönheit und Grazie dargeſtellt, und von ihren Philoſophen mit weiſen Lehren der Philoſophie, Moral und Politick ausgeziert worden. Es iſt eine Vermiſchung von Weisheit und Thorheit, von Sinnlichen und Geiſtigen, wie ſie der ſchwache Sterbliche brauchet, der ſich begeiſtert glaubt. Ihre Unbequemlichkeiten ſind im vorhergehenden angeführt worden.

Das Syſtem der alten nordiſchen Völker hat den Vortheil, daß es ſich mit der Natur unſrer Weltgegend beſſer verträgt, und in unſre, wenigſtens alte Geſchichte, mehr Einfluß hat. Allein von unſerm Glauben, jetzigen Sitten, Meynungen und Lebensart iſt es eben ſo entfernt als das Griechiſche. Es iſt weniger bekannt, und

erfordert von Seite des Dichters größern Aufwand, um ſeine Leſer in dieſe unbekannte Wälder zu locken. Zu dem haben dieſe alten Völker weder ſo glückliche Dichter, noch Artiſten, noch Weltweiſe gehabt, die ihre Fabeln ausgebildet hätten. Sie ſind unfreundlich, wie das Clima, und bloße rauhe Natur. Einem Gerſtenberg und Klopſtock iſt es zum Theil gelungen, dieſe Schwierigkeiten zu beſiegen; allein es müſſen noch mehrere Dichter viel Genie verſchwenden, wenn dieſes Fabelſyſtem das poetiſche Syſtem der Nation werden ſoll.

Das orientaliſche Dichtungsſyſtem hat hinwiederum ſeine Vorzüge. Es iſt uns ſo bekannt, als das Griechiſche, und findet mehrern Glauben, da es mit der Religion ſo nahe verwandt iſt. Das herrſchende Syſtem von der Natur der himmliſchen Weſen, und von ihrem Einfluſſe und ihrer Mitwirkung auf Erden iſt ganz von hebräiſchen Dichtern entlehnt, und von dem Syſtem der griechiſchen und römiſchen Dichter himmelweit entfernt. Allein in den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften beſitzen wir griechiſchen Geſchmack; wir lieben attiſche Feinheit, Richtigkeit in der Anlage, Nettigkeit in den Bildern, Grazie im Ausdrucke, und es iſt nicht jedermanns Sache, dieſe Eigenſchaften mit dem Kühnen,

nen, Erhabnen und Prächtigen der aſiatiſchen Dichtkunſt ſo zu verbinden, daß der Contraſt nicht beleidige. Ein großer Kunſtrichter will Spuhren von dieſer Unſchicklichkeit ſogar im Klopſtock angetroffen haben.

Der Dichter der eins von dieſen Syſtemen wählen muß, handelt weiſe, wenn er ſein Genie und ſeine Geiſteskräfte zu Rathe ziehet, und dasjenige wählet, welches mit dieſen am meiſten übereinſtimmet. Solchergeſtalt wird er zwar nicht alle Unſchicklichkeiten vermeiden können, denn dieſes iſt, nach unſrer jetzigen Verfaſſung, beynahe unmöglich; allein er wird von den Schönheiten, die ihm das Syſtem darbietet, allen möglichen Vortheil ziehen, und die Unſchicklichkeiten zu verringern, oder zu verbergen ſuchen.

Freylich kann es mit aller Fabellehre in unſern Tagen den völligen Ernſt nicht haben, den der lyriſche Dichter oft wünſchet. Ein Neuerer, der in ſeiner Begeiſterung von Apoll und Minerva dichtet, ſcheinet dem Leſer nicht ernſthafter, als Lucrez, der die Venus um Beyſtand anruft, ein Gedicht zu ſchreiben, in welchem er ihr das Vermögen beyzuſtehen abſpricht. Allein was iſt es überhaupt mit dem Enthuſiaſmus in unſern vernünftlenden Zeiten? Ein bloßes

Spiel, Nachahmung, keine Natur mehr. Die Zeiten ſind vorbey, da die Statuen angebethet worden, da noch die Tempel Wohnungen der Götter waren, und die Gedichte zum Unterricht und zur Erbauung einer großen Verſammlung vorgeſungen worden. Unſre Tempel ſind Häuſer, worinn ſich Menſchen zum Gottesdienſte verſammeln, unſre Bildſäulen ſtehen zum Ergötzen da, oder eine einförmige Ausſicht zu unterbrechen. Wir unterrichten uns in Compendien, erbauen uns in Predigten und leſen Gedichte zur anſtändigen Zeitverkürzung, zur edlen Erholung von mühſamen Geſchäften und Studien. Unſre Begeiſterung iſt ein verabredetes Spiel zwiſchen Dichter und Leſer, die ſich einander gar gut verſtehen, die ſich einander gern zu Gefallen vieles nachſehen, daher iſt es die Pflicht des Kunſtrichters, durch ein unzeitiges Gelächter dieſe angenehme Miſchung nicht zu unterbrechen. —

Zu dieſem anmuthigen Spiele, das am Ende nichts deſtoweniger lehrreich wird, hat die griechiſche Mythologie alle mögliche Erforderniſſe. Sie enthält einen Schatz von lieblichen Bildern, Allegorien und Anſpielungen, die das Gemüth auf die angenehmſte Weiſe unterhalten; ihre Scherze gränzen an hohe Weisheit, und unter-

richten

richten den Menſchen, wie er unterrichtet ſeyn will, ohne Vorſatz; und endlich (welches gewiß ihr geringſtes Verdienſt nicht iſt) ſie verſchwiſtert die Dichtkunſt mit den übrigen ergötzenden Künſten, mit Bildhauerkunſt, Malerey, Tanzkunſt, Beluſtigung an Schaumünzen u. ſ. w. die von der Mythologie ihre ganze Nahrung haben. Nur durch die Verwandſchaft und Verbindung mit dieſen Künſten erlangt die Dichtkunſt die wahre Grazie, die das Herz des Virtuoſen mit ſüßer Zufriedenheit erfüllt. Ohne Beziehung auf bildende Künſte kann die Dichtkunſt feurig, erhaben, gedankenvoll u. ſ. w. ſeyn, aber keinen Reiz haben.

Auch über dieſe Grundſätze würden Leute von Geſchmack und Einſicht einig ſeyn, wenn nicht öfters ein falſches Vernünftlen den Geſchmack auf Irrwege verleitete. Seichte Philoſophie iſt ein wahres Verderben für den guten Geſchmack Nichts iſt leichter, als die Empfindungen der Schönheit durch Scheingründe in Verwirrung zu bringen; nichts iſt leichter, als unſrre Aufmerkſamkeit auf Unſchicklichkeiten zu lenken, die nach dem Erforderniſſe der Kunſt lieber unbemerkt bleiben ſollen. Die Ueberſchrift auf dem berliniſchen Opernhauſe Fridericus Rex Apollini, et Muſis hat allgemeinen Beyfall erhalten

Wie ungereimt! kann ein ſolcher Vernünftler ſprechen! Friedrich und Apoll auf einem neuern Gebäude! dieſes iſt entweder heydniſch, oder wenigſtens ein Anachroniſmus. Das Capital der Corinthiſchen Säule — wie unnatürlich! Muß nicht das ſchwere Gebälke die Akanthblätter zerquetſchen? — Oben auf dem Palaſte Bildſäulen? — Alles wider die Natur? Wer wird da oben am Rande des Daches ſpazieren gehn? Mit einer ähnlichen Philoſophie hat man den Geſang, die Reime, die ganze Verſification von der Schaubühne vertreiben, und ein andermal die ganze Poeſie lächerlich machen wollen. — Ein Rouſſeau giebt den Malern den Anſchlag, ſo wie ſie Körper auf Flächen nachahmen; ſo möchten ſie ihr Genie anſtrengen, Flächen auf Körper nachzuahmen. Auf ſolche Weiſe haben die Künſtler und Poeten recht, wenn ſie alle Philoſophie verbitten.

Die Philoſophie mag in den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften die Urſachen der Erſcheinungen aufſuchen. — Dieſes iſt ihr Amt. Aber ſie wage keine voreilige Machtſprüche, und noch weniger eine ungelegne Erinnerung an Dinge, die ich vergeſſen will, ſonſt ſtöhrt ſie muthwillig das unſchuldigſte Vergnügen. Wenn ich einen Ramler leſe; ſo will ich gern vergeſſen, daß die heydniſche

niſche Götter fabelhafte Weſen ſind; zu meinem Vergnügen haben ſie Realität genug. Wenn ich ihn ſeine Gedichte ſingen höre; ſo folge ich ihm, wohin er mich verſetzen will; bin, was er aus mir machen will, und laſſe ihn über meinen poetiſchen Glauben ſchalten, wie er es gut findet. Er mag ſeine fabelhafte Weſen zu Allegorien, zu Gleichniſſen, zu Anſpielungen brauchen, oder gar in jetzigen Begebenheiten mitwirken laſſen. Ich genieße das lauterſte, unſchuldigſte Vergnügen, und meine Vernunft iſt ſo gefällig, jetzt der Empfindung die Oberherrſchaft einzuräumen. „Ja! ſpricht ein Fehlerſuchender Kunſt„richter, er verführet ſeine Zuhörer durch ſeine „vortrefliche Deklamation.„ — Es kann ſeyn, möchte ich einem ſolchen antworten, wenn Ramler Ihre, und Sie ſeine Gedichte vorläſen; ſo würden ſie mir vielleicht beyde nicht gefallen. Aber es wiſſen mehr Leute zu deklamiren, als Ramler; aber Gedichte wollen deklamirt, und mit der Hand geleſen ſeyn.

Allein wie viel ſind der Leſer, die alle Feinheiten der Ramlerſchen Muſe einſehen? — Wenige. Sein Publikum beſtehet aus einer geringen Anzahl von empfindungsvollen Kennern, die hier und da, in Deutſchland, in Dännemark, in der Schweitz, u. ſ. w. ſehr dünne geſäet ſind.

Auf die Ehre ein Lieblingsdichter des Volks zu werden, muß er ſchon Verzicht thun, und ſich begnügen, für die wenigen Edlen zu dichten.

— — — Edel im Buche der
Großen Götter, obgleich nicht auf der Rolle des
Cenſors.

dieſe ſind mit der Muſe Ramlers ſo vertraut, daß ſie ihre feinſten Allegorien und Anſpielungen verſtehen; ſie wiſſen gar wohl, z. B. daß die zwölf Arbeiten Herkules, in der Ode an die Feinde des Königs, (S. 25.) eine ſehr genaue Beziehung hatten, auf die Umſtände im Jahre 1760., und daß keine Zeile ohne Bedeutung iſt. Das kriechende Seethier.

Das gieng und wieder kam,

iſt ihnen unentbehrlich, um das Gemälde vollſtändig zu machen, und ſie lächeln über den ſchwachen Kopf, der die fünfte, ſechſte, ſiebende und achte Strophe dieſer wohlausgeführten Allegorie durchſtreichen, und ſtatt der vierten folgende elende Reime hineinſchieben will.

Als Herkules den Löwen und die Schaaren
Der wilden Ungeheu'r bezwang,
Und mit der Panzerhaut, durch alle zwölf Gefahren
Bis an die letzte drang.

ſie ſchreiben vielleicht auf den Rand des verbeſſerten Exemplars,

exem-

exemplum grave praebet ales
Pegaſus terrenum equitem gravatus.

In der Ode an die Muſe (S. 61.) wiſſen ſie, daß die erſte Strophe

Wilſt du den allerhöchſten Zevs erhöhen,
Der ſein allmächtig Haupt bewegt,
Und den Olymp erſchüttert? oder Athenäen,
In dieſem Haupt gepflegt,

wiſſen ſie, daß dieſe Nachahmung des Pindars und Horatzes allhier auch eine allegoriſche Bedeutung hat, und daß die Zeile

In dieſem Haupt gepflegt,

nicht müßig da ſtehe. — Vielleicht gefällt ihnen dieſe Ode, wegen ihres ängſtlichen Ganges am wenigſten in der ganzen Sammlung; aber folgende Stelle werden ſie ſich ganz gewiß, als eines Pindars würdig, vorzüglich merken:

Als Jüngling ſchlief er ehmals in der Höhle
Aoniens, und war die Luſt
Der Muſen; itzt erhöheten ſie ſeine Seele:
Mit unbewegter Bruſt
Hielt er der Söhne Teuts verſchworne Heere u. ſ. w.

Ein feines Lob des Helden und der ſchönen Wiſſenſchaften zugleich. Ihnen hat er die Größe ſeiner Seele zu verdanken.

In der Ode auf die Wiederkunft des Königs (S. 52.), die von aller Mythologie frey iſt, bedauern

dauern ſie das Herz, das bey der fünften und ſechſten Strophe ungerührt bleiben kann:

Fall' an ſein Herz, o Königinn, mit Zähren
Der Freude! Fleuch an ſeine Bruſt,
Amalia, von deinen frommen Dankaltären,
Und rede, wenn die Luſt
Dich reden läßt! Vermähle deine Brüder,
Küßt ſein friedſelig Angeſicht:
Willkomm! Schutzgeiſt deines Volkes! und saget wieder:
Willkomm! und mehr nicht.

Wer hier den Ausgang der fünften Strophe unglücklich ſchilt, wen nicht der Strom der Empfindungen mit unaufhaltſamer Gewalt in die folgende Strophe mit ſich fortreißt, der ſey mit Recht verdammt, in den Blumen.

Die der offnen Erd' entſteigen,

eine Unanſtändigkeit zu finden, und ſie aufs künftige zu verbitten.

Wir ſind weit davon entfernt, Ramler für den Dichter zu halten,

Der ohne Fehler blieb.

oder es übel zu nehmen, wenn man in ſeinen Gedichten Schwachheiten bemerkt. Wir laſſen der Kritik alle ihre Rechte; nur muß ſie nicht aus einem Eigenſinne des Geſchmackes, oder wer weis, aus welcher unſchicklichern Urſache, Schönheiten

heiten in Fehler verwandeln, und dem Publikum mit Hohngelächter Staub in die Augen werfen wollen. Im übrigen ſind wir ſelbſt nicht der Meynung, daß alles in dieſer Sammlung gleiche Bewunderung verdiene. Hier und da ſind Stellen, wider welche der Kunſtrichter noch manches erinnern darf, und ſo ſtrenge auch ein Ramler ſich ſelbſt beurtheilet, ſo ermüdet er auch verbeſſert, und ſo fein und richtig auch ſein Gefühl iſt; ſo iſt der Geſchmack der Menſchen doch gar zu verſchieden, als daß er glauben könnte, allen ſeinen Leſern alle Gnüge gethan zu haben. Wir wagen es vielmehr unſre Anmerkungen und Erinnerungen dem Leſer mitzutheilen. Liebe zur Kunſt, und Beſcheidenheit ſoll uns die Feder führen, von Schmeicheley und Misgunſt gleichweit entfernt. Irren wir; ſo hat wenigſtens unſer Herz keinen Antheil daran. — Wir werden uns aber vorzüglich bey den Stücken aufhalten, die wir jezt zum erſtenmale leſen, und die längſt bekannte übergehen.

Die erſte Ode an den König im choriambiſchen Silbenmaße hat den prächtigen Gang des Römers, wenn er nicht mit dem kühnſten Feuer, ſondern in einem gemäßigten, und deſto vollerm Tone ſinget, wie z. E. in ſeiner erſten

Ode,

Ode. Glaubt man nicht den Römer zu hören, wenn er anhebt:

> Friederich! du dem ein Gott das für die Sterblichen
> Zu gefährliche Loos eines Monarchen gab,
> Und, o Wunder! der du glorreich dein Loos erfüllſt.

Wer empfindet hier nicht das Horatziſche in dem ſo kühn und rund geſagten Beywort: das für die Sterblichen ſo gefährliche Loos eines Monarchen, in dem darauf folgenden unerwarteten Gegenſatze: Und, o Wunder! der du u. ſ. w. Wer hört nicht den Römer, der ſein Thema ſo ankündiget:

> Siehe deiner vor Ruhm trunkenen Tage ſind
> Zwanzigtauſend entflohn.

Der vom Pindar ſagen kann.

> — — Der dircäiſche
> Herold, deſſen Geſang weiter als Phidias
> Marmor, oder Apelles athmende Farbe ſtrebt.

Der endlich, nachdem die ganze Ode edel und fein gelobt hat, gleichſam Schlag auf Schlag, Lob auf Lob endigen kann:

> — — Glücklicher Barde, der
> Nicht den Feldherrn allein, und den geſchäftigen
> Landesfürſten in dir; der auch den Vater des
> Hauſes, der auch den Freund, der auch den fröhlichen

Weiſen

Weiſen, groß in der Kunſt jeder Kamöne, ſingt!
Götter! wäre doch ich dieſer beneidete
Barde! ſelber zu ſchwach, aber durch meinen Held,
Und die Sprache geſtärkt, die wie Kalliopens
Tuba tönet — —

Welch ein feines und wahres Lob auf unſre Sprache, und wie edel und wahr iſt die Zuverſicht, mit der er ſchließt:

— Wie weit ließ ich euch hinter mir,
Sänger Heinrichs! Und dich, ganze Zunft Ludewigs!

Das waren einzelne Stellen, und wer das Ganze des Geſanges ohne Zerreiſſung ließt, und ein Ohr hat, das den Tritt Horazens hören kann, der wird ihn überall hören: ihn hören, wenn ſich der Numerus auf ein mächtiges Wort, oft nur auf ein ſtarkes Verbindungswort ſtützet; ihn hören, wenn ſich die Perioden aneinander drängen, und durch Wiederholung eines Worts gleichſam Hand in Hand ſchlieſſen; ihn hören, wenn ſich ein ganzer Sinn in ein einziges unerwartetes Beywort zu lagern ſcheinet; ihn hören, wenn ſich die Bilder ſo in die Sprache hineinweben, daß ſie bey der geringſten Trennung zu verſchwinden ſcheinen. — — Allein wir können nicht umhin auch folgende Kleinigkeiten anzumerken, die man nur an einem Ramler tadeln darf.

Die zwanzigtauſend Tage treffen zu genau mit dem Alter des Königs zuſammen, und

wenn

wenn dieſes der Muſe auch von Ungefehr gelungen ſeyn ſollte; ſo hätte ſie die Zahl nicht ſo geradezu nennen ſollen. Die lyriſche Muſe pflegt ſich ſelten in ſo große Zahlen finden zu können.

— — Ihnen folgt allzubald
Jedes Denkmal von dir.

Den Tagen, welche entflohen ſind, folgen die Denkmäler; dieſer Ausdruck hat etwas unſchickliches, und jedes Denkmal von dir iſt zweydeutig. Es kann heiſſen, jedes von dir errichtete, und auch jedes dir gewidmete Denkmal.

— — Selbſt der unſterbliche
Macedonier, wie lebt er? Bewundert und
Nicht geliebt; denn er fand keinen Dircäiſchen
Herold, deſſen Geſang weiter, als Phidias
Marmor, oder Apelles athmende Farbe ſtrebt —
Aber ſiehe! wie lebt Cäſar Oktavius
Durch den Edlen in Rom?
— — ewig geliebt, ewig ein Muſter der
Vater jegliches Volks!

Dieſe Wendung iſt neu. Horaz ſagt, ohne den Dichter bleibt der Held unberühmt. Ramler geht weiter. Mahlerey und Bildhauerkunſt können auch den Helden verewigen, aber nicht den Vater des Volks, nicht den liebreichen Regenten. Sie ſtellen den Eroberer der Nachwelt zur Bewunderung dar; aber in dem Lan-

des-

desfürſten den Menſchenfreund, den Weiſen, als einen Gegenſtand der Liebe, als ein Muſter der Nachahmung darzuſtellen, iſt der Dichtkunſt allein vorbehalten, die

weiter, als Phidias
Marmor, oder Apelles athmende Farbe ſtrebt.

Schade! daß dieſer Sinn in einer etwas getrennten Reihe von Sätzen ein wenig verſteckt liegt, und ſich dem Leſer nicht ſogleich anbietet. Die Betrachtung hätte ihrer Neuheit halber verdient in ein ſtärkeres Licht geſetzt zu werden.

Die zweyte Ode an den Apoll, bey Eröffnung des Opernhauſes in Berlin, in fünf dreyzeiligen Strophen, iſt des Gottes würdig, an den ſie gerichtet iſt. Nach einer allegoriſchen Beſchreibung der heroiſchen Oper, bittet der Dichter den Gott, dem der Tempel geweihet iſt:

Vergönne doch auch der ſüſſen Cythere
Den Zutritt, und o! dem freundlichen Amor
Der leicht gerüſtet vor ihr hüpft;
Den Grazien, die der Gürtel entbehren,
Der Suada, mit hold einladenden Lippen,
Und allem jungen Göttervolk!
Komm, Freude, du Kind der Hebe! komm, Lachen,
Die Hände geſtemmt in keuchende Seiten!
Und du ſchalkhafter kleiner Scherz!

Wem werden dieſe ſüſſen Bilder nicht gefallen? Wer wird nicht das o, das den freundlichen Amor ankündiget, wohl aufnehmen? Wer ſiehet nicht gern den angenehmen Zwiſt der Bilder, den das gerüſtet und das freundliche Hüpfen macht? Weſſen Auge wird nicht heiter, Grazien ohne Gürtel, die Suada mit ihren holdeinladenden Lippen, und alles junge Göttervolk im Gefolge der Venus kommen zu ſehen? Wer klatſchet nicht bey der anmuthigen Einladung: Komm, Freude! u. ſ. w. mit in die Hände, und ſiehet zuletzt den ſchalkhaften kleinen Scherz, der unſchädlich iſt, weil er nur klein iſt, auch im Sylbenmaaße nachgauckeln? — Das Lachen

Die Hände geſtemmt in keuchende Seiten,

hat den Kunſtrichtern mißfallen. Es iſt wahr, die Venus liebt nur jenes ſüſſe Lachen, das nach dem Bilde Alciphrons ſanfter iſt, als die ſtille See. Allein das zur Perſon umgebildete Lachen in abſtracto, erfordert ſtärkere und characteriſteriſchere Züge, ſolche, die der Maler wählen würde, wenn er es zu ſchildern hätte. Ein anders iſt das Lachen, als eine Eigenſchaft der holdſeligen Göttinn, ein anders der kleine muthwillige Knabe, der mit dem ſchalkhaften Scherze ihr nachgauckelt. — Zudem

dem konnte der Dichter, der alle Gattungen der Opern allegoriſch beſchreibt, die komiſche Oper, die gewiß mehr als ein ſanftes Lächeln iſt, nicht ganz übergehen, und er hat ihr nur eine Zeile aufgeopfert. — Mit mehrerem Rechte findet man den Ausdruck:

Grazien, die der Gürtel entbehren

etwas ſchwerfällig, und nicht ſo lieblich, als das Zonis gratiae ſolutis.

Das dritte Stück: Amynt und Cloe, ein treffliches Gemählde in fortgehender Handlung, würde in einer Erzählung, wo die Bewegungen deutlicher in die Augen gefallen wären, mehr Leben bekommen haben. Die lyriſche Gattung verträgt ſich nicht mit der Erzählung, daher der Dichter die Handlung in ihren Abänderungen nicht hat beſchreiben können. Der Leſer muß ſie errathen, und in Gedanken hinzuthun, wodurch die Compoſition nicht einem jeden in ihrem vollen Lichte erſcheinen dürfte. — Cloe im Bade geſtöhrt, — ſie erſchrickt, eilet plätſchernd heraus, und fliehet nakt — weh! durch ein Dornengebüſche — Amynt verfolgt ſie nicht, aus zärtlicher Sorgſamkeit, er ruft ihr flehend nach:

Ich bins, o Cloe, fleuch nicht mit naktem Fuß
Durch dieſe Dornen! fleuch nicht den frommen
Amynt!

Hier iſt dein Kranz, hier iſt dein Gürtel,
Komm, bade ſicher, ich ſtöre dich nicht.
Sieh her! ich eile zurück, und hänge den Raub
An dieſen Weydenbaum auf.

Dieſes thut er, und weichet wirklich zurück. — Das ſchüchterne Mädchen ſiehet ſich um, erblicket niemanden, und kehret um, ihren Kranz und ihren Gürtel zu nehmen. — Jezt ſchlupft der Fromme aus ſeinem Hinterhalte hervor:

Ach, ſtürze doch nicht!
Es folgt dir ja kein wilder Satyr,
Kein ungezähmter Cyclope dir nach!

Er ereilet ſie, und raubt ihr, was ſie nicht geben wollte, — einen Kuß:

Dich ſchlankes, flüchtiges Reh, dich hab ich erhaſcht!
Nun widerſtrebe nicht mehr! Nimm Gürtel und Kranz,
Und reiche ſie der ſtrengen Göttinn,
An deren öden Altare du dienſt.

Die folgenden beyden Stücke: Sehnſucht nach dem Winter, 1744. und auf einen Granatapfel, der in Berlin zur Reife gekommen war, 1749. ſind vielleicht die vorzüglichſten nicht in dieſer Sammlung, allein ſie werden Kunſtverſtändigen, auſſer einzelnen Schönheiten, die darinn nicht ſparſam vorkommen, auch deswegen ſchätzbar ſeyn, weil es jugendliche

liche Arbeiten des Dichters ſind, die ſein Genie im Aufkeimen zeigen. Man ſieht darinn den ſich bildenden Dichrer, der ſich eine Bahn bricht, aber noch auf derſelben mit etwas unſichern Schritten fortwandelt. Das erſte hebt mit einer ſtillen Malerey an:

Die Stürme be ahren die Luft, verhüllen den Himmel in Wolken,
Und jagen donnernde Ströme durchs Land.
Die Wälder ſtehen entblößt; das Laub der geſelligen Linde
Wird weit umher in die Thäler geführt.
Der Weinſtock, ein dürres Geſträuch . . .

Bey Erblickung des Weinſtockes geräth die Muſe in lyriſches Feuer, und fährt auf:

Was klag ich den göttlichen Weinſtock?
Auf, Freunde! trinket ſein ſchäumendes Blut,
Und laßt den Autumnus entfliehn mit ausgeleertem Füllhorn,
Und ruft den Winter im Tannenkranz her.

Aber ſie kehret wieder zur Malerey zurück;

Er deckt den donnernden Strom mit diamantenem Schilde, u. ſ. w.

Am Ende der fünften Strophe befindet ſich ein Bild, das allein eine ganze Ode werth iſt:

Dann baden die Knaben nicht mehr, und ſchwimmen unter den Fiſchen:

Sie gehn auf harten Gewäſſern einher,
Und haben Schuhe von Stahl: der Mann der freund-
lichen Venus
Verbarg des Blitzes Geſchwindigkeit drein.

Die Ode auf den Granatapfel verbindet kühne Wendungen und Bilder, Nachdruck, und den höchſten Wohllaut. Grünen Krone, und noch weniger goldnen Körner, können nicht anders, als einer fehlerhaften Ausſprache nach, für übellautend gehalten werden. Wer ſie tadeln wollte, müßte etwa krüne Krone und koldne Körner ausſprechen. Im Jahr 1749. hatten wir im Deutſchen vielleicht noch keine Ode von dieſem Werthe; Allein mit den ſpätern Arbeiten des Dichters verglichen, ſcheinet dieſe Ode ein zu ſtudiertes Anſehen zu haben. Dieſe Theile falten ſich ſo frey nicht auseinander, und bewegen ſich in ihrem Gelenken nicht ohne Zwang. Die Verbeſſerungen, welche Herr R. mit dieſer aus den kritiſch. Nachr. ſonſt ſchon bekannten Ode vorgenommen, ſind, wie man ſie von dem ſichern Geſchmacke eines ſolchen Kunſtrichters und von der Fähigkeit eines ſolchen Dichters erwarten konnte, alle wohl gegründet und glücklich; aber ſie betreffen nur das Detail. Die Anlage kann ſelten durch Verbeſſerungen gewinnen. Auch die Kunſtrichter, welchen dieſe Ode vorzüglich gefallen,

ſallen, müſſen mehr auf einzelne Schönheiten, als auf das Ganze geſehen haben. Die ganze vierte und fünfte Strophe z. B. ſind vortreflich:

Urplötzlich ſind d r Felſen graue Rücken
Zu Tempeln und Palläſten ausgehöhlt,
Die rund umher der Pyrrha Kinder ſchmücken,
Noch halb den Steinen gleich, und halb beſeelt.
Ihr Götter! prächtig aus Ruinen
Erhebt ſich euer Pantheon:
Die Weiſen alle dienen,
Die Völker lernen ſchon.
Sagt, Sterbliche, den Sphären ihre Zahlen,
Und lehrt dem wilden Winde ſeinen Lauf,
Und wägt den Mond, und ſpaltet Sonnenſtralen,
Deckt die Geburt des alten Goldes auf,
Und ſteiget an der Weſen Kette
Bis dahin, wo den höchſten Ring
Zevs an ſein Ruhebette
Zu ſeinen Füßen hieng.

Die ſechſte Ode heißt: Die Wiederkehr, und hat zum Inhalte, daß der Verf. der zu lange der Kritik gefolgt ſey, ſich jetzt ganz der allgefälligen Göttinn weihe. Ohne uns nun in den Streit zwiſchen ihm, und ſeinem Freunde Selim einzulaſſen, ſchreiben wir folgende darunter geſetzte Anmerkung hier ab, die allen, welche Ramler bald hier, bald da, und nirgend lieber

als in den Litteraturbriefen haben finden wollen, zur Nachricht dienen mag:

„Der Verf. hat vor und nach dem Jahre 1750.
„an keiner einzigen kritiſchen Schrift Antheil ge-
„habt; man nehme das Lehrbuch aus, vor wel-
„chem ſein Name ſtehet.„

Die letzte Hälfte der Ode iſt allgemein und moraliſch; daher ſtehe ſie gleichfalls hier:

— — — O ſich geliebt zu ſehen
Welche Seligkeit! Liebe, dich
Täuſcht mein trunkener Geiſt nicht um das Zeigen mit
Fingern, um der Verſammlung
Händeklatſchen, des Volks ehrenbezeugendes
Aufſtehn; dich um Geſpräche mit
Großen Königen nicht, noch um die ſchmeichelnde
Tafel ihrer Gewaltigen.

— Und nun können wir einen großen Theil Oden überſpringen, und uns mit Anführung ihrer Namen begnügen. Sie ſind meiſtens während des vorigen Krieges erſchienen: Liebhaber der Dichtkunſt wiſſen ſie ſchon auswendig. Sie heiſſen: An die Stadt Berlin: An die Feinde des Königs: Lied der Nymphe Perſante: Auf ein Geſchütz: An den Fabius: An ſeinen Arzt: An Krauſe: An die Göttinn der Eintracht: Auf die

die Wiederkunft des Königs: An Hymen: An die Muſe: Glaucus Wahrſagung: Ptolomäus und Berenice.

Mit unter läuft eine Ode an Lycidas, die wir zum erſtenmal leſen, und die uns ſo außerordentlich gefallen, daß wir ſie gern ganz herſetzten; wir überlaſſen ſie aber dem Liebhaber ſelbſt zu leſen. Man höre die erſte und die drey letzten Strophen:

Wenn ſeine Mutter unter den zärtlichen
Geſängen heller Nachtigallchör' empfieng,
Wer ihr in ihren Götterträumen
Nächtlich als Schwan ſich vom Buſen loswand —

Ununterwieſen wird er als Knabe ſchon
Die Frühlingsblume ſingen, und froh beſtürzt
Sich einen Dichter grüßen hören.
Ihm wird die jüngſte der Charitinnen,

Die wohlbewachte Scham, ſich zur Führerinn
Entbiethen. Ihm wird Pallas die Wolke von
Augen nehmen, daß ihr Jünger
Wahrheit und blendenden Trug erkenne.

In Wäldern wird er einſam den Vater der
Natur verehren. Endlich, o Lycidas,
Erwartet er, gleich eines fremden
Mannes Beſuche, den Tod mit Gleichmuth.

Der Triumph hat ein freyes Sylbenmaaß. Jede Zeile hat den vollkommenſten Wohllaut, aber ſie ſind von ungleicher Länge. Das einzigemal

vielleicht, daß ſich ein Ramler dieſe Freyheit erlaubt hat. An wahrer Poeſie iſt dieſes Stück unſers Erachtens, eines der ſtärkſten. Ein wohlgeordneter Plan verbindet alle Theile, lyriſche Wendungen, hohe Gedanken, mächtige Sprüche, und pindariſche Züge überall. Wir würden zu wenig Zutrauen zu dem Geſchmacke unſrer Leſer verrathen, wenn wir ihnen alle dieſe Schönheiten einzeln zergliederten. Den Schluß allein wollen wir herſetzen, in welchem ſich der Dichter von aller Beſchuldigung der Schmeicheley gegen ſeinem Helden, mit der ſtrengſten Wahrheit, (alle ſeine Zeitgenoſſen müſſen ihm dieſes Zeugniß geben) vor den Augen der Nachwelt rechtfertiget. — Welch eine Sentenz!

ſich ſelbſt mit eines Gottes Zufriedenheit
Anſehn, iſt der Triumphe
Allerhöchſter. — Und des Dichters
Allerhöchſter Triumph iſt,
Dieſen König beſingen.
Drum ſchweige du nie von ihm, mein Lied,
Stolzer, als der Ceiſche
Und der Thebaniſche Päan,
Keinem Golde feil,
Auch ſelbſt dem Seinigen nicht.
Und ob er auch dieſen Triumph verlenkt,
Und, deiner Töne nicht gewohnt,
Sein Ohr zu Galliens Schwänen neigt:

So

So ſinge du doch den Brennusſöhnen
Ihren Erretter unnachgeſungen.

Das Gedicht an Buddenbroock iſt von der leichtern Gattung. Die Sprache fließend, die Gedanken natürlich und wahr, mehr Vernunftgründe, als Flüge der Einbildungskraft, und überhaupt, dem ernſthaften Geſchmacke eines Mannes in Geſchäften, angemeſſen, der die geſunde Vernunft höher ſchätzet, als lyriſche Trunkenheit. Es gehöret nicht zur Gattung der Ode im ſtrengſten Verſtande; allein die Liebhaber ſehen die Muſe eines Ramlers auch gerne in dieſer leichtern Kleidung.

Der Abſchied von den Helden, ſinget von dem, was der Dichter noch ſingen kann, und o! möchte er auch, was er kann, ſingen, und was er ſinget, mittheilen:

Noch viele goldne Pfeile ruhn unverſucht
Im Köcher eines Dichters, der frühe ſchon
Sein Leben ganz den liederreichen
Schweſtern Uraniens angelobt hat;
Der, hoffend auf die Krone der Afterwelt,
Den bürgerlichen Ehren entſagete;
Der alle Wege, die zum Reichthum
Führen, verließ: ein zufriedener Jüngling.
Verleih', bevor dieß Haupthaar der Reif umzieht,
Ein guter Gott mir einen Aoniſchen
Mit Bächen und Gebüſch durchflochtnen
Winkel der Erde: ſo ſollen alle

Durch

Durch alle Winde fliegen, den Weiſeſten
Ein ſüßer Klang, dem Ohre des blöden Volks
Unmerklich — Ungeſchwächt ſoll ihre
Töne der Brittiſchen Barde trinken;
Sie ſollen hell den Himmel Auſoniens
Durchwirbeln; (dort war ehmals ihr Vaterherd:)
Auch Galliens vergnügter Sänger
Höre den Nachhall, nicht ohne Scheelſucht.

Wer wünſchet nicht mit uns die Erfüllung dieſer Angelobungen, zur Ehre Germaniens?

Vom Anhange, der die muſikaliſche Idylle, der May, und die Kantate Ino enthält, dürfen wir nichts ſagen, da der Verfaſſer längſt als derjenige bekannt iſt, der, der Muſik gewidmete Gedichte, mit poetiſchen Schönheiten in vollem Maaße zu verzieren weiß.

Gedanken über die beſte Art die klaßiſchen Schriften der Alten mit der Jugend zu leſen. Berlin 1765. bey C. F. Voß. 2½. Bogen in 8.

Eine kleine aber ſchöne Schrift, worinn diejenigen, welche mit Hrn. Sulzers Art zu denken und zu ſchreiben bekannt ſind, ihn bald erkennen. Der Inhalt iſt ſo beſchaffen, daß der Titel hätte heiſſen ſollen: Gedanken über den Nutzen der klaßiſchen Schriftſteller und die beſte Art

Art ſie mit der Jugend zu leſen. Denn er redet von jenem Nutzen in der erſten Hälfte dieſer Bogen. Die klaßiſchen Schriftſteller dienen nemlich 1.) zur gründlichen Erlernung der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, 2.) zur Bildung des Geſchmacks oder des Gefühls fürs Schöne in Sitten und Künſten, 3.) zur Erlernung der alten Geſchichte und 4.) zur Erlernung der Philoſophie. Ueber jeden Punkt ſagt er kürzlich ungemein viel Gutes. Bey dem erſten zeigt er, daß die Kenntniß einer Sprache, unabhängig von dem Inhalt der darinn geſchriebnen Bücher, unter die beſten Güter des Verſtandes zu zählen iſt. Wenn man auch nicht auf die Sachen ſieht: ſo verſchafft die Kenntniß der Sprache allein uns ſchon Vortheile, die in die Verbeſſerung und Erweiterung unſrer Kenntniſſe und Einſichten einen ſehr wichtigen Einfluß haben. In einer Sprache ſind unter den Ausdrücken, Redensarten und Wendungen, welche allgemeine Begriffe und Beziehungen bezeichnen, ungemein wenige, zu denen ſich in andern Sprachen völlig gleichbedeutende Ausdrücke u. ſ. f. finden. Faſt jedes Wort und jede Art ſich auszudrücken, hat gewiſſe feine Nebenbegriffe und einen gewiſſen Umfang der Bedeutung ganz eigenthümlich für ſich. Durch die Verbindung ſolcher Wör-

ter müſſen daher oft die Gedanken eine andre Farbe bekommen, als die ähnlichen Gedanken in der Mutterſprache haben. Unſre Kenntniſſe gewinnen alſo durch die Bekanntſchaft mit der fremden Sprache. Zwar kommt man durch einen ſcharfen Beobachtungsgeiſt und durch Vergleichungen oft auch ohne Hülfe einer fremden Sprache auf einen Begriff und Gedanken, zu dem noch Ausdrücke und Redensarten fehlen, allein dieß geſchieht doch ſelten, und man hat die Erfindung ſolcher noch durch keine Wörter bezeichneten Begriffe, ſo wie die meiſten Erfindungen in der Naturlehre, gemeiniglich einer zufälligen Erfahrung zu danken. Man gelangt aber ſicher zu gar vielen derſelben, wenn man ſich mit fremden Sprachen gründlich bekannt macht. Und dieß gilt beſonders von der griechiſchen und lateiniſchen Sprache. Auch hat man von der Bekanntſchaft mit dieſen Sprachen dieſen Vortheil, daß man ſeine Mutterſprache zu mehrerer Vollkommenheit erhebet und mit manchen neuen Begriffen und edeln Ausdrücken bereichert. Beym zweyten Punkt, worinn von der Ausbildung des Geſchmacks die Rede iſt, zeigt der Verf. wie der Geſchmack könne verdorben und verbeſſert werden. Er merkt dabey an, daß dieſe Verbeſſerung oder Verſchlimmerung ſogar in Abſicht auf

das Gefühl der äußerlichen Sinne ſtatt finde. Die Wichtigkeit der Ausbildung des Geſchmacks beweiſet er daher, weil ein jeder nach der Beſchaffenheit des Geſchmacks, wie nach einer Fertigkeit, handelt. Darauf thut er dar, daß die Alten der ſchönen Natur vermittelſt einer edeln Einfalt in den Sitten, ſo wie in den Werken des Genies und der Kunſt vorzüglich nahe gekommen ſind, und daß wir alſo Urſache haben ſie eifrig zu ſtudiren. Von ihrem Nutzen in Anſehung der Geſchichte ſagt er, daß, wenn man die Geſchichte daraus lernt, man dabey in Vergleichung mit den neuern auch guten z. E. den Rollinſchen zur Geſchichte gehörigen Werken eben ſo viel gewinnet, als wenn man eine ſchöne Landſchaft nicht beym Mondenlicht, ſondern beym Sonnenſchein ſieht. Hier hätte indeſſen zum Vortheil der neuern mit Grund geſagt werden können, daß ſie die verſchiednen Alten zum Theil ſorgfältig verglichen und die Unrichtigkeiten des Einen oder des Andern bemerkt haben. Wenn der Verf. verlangt, daß man die Weltweisheit erſt in den Alten ſtudire, um Geſchmack daran zu bekommen: ſo ſtimmen wir ihm darin völlig bey. Bey allem, was man mit der Jugend ließt, ſollte man ein Auge darauf richten. Wenn man ſchon mit den Materialien in der Philoſo-

phie

phie bekannt iſt: ſo ſtudirt man ſie erſt mit Vergnügen im ſyſtematiſchen Zuſammenhange. Indem Hr. Sulzer zum zweyten Theil ſeiner Abhandlung fortgeht: ſo erinnert er vorläufig, daß er die Lehrer der lateiniſchen und griechiſchen Sprache in vier Klaſſen will vertheilet haben. In der erſten Klaſſe ſoll bey Leſung der Schriftſteller auf die Grammatick, in der zweyten auf die Beredſamkeit und Dichtkunſt, in der dritten auf die Geſchichte und Alterthümer, und in der vierten auf die Weltweisheit geſehen werden. In der erſten will er, daß der Lehrer die Haupt- und Nebenbegriffe der Gedanken und Wörter erkläre; daß er beſtimme, ob ein Wort in der Urſprache oder das denſelben in der Mutterſprache entſprechende edler, ſtärker, erhabner oder paſſender ſey; daß er das Fehlerhafte oder Vollkommne in den Wendungen zeige und die vortheilhafte oder vernachläßigte Setzung der Wörter angebe. Auf eine ähnliche Weiſe zeigt er, wie in Abſicht auf die Beredſamkeit u. ſ. f. zu verfahren ſey. Wenn der V. wünſcht, daß auf Schulen bloß die alte Geſchichte getrieben werde: ſo haben wir nichts dawider, in ſo fern er dieß darunter verſteht, daß Geſchichtbücher in der Schule geleſen und erkläret werden. Sonſt ſollte, dünkt uns, die neuere Geſchichte nicht erſt

auf Univerſitäten traktirt werden. Die Schuljahre ſind zur Erlernung der Geſchichte, wegen des in den Jugendjahren glücklichern Gedächtniſſes, beſſer, als irgend eine andre Zeit des Lebens zu nutzen. Die Univerſalhiſtorie muß ohnehin nothwendig auf Schulen mitgenommen werden, und iſt die Jugend nicht auf gar zu wenige Schuljahre eingeſchränkt: ſo kann ſie ſich ſehr gut vor den Univerſitätsjahren mit der neuern Geſchichte bekannt machen. Und wir zweifeln, ob ſie der alten Geſchichte auf Schulen ſchlechterdings dürfe überhaupt nachgeſetzt werden. Diejenigen, welche ſich nicht den Wiſſenſchaften widmen, haben vielleicht Urſache mit der neuern Geſchichte ſich mehr, als mit der alten bekannt zu machen. Wir leben immer am meiſten für unſre Zeiten, und das, was in dieſen vorgeht, iſt nebſt den nächſtvorhergehenden Begebenheiten uns am meiſten intereſſant. Doch ſowohl die alte als die neue Geſchichte kann, wenn nur alles in einem gehörigen Verhältniß gegen einander getrieben wird, der Jugend in den Schuljahren beygebracht werden. Nachher kann ſich die Kenntniß der Geſchichte beſonders in den Theilen, die jeden vorzüglich wichtig ſind, nach und nach immer mehr ausdehnen. Der Verf. ſagt, man werde gegen ſeine Methode, wenn er

will, daß ein Schriftſteller in verſchiedner Abſicht einigemal durchgeleſen und erklärt werde, einwenden, daß ſie zu viele Zeit erfordere. Ob der Verf. gleich glaubt, daß es nicht an der nöthigen Zeit fehlen wird: ſo fürchten wir doch, daß dieſe Einwendung gegründet ſey. Es iſt auch nicht nöthig, daß ein Buch auf eine ſo kritiſche Weiſe, als es hier erfordert wird, ganz durchgenommen werde. Für viele und faſt für die meiſten Köpfe haben Unterſuchungen, die das Feine und Genaue betreffen, wegen des ihnen mangelnden Gefühls dazu keinen Reiz und wenigen Nutzen. Für die übrigen iſt es hinlänglich, wenn ſie nur dann und wann etwas umſtändlich mit allem, was in der Sprache und dem Gedanken ſchön iſt, bekannt gemacht werden, und wenn der Lehrer ihnen immer nur flüchtig dahin gehörige Anmerkungen macht. Die eigne Uebung der Schüler, und die Leſung der beſten Bücher dieſer Art muß die Ausbildung des Verſtandes und des Geſchmacks alsdann vollenden. Einem fähigen Kopf wird es auch unangenehm, wenn man ihn unaufhörlich bey der Hand leitet, er will, wenn er kann, gern allein gehen. Der Verf. glaubt, daß außer den von ihm angeführten Lektionen in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache wenige andre einzuführen

ren ſeyen. Man kann immer, zumal wenn man nicht vorm 20ſten Jahr nach Univerſitäten geht, ſehr bequem einige neuere Sprachen außer den beyden alten bis zu einem hohen Grade der Vollkommenheit lernen. Die Erfahrung lehrt dieß durch häufige Beyſpiele. Ein guter Kopf gewinnt dabey ſelbſt in Abſicht der alten Sprachen. Er wird durch die Bekanntſchaft mit mehreren Sprachen in den Stand geſetzt, mehrere Vergleichungen über die verſchiednen Vollkommenheiten der Sprachen anzuſtellen und die mancherley Abänderungen in den Begriffen zu ſeinen Beurtheilungen zu nutzen. Wir wünſchen mit dem Verf. daß junge Leute nicht unter 20. Jahren nach Univerſitäten gehen. Dadurch, daß er ſagt, ſie müßten, wenn ſie von hohen Schulen kommen, ohnehin noch lange auf Beförderungen warten, dürften ſich aber wenige Eltern bewegen laſſen, bis an die 20. Jahre ihre Kinder zurück zu halten. Viele bleiben freylich lange nach Verlaſſung der hohen Schule unbefördert; allein wenn ſonſt alles gleich iſt: ſo gewinnen diejenigen immer, welche früher von Univerſitäten kommen. Ein Candidat von 25. Jahren, welcher ſchon im 21ſten herunter kam, wird ſchon, als ein alter Canditat und zu Beförderungen mit Nachdruck empfohlen, da ein andrer,

der im 25ſten Jahre herunter kommt, noch einige Jahre warten muß, ehe man ihn berechtigt hält um ein Amt anzuhalten.

In Abſicht auf die ganze Schrift ſey es uns noch erlaubt zu wünſchen, daß der einſichtsvolle Verf. die ganze Materie weitläuftiger ausführe und beſonders in Dingen, die zur Methode gehören, alles mit Beyſpielen erläutere, etwa ſo wie in dem Vorberichte zu den Vorübungen, die kürzlich erſchienen ſind, es geſchehen iſt. Kunſtgriffe und Vortheile in der Methode müſſen durch Beyſpiele praktiſch gezeiget werden. Man hat ſonſt keine anſchauende Kenntniß von der Art zu verfahren und läßt einen Punkt aus der Acht, welcher in der Ausführung von Wichtigkeit iſt. Mit bloſſer Beſchreibung der Methoden, ohne ſie durch Beyſpiele ſinnlich zu machen, iſt es eben ſo beſchaffen, als mit der Beſchreibung der Bildung eines Menſchen, wobey man nicht das Gemälde hinzufügt.

D. Johann Heinrich Fabers, Churfürſtl. Mainziſchen Hofgerichtsraths und Prof. Anfangsgründe der ſchönen Wiſſenſchaften, zum Gebrauch ſeiner akademiſchen Vorleſungen. Mainz, bey Weyland, 1767. 3. Alph. weniger 4. Bogen in groß 8.

Ein Lehrbuch kann aus einem doppelten Geſichtspunkte betrachtet werden. Iſt der Verf. ein philoſophiſcher Kopf, hat er neue Entdeckungen in der Theorie gemacht, beſitzt er dabey, wenn von den ſchönen Wiſſenſchaften die Rede iſt, einen feinen Geſchmack und eine ſichere Kritik, — vielleicht liefert er noch kein neues Syſtem, ſondern nur einzelne Abhandlungen, wie Leßing und Moſes, — will er ſich aber der Arbeit unterziehen, nun ſo ſchreibe er eins; er iſt ein Kunſtrichter, den wir mit Vergnügen leſen und mit Nutzen ſtudiren, ein Originalſchriftſteller, der neben den Werken der Künſtler ein Recht auf die Unſterblichkeit hat. Auch das Bekannte wird unter ſeiner Behandlung, durch eine Menge von Nebenzügen, durch zergliederte Beyſpiele, durch den Ausdruck, ein neues Licht erhalten. Damit wird er ſeine eigenthümlichen Gedanken verbinden und daraus ein regelmäßiges Ganze machen, wo alle Theile im genaueſten Verhältniß ſtehen. — Oder, zweytens — auch der Lehrer kann für die Anfänger eine Anweiſung nöthig halten, die er unter den bereits vorhandenen nicht bequem genug zu ſeiner Abſicht findet. Denn ſonſt, lieber Gott! warum muß denn jeder Profeſſor nothwendig über ſeine eigne Arbeit leſen? Iſt alſo dieß ſein Vorwand;

 gut,

gut, wir wollen ihn auch darnach beurtheilen. Aber, wenn er blos einen Auszug aus andern Schriften liefern will, ſo muß, (außer den Forderungen, die man an jeden Scribenten zu thun berechtigt iſt) entweder die Kürze, die beſſere Ordnung oder die Einkleidung dasjenige ſeyn, wodurch ſich ſeine Arbeit unterſcheidet. Und denn wollen wir derſelben keineswegs ihren Nutzen abſprechen: ein Gebäude, wo die bekannten Materialien mit Wahl und Geſchmack geordnet ſind, kann ſchon die Hand eines nicht ungeſchickten Meiſters verrathen.

Herr F. verliert ohne Zweifel, wenn man ihn nach dieſen Ausſichten beurtheilen will. Zwar hat er nicht ohne allen Verſtand compilirt; ſeine Arbeit kann in ſo fern einigermaſſen brauchbar ſeyn, als Anfänger manches, was ihnen nützlich iſt, darinn geſammelt finden. Nur müßten ſie das Buch nicht ganz ohne einem Führer leſen, der die nöthigen Erinnerungen dabey zu machen weis, und denn würde ich zu dieſem Entzweck doch immer andre Lehrbücher vorziehen. Des Verfaſſers Werk iſt in der That nichts anders, als eine Sammlung desjenigen, was verſchiedne Lehrer der Grammatick, der Redekunſt und der Dichtkunſt geſchrieben haben. Dieß wäre nun vortreflich, wenn Herr F. dabey eine kritiſche Wahl und mehr

mehr Geſchmack gezeigt, und die unnöthige Weitſchweiſigkeit vermieden hätte. Zuerſt liefert er uns einen Auszug aus der Grammatick; hierauf kömmt eine Rhetorick, in der beſonders die leichteſten und bekannteſten Materien mit großer Weitläuftigkeit ausgeführt werden, und endlich eine Dichtkunſt. Alles dieß läuft vom Anfange bis zum Ende in Paragraphen, ohne weitere Abſchnitte, fort. Der Verf. ſcheint zwar eine ziemliche Beleſenheit zu haben; wir ſehen aber nur immer den Copiſten, und ſelten den Mann, der ſelbſt denkt, und mit Geſchmack zu urtheilen weis. Dieß allgemeine Urtheil läßt ſich nun, bey einem ſolchen Werke, nicht ſo leicht durch Beyſpiele rechtfertigen; man wird aber die Richtigkeit einſehen, wenn man ſich die Mühe giebt, einen Theil davon durchzuleſen. Daher kömmt es auch, daß manche Sachen noch ſo ziemlich behandelt ſind, aber hat man einige Beleſenheit, ſo findet man bald, daß es oft nicht Herr Faber, ſondern ein andrer Schriftſteller iſt, deſſen Worte abgedruckt worden. Z. E. von den Romanen ſchreibt der Verf. S. 871. ohne die geringſte Anzeige, und zwiſchen ſeiner eignen Arbeit, verſchiedne Blätter aus Stockhauſens Bibliotheck von Wort zu Wort ab. Dieß Verfahren zu rügen, iſt um ſo nöthiger, weil viele

Zuſammenſchreiber ſeit einiger Zeit eine gleiche Methode beobachten. Es hätte doch immer in einer Note angezeigt werden müſſen, wie es auch ſonſt zuweilen, obgleich nicht allzudeutlich, geſchehen iſt. — Daher kömmt auch die Ungleichheit in dieſem Buche; manche Regel ſcheint Geſchmack zu verrathen, aber gleich darauf werden uns Gottſched, der einer von ſeinen vornehmſten Helden iſt, Pantke, Triller und dergleichen Schriftſteller empfohlen. Uebrigens hat Herr F. ſich auch nicht überall die beſten Einſichten, und die ſcharfſinnigſten Kunſtrichter zu Nutze gemacht; bey manchen Materien iſt er ſehr umſtändlich, die es doch nicht ſo ſehr, als andre, über die er kurz hinweggeht, verdienen; auch vermiſſen wir hin und wieder eine gute Ordnung. Und ein Hauptfehler iſt es, daß der Verf. ſeine Lehren nicht durch Beyſpiele zu erläutern ſucht; dabey zeigt ſich der Geſchmack eines ſolchen Schriftſtellers, und dieß hat für den Lehrling den größten Nutzen. Herr F. hat ſich in dieſe Kritik gar nicht eingelaſſen. Führt er Exempel an, als bey den Tropen und Figuren, ſo ſind ſie aus Schriftſtellern, die das feinere Deutſchland ſchon lange nicht mehr geleſen hat. Endlich ſind die Verzeichniſſe von Büchern, und überhaupt die litteraliſchen Nachrichten ſehr mangelhaft;

haft; der kleinen Unrichtigkeiten nicht zu gedenken, die man hier und da antrift, als S. 924. daß Terenz nur ſechs Komödien geſchrieben habe.

Zu akademiſchen Vorleſungen kann ein ſo dicker Band unmöglich brauchbar ſeyn. Sollten aber unſre Kunſtrichter, ein Ramler, ein Schlegel, ein Gellert, deſſen Abhandlung von Briefen hier und wieder abgedruckt iſt, und andre mehr; ſollten dieſe, ſage ich, in Mainz noch nicht bekannt ſeyn, ſo würde des Verf. Arbeit ein Verdienſt haben, als ſie ſonſt von ſich rühmen kann.

Verſuch eines Anhanges zu den Rabneriſchen Satyren. Frankfurt und Leipzig 1765.

Vielleicht hat der Verleger an dieſem Titel mehr Antheil, als der Verf. Es iſt bekannt, daß erſterer ſich oft als Gevatter aufdringt, und den letzten nöthiget, ſeinem Kinde denjenigen Namen zu geben, der ihm gefällt. In der That ſind die Blätter ſelbſt, (denn ſie ſind wöchentlich Bogenweiſe erſchienen) der neueſte Zuſchauer nach dem Geſchmack Rabners und Swifts, benannt. Ob ſie demnach ein Anhang zu den Rabneriſchen Satyren ſeyn könnten, oder ob ſie in dem vorgegebnen Geſchmack geſchrieben ſind, mit dieſer Unterſuchung wollen wir den

Verf. nicht quälen. Die Stücke ſind nach ihrer Güte ſehr unterſchieden. Verſchiedne, z. E. das zehnte, eilfte und zwölfte, und einige andre haben wir mit Vergnügen geleſen; die meiſten aber ſind ſo beſchaffen, wie — unſre Wochenblätter zu ſeyn pflegen, fein langweilig; und dann weis man oft doch noch nicht, was ihre Verf. eigentlich ſagen wollen. Noch eine gute Eigenſchaft dieſer Schrift iſt die, daß ſie ganz proſaiſch iſt. Denn nach der Antwort eines Junggeſellen S. 107. hätten wir einen zweyten Verſuch in Verſen wohl ſchwerlich leſen können. Im zweyten Stücke wird den Kunſtrichtern ein Knipchen vorgeſchlagen. Wir aber kommen hoffentlich frey durch; denn der Verf. wird wohl einſehen, daß wir uns ſeines gedruckten Formulars gar nicht bedient haben. Wir ſind vielmehr ſo unſchuldig, verſichern zu können, daß wir ſeine ganze Nachricht nicht einmal verſtanden haben. Die Schreibart iſt ziemlich ſpröde, und die Orthographie ſo wohl, als jene verrathen den Boden des Gewächſes.

Briefe des Theodoſius und der Conſtantia von J. J. Duſch. Berlin 1764.

Ein artiger Pendant zu den Briefen des Abälard und der Heloiſa! Nur, daß die Gewißheit,

wißheit, daß dieſe unglückliche Liebende wirklich einmal geweſen, den Antheil vermehrt, den man den Erzählungen ihrer Leiden, oder an dem Unterrichte nimmt, den ſie daraus ziehen. Indeß wird doch die vorgeſetzte Nachricht vom Langhornen, die aus dem Zuſchauer genommen iſt, auch für dieſes ähnliche Paar den Leſer intereßiren. Es ſind Briefe, die ein Geiſtlicher an eine Freundinn, die er vergebens geliebt hatte, und die ein Schickſal mit ihm in einem Kloſter vereinigte, zu ihrer Beruhigung und zu ihrem Unterrichte in der Religion geſchrieben. Die Lehren von der Vorſehung, von der Liebe Gottes, von dem Einfluſſe der göttlichen Gnade, von der Macht der Religion, machen den vornehmſten Inhalt dieſer Briefe aus. Bisweilen hört man darinnen freylich noch die Sprache der vorigen Leidenſchaft; Und wir müſſen geſtehen, daß uns deswegen der Ton in den Antworten der Conſtantia vorzüglich beſſer gefällt, als in den ernſten Reden ihres faſt zu platoniſen Liebhabers. Allein dieß rührt wohl von dem engliſchen Genie her, deſſen Gepräche ſie an ſich tragen. Bisweilen iſt ſich auch der Stil nicht gleich: wovon man auf der 40. S. ein Beyſpiel findet. Denn wem ſonſt als Lohenſteinen würde man dieſe Stelle vergeben? — Man gebe dem Feinde eine Redoute auf,

ſo würde er unſre Batterien wider uns ſelbſt gebrauchen. Dieſen beyden Gegnern der Gnade will ich eine kurze Antwort geben. — Sollen wir unſre offenherzige Meynung ſagen, ſo dünkt uns, Hr. Langhorne habe ſeine Landesleute für gewiſſe Ausſchweifungen auf beyden Seiten in Anſehung der Religion, für eine heuchleriſche Andacht und für einen verführeriſchen Leichtſinn warnen wollen. Um dieſe Anlage zu ſtaffiren, hat er ſich der Perſonificirung ſeiner Lehrer unter der Rolle des Theodoſius und der Conſtantia bedient. Allein es iſt in dieſem Falle unendlich ſchwerer, ſeinem Unterricht das Natürliche, und eine gewiſſe lebhafte Anmuth zu geben, als wenn ein glücklicher Scribent bloß Geſchichte zu erzählen ſcheint, und unvermerkt ſeinen Unterricht mit einmiſcht und ſeine lehrenden Subjecta mehr handeln, als vom Catheder reden läßt.

Geſammelte Schriften zum Vergnügen und Unterricht. Wien, bey Joh. Thom. v. Trattner. 1766. zwölf Stücke in Duodez. Jedes 6. Bogen ſtark.

Der Plan, welchen ſich die Herausgeber gemacht haben, beſteht darinn, ſolche Stücke zu liefern, die entweder in ſelten gewordenen Sammlungen, oder in Werken von größerm Um-

Umfange befindlich ſind. Dieß wäre nun freylich beſſer, als wenn man uns Schriften die jedermann beſitzt, unter einem neuen Titel, zum Nachtheile des Publikums verkaufen will. Doch haben wir auch in dieſer Sammlung nicht viel Unbekanntes angetroffen; das meiſte iſt aus den bremiſchen Beyträgen entlehnt, wozu einige Ueberſetzungen kommen. Cramers Schreiben einer ſterbenden Mutter kann wohl nicht mehr ſelten heiſſen, nachdem es, wie es auch verdient, ſo oft abgedruckt worden. Die Herausgeber verſprechen auch, einzelne fliegende Blätter in ihre Sammlung aufzunehmen, und dieß ſcheint uns mit eine Hauptſache bey ſolchen Schriften zu ſeyn. Manches witzige Blatt ſtirbt in ſeiner Geburt, das wohl verdiente aufbehalten zu werden. — Mit der Wahl der Stücke und den Ueberſetzungen kann man größtentheils zufrieden ſeyn.

Sammlung für den Verſtand und das Herz. Bremen, bey Cramer, 1767. 1. Alph. in 8.

Das Vorzüglichſte in dieſer Sammlung iſt Paliris und Dirphe, ein Gedicht in ſechs Geſängen, aus dem Franzöſiſchen; und gut überſetzt, wie es auch verdiente, wenn nur nicht, wie alle Verſe insbeſondre die franzöſiſchen, durch

eine

eine proſaiſche Ueberſetzung, gar zu viel verlöh-
ren. Hierauf folgt nach verſchiednen kleinern Stücken, der Schwatzhafte, ein Luſtſpiel des Herrn v. Voltaire. — Was die eignen Aufſätze des Herausgeber betrift, ſo haben wir in dem Geſpräch über das Pathetiſche, das eben nicht am beſten dialogirt iſt, nicht viel neues gefunden, und manches, das wir nicht unterſchreiben möchten. Wenn der V. z. E. beynah alle komiſche Stücke von der Bühne verbannen will, ſo werden wir dagegen mit allem Rechte proteſtiren können. Es iſt wahr, ein Trauerſpiel, oder eine rührende Comödie iſt, unſrer Empfindung nach, weit höher zu ſchätzen, intereßirt uns weit mehr, als der Geitzige des Moliere, oder als das luſtigſte Stück von Goldoni. Aber ſehen wir alle Tage weinen, ſo werden wir zuletzt gegen Klagen und Thränen ganz unempfindlich werden. Auch das Lachen kann ein Vergnügen für einen vernünftigen Mann ſeyn. Zwar hat die Natur manchen Leuten nur einen einſeitigen Geſchmack gegeben; ſie müſſen aber deswegen nicht von ſich auf andre ſchließen, und denſelben zur allgemeinen Regel machen wollen. — Die Briefe an ein Frauenzimmer ſind ſehr langweilig; aber in dem achten und neunten Briefe finden wir einige nicht ungegründete Anmerkungen

über

über dasjenige, was der V. der Fragmente über die neuere Litteratur von der Sprache und ihren Perioden, und von der Meßiade ſagt. Da vielleicht viele Leute wünſchen möchten, ſo wie auch in dieſem Briefe geſchieht, den Autor von den Fragmenten zu kennen, ſo glauben wir hier bekannt machen zu dürfen, was ſchon vielen bekannt iſt, daß Herr Prediger Herder, Prediger in Riga der Verf. dieſes treflichen Werkes ſey. — Von den Gedichten und andern in dieſer Sammlung enthaltnen Stücken wollen wir ſchweigen, weil wir nicht viel ſonderliches davon würden ſagen können.

J. M. E. Merkin Verſuche in proſaiſchen Stücken, zweyte Sammlung, Frankfurt und Leipzig bey Fleiſcher, 1767. 9. Bog in 8.

Moraliſche Betrachtungen, die wenigſtens das Verdienſt haben, von dem Schwulſt frey zu ſeyn, der itzt in Schriften von dieſer Gattung ſo gewöhnlich iſt.

Romanzen, aus dem Spaniſchen des Gongara überſetzt von Herrn Jakobi, Prof. Halle, bey Gebauer, 1767. 6. Bogen in 8.

Die ſpaniſche Litteratur iſt in Deutſchland noch zu unbekannt, und der mannigfaltige Nutzen,

ꝫen, den ſolche Ueberſeꝫungen haben, iſt zu groß, als daß man dem Hn. J. für ſeine Arbeit nicht Dank wiſſen ſollte. Er liefert uns zwar nur wenige Romanzen, in welchen ein deutſcher Leſer vielleicht den prächtigen Lobſpruch des Cervantes unſerm Spanier nicht ganz angemeſſen findet; doch ſind viele naive Züge darinn, und eine ſimple, angemeßne Sprache. Wir haben ſie größtentheils mit Vergnügen geleſen. Und Hr. J. verdient alle Aufmunterung, um, wie er verſpricht, in dieſer Beſchäftigung fortzufahren.

Herrn Johann Racine theatraliſche Schriften. Aus dem Franzöſiſchen überſeꝫt. Braunſchweig bey Schröder, 1766. Erſter Theil. 1. Alph. 11. Bog. — Zweyter Theil, 2. Alph. in 8.

In der That, es gehört ein bewundernswürdiger Muth dazu, zwey dicke Bände von Schauſpielen in gereimte Verſe zu überſeꝫen. Wir zweifeln, ob ein Mann von Genie ſich einer ſo undankbaren Arbeit unterziehen würde. Am Ende, wenn er auch alles ſo gut gemacht hätte, als es möglich iſt, ſo wäre der Vortheil doch nur geringe. Es werden wenig Liebhaber des Theaters ſeyn, die den Racine nicht im Franzöſiſchen leſen können, und, wenn die Abſicht iſt,

daß ſeine Trauerſpiele auf unſrer Bühne vorgeſtellt werden ſollen, ſo wir nicht, warum man nicht eben ſo gern die Trojanerinnen, als die Andromache, und den Criſpus ſo lieb, als die Phädra aufgeführt ſehen wollte; zu geſchweigen, daß ſo mittelmäßige Stücke, als die Thebaide iſt, gar keine Ueberſetzung verdient hätten. Hierzu kömmt, daß ein großer Theil von den Schönheiten des Racine in der Harmonie der Verſifikation, in dem Ausdruck, und in dem eigenthümlichen Wohlklang der franzöſiſchen Sprache beſteht. Verſchwindet nun alles dieß in der Ueberſetzung; iſt ſie überdem ſchleppend, wäſſericht und platt, wie die gegenwärtige, ſo muß man vollends die vergebliche Mühe und das verſchwendete Papier bedauren. Die ſchalen Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen haben unſer Theater entnervt, das iſt gewiß, ſie haben den ſterbenden Cato und ſchönaichiſche und quiſtorpiſche Trauerſpiele hervorgebracht; ob wir gleich deswegen noch nicht undankbar gegen die Franzoſen zu ſeyn, und ſo verächtlich von ihnen zu ſprechen, als itzt die Mode iſt, Urſache haben. Ihre beſten Schriftſteller verdienen noch immer ſtudirt zu werden, und es iſt ausgemacht, daß unſre Sprache eben ſo viel Vortheil von der ihrigen, als von der engliſchen gehabt hat. Doch das im

Vor ..rgehn. — Um eine Probe von unſerm Ueberſetzer zu geben, wollen wir folgende Stelle, die uns zuerſt in die Augen fällt, mit dem Original herſetzen.

Andromaque, Acte 1. *Sc.* 2.

Avant, que tous les Grecs vous parlent par ma voix,
Souffrez, que j'oſe ici me flatter de leur choix,
Et qu'à vos yeux, Seigneur, je montre quelque joye,
De voir le fils d'Achille et le vainqueur de Troye.
Oui. Comme ſes exploits, nous admirons vos coups:
Hector tomba ſous lui, Troye expira ſous vous,
Et vous avez montré par une heureuſe audace,
Que le fils ſeul d'Achille a pû remplir ſa place.

Nun höre man und urtheile.

Eh noch ganz Griechenland durch meinen Mund dir ſpricht,
Freu ich mich, daß es jetzt die Wahl auf mich gericht;
Erlaube mir, mein Herr, die Luſt izt zu geſtehen,
In dir Achillens Sohn, und Trojens Fall zu ſehen.
Du bleibeſt, ſo wie er, ſtets der Bewundrung Ziel,
Weil durch dich Troja nur, wie Hektor durch ihn fiel.
Es zeigete dein Muth, der wirklich groß zu nennen,
Daß nur Achilleus Sohn Achillen folgen können.

Wir haben nur das Gröbſte durch veränderte Schrift angezeigt; und wenn auch alle dieſe Fehler, dieſe Flickwörter, die platten Ausdrücke vermieden wären, wie matt, wie kriechend, wie weit wäre doch noch dieſe Ueberſetzung unter der Eleganz,

ganz, und dem Wohlklange des Racine! Und daß man nicht glaube, als wenn wir dieſe Verſe ausgeſucht hätten. Ich ſchlage den Anfang der Phädra auf:

Geliebter Theramen, ich muß den Schluß izt faſſen,
Das liebliche Trazen will ich nunmehr verlaſſen. u. ſ. w.

Doch am allerelendeſten ſind die Plaideurs überſetzt, wie es ſich ſchon von einer Ueberſetzung in Verſen eines ſo komiſchen Stücks erwarten läßt; voll Flickwörter und des Reims wegen gebrauchter poßirlicher Ausdrücke. Ich könnte hieraus einige luſtige Fehler auszeichnen, wenn es der Mühe werth wäre. Einer mag genug ſeyn, um doch ein kleines Beyſpiel zu geben, daß der Ueberſ. auch ohne Verſtand ſchreiben kann. In der Scene zwiſchen Chicanneau und der Gräfinn, für welche ihre Verwandten den Befehl ausgewirkt hatten, daß ſie nicht mehr proceßiren ſollte, giebt ihr der erſte den Rath, ſie möchte zum Richter gehen und ihn bitten: Liez-moi — Hier wird er von der Gräfinn unterbrochen. Weil dieß nun einen doppelten Verſtand hat, (bindet mich oder vereiniget mich; und das letzte war ſeine Meynung) ſo glaubt die Gräfinn, daß ſie ſich ſoll binden laſſen, und der Lärm geht zwiſchen beyden los. Dieß abgebrochne Liez-moi überſetzt er: Bindet mich! und nun wird

niemand begreifen können, warum ihr Chicanneau, der ſich ihrer in allem Ernſt annahm, einen ſolchen Rath giebt, und ſich hernach beſchwert, daß ſie ihm in die Rede gefallen wäre, und nicht recht verſtanden hätte.

Kurz, es wird genug ſeyn, wenn wir verſichern, daß alle Stücke kaum in der Gottſchediſchen Schaubühne zu ſtehen verdienten.

Herrn Carl Goldoni ſämtliche Luſtſpiele. Zweyter Theil. Leipzig bey Eißfeld, 1768. 1. Alph. $3\frac{1}{2}$. Bogen in 8.

Dieſer Band enthält 1) das neugierige Frauenzimmer, 2) den Lügner, 3) den Vormund, 4) die verſtellte Kranke. Der Ueberſetzer will diejenigen Stücke zuerſt liefern, welche auf unſern Bühnen noch nicht bekannt ſind; ſonſt würden wir zweifeln, ob er eben am beſten gewählt hätte. — Den Druck, müſſen wir rühmen, aber die Kupferſtiche nicht, welches elende Nachſtiche der ſelbſt ſehr mittelmäßigen Kupferſtiche der neueſten Venetianiſchen Ausgabe von 1761. ſind.

Nouveau recueil pour l'Eſprit et le coeur. Tom. IV.

Ego apis matinae more modoque.

Zelle

Zelle, bey Schulzen, 1767. 1. Alph. 2½. Bogen in 8.

Dies iſt der vierte Theil einer Wochenſchrift, welche Hr. Roques, franzöſiſcher Prediger in Zelle, ſeit einigen Jahren herausgiebt. Wir finden hier eine angenehme Mannichfaltigkeit, die mit Proſa und Poeſie, Moral und Litteratur abwechſelt. Das meiſte ſcheint aus neuen franzöſiſchen Schriftſtellern genommen zu ſeyn; einige Stücke ſind aus dem Engliſchen und Deutſchen überſetzt. In dieſem Bande iſt das vorzüglichſte die glückliche Familie von Marmontel nebſt verſchiednen artigen moraliſchen Abhandlungen.

Anweiſung zum Briefſchreiben nach dem heutigen Geſchmack, zum andernmal herausgegeben von M. Joh. Franz Wagner, Prof. und Rector in Osnabrück. Butzow und Wismar, bey Berger und Bödner, 1767. 1 Alph. 3 Bogen in 8.

Die dritte und ſehr vermehrte Auflage eines Briefſtellers von der gewöhnlichen Art. Man findet hier alle die alten und ſo überflüßigen Eintheilungen der Briefe, alle die unbeſtimmten und troknen Regeln, und noch dazu in der vortreflichen Methode, wo alles durch Schlüſſe an-

einander hängt, und jeder Satz, nebſt den Paragraphen, wo ihn der geneigte Leſer aufſuchen kann, wiederholt wird. — Und doch kann dieſe Anweiſung für eine gewiſſe Claſſe von Leſern brauchbar ſeyn, welchen oft ein neues Buch in die Hände geräth, woraus ſie irgend etwas lernen, dergleichen hier z. B. die angehängte Orthographie, und das Titularlexikon iſt, das ſie aus hundert alten ſchon lange hätten lernen können.

Die Redekunſt fürs Frauenzimmer. Aus dem Franzöſichen überſetzt. Regenſpurg, bey Montag, 1768. 14 Bogen in 8.

Eine Redekunſt fürs Frauenzimmer müßte noch wohl beſſer eingerichtet, und mit größerer Wahl und Rückſicht auf dasjenige, was dieſem Geſchlechte in der That nützlich ſeyn kann, ausgearbeitet werden. Die Bildung des Geſchmackes und die Schreibart würden ohne Zweifel das Vorzüglichſte ſeyn, worauf man in einer ſolchen Anweiſung ſein Augenmerk zu richten hätte. Denn, was kann einem Frauenzimmer eine Rhetorik nach dem gewöhnlichen Leiſten helfen, die von dem Bau einer unordentlichen Rede, von der Eintheilung derſelben in die gerichtliche und andre Gattungen, von der Stellung der Beweiſe,

weiſe, u. ſ. w. und von allen Tropen und Figuren, nebſt ihrem für das ſchöne Geſchlecht fürchterlichen Namen, handelt? Gleichwohl iſt unſer Verfaſſer dieſen Weg eingeſchlagen, und hat nicht einmal gewiſſe Materien ausgeführt, die ſeinem Plane weit angemeßner geweſen wären, z. E. von Briefen, Erzählungen, Geſprächen. Zwar iſt er als ein Franzos, viel zu galant, als daß nicht ſeine ganze Schrift an eine Dame gerichtet ſeyn ſollte, der er manches artige Kompliment zu machen weis; auch ſuchet er ſeine Regeln, die eben nicht den Fehler der Weitſchweifigkeit haben, durch Beyſpiele zu beleben, und weniger verdrießlich zu machen. — Die Ueberſetzung drückt den Wortverſtand aus, das iſt wahr; aber das iſt auch alles, was man von ihr ſagen kann.

Des Herrn von Voltaire Henriade überſetzt von Elias Caſpar Reichard, Prof. und Rektor. Magdeburg, bey dem Commerzrath Hechtel, 1766. 6½ Bogen in gr. 8.

Möchte H. R. es doch bey den erſten fünf Geſängen bewenden laſſen! Die Ueberſetzung iſt urſprünglich von Schwarzen! — Sie verdient nicht, daß wir noch ein einziges Wort hinzufügen.

Die große Verwandlung, oder das wunderbare Jahr, ſamt dem Thronbeſteigungsmanifeſt der Göttinn Venus ꝛc. ꝛc abgefaßt von dem N. N. von M*** Deutſchland, 6 Bogen in 8.

Dieß Geſchwäz ſoll eine Satyre ſeyn; aber ſo abgeſchmakt die Erdichtung iſt, ſo elend iſt auch die Ausführung. Ein V. der nicht einmal die Sprache in ſeiner Gewalt hat, der keinen Gedanken auszubilden weis, der wagt ſich in das Feld der Satyre! — Er will auf dem Vorgebirge der grünen Hofnung den Durchgang der Venus durch den Jupiter geſehen, und dabey bemerkt haben, daß ſie denſelben vom Throne geſtoſſen, und ſich, ſtatt ſeiner, darauf geſetzt habe. Dieß wird nun die Folge haben, wie ihm offenbart worden, daß den erſten Auguſt dieſes Jahrs, die Männer in Weiber und die Weiber in Männer verwandelt werden ſollen. (Daß dieß auch phyſiſch möglich ſey, zeigt der Verfaſſer durch Beyſpiele von Hermaphroditen, und andern Perſonen, deren Geſchlecht verändert worden, nicht weniger ſcharfſinnig, als der Hr. von Heß es thun könnte.) Das iſt nun die ganze kahle Erfindung mit ſchlechten Schilderungen, und verbrauchten Charakteren ausgeziert.

Verſuch über den Geſchmack von Alexander Gerard, öffentlichen Lehrer der Moral und Vernunftlehre im Marſchallkollegio zu Aberdeen. Nebſt zwo Abhandlungen über eben die Materien vom Hrn. von Voltaire und Hrn. von Alembert. Aus dem Engel. überſetzt. Breslau und Leipzig, bey Johann Ernſt Meyer. 1766. 16 Bog. in 8.

Dieſe Schrift hat im Jahr 1756. von der Edinburger Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften, des Ackerbaues und der Manufacturen den Preiß erhalten; und ſie verdient ihn auch. Nachdem hat ſie der Verf. noch mehr ausgearbeitet; und in dieſer Geſtalt erſcheint ſie in dieſer Ueberſetzung. Wer philoſophiſche Unterſuchungen über dieſe Materien liebt, der wird ſie mit großem Vergnügen leſen. Noch nie iſt nach den erſten Gründen des Geſchmacks ſo tiefſinnig geforſcht worden, als von dieſem Verf. Er bleibt auch nicht blos, nach Art mancher ſeichten Philoſophen, bey einigen allgemeinen Ideen, die von ein paar Fällen abſtrahirt ſind, ſtehen; ſondern man ſieht es ihm an, daß er das ganze Feld des Geſchmacks in den verſchiednen ſchönen Künſten mit prüfendem Auge durchreiſſet hat; und ſein Vortrag nimmt oft die Farbe der Gegend an, darinn ſich ſein

Nachdenken befunden hat. Zuerſt ſucht er die einfachen Beſtandtheile der Seele auf, deren Zuſammenſetzung den Geſchmack ausmachen. Darnach zeigt er, was zur Bildung und Vollkommenheit des Geſchmacks erforderlich ſey, und wie es dazu etwas beytrage. Und endlich macht er ſeinen Leſern mit dem Umfange und dem wichtigen Einfluße des Geſchmacks auf das Genie, die Kritik, den Charackter, die Leidenſchaften u. ſ. w. bekannt. Dieſer Grundriß wird hinreichend ſeyn, philoſophiſche Köpfe zu reizen, das Buch ſelbſt zu leſen, es mit Homes Verſuch über die Kritick zu vergleichen, und aus dieſer Vergleichung ihre Erkenntniß von einem dunkeln Theil der Seele zu bereichern und zu berichtigen. Die beyden angehängten Abhandlungen machen einen artigen Kontraſt mit der Schrift ſelbſt. Die erſte enthält viel wahre Anmerkungen im Detail über den Geſchmack; die andere beſteht in ſpitzfündigen und allgemeinen Betrachtungen darüber, die keinen philoſophiſchen Leſer befriedigen. Aber weder der noch der andere iſt ſo tief in die Natur der Seele eingedrungen als der Verf. An der Ueberſetzung wird man nicht eben etwas zu tadeln finden, wenn ſie nur nicht hie und da durch Druckfehler undeutlich gemacht worden wäre.

Dankrede auf die beglückte Geneſung Ihrer Kaiſerl. Königl. Apoſtol. Majeſtät, Marien Thereſien Als eine hochanſehnliche Kaiſerl. und Kaiſerl. Königl. Hofkammer den 23ten Brachmonats 1767. in der Kirche zu St. Peter dem Allerhöchſten ein feyerliches Dankopfer für dieſelbe entrichtete. Gehalten von Ignatz Wurz, der Geſellſchaft Jeſu Prieſter, der Gottesgelahrtheit Doktor und der geiſtlichen Beredſamkeit öffentlichen Lehrer. Wien, gedruckt bey Johann Thomas Edlen von Trattnern, Kaiſerl. Königl. Hofbuchdrucker und Buchhändlern. 4. 30. Seiten.

Eine abermalige Probe der Beredſamkeit und des guten Geſchmacks, der unter den katholiſchen geiſtlichen Rednern in Deutſchland den Wieneriſchen vorzüglich eigen wird. Maria Thereſia von ihrem Volke mit heißer Ehrfurcht geliebt und dieſer Liebe ſo würdig, wird tödtlich krank und geneſet, nachdem alles für den Gedanken ihres Todes gezittert und zu Gott um ihr Leben geflehet; ſie ſelbſt aber während der Krankheit und in ihren Vorbereitungen zum Tode die reinſte Gottesfurcht und ſtandhafte Tugend, welche das Chriſtenthum geben kann, bewieſen

wieſen hat. Dieſe Umſtände braucht der Redner den Höchſten zu preiſen, „der alles zu den beſten Endzwecken leitet und ſich in allem und zu aller Zeit verherrlichet, aber nie ſichtbarer, als wenn er ſeine Hand über die Fürſten der Erde ausſtrecket.„ Da Gott die Krankheit wüten läßt, ſagt er, ſo zeigt er uns die Größe Thereſiens, groß in ihr ſelbſt und in dem Herzen ihrer Unterthanen. Dieß iſt der erſte Theil. Und da er ihre Geſundheit ſo glücklich erneuert, ſo entdeckt er uns die Größe ſeiner Macht, indem er die Kaiſerinn zu der erhabenſten Abſicht, von der ſchwerſten Krankheit, mit großer Geſchwindigkeit, zum Vortheil ihres geliebten Sohnes und ihres von neuen beglückten Volks geneſen läßt. Dieß iſt der Innhalt des zweyten Theils. Wir müſſen geſtehen, daß wir die Rede ſowohl wegen der guten Ausführung als Wahl der Sachen mit wahrem Vergnügen geleſen haben. Gewiſſe Vorſtellungen, die der Lehrbegriff ſeiner Kirche mit ſich bringt, konnte man nicht anders von ihm erwarten. Die Einrichtung der Rede iſt an ſich unverbeſſerlich. Ihre Theile in der beſten Ordnung hinter einander geſtellt, die Gedanken hängen ſehr gut zuſammen, die Uebergänge ſind ungezwungen, und wenn Hr. W. gleich zuweilen matt wird,

ſo

ſo ſpricht er doch in den mehreſten Stellen mit einem edlen rührenden Feuer von nicht gemeiner Stärke, und mit einer natürlichen Simplicität, die dem wahren Affekt gemäß iſt. Wir wollen deren einige anführen und den Leſer ſelbſt darüber urtheilen laſſen. „In der That, ſagt der Verf. S. 11. „alle andre Widerwärtigkeiten ſind außer uns ſelbſt; ſie erregen zwar in uns den heftigſten Schmerzen, aber ſie üben ihre Macht nur an der Seele aus, ſie machen weiter keinen Eindruck auf den Leib, als wie weit die Seele durch ihre genaueſte Verbindung einen Einfluß in denſelben hat. Allein wenn tödtliche Krankheiten den Körper angreifen; wenn dieſer ſo geliebte Theil unſer ſelbſt, ſo zu ſagen, wider die Seele ſtreitet: wenn ſie bey ihren eignen Peinen noch die niederdrückende Mattigkeit, die heftigen Wallungen des erhitzten Geblüts, die unaufhörlichen Schmerzen des Körpers zu ertragen hat; wenn ſie mit jedem Augenblick, mit jeder kleinen Veränderung der Umſtände den Tod näher heranrücken ſieht: alsdenn ſeiner mächtig ſeyn, alsdenn von dem einmal betretenen Wege nicht im geringſten abweichen, alsdenn einen Muth und eine unveränderliche Standhaftigkeit bezeigen, dieſes iſt zu allen Zeiten ſowohl bey den Heyden als den Chriſten für

die

die erhabenſte Tugend gehalten worden. „—
„Ach große Monarchinn!„ heißt es S. 12. (der
V. hatte vorher von ihrer Liebe zu der verſtor-
benen Kaiſerinn Maria Joſepha geredet, der ſie
auch da ihre Gegenwart noch nicht entzogen, als
dieſe ſich ſchon ſehr gefährlich an ihren Blattern
befunden hatte) „deine ſo zärtliche Liebe wird
uns allzu theuer zu ſtehen kommen. Vergebens
beſiegſt du den Widerſtand der Natur, verge-
bens treibſt du deine Liebe bis an die Grenzen
des Todes, um ihre Stärke zu zeigen. Die Ge-
fahr iſt unüberwindlich. Ja, meine Herren,
ſchon beweiſen uns die Anzeigen der Krankheit,
daß wir nicht ohne Urſach gefürchtet haben. Das
Uebel bricht allenthalben, bricht mit aller Wuth
aus. Welche Beſtürzung der Durchlauchtigſten
Familie! welcher Schmerz des ganzen Hofes!
welches Wehklagen der Stadt! welches Schre-
cken aller Länder! Und Thereſia ſieht eine liebens-
würdige Tochter noch nicht von der Krankheit
hergeſtellt, eine geliebte Schnur an dem Rande
des Grabes, ſich ſelbſt in der äußerſten Gefahr;
ſieht dieſes und bleibt ohne Schrecken. Sie
vergißt gleichſam ihrer Krankheit und Schmer-
zen, ſie iſt nur für das Leben der Durchlauchtig-
ſten Maria Joſepha beſorgt, Sie will von den
Geſundheitsumſtänden derſelben, ſie mögen im-
mer-

merhin die fürchterlichſten ſeyn, auf das genaueſte unterrichtet werden. Kann man die Liebe zu den Seinigen, die Gott in das Herz gepflanzt hat, zu einer reinern Zärtlichkeit, und nach der Richtſchnur des Glaubens zu einer größern Vollkommenheit erheben? „ Das Gemählde, von der gegenſeitigen Liebe der Kaiſerinn und ihres Sohnes gegen das Ende der Rede, ſamt dem Schlußgebeth müſſen wir vorzüglich abſchreiben. Ohnfehlbar wird es unſern Leſern gefallen. — „Allein Gott hat ſo betrübte Muthmaſſungen nicht in die Erfüllung gehen laſſen, und indem er ſeine Macht in der Geneſung Thereſiens erzeiget, ſo hat er uns auch in Anſehung des Lebens unſers theuerſten Kaiſers beruhiget. Was für glückliche Ausſichten zeigen ſich uns hier, M. H.? Eine Mutter, welche bey der Schwere ihrer Krankheit aus der zärtlichſten Liebe des Sohnes die größte Linderung ſchöpft, und ein Sohn der niemals ein größeres Vergnügen, als in der Geneſung einer ſo liebenswürdigen Mutter empfindet; eine Mutter, welche nun von ſo vielen Tugenden neue Beweiſe empfängt, wie würdig ihr erhabner Sohn ſey, die größten Kronen der Erde zu tragen, und ein Sohn der ſein Glück preiſet, an der Seite ſeiner großen Mutter noch länger regieren zu können; eine Mutter, deren

Leben

Leben nach überſtandner Krankheit eine lange Dauer der Jahre verſpricht; und ein Sohn, welchem wegen der Ehrfurcht und Liebe gegen ſeine Durchlauchtigſte Mutter die Verheiſſung Gottes zum Lohne das ſpäteſte Alter der Menſchen ertheilet!„

„Dieſe Freude, M. H., dieſen Troſt, mit dem unſre Herzen ganz erfüllt ſind, haben wir dem Allerhöchſten zu verdanken, der uns Thereſien aufs neue und auf eine ganz beſondre Art geſchenkt hat; Wir genoſſen bisher das beneidenswerthe Glück, die beſte Fürſtinn zu haben, wir ſahen Sie als eine Gabe des Himmels an; allein Sie war für uns eine ſolche Gabe, welche wir durch den gemeinen Weg der Natur empfangen haben. Als eine würdige Tochter ſo vieler Kaiſer, die Erbinn der zahlreichen Kronen des ſechſten Karls, mußte Sie den Thron beſteigen, um über uns zu herrſchen. Allein, da Sie das tödtliche Uebel der Krankheit überfällt, welche Sie das Leben koſten ſollte, und da Sie Gott der Gefahr entreißt, und ihre Tage zurückruft; ſo empfangen wir Sie nun als ein Werk der Macht Gottes, als ein Geſchenk des Allerhöchſten allein aus ſeinen Händen; und unſre Pflicht iſt, Sie nun mit einer reinern Ehrfurcht

furcht zu verehren und mit einer noch zärtlichern Liebe zu umfangen. Welche Opfer des Danks ſind wir alſo dem Herrn für dieſes koſtbare Kleinod nicht ſchuldig? Laſſet uns, M. H., nicht länger verweilen, ihm dieſelben zu entrichten; laſſet uns unſre Seele in den feurigſten Entzückungen der Dankbarkeit vor den heiligen Altären ausſchütten; laſſet uns unſre Stimme mit der Kirche erheben. Ja, großer Gott! Gott der Herrlichkeit und Macht! wir loben dich, wir bekennen dich als den höchſten Herrn, in deſſen Händen die Schlüſſel des Lebens und Todes ſind. Du haſt dich durch die Furcht und Freude, die in unſern Tagen in unſrer Bruſt abgewechſelt haben, verherrlichen wollen: Wir loben dich. Du haſt deine geliebte Thereſia mit den Gefahren der Krankheit umgeben. Wir loben dich, denn du haſt uns dadurch ihre Größe entdeckt. Du haſt ſie wieder geſund und mit muntern Kräften erneuert hergeſtellt. Wir loben dich, weil du uns dadurch deine große Macht haſt ſehen laſſen. Aber, o Herr, zeige nun auch deine Güte, und erhalt uns, ſo lange es möglich iſt, eine Wohlthat, für welche wir dir heute danken. Entferne inskünftige jedes Urtheil von unſrer theuerſten Monarchinn, und verbreite deinen heiligen Segen über Sie, die hierunten der edel-

ſte Theil deines Erbes iſt und einſtens die Erbinn deines Reiches ſeyn wird. Leite Sie auf dem Wege deiner großen Abſichten, die du über Sie haſt, und erhebe ihren Namen durch eine Glückſeligkeit und einen Ruhm, welche ihrer hohen Tugenden würdig ſind. Dieſes iſt, was wir mit der ganzen Inbrunſt unſrer Seele von dir flehen, wofür wir dich jeden Tag ſegnen, und deinen heiligen Namen bis in die ſpäteſten Zeiten preiſen werden. „ So viel Worte ſo viel wahre Empfindung des Herzens. Viele der Herrn Hofprediger an unſern kleinen deutſchen fürſtlichen Höfen, die in ihren Vorträgen mit ihrer Durchlauchtigſten Herrſchaft gemeiniglich ſo viel ungeſchickte Komplimente machen, möchten wir bey dieſer Gelegenheit bitten, unter andern von dieſem Mann auch zu lernen, wie man auf der Kanzel von den Großen auf eine anſtändige und würdige Weiſe reden ſoll.

Ein paar Anmerkungen möchte der Recenſent noch machen, die dem Hrn. W. zeigen mögen, mit welcher Aufmerkſamkeit er ſeine Rede geleſen. Es fehlt den Gedanken des Verf. in andern Stellen manchmal an dem beſtimmten Ausdruck und den Bildern, auf die er anſpielt, an genugſamer genauer Richtigkeit. Z. B. S. 8. 9. „Ich erkenne, daß hier der Ort wäre, alle

dieſe

dieſe unſchätzbaren Eigenſchaften Thereſiens in dem ganzen Schimmer des Ruhms, den die Kunſt ertheilen kann, aufzuführen.„ Die Kunſt ertheilt den Schimmer des Ruhms, hat etwas widerſinniſches. Die Tugend Thereſiens ſchimmern ja auch nicht bloß, ſie haben einen ihr eigenthümlichen ſtarken Glanz, für den die Kunſt des Lobredners ganz überflüßig iſt, wie ſich der Hr. Verf. auch gleich darauf ſelbſt erklärt: „Da Thereſiens wahrer Charakter iſt, große Tugenden an ſich zu haben und den Ruhm derſelben nicht durch Redner, ſondern allein durch ihre glänzendſten Thaten ausbreiten zu laſſen: ſo will ich mich deſſen enthalten u. ſ. w.„ Ingleichen S. 10. „Ja, wenn ſie auch, (es iſt von Fürſten die Rede) weder aus Neigung noch Wahl die Tugend liebten, ſo würde eine natürliche Hoheit der Seele, die ihnen mit dem Adel ihres Bluts in die Adern gegoßen worden, oder eine edle Erziehung, die ihre erſten Jahre gebildet hat, in dem Stande des Glücks hinlänglich ſeyn, an die Stelle der Neigung und Wahl zu treten, und ſie auf dem Wege der Tugend zu führen, ſo lange er mit Blumen gleichſam beſtreut wäre und ihn keine Widerwärtigkeiten ſchroffigt machten. Unterdeſſen will ich Tugenden, die im Glücke blühen, ihren Werth nicht

anſtreiten. Nur muß ich bekennen, daß ihnen das Siegel der Vollkommenheit ſo lange mangelt, bis ſie die Standhaftigkeit prüfet, und ſie den Sieg über ſolche Hinderniße davon tragen, welche entweder ſie zu zerſchmettern oder wenigſtens zu erſchüttern drohen.„ Hier ſind Fehler in den Gedanken, in dem Ausdruck, und in den Metaphern ſelbſt, auf eines zuſammen gehäuft. Das Bild eines mit Blumen beſtreuten Weges iſt nicht ausgemahlt, ſondern ſogleich in eine abſchüßige gefährliche Straße, die zu einer fürchterlichen Tiefe hinabführt, verwandelt. Das anſtreiten, iſt wie das ſchroffigt, ein Provinzialswort. Die Standhaftigkeit prüfet die Tugend, iſt ganz falſch ausgedrückt. Es ſoll heißen, in und unter den Prüfungen hat die Tugend Gelegenheit zu zeigen, ob ſie ſtandhaft iſt oder nicht. Und viel gehäufte ganz verſchiedne Bilder läßt uns hier der Redner zuletzt auf einmal ſehen. Das Bild eines Siegels der Vollkommenheit läßt ſich wohl nicht mit dem Bilde eines Sieges paaren. Ja wie reimt ſich damit wieder die Vorſtellung des zerſchmetterns und erſchütterns, dabey man ſich einen Wetterſtrahl und ein Erdbeben denkt, das aber unmöglich eine Wirkung aufgeſtoßner Hinderniße ſeyn kann. Man thut beſſer, daß man keine Metaphern

braucht,

braucht, als daß man ſie ſo unrichtig ſmacht. Doch dergleichen Fehler zu vermeiden, wird künftig dem Verf. nicht ſchwer fallen, da er es in der guten Schreibart ſchon ſoweit gebracht hat. Allein in dem ſchmeichelhaften Lobe, welches Hr. W. in dieſer Stelle zugleich den Großen der Welt macht, da er meynt, wenn dieſe auch weder aus Neigung noch Wahl die Tugend liebten, ſo würde eine natürliche Hoheit der Seele, die ihnen mit dem Adel ihres Bluts in die Adern gegoßen worden, an deren Stelle treten und ſie auf den Weg der Tugend führen, hat er den hohen Lobredner des verſtorbenen Prinzen Heinrich von Preußen wider ſich, der, da von den Tugenden dieſes liebenswürdigen Prinzen die Rede war und geſagt ward: En effet, qui pouvoit ſe refuſer à cet aſſemblage admirable de talens et de vertus? mit wahrhaftig königlicher Freymüthigkeit hinzuſetzt: Qui ſe rencontrent ſi rarement chez des Particuliers, plus rarement encore parmi les perſonnes d'une haute naiſſance, parceque leur nombre eſt moins conſiderable.

Ueber das Studium des Alterthums, von Hrn. Hofrath Klotz. Halle bey J. J. Gebauer 1766. 5 Bogen in 8.

Dieſes iſt, ſo viel wir wiſſen, von dem damaligen Hrn. Hofrath, jetzigen Hrn. Geheimenrath Klotz, die erſte Schrift in deutſcher Sprache, da er bis dahin ſich blos in lateiniſchen Schriften hervorgethan hatte. Sie ſcheint auch in der That von dem Hrn. Geheimenrath blos als ein Verſuch um der Sprache willen, aufgeſetzt zu ſeyn, denn der Inhalt kann ſein Genie in keine Koſten geſetzt haben. Nimmt man dasjenige hinweg, was aus andern Schriftſtellern angeführt wird, und was die Rhetorik an den eignen Gedanken aufgeblaſen hat; ſo bleibt faſt nichts, das des Ruhmes dieſes Schriftſtellers würdig wäre. Eine ſieben Seiten lange Deklamation wider die Unwiſſenheit überhaupt iſt wohl nicht der ſchicklichſte Eingang zu einem fünf Bogen ſtarken Traktätlein über das Studium des Alterthums. Wenigſtens könnte ſie eben ſo füglich vor einer Kirchengeſchichte ſtehen. Wir ſagen Deklamation, denn es iſt doch wohl nichts anders, wenn der Verfaſſer anhebt: „Nie hat die Unwiſſenheit ihren „Muth, welcher ihr den Mangel andrer Vor-

„züge

„züge erſetzen ſoll, ſo ſehr ſinken laſſen, daß ſie „ſich nicht bemühet hätte, die Welt zu überre„den, ſie handle nach ſichern und guten Grund„ſätzen. Mit edlem Stolze ſcheint ſie auf alles „herabzublicken u. ſ. w. Bald drückt ſie die Pfei„le aus einem verborgnen Hinterhalte los, und „iſt, wie der in Nacht verhüllte Apoll des Ho„mers. (Ey! Ey! wie kömmt die Unwiſſenheit „zu der Ehre, mit dem Gott Apoll verglichen zu „werden!) ein heimlicher Feind: bald waffnet „ſie ſich mit Kühnheit, und erhebet ihre freche „Stirne frey. u. ſ. w.

Hierauf folgen 10. oder 12. Seiten wider die pedantiſchen Alterthumsforſcher. Wir freuen uns, den Hrn. Geheimenrath auf dieſen Gedanken zu finden. Nach ſeiner Hiſtoria numorum contumelioſorum et ſatyricorum und Hiſtoria numorum obſidionalium zu urtheilen, hätten wir ſo manchen Zug wider die unnützen Anführungen und unwichtigen Unterſuchungen nicht von ihm erwartet. In der Folge werden auch die trocknen Philoſophen gezüchtiget, und durch das Beyſpiel des Sokrates, der Bildſäulen der Huldgöttinnen geſchnitzt,*) und des Leibnitz,

* Aus dieſem Worte des Hrn. Kl. werden unſre Enkel dereinſt ſchlieſſen, daß die Grazien des Sokrates von Holze geweſen.

nitz, den Voltaire im Tempel des Geſchmacks angetroffen, angewieſen, den Muſen zu opfern. Die Kritik, ſagt der Hr. Geheimerath getroſt dem ſchnöden Franzoſen nach, verſtattete Leibnitzen dieſen Aufenthalt, um ſeine Mitbrüder durch dieſes Beyſpiel menſchlicher zu machen. Doch wie? ſagt dieſes Voltaire? o nein! Voltaire iſt wenigſtens höflich, wenn er nicht beſcheiden iſt. Es heißt im Franzöſiſchen, pour tacher d' adoucir par cet exemple l' eſprit dur de la plupart de ſes confreres — Wir begreifen übrigens nicht, wie Herr Kl. mit V. Beſchreibung vom Tempel des Geſchmacks zufrieden ſeyn könne. V. hat doch wenigſtens einen einzigen Metaphyſicker darinnen angetroffen, aber Münzenſammler und Alterthumsforſcher, ſo viel wir wiſſen, gar nicht.

Seit dem Winkelmann haben dieſe Herrn in Deutſchland einen ſehr wichtigen Ton angenommen. Dieſer große Geiſt hat eine ungemeine Kenntniß des Alterthums mit Philoſophie, großem Geſchmack und wahrem Genie verbunden, wodurch er jeder Kleinigkeit hat Anſehen und Wichtigkeit verleihen können. Sein Enthuſiaſmus für die Kunſt der Alten gefiel, denn er zeugte von ſeiner ſtarken Empfin-

pfindung des Schönen und Erhabnen. Man mußte dem wohl glauben, der mit ſolchen Talenten zum Sehen ausgerüſtet, ſelbſt geſehen hatte. Daher man es ihm gar wohl vergab, wenn er ſein Lieblingsſtudium über alle menſchliche Erkenntniß hinweg zu ſetzen, und die Betrachtung einer Anticke für die höchſte Glückſeligkeit des Menſchen zu halten ſchien. Unter ſeinen Nachfolgern aber finden ſich welche, die vielleicht keine Anticke in ihrem Leben mit Augen geſehen, die alles , was ſie von der Kunſt der Alten wiſſen, aus Büchern gelernt, oder höchſtens aus Kupferſtichen abgeſehen haben, und die Begeiſterung alſo aus der zweyten, dritten Hand haben. Dieſe glauben es dem Winkelmann auf ſein Wort, daß die Alterthumskunde die Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften ſey, und was den Geſchmack betrift, ſo ſind ſie völlig verſichert, daß ſie ganz allein in dem Beſitze deſſelben ſind. Kaum daß ſie den Dichtern die Ehre gönnen, ſie neben ſich zu dulden. Sie ſprechen in allgemeinen Ausdrückungen von Grazie, ſtiller Größe, hoher Einfalt, weisheitsvoller Bedeutung, gefälliger und harmoniſcher Annehmlichkeit, und dergleichen Modewörter mehr, die man im Munde führen kann, ohne den mindeſten einleuchtenden Begriff davon in der Seele

le zu haben, und dieſe ſtolzierende Kunſtwörter müſſen ſo manche kritiſche Armſeligkeit aufſtutzen, die ſonſt jederman für ehrliche Pedanterey erkannt haben würde.

Am Ende kömmt Herr Klotz auf den Nutzen, den der Weltweiſe aus dem Studio der Alterthümer ziehen kann. Wir haben hier wichtige Anmerkungen über die Verbindung und den wechſelsweiſen Einfluß der Weltweisheit und der ſchönen Künſte erwartet, denn bis S. 60. haben wir immer geſehen, daß Herr Klotz unter dem Alterthume vorzüglich die Kunſt der Alten verſtehe. Aber allhier ſchiebt er plötzlich die Geſchichte der Alten unter, und beweiſet ſehr gründlich, daß die Staatsveränderungen, die heilſame Geſetze, kluge Anſtalten, weiſe Einrichtungen, durch deren Verbindung Rom ſich zu der Höhe erhob, auf welcher dieſe Königinn der Völker dem Erdboden Geſetze fürſchrieb, und deren Trennung den Verluſt einer Majeſtät und Macht verurſachte, zu welcher kein Reich ſeit der Zeit wieder gelangt iſt, daß die Sittenrichter, der Senat, das Volk, der Kaiſer Auguſtus und noch viele andere Dinge in der alten Geſchichte den Weltweiſen Stoff zu nützlichen Betrachtungen geben können. Nicht ein Wort von den eigentlichen Alterthümern, die Herr Kl.

doch

doch allenthalben vorzüglich meynet. Hat er etwa befürchtet, hier mit ſo trivialen Anmerkungen nicht durch zu kommen? Wir müſſen geſtehen, daß uns dieſe unglückliche Wendung nicht wenig befremdet hat.

Die Schreibart in dieſer kleinen Schrift iſt geſchmückt und feyerlich, für eine ſo kleine Schrift vielleicht zu feyerlich. Deſpaviladera, ſagt Clark von der ſpaniſchen Sprache, klinget wahrhaftig zu gravitätiſch für eine Lichtſcheere. Gewiſſe Perioden, die im Ciceroniſchen Latein ſehr wohl klingen mögen, thun auch im Deutſchen lange die Wirkung nicht, und ſchleppen ſich vielmehr ſehr ängſtlich fort. Wir wollen einige zum Beyſpiel herſetzen. „Sie (die Gelehrſamkeit) iſt vielleicht oft gar unſre Verführerinn, „ſie wird uns eben ſo ſchädlich, als der Reichthum dem, welcher ſich deſſen nicht zu gebrauchen weis, und wenn wir die bey allen ihren „Schätzen armen Gelehrten und ihre unter ſo „vielen Glanze dennoch hervorſchimmernde „Dürftigkeit betrachten, finden wir uns verbunden, wenigſtens gegen unſre Freunde, den „Wunſch zu thun, deſſen ein franzöſiſcher „Schriftſteller erwähnt, der ihn ſelbſt für andern hätte beherzigen ſollen: Gott erzeige ih-

„nen

„nen die Gnade, daß ſie weniger gelehrt wer„den!„ Die kleinen Unrichtigkeiten, ſich deſſen gebrauchen, unter vielem Glanze hervorſchimmernde Dürftigkeit, und für andern, anſtatt vor andern, nicht zu rügen, welchen Leſer wird dieſe Menge der Einſchiebſel, dieſe häufige Beziehungswörtet deſſen, welcher, dem und wem nicht verwirren? Und wie verdrießlich muß der Leſer werden, wenn er am Ende findet, daß man ihm in verwickelte Perioden nichts als allgemein bekannte Dinge geſagt hat? So auch folgende Periode: „Sollte nicht auch jetzt mancher Welt„weiſer in ſtiller Einſamkeit den Muſen ein „Opfer bringen, welchen ſie dadurch belohnen „werden, daß ſie ſeinen Ruhm der Nachkom„menſchaft erzählen, wenn unterdeſſen die Nacht „der Vergeſſenheit die Namen derer bedeckt, „welche aus keiner andern Urſache auf den ehr„würdigen Titel eines Weltweiſen Anſpruch ma„chen, als weil ſie ſich der wohlfeilen Gefällig„keit des freygebigen Deutſchlandes bedienet „haben.„

An einem andern Orte will der Verf. den Grafen Caylus den Alterthumsforſchern zum Muſter anpreiſen, und hierzu bedient er ſich folgender Wendung: „Möchte doch eine aufmerk„ſame Betrachtung dieſes großen Mannes in

„dem

„dem Gemüthe der Gelehrten, welche Kenner „des Alterthums ſeyn wollen, eben die Wirkung „hervorbrigen, welche das Bildniß eines Welt„weiſen, das jene Athenienſerinn bey einem üp„pigen Schmauſe von ohngefehr erblickte. „Dieſes Bild der Mäßigung und Enthaltſam„keit machte einen ſolchen Eindruck auf ſie, daß „ſie ihre Unwürdigkeit fühlte, ſich nach Hauſe „begab, und aus einem Beyſpiele aller Aus„ſchweifungen ein Muſter der Keuſchheit und „Sittſamkeit ward„ eben die Wirkung, welche „das Bildniß u. ſ. w.„ Hier iſt ein Zeitwort ausgelaſſen. — Die ganze Vergleichung ſcheinet uns kindiſch, wenn der Hrr Geheimerath das Wort nicht übel nehmen will. Was hat ein pedantiſcher Alterthumsforſcher mit einer athenienſiſchen Buhlerinn gemein?

„Freylich, heißt es unmittelbar darauf; kann „dieſes nur derjenige leiſten, welcher Genie und „Geſchmack von der Natur empfangen u. ſ. w.„ Wie hängt dieſes mit den vorigen zuſammen? Worauf beziehet ſich das dieſes? auf die Aufführung der athenienſiſchen Dirne, oder auf die Pedanterey der Gelehrten? Dergleichen Nachläßigkeiten finden ſich auch auf allen Seiten, und es wäre nicht zu begreifen, wie ſie einem ſolchen Manne, den uns ſo viele gelehrte

Zeitun-

Zeitungen, ordentlich, als wenn ſie aus einem Munde redeten, als einen Mann von erhabenſtem ſicherſtem Geſchmacke beſchreiben, wie dieſem Helden der Kritick ſolche elende Stelle entfahren konnten, wenn er nicht mit gar zu großer Flüchtigkeit arbeitete. Er ſcheinet den Gedanken nicht genug zu wenden, bis er ſich dem Ausdruck anpaſſet; ſondern aus Eilfertigkeit den erſten beſten Ausdruck zu nehmen, der ſich ihn darbietet. Wenn wir beſſere Proſaiſten bekommen ſollen; ſo müſſen unſere guten Köpfe nicht ſo unachtſam mit der Proſe umgehen. Doch vielleicht mögen aber auch die Fehler der Schreibart des Hrn. G. R. bloß daher kommen, daß er der deutſchen Sprache noch nicht gewohnt genug iſt, er wird bey mehrerer Uebung wohl richtiger ſchreiben lernen. Zumal wenn er aus der Erfahrung merken wird, daß ein neuerer lateiniſcher Schriftſteller zwar zuweilen triviale Gedanken in aufgedunſtener Schreibart vertragen, und dieß denn durch eine Art von ciceroniſcher Wendung vermänteln könne, daß aber, wenn man Deutſch ſchreibt, dergleichen Fehler, allzubald dem Leſer, in ihrer ganzen Blöße in die Augen fallen.

Der Glückſelige, eine moraliſche Wochenſchrift. Siebenter Theil. Halle, bey Johann Juſtinus Gebauer. 1766. 1 Alph. 3 Bog. in gr. 8.

Dieſer Theil veranlaßt uns noch nicht, unſer Urtheil, das wir über die vorigen Theile gefället haben, zurück zu nehmen. Auf dem Katheder und auf der Kanzel mögen manche hier vorkommende Abhandlungen ihre Dienſte thun; und die meiſten müſſen auch wohl daher genommen seyn, weil ſie die umſtändliche und wortreiche Sprache derſelben führen. Aber ein Sittenrichter für die große Welt muß mehr Geiſt haben, und die Sitten der Menſchen aus mehrern Geſichtspunkten ſehen. Es iſt nicht genug, daß die vorgetragnen Sachen an ſich gut und wahr ſind, ſie müſſen auch ſo geſagt werden, daß ſie Geſchmack daran erwecken, und ihn nicht vielmehr vertreiben. Wir wundern uns nur, daß die Verf. es nicht ſelbſt wahrnehmen, wie ſehr die Gedanken über verſchiedne Materien, die hier einige Bogen anfüllen, und die aus fremden Schriftſtellern überſetzt, oder doch dem Stoffe nach daraus genommen ſind, am geiſtreichen und reellen ſo ſehr gegen ihre eigne Arbeiten abſtechen. — Die Nach-

rich-

richt vom Berliniſchen Geſangbuch im 216. St. hätten wir mit Vergnügen geleſen, wenn ſie, (ſo wie das übrige,) nur nicht mit ſo vielem Geſchwätze vorgetragen wäre; zuweilen laufen ſolche Dinge unter, die wohl kein Menſch an der Stelle, wo ſie ſtehen, ſuchen ſollte z. B. S. 113. das Verzeichniß von alten Deutſchen Sprichwörtern.

Der Rechtſchaffene, eine ſatyriſch-moraliſche Wochenſchrift in gebundener und ungebundener Schreibart. Zweyter Theil. Lindau, bey Jakob Otto 1766. 1 Alph. in 8.

Wir können uns nicht entſcheiden, ob die gebundene oder ungebundene Schreibart elender ſey; ſo ſehr ſtreiten ſie mit einander um den Vorzug. Kaum ſollte man glauben, daß der niedrige Witz der ſogenannten Satire, die ſchaale Moral, die Reime ohne Gedanken, und das alltägliche Geſchwätz der Proſe von Leſern erduldet, vielweniger mit Beyfall aufgenommen werden könnten. Doch erinnern wir uns, daß der Verf. in einer gewiſſen gelehrten Zeitung zur Fortſetzung ſeines Geſchmiers ermuntert worden iſt. Die Ermunterung hat was geholfen. Im erſten Theil bat ſeine ſchüchterne Mine noch um Mitleiden; hier ſpricht er ſchon mit dreuſter Zuverſicht; und ver-

vermuthlich wird er noch dreuſter werden, denn, was Geſchmack, Styl und reife Moral ſey, davon hat er gar kein Gefühl.

Der Patriot am Bodenſee: oder auserleſene Sammlung der beſten bishero heraus gekommenen moraliſchen Abhandlungen durch getreue Auszüge ſowohl, als eigene Gedanken herausgegeben. Viertes Stück. Lindau, Frankfurt und Leipzig, in Verlag Jakob Otto, 1766. 11½ Bogen in 4.

Am Bodenſee muß man mit den unter uns bekannten deutſchen und ausländiſchen Wochenſchriften, dem hamburgiſchen Patrioten, dem Engliſchen Aufſeher, van Effen, u. ſ. w. noch ziemlich unbekannt ſeyn, weil man in gegenwärtiger periodiſchen Schrift für dieſe Gegend Auszüge liefert, welche noch dazu die Provinzialſprache der Gegend reden. Die moraliſchen Abhandlungen, welche, laut des Titels, auch durch einige Gedanken herausgegeben ſind, ſind ſo ziemlich nach der Form unſrer gewöhnlichen Wochenſchriftſtellern gebildet, und empfehlen ſich weder durch die Neuheit des Inhalts noch der Ausführung. Doch vielleicht iſt manches noch am Bodenſee neu; was es für uns

nicht mehr iſt. Nun, dann haben wir auch wider dieſe Schrift nichts einzuwenden.

Siegfried und Agnes, eine Rittergeſchichte. 1767.

Man ſetze hinzu: in wäßriger kriechender ungereimter Proſe; ſo weiß man alles bis auf den Inhalt, der rührend genug wäre, wenn ihn ein Dichter verarbeitet hätte. Und in der Hoffnung, daß es vielleicht noch geſchieht, wollen wir ihn mit wenigen Worten entwerfen.

Der Herzog Siegfried traf auf der Jagd die Agneſe, ein armes Landmädchen an. Ihre Unſchuld und Schönheit entzückt ihn dergeſtalt, daß er ſie zu ſeiner Gemahlinn erwählte. Der Vater des Siegfrieds, ein ſtolzer unmenſchlicher Wüterich erfuhr es und bekriegte ihn deshalb. Erſtaunt, daß der Sohn ſelbſt mit ſeiner Armee wider ihn zu Felde geht und tapfer ſtreitet, beſchließt er, die im Schloſſe ſeines Sohns zurückgelaſſene Agneſe durch ein Commando heimlich aufzuheben, und ſie von einem Felſen in einen Fluß ſtürzen zu laſſen. Ihr Leichnam fließt an das Ufer, wo Siegfried mit ſeinem Heere ſich gelagert hat. Schon voll Mitleid ein verunglücktes Mädchen zu ſehen, findet er gar ſeine geliebte Gemahlinn.

Julie, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Mit einem Brief über das deutſche Theater an die Freunde und Beſchützer deſſelben in Hamburg, Kopenhagen und Leipzig, bey G. Chr. Rothens Wittwe und Proſt 1767.

In dieſem Trauerſpiele entdeckt man wenige Spuren eines tragiſchen Genies. Nicht der murriſche, grauſame abgedankte Kapitain, noch der wunderlich eigenſinnige und doch gutherzige Vater der Julie, auch nicht der dumme intereßirte Peter, die darinn auftreten, ſind die Beweiſe davon. Denn Shakeſpear und andere Engliſche Dichter bringen wohl in die ſchrecklichſten und rührendeſten Situationen ihrer Schauſpiele noch launigere Charaktere; aber keine ſolche dalende unactive Julie, Frau von Wichmann und Frau Dalton muß man bey ihnen nicht geſehen haben. Von der Anlegung des Plans, von dem Gemeinen der Charaktere, von der langweiligen Ausdehnung der Scenen und wenigen guten Situationen nicht zu gedenken. Allein dieſer mißlungene Verſuch in einer Art von Tragödie, die nur dramaturgiſchen Dichtern von erſtem Range gelingen wird, verräth, dem allen ohngeachtet, einen Manne mit Talenten; wir meynen zur Farçe und vielleicht auch zur rührenden Komödie. Sein Dialog

iſt flieſſend, aber zu wortreich und ohne Kraft und Stärke, ſein Witz naiv und den Perſonen angemeſſen, und gefällt faſt durchgehends. Ja wir glauben, dieſes Stück könnte leicht in ein niedrig komiſches und rührendes Drama verwandelt werden, wenn nemlich im fünften Aufzuge Woldemar den Geliebten der Julie nicht tödtlich verwundete. Der Brief über das deutſche Theater ſcheint uns nicht ſehr bedeutend. Die Bemerkungen in demſelben betreffen entweder Kleinigkeiten, oder ſchon bekannte Dinge. Doch die Wiederholung derſelben iſt nicht ganz zu verweiſen, und kann in der Abſicht, in der dieſer Brief geſchrieben iſt, Nutzen ſtiften.

Neue Sammlung von Schauſpielen, welche auf der kaiſerl. königlichen privilegirten deutſchen Schaubühne zu Wien aufgeführt worden. Wien, zu finden in dem Kraußiſchen Buchladen, 12 Bände in 8.

Wenn man in dergleichen Sammlungen allen den Stücken einen Platz anweiſet, deren Vorſtellung glücklich ausgefallen iſt: ſo können bald zwölf Bände vollgeſtopft werden. Sähe man aber dabey noch auf etwas anders, auf ihren innern Werth, geſetzt auch mit aller Nachſicht,

ſicht, die man nur haben kann, wenn man ſammeln will, und nicht viel vollkommenes zu ſammeln hat: ſo ſollte es gewiß Mühe koſten, nur die Hälfte derſelben zu füllen. In gegenwärtiger Sammlung befinden ſich franzöſiſche, italieniſche, engliſche und deutſche urſprüngliche Stücke. Die Verfaſſer der erſten ſind uns alle wegen eines und des andern Verdienſt um das Theater bekannt, und ihre Ueberſetzer dadurch, daß ſie es ſo ziemlich in aller Vollkommenheit unkennbar machen können. Hin und her findet man wohl ein Luſtſpiel, (denn die Ueberſetzung der Tragödien ſind unter der Kritik) das richtig verdeutſchet iſt: allein das iſt auch alles, was man mit Grund der Wahrheit davon ſagen kann. Von den deutſchen Originalen iſt gleichfalls nicht viel Aufſehens zu machen. Die Trauerſpiele ſind langweilige Geſpräche, worinn die bekannten lieben drey Einheiten beobachtet worden ſind. Die Luſtſpiele ſind etwas beſſer: man findet unter dem Seichten und Wäßrichten, unter der trivialen Moral, unter der ungeläuterten Art von Scherzen hin und her einen glücklichen Einfall, eine artige Situation, einen beſtimmten hervorſtechenden Charakter, und dann und wann einen guten Dialog. Ja, man kann den Verfaſſern einiger dieſer Stücke weder Genie noch Witz ab-

 ſprechen,

ſprechen, und müſſen ſie ſich nur die Cultur von beyden angelegner ſeyn laſſen. Sie haben zu wenige Kenntniſſe, um das Schwankende und Unbedeutende in ihren charakteriſirten Perſonen mit frappanterern Zügen und Farben zu erſetzen. Allein mein Gott! wird man ſagen, ſie haben ja bey der Voſtellung ſo vielen Beyfall erhalten.— Das haben wir geleſen, und wir glauben es auch; denn wir wiſſen, daß das Wiener Theater ſtets gute Schauſpiele beyderley Geſchlechts gehabt, und noch hat; und dieſe ſind es, die dem Mittelmäßigen den Beyfall des Vortreflichen und Vollkommnen verſchafft haben.

Dante Alighieri von der Hölle. Aus dem Italieniſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von L. Bachenſchwanz. Leipzig, auf Koſten des Ueberſetzers. 1767. 8.

Dante Alighieri von dem Jegfeuer. Von eben demſelben. Leipzig, 1768. 8.

Unſer deutſches Publikum muß es itzt beynahe ſchon gewohnt ſeyn, Ueberſetzungen von ausländiſchen Werken zu erhalten, die es ihrer Schönheit wegen ſchätzt, aber aus eben der Urſache nicht überſetzt zu ſehen erwartet. Man hat uns ja ſchon mit einem deutſchen Pope, Shakeſpear, Hudibras und Triſiram Shandy beſchenkt!

Allein

Allein es bleibt doch wohl immer gewiß, daß derjenige, der dieſe Schriftſteller nicht in ihrer Sprache leſen kann, durch jede Ueberſetzung getäuſcht wird, wenn ſie auch noch ſo ſorgfältig gemacht wäre; ihre Schönheiten ſind ihnen oder ihrer Sprache weſentlich und eigenthümlich, und der Ueberſetzer müßte ſeine Sprache vorher umſchaffen können, um ſie ohne Verluſt in dieſelbe überzutragen. Aber ſollen nun alle diejenigen, denen die Sprache ſolcher Originalsgenies fremd iſt, einer vertrautern Kenntniß derſelben beraubt bleiben? Zum Glück werden derer immer weniger, denen die lebenden Sprachen, worinn Werke des Genies geſchrieben ſind, fremd ſind, und ihnen kann auf andre Art geholfen werden. In Anſehung der Italieniſchen Sprache, deren Kenntniß vielleicht noch nicht allgemein genug iſt, haben ſie einen vortreflichen Führer an unſerm Meinhard, und das ſchönſte Hülfsmittel in ſeinen Verſuchen über die Werke der Italieniſchen Dichter. Schade, daß ihnen nun dieſer Führer mitten auf dem Wege entriſſen iſt! Die Auszüge, welche er als Kenner aus dem Petrarch, Dante und Arioſt gemacht hat, reichen für die Begierde, ſie ihrer innern Güte nach zu kennen, völlig hin, und ſind ſelbſt für diejenigen genug, welche die Spra-

che wiſſen, aber nicht den Beruf oder den Muth haben, ſie durch Gedichte hindurch zu arbeiten, die unzählig viel Verſe aber lange nicht unzählige Schönheiten haben. Vom Dante iſt es ausgemacht, daß ſein bekanntes großes Gedicht, La divina Commedia ein Gewebe der ſeltſamſten Ungereimtheiten und der lebhafteſten poetiſchen Bilder, rührender Situationen und affektvoller Gemählde iſt; die letzten hat der ſelige Meinhard größtentheils entweder ganz überſetzt und ausgezogen, oder wenigſtens angezeigt; auch den Plan hat er uns vorgelegt. Wozu alſo eine deutſche Ueberſetzung des Ganzen?

Wiewohl wir wollten dieſe Arbeit auf Koſten des Ueberſetzers immer hingehen laſſen, wenn ſie nur nicht auf Koſten des Geſchmacks geſchehen wäre. Es wurde uns gleich verdächtig, ob es mit demſelben bey unſerm Ueberſetzer ganz ſeine Richtigkeit hätte, als wir ſeine doppelte Zueignungsſchrift und Vorrede laſen. Ein Mann, der das Gedicht des Dante bloß als ein Werk charakteriſirt, „deſſen Gegenſtände die Ausrottung des Laſters, der Bau der Tugend, der „Flor der Religion und das Wohl aller Menſchen ſind;„ und den Dante ſelbſt „als den „weltlichen Prediger der Wahrheit und Tugend, als einen großen und nützlichen Zeugen „der

„der Wahrheit, u. ſ. f.,„ Der dieſe und andre Lobſprüche mit einem wahren Phöbus von Beredſamkeit ausdrückt, ein ſolcher Mann, dachten wir, — — Aber wir wollten ohne Vorurtheile richten, wir fiengen an in der Ueberſetzung ſelbſt zu leſen, und hier fanden wir wirklich mehr, als wir von dieſem Manne erwartet hatten, aber auch weit weniger, als wir von einem jeden guten Ueberſetzer, vorzüglich aber von dem erwarten, der Poeſie in Proſe überſetzt. Anſtatt den Dichter wieder zu finden, der bey allen Fehlern doch ſehr oft den glücklichſten Schwung nimmt, das wahre Gemählde der Natur entwirft, die Stärke des Affekts und oft die feinern Nuancen deſſelben ſo glücklich zu treffen, und wenn er eine ſchreckliche oder rührende Situation anlegt, durch Schilderung und Ausdruck die Seele des Leſers oft ſo meiſterhaft zu intereßiren weis, anſtatt dieſen Dichter wieder zu finden, glaubten wir einen Romanenſchreiber zu leſen, der immer guten Stof hat, aber ihn nicht recht auszubilden weiß, der ſich die Sprache noch nicht genug unterworfen hat, und wenn er ſich ſtark ausdrücken will, geſchraubt, wenn er beſchreiben will, weitſchweifig, und wenn er dialogiren will, geſchwätzig wird. — So ſehr könnte ein für ſich gutes Gedicht entſtellt werden? —

Man nehme unſern Ueberſetzer, und ſehe, ob wir recht haben. Ein gedehnter ſchleppender Ton, den Hr. B. deſto ſeltner verläßt, da er ſich ſehr häufig Umſchreibungen und Zuſätze erlaubt, die uns oft ſehr unnöthig, oft ſehr ſeltſam, und allemal ſehr matt vorgekommen ſind. Wir wollen einige Beyſpiele herſetzen, dergleichen man faſt überall findet. In der bekannten ſchönen Epiſode von dem Grafen Ugolino ſagt dieſer (Canto XXXIII, v. 70.)

— — e come tu mi vedi,
Vid'io caſcar li tre, ad uno ad uno,
Tra'l quinto dì e'l ſeſto.

„Und ſo wie du mich hier ſiehſt, ſah ich die drey, „einen nach dem andern, zwiſchen dem fünften „und ſechſten Tage vor mir hinfallen.„ Man höre unſern wortreichen Ueberſetzer: S. 252. der Hölle:

„Und ſo wie deine Augen mich hier vor dir „ſehen, ſo mußten dieſe Vateraugen meine übri„gen drey Kinder, den fünften und ſechſten Tag, „eines nach dem andern, vor mir hinfallen, und „jämmerlich ſterben ſehen.„

Auf eben dieſer Seite finden wir folgende Stelle: „Aber ach! Piſa, du Abſchaum von al„ler Schande für jene Völker des dortigen ſchö-

„nen

„nen Landes, wo ihr anmuthiges Si (Ja) ſo lieb„reich klinget, u. ſ. f.

Dieſe Stelle iſt nicht nur äußerſt ſchleppend und poßierlich, ſondern auch falſch überſetzt. Im Original ſteht:

Ahi Piſa, vituperio delle genti
Del bel paeſe là devove 'l ſì ſuona, &c.

Hr. B. hätte es aus Meinhards Ueberſetzung und von den Auslegern des Dante lernen können, daß das Land, dove 'l ſì ſuona, nichts anders iſt, als Italien, und dergleichen wunderſame Umſchreibungen hätten ihm bey ſeinem Dichter weder ungewöhnlich ſeyn, noch ihn gar zur Nachahmung und Vergrößerung dieſes Fehlers verführen müſſen.

Noch ein Beyſpiel dieſer Art aus dem Gedichte, das Fegfeuer, S. 108.

„Himmel! du rufeſt den Menſchen, du wäl„zeſt deine Sphähren um ihn herum, und zeigſt „ihm deine ewig daurenden Schönheiten! Und „du, o Menſch, öffneſt deine Augen nicht em„por, und ſchaueſt blos auf die Erde! — O „ſo muß dich denn der, deſſen Aug alles be„merkt, mit ſeinen Strafgerichten muß er dich „ſchlagen!„

Dieſe

Dieſe kleine Predigt macht beym Dante vier Verſe aus, und hat eine weit vortheilhaftere Wendung. (C. XIV. v. 148.)

Chiamavi 'l cielo e'ntorno vi ſi gira,
Moſtrandovi le ſue bellezze eterne,
E l'occhio voſtro pure a terra mira,
Onde vi batte chi tutto diſcerne.

Es iſt eine Anrede an die Menſchen: „Euch „ruft der Himmel, der euch umgiebt, und euch „ſeine ewige Schönheit zeigt; und doch blickt „euer Auge nach der Erde. Deswegen züch„tigt euch der, welcher alles bemerkt.„

Wir könnten dieſe Beyſpiele wenigſtens ſo ſehr vervielfältigen, als Seitenzahlen in beyden Gedichten ſind, und ſo können wir den Ueberſetzer unmöglich von dem Vorwurfe losſprechen, daß er den Charakter ſeines Originals durchaus verfehlt, und uns eine völlig unähnliche Copie davon geliefert hat. Den wörtlichen Ausdruck hat er ſo ziemlich getroffen, aber das iſt noch nicht Verdienſt genug, und auch dieß müſſen wir ihm ſtreitig machen, ſo gern wir bey unſrer guten Meynung geblieben wären, die wir bey der erſten flüchtigen Durchſicht von ſeiner Treue gefaßt hatten. Wir machten hernach eine Probe, einzelne Stellen mit dem Italieniſchen zu vergleichen, die für unſerm Ueberſetzer nicht

gar zu vortheilhaft ausfiel. Im erſten Geſange der Hölle beſchreibt Dante ſeinen Weg an einen felſichten Berg hinan, und ſagt v. 30., er wäre fortgeklettert,

Si che'l più fermo ſempre era 'l piè baſſo.

„ſo daß er den unterſten Fuß immer zur Stütze gebraucht hätte.„ Hieraus macht Hr. B. „S. 11.„ ſo, daß ich beſtändig bergan ſteigen „mußte.„ Darauf brauchte uns der Dichter auch noch aufmerkſam zu machen! — Den Virgil läßt er S. 13. ſagen: „Ich ward faſt zu Ende der Regierung des Julius Cäſars gebohren„ und im Original ſteht gerade das Gegentheil, nämlich, ehe Cäſar noch die Regierung erhielt, und das iſt der Geſchichte gemäß. — Gleich darauf fragt Virgil den Dante nach der Ueberſetzung: „Warum gehſt du ſo ängſtlich zurück?„ Im Dante ſteht: perchè ritorni a tanta noja? „Warum kömmſt du auf einen ſo beſchwerlichen Weg zurück?„ Und damit, nicht aber mit Hrn. B. Ueberſetzung, ſteht das Folgende in natürlicher Verbindung: Warum ſteigſt du nicht vielmehr auf den anmuthigen Berg hinauf, u. ſ. f.

Im dritten Geſange ſagt Dante zu ſeinem Führer, nachdem er die bekannte ſchreckliche

Ueber-

Ueberſchrift der Höllenpforte geleſen hat:

— — Maeſtro, il ſenſo lor m'è duro.

Der Zuſammenhang hätte es Hrn. B. lehren müſſen, das dieß zu überſetzen war: der Inhalt dieſer Worte dünkt mich ſehr hart zu ſeyn, und nicht: „der Sinn der Worte fällt mir ſchwer.„ Wie konnte Hr. B. hierauf, ohne etwas Widerſinniges zu finden, die Antwort des Virgil ruhig hinſchreiben: „Hier muß man alle Zweifelſucht (eigentlich alle argwöhniſche Furcht, „ogni ſoſpetto,) gänzlich verbannen, und alle Zaghaftigkeit muß hier gänzlich erſtorben „ſeyn?„

Im 29ſten Geſange S. 215. „O du,— „— der du mit den Fingern die Haut ſo gewaltſam aufreiſſeſt, ja ſolche zuweilen wie Zangen braucheſt, o! wofern dir die Nägel ewig „zu dieſer Arbeit noch dienen ſollen, ſo ſage mir „ꝛc.„ Das: woferne dir, muß dem Leſer gleich verdächtig werden, und hat gar keinen Sinn; im Texte ſteht beynahe das Gegentheil:

Se l'unghia ti baſti
Eternalmente a coteſto lavoro.

d. i. „wenn du mir das ſagſt, dann müſſen dir deine Nägel ewig zu dieſer Arbeit hinreichend ſeyn.„ Auf eben der Seite hat der Ueberſetzer dieſelbe Wendung eben ſo verfehlt:

Se la voſtra memoria non s'imboli &c

„Dann müſſe euer Gedächtniß ſich nie verlieren „u. ſ. f.„ anſtatt daß Hr. B. verſtandlos überſetzt: „Wofern euer Gedächtniß — nicht entfliehen ſoll.„ Hätte er das Genie der Italieniſchen Sprache gekannt, oder nur den Venturi bey dieſer Stelle zu Rathe gezogen, ſo hätte es ihm nicht entwiſchen können, daß bey den Italienern das Se in ſolchen Stellen, wie dieſe beyden ſind, eine wünſchende Bedeutung hat, und eben das iſt, was die Lateiner durch ihr Sic ausdrücken.

Zu Anfange des 33ſten Geſanges, und der ſchon gedachten Erzählung des Grafen Ugolino ſagt dieſer:

— Se le mie parole eſſer den ſeme,
Che frutti infamia al traditor &c.

d. i. „Ich will gern reden und weinen, wenn „meine Worte ein Saamen ſeyn können, woraus „für den Verräther Schande erwächſt.„ Wie wunderlich überſetzt das Herr B. „Wohlan, ſo „höre meine Worte, und ſieh meine Thränen, „aber nicht anders, als daß beyde ſchlechterdings Saamenworte und Saamenthränen „ſeyn ſollen, die in Früchte ewiger Schande für „den Verräther — aufgehen und aufwachſen „müſſen.„ — Hernach die rührende Bitte

des

des einen Kindes an den Vater, der ſich für Schmerz die Hände zernagt:

Padre, aſſai ci ſia men doglia,
Se tu mangi di noi.

„Vater, es würde uns weit weniger ſchmerzen, „wenn du uns verzehrteſt.„ Wie entſtellt ſie „der Ueberſetzer: „O liebſter Vater, alles Un„glück ſoll uns weit weniger ſchmerzen; iß nur „von uns.„

Oft verdirbt uns der Ueberſetzer ganze Bilder, die im Dante ſchön ſind; z. B. im Fegefeuer der Eingang des ſiebzehnten Geſanges; S. 124. „Sollte dich, mein Leſer, irgend ein„mal auf den Alpen ein Nebel überfallen haben, „ſo erinnere dich, wie man durch ſolchen nicht „anders ſieht, als Maulwürfe durch ihre dü„ſtere Augen zu ſehen vermögend ſind.„ Ein wunderliches Gewäſche! Der Leſer muß alſo wohl ehemals Maulwurf geweſen ſeyn, wenn man dieſe Erinnerung von ihm verlangt? Dante fordert das nicht: „Hat dich je, o Leſer, auf „den Alpen ein Nebel umhüllt, ſo ſtelle ihn dir „hier vor; du ſahſt durch ihn ſo wenig, als „Maulwürfe ſehen müſſen. ꝛc.„

So iſt ihm auch der Anfang des 23ſten Geſanges verunglückt: „Noch drang mein Auge mit „ſo ſcharfen Blicken das grüne Laub hindurch,

„wie

„wie ein Menſch zu ſchauen pflegt, der mit ſchieſ-
„ſender Verfolgung kleiner Vögel ſeine ganze
„Lebenszeit verſchwendet.„ Im Texte ſteht:
Ich ſah ſo durch das Laub, wie einer zu thun
pflegt, der ſein Leben damit zubringt, kleine Vö-
gel zu fangen.„ Hier iſt nichts von der ſchieſ-
ſenden Verfolgung. — Ein allerliebſter peri-
phraſtiſcher Ausdruck des Hrn. Ueberſetzers!

Genug, und vielleicht ſchon zu viel Beyſpiele, um unſern Leſern zu beweiſen, daß der deutſche Dante eben ſo wenig ſchön, als zuverläßig iſt; aber nur Beyſpiele, die uns im Durchblättern vorgekommen ſind, ohne daß wir ſie aufgeſucht haben; denn von einer ſcharfen Kritik im Detail ſchrecken uns eben dieſe ungefähren Entdeckungen, und der Ton des Ganzen zu ſehr ab. Uebrigens kömmt es uns vor, daß die Überſetzung des Fegefeuers Vergleichungsweiſe beſſer gerathen ſey; ob ſie gleich auf der andern Seite immer eine Arbeit bleibt, die noch undankbarer iſt, als die Ueberſetzung der Hölle. Denn dieß Stück des großen Gedichts iſt unſtreitig das ſchönſte, und zieht den Leſer durch die eingeſtreuten treffenden Gemählde am meiſten an ſich, der die Leſung der beyden andern Theile, des Fegefeuers und Paradieſes kaum aushalten,

aber doch wenigſtens nicht ohne Ermüdung vollenden wird.

Wir kommen nun noch auf die Anmerkungen, die Herr B. beygefügt hat. Der Anzeige des Titels nach, ſollte man glauben, ſie wären alle von ihm; allein diejenigen, welche entweder den wörtlichen oder den allegoriſchen Sinn des Textes erläutern (und das ſind gerade die beſten) hat er aus den ältern Auslegern des Dante genommen; kleine moraliſche Zuſätze, Nutzanwendungen und Denkverſe hat der Leſer unſerm Herrn Ueberſetzer ſelbſt zu danken. In Anſehung der erſtern bedauern wir es, und wundern uns zugleich, daß Herr B. nicht die beſte Auslegung des Dante zu Rathe gezogen und genützt hat; es iſt die vom Pompejo Venturi. Meinhard rühmt ſie ſehr in dem erſten Theile ſeiner Verſuche, S. 96. f. und zieht ſie allen andern vor; wir wundern uns, daß er, wie es ſcheint, den Namen ihres Verfaſſers, den er einen Ungenannten nennt, nicht gekannt hat, da er doch in der neuen veroniſchen Ausgabe ausgedruckt iſt. Der Commentar des Venturi hat unſtreitig ſehr viele Verdienſte, und iſt zugleich von allen den Spitzfindigkeiten im Allegoriſiren und von den kindiſchen Erklärungen frey, wel-

che

che die übrigen Ausleger des Dante im Ueberfluß machen, und die ihnen unſer deutſcher Ueberſetzer mit einer ängſtlichen Treue nachgeſchrieben hat. Hätte er uns dieſe Anmerkungen, oder wenigſtens die ſchönſten und unentbehrlichſten davon, mitgetheilt, ſo würden wir ihm dafür herzlich gerne alle die ſeinigen geſchenkt haben, die in der That erſchrecklich mager, und ſo beſchaffen ſind, daß man einige davon nicht ohne Verdruß, andre nicht ohne Lachen hat leſen können. Faſt in allen herrſchet der dürftigſte Predigerton. Hier iſt eine davon, zu welcher S. 135. des Gedichts von der Hölle „ weiland Ihro päbſtliche Heiligkeit Nicolaus der Dritte „ der in der Hölle angetroffen wird, Gelegenheit giebt:

„O möchte doch ein jeder Papſt, ſtatt des wi-
„derchriſtlichen und unmenſchlichen Ketzereifers,
„ſtatt herrſchſüchtiger Excommunicationen, und
„ſtatt einer irrigen und nur gewinnſüchtigen Un-
„fehlbarkeit, ſich und der ganzen Kirche zum Be-
„ſten, vorzüglich rufen und bitten:

Verwünſcht ſey ſo ein Schatz! verflucht ſey der Gewinn,
Durch den ich reich als Thor, reich als ein Räuber, bin!
Beſtraf mich nicht, o Gott, mit Schätzen dieſer Erden,
Um ein Unſeliger, um einſt verdammt zu werden!

Gellert.

Mit dergleichen Verſen ſchließt Hr. B. ſeine Anmerkungen gar zu gern; und zuweilen ſetzt er auf eine Menge ſonderbarer Ausrufungen zuletzt einen ſolchen poetiſchen Trumpf. S. z. B. S. 137. Wir wollen uns einmal nach ſeinem Geſchmacke bequemen, und mit einer Anmerkung nach ſeiner Art unſre Recenſion ſchlieſſen:

O möchte doch ein jeder deutſcher Schriftſteller, ſtatt der widernatürlichen und unfruchtbaren Schreibſucht, ſtatt ſchwülſtiger Dedicationen, und ſtatt ſeiner irrigen und oft nur gewinnſüchtigen Ueberſetzung, ſich und dem ganzen Publico zum beſten, vorzüglich denken und erwägen:

Nicht immer iſt es gnug, daß man vor ſeine Schrift
Mäcenen ſtellt, ſie preiſt, und ſittſam übertrifft,
Daß auch von unſerm Werk die öffentlichen Proben
Kein Kritikus verruft und tauſend Vettern loben! u. ſ. f.

Hagedorn.

Joh. Chriſtoph Stockhauſens Sammlung vermiſchter Briefe. Dritter und letzter Theil. Helmſtädt, bey Weigand, 1766. 1. Alph. 17. Bog. 8.

Den Werth und die Einrichtung dieſer Sammlung kennt man ſchon aus den vorhergehenden Bänden. Die Briefe ſelbſt ſind mehrentheils durch den Inhalt intereſſant; die Ueber-

ſetzung mag wohl ſo ziemlich richtig ſeyn, aber durchgängig ſchön iſt ſie nicht.

Sammlung verſchiedner deutſchen Gedichte eines Sclavoniers, des Freyh. Joſeph von Petraſch. Zweyter und letzter Theil Frankfurt und Leipzig 1768. 12. Bog. in gr. 8.

Iſt eben ſo elend, als der erſte Theil.

Kritiſche Briefe, die ſchönen Wiſſenſchaften betreffend, von J. F A. Kinderling, der Weltweisheit Magiſter. Fungar vice cotis &c. Halle, bey J. J. Curt, 1765. 1. Alph. 8.

Die Beurtheilung dieſer Briefe wird uns nicht viel Mühe koſten, denn wir brauchen weder einen weitläuftigen Auszug zu machen, da der Inhalt ſo mager und unfruchtbar iſt; noch vieles zu widerlegen, indem der Verf. dasjenige, was er in ſeiner Aeſthetik, Rhetorik und Dichtkunſt gelernt hat, hier ſo ziemlich getreu wieder vorbringt. — Wir wollen alſo nur eine allgemeine Anzeige des Inhalts, nebſt einigen Anmerkungen darüber, geben.

Die drey erſten Briefe beſchäftigen ſich, viel zu umſtändlich, mit einem ſehr kleinen Gegner, der in der Sammlung vermiſchter Schriften,

 (Bü-

(Bützow und Wismar, 1764.) die Baumgartenſche Erklärung eines Gedichts angegriffen hatte, und eine neue davon geben wollen. Herr K. zeigt, daß dieſer Mann gar nicht eingeſehen habe, was man unter ſinnlichen Begriffen und Vorſtellungen verſtehe, und daß ſeine concrete Deutlichkeit im Grunde nichts anders ſey. Nur mit wenigen Ausholungen, mit wenigern Umſchweifen hätte dieß gezeigt werden ſollen — ſo möchte es hingehen. S. 4. wollen wir doch, ob es gleich eine Kleinigkeit iſt, anmerken, daß der Verf. die von Ebert überſetzte Abhandlung von griechiſchen Liedern, eine Abhandlung des Hn. von Hagedorn nennt. Dieß zeigt wenigſtens, mit welcher Unachtſamkeit unſre klaßiſchen Bücher ſelbſt von Gelehrten geleſen werden.

Der vierte Brief und die folgenden bis zum dreyzehnten enthalten Anmerkungen über Lindners Anweiſung zur Beredſamkeit. *) Dieß iſt in des Verfaſſers Augen ein vortrefliches Buch. „Aufrichtig zu ſagen, ſpricht er, S. 40.) ſo halte ich dieſes Buch für das Beſte, welches wir in der Beredſamkeit haben — Hr. Lindner hat eine ſo feine Beurtheilung, einen ſo frucht-

baren

*) Sie iſt ſchon 1755. herausgekommen, und von dem Lehrbuch der ſchönen Wiſſenſchaften unterſchieden.

baren Witz, ein ſo glückliches Genie u. ſ. w.„ Die Lindneriſche Anweiſung! ſo viel iſt gewiß, wir haben niemals in dieſem Schriftſteller die auſſerordentliche Beurtheilung, den Witz und das Genie finden können, welche Hr. K. an demſelben rühmt. Seine Rhetorik verdient gewiß nicht den achten Theil des Lobes, den ihr der Verf. beylegt, geſchweige, daß ſie in irgend einer Betrachtung den beſten an die Seite geſetzt werden könnte. Ueber die darinn enthaltnen Regeln macht nun Hr. K. ſeine Anmerkungen; er verbeſſert, umſchreibt, erweitert, billiget, nachdem es nun kömmt, und eben deswegen, oder auch ſchon für ſich, unbeträchtlich; wer alſo nicht die Zärtlichkeit gegen die Lindnerſche Anweiſung empfindet, die unſer Verf. zu empfinden ſcheint, der ſo gar aus unbeſchreiblicher Sorgfalt anmerkt, (S. 48.) daß in einem Abſatze dieſes Buch das Sternchen, das auf die Note weiſen ſollte, vergeſſen wäre; wem alſo, ſage ich, nicht ſo viel daran gelegen ſeyn möchte, alle Unvollkommenheiten dieſes Werks verbeſſert zu ſehen, der dürfte vielleicht etwas Langeweile bey dem Commentar darüber zu befürchten haben. In kritiſchen Briefen erwartet man gewiß keine Regeln, wenn man vor und für ſetzen ſoll; ſolche Kleinigkeiten, (deren Beobach-

tung übrigens jedem Scribenten zu empfehlen iſt) oder doch ſchon hundertmal auseinandergeſetzte Dinge, ſind hier von dem Verf. theils weitläuftig behandelt, theils mit wichtiger Mine vorgetragen worden. Dieß iſt im Briefſtyl noch unerträglicher, wohin auch die ſehr langweiligen Eingänge und Vorbereitungen gehören.

Die folgenden Briefe, vom dreyzehnten bis auf den 28ſten, liefern einen Auszug aus dem Viperanus, von deſſen ſehr ſeltnen Werken Hr. K. den erſten Theil in ſeine Hände bekommen hatte; er macht hier alſo einen Auszug aus der lateiniſchen Poetik dieſes Biſchofs, der im ſechzehnten Jahrhunderte lebte. Allein auch dieſen haben wir nicht ſonderlich intereſſant gefunden, eben ſo wie die Anmerkungen und Kritiken, die der Verf. dazwiſchen geſtreut hat.

In den beyden letzten Briefen wird von der Kunſt der Dichter, am ſchicklichſten Orte zu ſchlieſſen, geredet; oder vielmehr es werden nur Beyſpiele davon gegeben. Dieſe ſind nicht alle paſſend; das Lichtwehriſche iſt das allerbeſte, in den ſeltſamen Menſchen.

Hr. K. giebt vor, dieſe Briefe an einen jüngern Freund, der ſeines Unterrichts bedürfte, geſchrieben zu haben. Das iſt ganz gut: aber warum muſte er ſein Collegium drucken laſſen?

Die

Die Briefe des Seneka. Aus dem Lateiniſchen von Joh. Franz von Palthen, Königl. Schwediſchen Juſtizrathe. Zweyter Band. Leipzig und Roſtock bey Koppen, 1766. 1. Alphab. 16. Bogen in 8.

Herr von P. läßt ſich durch das Unglück, das er mit ſeinen Ueberſetzungen aus dem Engliſchen gehabt hat, nicht abſchrecken, der gelehrten Welt neue Proben ſeines Fleißes zu liefern. Wir müſſen geſtehen, daß wir hier doch ſo häufige Spuren der Uebereilung nicht gefunden haben, als in jenen bemerkt worden ſind. Nach der Vergleichung verſchiedner Briefe mit dem Original, geben wir ihm das Zeugniß, daß er den Wortverſtand größtentheils nicht verfehlt habe. — Aber die übrigen Eigenſchaften einer guten Ueberſetzung? Und die eigenthümliche Schreibart des Römers? — Darum hat ſich der Herr von P. nicht bekümmert.

Aber auch das erſte Lob haben wir durch das Wort größtentheils einſchränken müſſen; ich merke einige Fehler, aus dieſem zweyten Bande, an, die ziemlich grob ſind. In dem 118ten Briefe heißt es von dem Wucherer Cäcilius, a quo minoris centeſimis propinqui nummum extorquere non poſſunt — minoris centeſi-

mis, ohne Zinſen, will man recht genau überſetzen, nicht ohne zwölf Procent; Herr von P. ſagt, nicht unter Hundert vom Hundert. Gott behüte! Es iſt ſchon arg genug, wenn jemand dürftigen Verwandten keinen Pfennig ohne Zinſen leihen will; aber wo iſt es jemals erhört, daß auch der ungerechteſte und abſcheulichſte Wucherer ſo viel Zinſen als Kapital begehrt, wie Cäcilius, nach Hrn. von P. Ueberſetzung gethan haben müßte. Dieß ſollte ihm, als einem Juriſten, doch wohl aufgefallen ſeyn. Allenfalls hätte er, was centeſimae ſind, aus einem ſehr bekannten Buche lernen können, ich meyne, des Herrn Erneſti Clave Ciceroniana, deſſen Erklärung wir zu ſeiner Belehrung herſetzen wollen: Centeſimae (intellige: partes ſortis) uſurae ſunt, cum ſinguli aſſes in menſem ſoluuntur pro centenis &c. Hier iſt alſo gar nicht die Rede von übermäßigen Intereſſen; die römiſchen Wucherer ließen ſich wohl viermal ſo viel bezahlen, — (quaternas centeſimas.) — In eben dem Briefe ſpricht Seneka von dem Glück derjenigen, die keine Ehrenſtellen zu erlangen ſuchen. Quam putas eſſe jucundum — — ſpectare illas nundinas, nec ementem quidquam nec vendentem. Dieß überſetzt Herr von P. (S. 533.) Was kannſt

 du

du dir dabey angenehmes vorſtellen, u. ſ. w. Es iſt gerade umgekehrt. Denke, wie angenehm es ſeyn muß, will er ſagen, auf dieſem Markte, wo die Ehrenſtellen verkauft werden, ein bloſſer Zuſchauer zu ſeyn. An einem andern Orte, (S. 210.) findet er eine Stelle dunkel, die uns ſehr deutlich zu ſeyn ſcheint. Seneka ſagt, nur derjenige hat lange gelebt, der gut gelebt hat; man müßte denn das Leben in dem Verſtande nehmen wollen, in welchem es von den Bäumen gebraucht wird. Wer ſieht nicht, daß dieß ſo viel heiſſe, man müßte denn das Leben für das bloſſe Exiſtiren nehmen wollen. Aber Herr von P. belehrt uns in einer Note, „der Verſtand liegt hier ſehr im Dunkeln.„ Nein, gewiß nicht bey dem Seneka!

Verſuche aus der Litteratur und Moral. Erſtes, zweytes und drittes Stück. Leipzig 1767. 68. bey Breitkopf. 552. Seiten in groß 8. Der Verfaſſer iſt, nach der Unterſchrift der Vorrede, Herr C. A. Clodius.

Der kritiſche Fleiß, den die Gelehrten des vorigen und des halben itzigen Jahrhunderts auf die Auslegung der alten römiſchen und griechiſchen Schriftſteller gewandt haben, ihre Bemühun-

mühungen, ſie nach der ächten Lesart berichtigt in ſaubern Abdrücken der Welt vor Augen zu legen, und ihre ſchwerern Stellen, Anſpielungen und Ausdrücke durch Anmerkungen voll tiefer Gelehrſamkeit zu erläutern, dieſer Fleiß und dieſe Bemühungen ſind glücklicherweiſe Vorbereitungen und Hülfsmittel zu derjenigen Methode, die alten Schriftſteller zu leſen und zu nutzen, geworden, welche ſich in unſern Zeiten immer weiter ausbreitet. Man fängt in Deutſchland itzt immer mehr an, die Nothwendigkeit und Schätzbarkeit der alten Literatur zur Bildung eines feinen und richtigen Geſchmacks einzuſehen, und die Leſung der Dichter, Redner und Geſchichtſchreiber des Alterthums nicht bloß den Sprachgelehrten zu überlaſſen, ſondern ſich an dieſelbe auch dann zu wagen, wenn man für ſeine Empfindung und zu ſeinem Vergnügen leſen will. Eine ſichere Kenntniß der alten Sprachen bleibt dabey freylich noch immer nothwendig; ſie wird uns aber itzt durch die gedachten Hülfsmittel, die uns vorgearbeitet haben, ungleich leichter; ſie iſt weniger ängſtlich, weniger begränzt, und wird ſogleich praktiſch, ſogleich eben ſo fruchtbar für unſer Herz, als für den Verſtand.

Hr.

Hr. Clodius hat nicht nur für ſich das Glück, eine ſolche Kenntniß zu beſitzen, ſondern auch das Verdienſt um ſeine Landesleute, ihnen mit derſelben in dieſen Verſuchen auf die beſte Art an die Hand zu gehen. Das Gefühl und der Ernſt, mit dem er von dem Werthe der alten Schriftſteller redet, der Fleiß, mit dem er die einzelnen Schönheiten eines jeden auseinander ſetzt, die Billigkeit, mit welcher er auch die Fehler des einen und andern nicht verſchweigt, dieß alles muß ſelbſt diejenigen von ſeinen Leſern, welche noch Vorurtheile wider die Alten haben, oder doch mit ihnen nicht vertraut genug ſind, überzeugen, und zu ihrer Leſung aufmuntern. Ueberhaupt behält alſo ſein Werk für unſer Vaterland ohne Zweifel einen nicht geringen Werth; wir wollen es itzt Theilweiſe durchgehen.

Alle dieſe drey Stücke enthalten eine Abhandlung welche der Verf. einen Verſuch über die Sitten in den Werken der griechiſchen Dichter nennt, nebſt einigen Anmerkungen über ihren Geſchmack und ihre Erfindung. Dieſe Aufſchrift verſpricht viel weniger, als in der Abhandlung ſelbſt, wie wir in der Folge zeigen werden, geleiſtet iſt. Freylich ein eben nicht gewöhnliches Verdienſt unſrer Schriftſteller. Indeß wünſchten wir doch, daß Hr. C. es näher beſtimmt

ſtimmt hätte, was er eigentlich unter den Sitten in den Werken der griechiſchen Dichter verſteht. Soll es ihr perſönlicher moraliſcher Charakter, oder der moraliſche Charakter in ihren Schriften, oder die Beobachtung des Sittlichen, des ſogenannten Coſtume in dieſen Werken ſeyn? Es iſt wahr, der Verf. handelt von dem allen, ſo wie von vielen andern Dingen; aber er hatte doch wohl bey der Wahl dieſer Aufſchrift eins von dieſen dreyen vorzüglich in Gedanken; und das hätte er, unſrer Meynung nach, beſtimmen müſſen. Wiewohl er hat gut daran gethan, daß er es nicht beſtimmt hat; ſonſt träfe ihn der Vorwurf noch mehr, daß er ſeinem Thema gar nicht getreu iſt. Er entſchuldigt ſich zwar S. 62. damit, daß er ſich nicht vorgenommen hat, für die Schule zu ſchreiben; allein es giebt auch außer der Schule, außer den Hörſälen und Kathedern Leute, die es gerne ſehen, daß man nicht von ſeiner Propoſition abweicht, wenn man ſich einmal ſelbſt eine ſolche gemacht hat. Doch genug davon; im Grunde ſind wir ganz zufrieden damit, daß Hr. C. ſich weiter als über die Sitten der griechiſchen Dichter, auch über ihre Schreibart, ihre Sentiments, ihre Charaktere und poetiſchen Schönheiten verbreitet hat.

Die

Die Fragmente der alten griechiſchen Dichter ſind freylich auch für die feinere Kritik und den Geſchmack noch unterrichtend. „Der aufmerkſame Kunſtrichter geht durch die Ueberbleibſel der Dichter vor dem Homer, und ſchließt mit einiger Wahrſcheinlichkeit aus den Theilen auf das Ganze, auf das Genie und den Geſchmack dieſer Zeiten.„ Orpheus iſt der erſte, deſſen Hr. C. gedenkt. Sein Gedicht von den Argonauten kann man freylich zu den Epiſchen rechnen, ob es aber, wie der Verf. glaubt, die Epiſche Form habe, daran zweifeln wir. Beydes, die Sittſamkeit in den Gedichten des Orpheus, und ſein moraliſcher Charakter, den Ovid verdächtig macht, wird von dem Verf. gerettet. — Muſäus iſt, wie Hr. Clodius anmerkt, wohl nicht der Verf. des Gedichts, Leander und Hero; der Geſchmack ſeiner Zeiten war für ein ſolches Gedicht noch zu einfach und ungekünſtelt, ob es gleich ſehr viel Schönheiten der Natur hat, die hier auseinander geſetzt werden. Der Verf. kömmt auf den Homer; wir übergehen die gar zu prächtigen Alexandriner zum Lobe dieſes Dichters (S. 15.) und verzeihen ſie leicht dem Enthuſiaſmus eines Mannes, der ſo empfindet, wie Hr. C. Unſchuld der Sitten und die Empfehlung einer geſetzten, männlichen

lichen und edeln Denkungsart ſind es vorzüg⸗
lich, was der Verf. am Homer rühmt; dabey
giebt er aber doch zu, daß dieſer Dichter ver⸗
ſchiedne Gemählde zu frey entworfen, und ver⸗
ſchiedne ärgerliche Erzählungen aus der Götter⸗
lehre in ſeine Epopeen gemiſcht habe. Aber
freylich waren ſie damals weniger frey und är⸗
gerlich. In den Liedern des Tyrtäus „herrſcht
„der Geiſt der Iliade, zuſammengedrängt in
„wenig heroiſche Lieder, aber entblößt von den
„lachenden Zügen, die der zärtliche Homer bis⸗
„weilen einſtreut.„

Vor dem Alkmann hätte der Verf. immer
vorübergehen ſollen; er ſagt nichts erhebliches
von ihm, und konnte es auch nicht. Denn was
hilft uns das Urtheil: „Wie ſich Empedokles
„zu dem Epikur und Lukrez verhält, ſo verhält
„ſich Alkmann zu dem Epikur der Dichter, Ana⸗
„kreon.„ Wir ſetzen, mit des Verf. eignen
Worten hinzu: „Wer will aus den wenigen
„Ueberbleibſeln auf ſeine Schriften zurück ſchlieſ⸗
„ſen?„ Auch das, was vom Sterſichorus und
Alcäus geſagt wird, dünkt uns ziemlich unbe⸗
trächtlich zu ſeyn, ob gleich bey dem letztern
auch einige Gelehrſamkeit angebracht iſt, das
Fragment hätte doch angeführt oder eingerückt
werden können. Vom Archilochus haben wir

gleich⸗

gleichfalls noch zu wenig, um von ſeinem Charakter und ſeiner poetiſchen Güte anders, als nach dem Zeugniſſe der Alten, zu urtheilen: den Charakter der Sappho beſtimmt der Verf. aus ihren Fragmenten ſehr glücklich; und noch mehr gefällt uns die Wendung die er genommen hat, den Anakreon zu charakteriſiren, in einem Idyllion, welches verſchiedne Scenen, die der Poet ſchildert, in eine Handlung und in einen Geſichtspunkt einſchränkt. Am Ende macht Hr. C. die Anmerkung, daß die Griechen, ſo ſchlüpfrig ſie auch oft in ihren Gedichten ſind, ſich doch niemals die Zügelloſigkeit der römiſchen Werke erlauben. Die Bemerkungen über den Pindar haben viele Feinheit und Richtigkeit. Simonides beſchließt die Reihe der lyriſchen Dichter. Aus ſeinen wenigen Ueberbleibſeln bemerkt man, daß er ein Mann von Genie war, und Weltkenntniß haben mußte. Der Verf. führt eine Stelle von ihm an, welche Stobäus aufbehalten hat, worinn er das weibliche Geſchlecht mit ſehr ſatyriſchen Zügen ſchildert.

Bey Gelegenheit des Aeſchylus berührt der Verf. die Frage, ob die dramatiſchen Dichter der Alten die Sitten, und beſonders die Unſchuld beleidigt haben, und wer unter ihnen der edelſte iſt? Sie zu beantworten geht er das Ge-

biete der alten dramatiſchen Dichtkunſt durch.
Beym Aeſchylus muß man den Prometheus
nicht zu ſtrenge beurtheilen; ſeine Thebaide iſt
deſto ſchöner, ob ſie gleich Fehler des Ausdrucks
und des Dialogs hat; die Scene, deren der
Verf. gedenkt, iſt wohl eine der ſchönſten. Eben
ſo empfehlungswürdig ſind die Perſer, die Choe-
phoren, der Tod des Agamemnon, die Eumeni-
den u. ſ. f. beſonders die Danaiden. Hr C.
ſchließt dieſen Artickel mit einer Bemerkung über
das Verdienſt der alten tragiſchen Dichter, daß
ſie nicht allemal die Liebe zur Triebfeder ihrer
Stücke gemacht, und doch intereſſante Situa-
tionen, rührende Scenen genug erfunden ha-
ben, um in den Seelen der Zuſchauer die Em-
pfindungen des Schreckens und Mitleids auf
das ſtärkſte zu erregen.

Der Artikel über den Sophokles iſt wohl der
ſchönſte dieſes Abſchnitts. „Es iſt möglich,
„eine ſtärkere und feyerlichere Sprache anzu-
„nehmen, blendendere Gedanken einzuſtreuen,
„durch den Contraſt die Charaktere mehr abſte-
„chen zu laſſen; aber mit ſo viel Simplicität,
„mit dem eignen Ausdrucke, in einem Dialog,
„der oft wie die Elegie ſorglos gegen den
„Schmuck zu ſeyn ſcheint, bloß durch die Ho-
„heit der Gedanken und die Anlage des Stücks
„in

„in einer natürlichen und doch überraſchenden „Entwickelung zu verbinden, dieß iſt dem So„phokles eigen.„ Die Schönheiten und der Plan einiger ſeiner beſten Trauerſpiele werden von dem Verf. ſehr geſchickt auseinander geſetzt.

Dem Theater des Euripides will Hr. C. eine eigne Abhandlung widmen, und ſeinen Charakter aus ſeinen Stücken feſt ſetzen. Schon das, was er hier mit ſo vielem Geſchmacke über ihn ſagt, verſpricht uns ſehr viel, wenn er dieß Verſprechen erfüllen wird.

Von dem Trauerſpiele kömmt der Verf. auf das ſatyriſche Drama der Griechen, deſſen weſentlicher Charakter auf dem Kontraſte des komiſchen und ernſthaften beruht. Der Cyklops des Euripides läßt ſich nicht von dem Vorwurfe eines ausgelaſſenen Muthwillens frey ſprechen. „Ich räume es dem Euripides ein, ſagt Hr. C. „daß ein taumelnder Centaur Zweydeutigkeiten „ſagen kann; aber ich mag dieſe Moral nicht „hören. Ich erkenne in den Harpyen des Vir„gils die Allegorie; aber ich erkaufe die ver„borgnen Lehren zu theuer, wenn ich ſie durch „einen Eckel erkaufe.„

Der zweyte Verſuch beſchäftigt ſich ganz mit dem Ariſtophanes, und man iſt dem Verf. Dank dafür ſchuldig, daß er den Werth und die rühm-

lichen Eigenſchaften dieſes komiſchen Dichters mit ſolchem Fleiße aus einander geſetzt hat. Gewöhnlich kennt man ihn nur als einen leichtfertigen Spötter, und nicht eben als einen Mann vom großen Genie. „Als Genie betrachtet, „ſagt Hr. C., ſetze ich ihn beynahe dem Homer „an die Seite. — Wenigſtens behaupte ich, „daß Ariſtophanes mit eben dem Geiſte, mit „dem er die ganze Staatsverfaſſung von Athen „und die Verhältniſſe von Lacedämon in kühne „Allegorien verwebte — — und ein Wilkes „und Swift der Griechen wurde, eine Epopee „entwerfen konnte, wenn er ſeinen Talenten eine „andre Richtung gegeben hätte. Von der Seite ſeines Herzens, der Sitten und des Wohlſtandes kann man ihn unmöglich anders, als „mit einer Art von Unwillen leſen.„

Die Ritter ſind das erſte Luſtſpiel des Ariſtophanes, welches Hr. C. mit genauer Sorgfalt prüft. Sein Auszug liefert uns den Plan und die beſten Stellen daraus, und ſeine Kritik die feinſten Bemerkungen darüber. „Wenn alle „Originalſtücke des Ariſtophanes durch einen „Zufall vertilgt wären, ſo würde man aus dieſem allein ſeinen Charakter und ſein Verhältniß mit dem Attiſchen Volke beſtimmen kön„nen.„

Von

Von den Acharnenſern wird gleichfalls der Plan mit den dazu gehörigen Anekdoten aus⸗einander geſetzt, es wird die Scene eingerückt, worinn der Dichter den Euripides zum Gelächter ausſtellt.

Die Weſpen und der Friede, ſind ſo wie die vorigen, politiſche Schauſpiele, die ihre Rückſicht auf die damalige Staatsverfaſſung haben. Die Vögel wurden eine Gelegenheit für den Ariſtophanes, auch den Aeſchylus lächerlich zu machen, ob gleich auch dieſe Comödie die Umſtände des Staats betrifft. „Es bleibt allemal wahr, „daß der Dichter darinn mit allen verwegenen „Zügen ein Genie gezeigt hat, das die Erwar⸗„tung übertrifft, und fähig iſt, die wahre Ge⸗„ſchichte in eine allegoriſche Form zu verhül⸗„len.„ — Lyſiſtrata iſt ein Stück, worinn viel Erfindung, Witz und ſatyriſche Laune, aber auch eben ſo viel Bosheit und freche Unverſchämtheit herrſcht. Hier bricht der Verf. ſeinen zweyten Verſuch ab, und ſchließt mit einigen Anmerkungen über Plutarchs Urtheil vom Ariſtophanes.

Auch der dritte Verſuch betrifft ganz den Ariſtophanes, und fängt mit einer Kritik über die Wolken deſſelben an. Man kennt dieß Stück als die mutzwilligſte Satyre, auf den weiſen

Sokrates. „Ariſtophanes bereitet darinn den „erſten Tropfen des Gifts, der viele Jahre „darauf den liebenswürdigſten Griechen todt „und unſterblich machte.„ Wir überlaſſen es dem Leſer, den Auszug der Fabel und der beſten Scenen bey dem Verf. ſelbſt nachzuſehen, und verſprechen ihm im voraus hinlängliche Befriedigung ſeiner Wißbegierde und ſeines Geſchmacks. Viele Bemerkungen über dieß Stück, welche der Verf. einſtreut, haben vor ihm die Ausleger ſchon gemacht; es finden ſich indeß einige, die ihm eigen, und nicht weniger ſcharfſinnig ſind. Man ſehe z. B. die Anmerkung zu S. 427. Ueber das ganze Stück fällt Hr. C. folgendes Urtheil: „Die unpartheyiſche Nachwelt erſtaunt über die Kühnheit des komiſchen „Witzes, bewundert das Genie des Verfaſſers, „die Wendungen, die neue und unerwartete Erfindung, und verabſcheut das Herz eines Frevlers, der ſo viele glückliche Fähigkeiten miß„brauchte, einen der ehrwürdigſten Griechen „verdächtig zu machen, und ins Unglück zu ſtür„zen.„— Es iſt endlich noch eine Prüfung über die Meynung des Aelian von dieſem Stücke, und etwas von den Sokratiſchen Göttern beygefügt.

In den Fröſchen war es hauptſächlich des Ariſtophanes Abſicht, die drey großen tragiſchen Dichter der Griechen, den Aeſchylus, Sophokles und Euripides der Verſpottung auszuſtellen. In Anſehung des Inhalts verweiſen wir unſern Leſer wieder auf den Auszug, den der Verfaſſer von dieſem ſehr drolligten Stücke giebt. Der Dichter verräth darinn nicht bloß einen ſehr lebhaften Witz, ſondern auch Kritik und Geſchmack.

Das Feſt der Ceres und der Proſerpina iſt wieder eine Comödie voller Spott, welcher, vornehmlich den Euripides trifft, der in ſeinen Trauerſpielen nicht allemal vortheilhaft für das weibliche Geſchlecht geredet hatte. Das Stück iſt wieder äußerſt muthwillig, und doch voller komiſchen Situationen und ſehr witziger Tiraden.

Die Rednerinnen haben die Beredſamkeit, und ihren Einfluß in die Staatskunſt zum Hauptgegenſtande. Der Verf. muthmaſſet, daß einige Stellen dieſes Stücks Spöttereyen über die Sokratiſche Politik und über das Syſtem ſind, welches Plato in ſeinen Büchern von der Republik vorträgt. Er macht dieſe Vermuthung ſehr wahrſcheinlich.

Im Plutus iſt Ariſtophanes mehr Sittenlehrer, als in irgend einem ſeiner vorhergehen-

den Stücke. Es hat in ſeiner Erfindung viel ſonderbares, aber auch viel komiſche Luſtigkeit. — Der Verf. ſchließt hier ſeine Abhandlung über den Ariſtophanes, und erinnert ſehr richtig, daß die Leſung dieſes Poeten für den Philologen, Geſchichtskundigen, Kunſtrichter, Philoſophen und Dichter gleich lehrreich ſeyn könne.

Wir müſſen itzt noch von den eignen Arbeiten reden, welche Hr. Clodius jedem Stücke dieſer Verſuche beygefügt hat. Sie beſtehen aus einigen Gedichten und einem Schauſpiele. Unter den Gedichten iſt das erſte ein didaktiſches und eines der ſchönſten; es macht dem Herzen und der Denkungsart des Verf. eben ſo viel Ehre, als ſeinem poetiſchen Genie. Die Verſe ſind voll und harmoniſch. Nur die Aufſchrift, das Beyſpiel, finden wir mit dem Inhalte gar nicht übereinſtimmend. Der Ruhm, ein lyriſches Gedicht, hat einige ſchöne, aber auch manche ſchwache Stellen. So läßt z. E. der Dichter den Ruhmbegierigen ſagen:

Mein Name ſcheuche ſchon, gleich nahen Ungewittern,
Zwo Nationen und ein Heer.
Und wird die Erde nicht vor meinem Grimm erzittern,
So zittere vor ihm das Meer.

Eine Strophe, die in der That der meiſten übrigen, in deren Geſellſchaft ſie ſteht, nicht würdig

dig iſt. Eben ſo wenig gefallen uns in der Folge die zehn zermalmten Staaten und einige andere Ausdrücke. Am Ende erhält das Gedicht eine ganz unerwartete Wendung. — Das Stück, der Tod eines Tyrannen, kömmt uns wie ein abgeriſſner Monolog aus einem Trauerſpiele vor; es hat einen ſehr heftigen und immer deklamirenden Ausdruck. Beſſer gefällt uns das folgende Gedicht, Horaz, worinn der Verf. den Charakter dieſes Dichters entwirft, und auf die beſten Stücke ſeiner Werke anſpielt. Es iſt in dem Geſchmacke des Idyllions über den Anakreon, deſſen wir oben gedacht haben. Einige Verſe brauchen freylich noch Politur. Z. E.

Entlarvt, ein Spott der Welt, und mit ſich ſelbſt bekannt,
Steht mancher leere Kopf, und wartet auf Verſtand.

Die komiſche Wendung in dem letzten halben Verſe will uns nicht recht gefallen; ſie wird auch etwas widerſinnig, da dieſer leere Kopf ſchon mit ſich ſelbſt bekannt iſt; kein geringer Gebrauch des Verſtandes, ob es gleich hier nur ſo viel heiſſen ſoll, daß er ſeine Thorheit gewahr wird. Doch wir gehen zu ſehr ins Detail. Bey den S. 155 - 170. folgenden Stücken halten wir uns nicht auf; ſie haben manche kleine Schönheiten,

es kömmt uns aber doch immer vor, daß ihre Beziehung zu eingeſchränkt, und ihr Intereſſe nicht allgemein genug iſt, ungeachtet der Menge von Maximen und guten Lehren, welche in ihnen geſagt ſind. Der Bauer und der Advokat iſt die Copie von einem Epigramm des Martial, das uns ſeiner Kürze wegen doch beſſer, als die etwas gedehnte Nachahmung gefällt. So wäre auch das folgende Stück, Veit Andres und der Dichter durch die Kürze vielleicht angenehmer geworden, ob es gleich drolligt genug iſt; nur die Versart ſcheint uns nicht recht ſchicklich zu ſeyn.

Dem zweyten Stücke hat der Verf. ein Luſtſpiel in drey Aufzügen angehängt: Medon, oder die Rache des Weiſen. Der Inhalt iſt folgender. Medon iſt während ſeiner Abweſenheit auf Reiſen, auf Veranſtaltung ſeines Onkels, eines grundböſen Mannes, der ihn bey ſeinem Vater aufs niederträchtigſte verläumdet hat, enterbt worden, und hat itzt, nach ſeiner Zurückkunft Hoffnung, ſich in ſeine Rechte wieder einzuſetzen. Um dieß zu verhindern, und ihn aus dem Wege zu ſchaffen, verläumdet ihn dieſer Onkel auch bey Hofe, und nimmt dazu einen der vertrauteſten Freunde des Medon zu Hülfe, den dieſer für ſehr redlich hält, und dem er, ſelbſt

mit Aufopferung ſeiner Bedürfniſſe Wohltha-
ten erweißt. Beyde klagten den Medon als Verfaſſer einer empöreriſchen Schrift wider die Regierung an; er wird verurtheilt, das Land zu räumen. Sein Freund, von Gewiſſensbiſſen gemartert, erklärt ſich ſelbſt für einen Verräther, und rettet Medons Unſchuld. Der Hof giebt ihm alle Genugthuung, und überläßt es ihm, das Schickſal ſeiner Verläumder zu entſcheiden. Medon, anſtatt ſich zu rächen, verzeiht ihnen, und macht ſeinen Onkel durch die Verbindung mit ſeiner tugendhaften Tochter vollends beſchämt — Der Plan dieſes Schauſpiels hat eben keine große Neuheit der Erfindung; das Stück ſelbſt keine meiſterhaft angelegte Situationen, und wirklich in der Ausführung nicht den Grad des Intereſſe erhalten, deſſen der Inhalt vielleicht fähig geweſen wäre. Wir wollen einige Urſachen ſagen, woran uns die Schuld zu liegen ſcheint. Zuerſt haben die Charaktere nicht das hervorſtechende, auch nicht das contraſtirende, was ſie haben ſollen; zwar überhaupt einen Anſtrich von moraliſcher Güte und Bosheit, aber nicht die feinen Nuancen und einzelnen unterſcheidenden Züge. So wie Medon und Clelie, Oront und Philint gezeichnet ſind, ſo finden wir überall auch in mittelmäßigen Romanen und Schauſpielen

die

die tugendhaften Perſonen und die Böſewichter geſchildert; ihre Charaktere hätten mehr individuelles haben ſollen. Medon, die Hauptperſon des Stücks, iſt uns nicht thätig genug. Daß er ſo leichtgläubig iſt, wollen wir ihm verzeihen. Wäre auch ſeine Art ſich zu rächen, nicht noch großmüthiger geworden, wenn die Liebe nicht Antheil daran hätte? Dieſe hätte, dem Sujet unbeſchadet, ganz aus dem Stücke bleiben können; ſo hätte es von der Seite Neuheit erhalten; und Medon wäre doch immer Menſch, und in ſeinem Charakter auch Schwachheit geblieben. Ferner iſt es uns etwas ſeltſam zu denken, daß ein Menſch, wie Philint, der ſolcher Niederträchtigkeiten fähig iſt, ein Freund Medons und von ihm ſo verkannt ſeyn kann, und ſeine nachmalige Bekehrung geht auch wohl zu geſchwinde vor. Seine Reue und Entdeckung der Verläumdungen iſt auch eine Entwickelung des Knotens, die ſchon etwas zerſchneidendes an ſich hat. Sonſt herrſchen in dieſem Schauſpiele unſtreitig viel edle Sentiments; nur wünſchten wir, daß dieſe mehr in die Handlung des Stücks eingeflochten, und nicht ſo oft in froſtige Deklamation gekleidet wären. Wir hätten es in der That von dem Verf. gar nicht erwartet, daß er ſeine Perſonen, beſonders ſeinen Medon,

von, aus der natürlichen Sprache des Dialogs und des Affekts in einen wirklichen Kathederton würde verfallen laſſen. So ſpricht z. B. Medon einmal mit ſeinem Bedienten in lauter Sentenzen: „Du biſt ein Thor! Niemals ſchmäht man „ganze Stände. Alle Verleger edel denken, „heißt, alle Autoren klug haben wollen.„ Wenn er hernach ſogar mit ihm vom Newton, Hobkes und Homer zu reden anfängt, ſo freuen wir uns, daß er noch geſchwinde wieder einlenkt. Der Monolog, den Philint S. 314. f. f. hält, ſcheint uns gar zu lang, und dabey ſehr unnatürlich zu ſeyn. Man leſe nur den tragiſchen Anfang: „Ich bin auf einem Felſen, wo ich von „beyden Seiten ein Grab vor mir ſehe. Tod „zur Rechten und zur Linken Tod!„ u. ſ. f. Auf einem Felſen mußte er freylich wohl ſeyn, um ſo ſchwindelnd zu reden. S. 345. f. hält Medon eine lange moraliſche Predigt über die Freygeiſterey, die wir ihm gerne ſchenkten. S. 356. wo Oront, der Onkel des Medon, auf ſeinen Vetter zürnt, glauben wir einen Tyrannen auf dem tragiſchen Theater reden zu hören. Mit eben ſolchem Pompe der Rede erſcheint er ſchon kurz vorher im ſiebenten Auftritte: „Endlich, „iſt der Sieg da! Hier, wo ich ein Bettler war, „bin ich Herr, und Medon trägt Ketten.„ —

Wir

Wir ſind bey der Beurtheilung dieſes Stücks ſo umſtändlich und offenherzig geweſen, weil es einen Verfaſſer hat, der die Regeln der Kunſt und die Muſter des Alterthums ſo gut kennt, und ſich daher keine Fehler verzeihen muß, die er gewiß bey kalter Durchleſung ſeiner Arbeit, ohne Empfindung der Autorſchaft, und des Beyfalls der Leipziger Zuſchauer, ſelbſt gewahr werden wird.

Der Anhang des dritten Stücks iſt ein Gedicht, welches dem Hrn. Geheimenrath und Präſidenten, Baron von Globig, gewidmet iſt. Es enthält ſehr gute ſatyriſche Züge über den Neid und die Verachtung, welche die Dichter von Leuten erfahren müſſen, die gegen ſie durch Vorurtheile eingenommen ſind, welche der Verf. doch wohl ein wenig übertrieben hat. Dieß Gedicht iſt ſonſt, unſrer Meynung nach, eins der ſchönſten.

Noch ein paar Worte über dieß ganze Werk des Herrn C. Er hat ſich dadurch ohne Zweifel um die Ausbreitung der ſchönen Literatur ſehr verdient gemacht, und wir wünſchen eine lange Fortſetzung deſſelben. Da es indeß mehr für Leute, die ſich den Geſchmack bilden wollen, als für eigentliche Gelehrte geſchrieben iſt, ſo wünſchten wir, daß der Verf. ſich nicht ſo oft in gelehrte Ausſchweifungen und noch weniger in gelehr-

gelehrte Anſpielungen eingelaſſen hätte, die immer doch in einem ſolchen Werke ein etwas eitles Anſehen haben. Bey ſehr vielen Stellen dieſes Buchs thaten wir insgeheim den Wunſch:

Ut jam nunc dicat jam nunc debentia dici,
Pleraque differat, et praeſens in tempus omittat!

Auch die Schreibart, die ſonſt ſehr blühend iſt, dünkt uns zuweilen zu geſchroben und zu pretiös zu ſeyn. So ſagt er z. E. S. 38. von einem Stücke der Sappho: „es verdiente eben ſo ſehr „die Nachahmung des Catull, als Catull ver„diente, nicht von dem Tollius ergänzt zu wer„den.„ Wie ängſtlich iſt hier zugleich die Gelehrſamkeit angebracht! S. 25. „Tyrtäus, der „wider die Gewohnheit der Dichter den Feind „mit Elegien ſchlug.„ Vom Pindar wird S. 54. geſagt, vielleicht habe ihn die Liebe zum Golde verleitet, „ bisweilen aus einem griechiſchen Lo„velace einen Grandiſon zu machen.„ Von der Art iſt S. 56. der Uebergang zum Simonides, und zum ſatyriſchen Drama, S. 113.

Zum Schluſſe wollen wir noch ein paar Uebereilungen anmerken, die dem Verf. entwiſcht ſind. Auf der vierten Seite der Vorrede redet er von dem Hudibras als von einem Gedichte, das Pope zum Verf. hätte; und S. 32. ſchreibt

er Hagedornen die Nachahmung eines Fragments aus dem Alcäus zu, welches, nebſt noch ſechs andern Fragmenten aus den Skolien dieſes Dichters, von dem Hrn. Prof. Ebert in der Abhandlung des de la Nauze überberſetzt iſt, welche ſich bey Hagedorns Werken befindet.

Ioh. Frid. Herelii Satirae tres. Altenburgi ex Offic. Richteria 1767. 8. 10. Bogen ohne die Vorrede.

Und weil bey uns alles überſetzt ſeyn muß: Dieſelben deutſch. Altenburg 1767. 8½. Bogen in 8.

Man kann dieſen ſchon bekannten Satyren eine hie und da glücklich angebrachte Wendung, eine leichte lateiniſche Schreibart nicht abſprechen, aber dabey ermüden ſie durch das Alltägliche und Triviale der Gedanken, die, in das Deutſche übertragen, unerträglich platt ausfallen. Noch möchten wir zur Ehre des Verf. wünſchen, daß er immer, ſo wie meiſtens in der erſten Satyre: Oratio in laudem veterum librariorum, den Charakter der Satyre beobachtet und nicht in die Beſchreibung von Moropolis und in den Brief eines Vaters an ſeinen ſtudierenden Sohn ſolche Züge hineingetragen hätte,

te, die, von der moraliſchen Seite betrachtet, ſeine Arbeit auch in unpartheyiſcher Leſer Augen ganz verwerflich machen müſſen. Wollte man aber auch dieß bey Seite ſetzen, ſo kann man ſich doch nicht entbrechen zu bemerken, wie an ſo vielen Oertern die vermeintliche witzige oder bittere Satyre offenbare Grobheit und Schmähung iſt. Man vergleiche nur außer vielen andern Stellen, z. E. die in der überall zu bitter geſchriebenen Vorrede, wo er den Stupor ſeiner Vaterſtadt ſchildert, mit S. 72. u. fg. wo grade daſſelbe von Moropolis geſagt wird. Das dünkt uns die Grenzen einer beſſernden oder belehrenden Satyre zu ſehr überſchreiten, und anſtatt Satyren zu ſchreiben, anzüglich, oder noch etwas ſchlimmers zu werden.

Die Ueberſetzung entſpricht völlig ihrem äußerlichen Anſehn, d. h. ſie iſt höchſt elend, und des Originals in allem Betracht unwürdig. Wer kann ohne Eckel das: indeme, einſtweilen, ſecklich, Beſchwerniß, baum ſtarke Lenden, der Bauch gurrt ꝛc. leſen; die kindiſchen noch ganz lateiniſchen Perioden ausſtehn, und die bübiſchen Schnitzer (zu reden mit dem Hrn. Ueberſ.) welche S. 29. 35. 38. 39. 40. 52. 55. kurz — überall vorkommen, ohne den Argwohn anſehn, daß irgendwo ein junger rüſtiger Sekundaner

ſich an eine Arbeit gewagt habe, die zur Zeit noch ſeinen Schultern zu ſchwer war.

Die Grundſätze der deutſchen Sprache. Oder von den Beſtandtheilen derſelben und von dem Redſatze. Zürich, bey Orell, Geßner und Comp. 1768.

Es iſt heut zu Tage in Deutſchland nicht eben ſo ſehr gewöhnlich, auf wenigen Bogen vieles ſagen zu wollen, und wenn dieß viele inſonderheit Anmerkungen über unſre Sprache beträfe — noch ungewöhnlicher. Dieß Studium hat, ob es gleich noch nie in Deutſchland ſeine rechte Periode gefunden, jetzt inſonderheit ſo viel andern liebenswürdigen Tändeleyen und Kunſtkleinigkeiten Platz gemacht, daß ein Buch über die Grundſätze der deutſchen Sprache oder über die Beſtandtheile derſelben, ohne Zweifel einen ungewöhnlichen Auftritt macht, in Zeiten, wo jedes lateiniſch-deutſche und deutſch-franzöſiſche Kunſtrichterchen ja ſein Deutſch zu verſtehen glaubt, und deſto mehr vom wahren und falſchen Styl, von Ciceronen und Seneka's ſpricht, je weniger er ſich ſelbſt um die Beſtandtheile, um die grammatiſchen Grundſätze der Sprache bemühet hat, für die es mit wäßrigen Lippen eifert.

Je ſeltner alſo, um ſo angenehmer iſt eine Sammlung von Blättern, die auf wenigen Seiten vieles Bekannte kurz und zuſammengefaßt wiederholet; vieles Zweifelhafte in ſeinem Licht oder vielmehr in ſeinem Schatten des Zweifels vorſtellt; und denn auch manches Neue, das in unſrer Sprache vor Jahrhunderten das Aelteſte geweſen, vor Augen bringt, und unſern Bertrachtungen überläſſet. Der Hr. Prof. Bodmer, denn er iſt der Verfaſſer dieſes Buchs, hat in dem Viertheil Jahrhundert ſeines kritiſchen Lebens ſo manche Sprachmode in Deutſchland, wie einen Herbſt von Blättern abfallen, und ſo manche Sprachmode, wie einen Frühling von Blättern wieder aufkeimen ſehen, daß von ihm, wie vom Neſtor Homers gelten kann:

> Τῶ δ' ἤδη δύω μὲν γενεαὶ μερόπων ἀνθρώπων
> Εφθίαθ', οἳ οἱ πρόσθεν ἅμα τράφεν ἠδ' ἐγένοντο
> Εν πύλω ἠγαθέη, μετὰ δὲ τριτάτοισιν ἄνασσεν.

Ueberdem iſt er ſo lange mit ſeichten Sprachlehrern in Streit verwickelt geweſen, daß endlich aus ſolchem langen Pro und Contra wohl Grundſätze des Rechts und Unrechts werden können. Und denn hat ſeine alte vieljährige Bekanntſchaft mit den Schwäbiſchen Sängern ihm ihre altdeutſche Sprache der Liebe ſo verſtändlich, ſo einnehmend gemacht, daß ers gewiß wiſ-

 ſen

ſen kann, was altes Deutſch geweſen, und wahres Deutſch ſeyn ſollte. —— Alle dieſe Urſachen haben, jede das ihrige beygetragen, um uns auf dieſen wenigen Bogen mehr zu liefern, als in der wohlbeliebten, ſchwammigten Gottſchediſchen Grammatik, viele einzelne ſüſſe Bemerkungen unſers neuen Geſchlechts von Kunſtrichtern mit untergerechnet, enthalten iſt.

Zwar noch lange nicht eine deutſche Grammatik. Noch lange nicht ausgemachte Grundſätze der Sprache unſers Vaterlandes. Entweder iſt in dieſem die Sprache zu weſentlich verſchieden und das Provinziale ihrer Gattungen ſchon zu ſyſtematiſch gemacht, oder Hr. Prof. Bodmer hat noch nicht weit genug abſtrahirt, noch nicht allgemein genug überſchauet, oder es ſey aus andern Urſachen —— indeſſen dünkt es uns doch, daß ſein Buch nur noch für eine Reihe von Betrachtungen und Induktionen, und Zweifeln und Fragen, nicht aber für Grundſätze gelten könne. Er ſagt in der Vorrede, daß er dem Abt Girard wiewohl mit der nöthigen Abweichung gefolget ſey. Eben die Parallele zeiget, daß der Franzoſe, vielleicht wegen der lahmen einförmigen Schwachheit ſeiner Sprache, indeß doch immer der Beſtimmtheit derſelben näher ſey, als wir.

Wir wollen über dieſe lebendige, wirkſame, obgleich unregelmäßige Beſtrebung unſrer Sprache zum Neuen, zum Abweichenden nicht alſo allein murren. Sie zeigt, daß wir noch im Frühlinge des Zeitalters leben, in welchem Genies blühen, und in dem wir noch mehrere zu hoffen haben. Eine völlige Regelmäßigkeit, die genaueſte Reduktion auf Grundſätze iſt vielleicht nur denn zu erwarten, wenn eine Sprache todt iſt, und dafür behüte uns noch der Himmel. Wir wollen unſern Genies immer lieber noch Grammatiſch nachleſen und nachprüfen, als keine mehr haben. Da wir einmal ſo weit abgekommen ſind von der Sprache der Minneſänger: ſo müſſen wir blos in einzelnen Fällen wieder zurückkehren: Dieß müſſen Schriftſteller ſeyn, die ihre Archaiſmen auch geltend machen können, und dieſes ſind nur Genies, nur die Gattung von capriccioſi, die ſich auf ſteilen Felſen und Höhen auch freylich oft verſteigen.

Hr. Bodmer hat ſeinem Buch zwo Abhandlungen vorausgeſetzt. Die erſte von der Würde der Sprachlehre iſt für unſre Zeit nicht uneben, obgleich übrigens dem Inhalte nach bekannt: Die zweyte von den Verdienſten D. Martin Luthers um die deutſche Sprache iſt

merkwürdiger, und hat manches, worüber ein Wort zu ſagen wäre. Hr. Bodmer meynt, daß die Sprache, die Luther vor ſich gefunden, ihrem Genius nach die Sprache der ſchwäbiſchen Dichter geweſen, daß Luther ſelbſt aber dieſe Dichter nicht gekannt, daß er ſeine Schreibart blos nach dem Gebrauch gebildet, alſo viel Kernhaftes und oft Dichteriſches beybehalten, aber zu oft Gottſchediſiret, die Sprache nach dem Idiom fremder Sprachen verändert, nicht ſie aus ihrem rechten Urſprunge heraufgeholet, übrigens aber die Sprachlehre überall zu nahe mit den Eſeln zuſammengeſetzt, als daß ſie ſeine vorzügliche Geſellſchaft hätte ſeyn ſollen. — — An allem iſt etwas wahr, aber wie geſagt, ein Wort bleibt uns doch noch dabey übrig. War der ſächſiſche Dialekt zu Luthers Zeiten völlig derſelbe mit den ſchwäbiſchen Dichtern? Wir glauben nicht, und Hr. Bodmer iſt zu nahe an Schwaben, um nicht die Mundart der Minneſänger etwas weiter hin zu finden, als ſie war. Die Schriften des Jahrhunderts zeigen wirklich in Sachſen eine ſo merkliche Abweichung, daß Luther, aus ſeinem Lande hätte ausgehen müſſen, um ſchwäbiſch zu ſchreiben. Zu dem ſchrieb er fürs Volk, ich verſtehe unter dieſem Namen die Menge derer, die ſich

nicht durch die Sprachlehre zu Deutſchen gebildet hatten. Unter dieſen waren die ſchwäbiſchen Dichter unbekannte Namen, und das künſtliche ihrer Sprache eine unbekannte Kunſt, der ſich Luther alſo nicht bequemen konnte. Ueberdem beſteht ein Theil von Luthers Sprachverdienſten in Ueberſetzungen, und zwar in Ueberſetzungen, wo an der Richtigkeit und an der Form des Ausdrucks der fremden Sprache mehr gelegen war, als an der alten originalen Art der Deutſchen: es konnte alſo kaum ohne Einführung fremder Sprachformen abgehen. Und endlich war Luther nie ein Sprachlehrer, Sprache war bey ihm immer nur die dritte Sache und mußte es nur ſeyn, wenn ſie nicht höhern Zwecken in den Weg treten wollte. So ſehr er der Sprache der Theologie Ton gegeben und oft freylich zum Nachtheil bibliſcher Begriffe: ſo zweifeln wir daran, ob er überhaupt Muſter der Schreibart geworden, und er für ſich die Sprache ſeines Jahrhunderts verändert. —— —— Man ſiehet alſo, daß wir zu den Verdienſten D. M. Luthers um die deutſche Sprache durchaus einen ganz andern Maasſtab nehmen würden, als Hr. Bodmer, deſſen Schätzung auf einer falſchen Vorausſetzung beruhet, und nicht die ganze Maſſe nimmt, die geſchätzt werden ſoll.

Doch zum Werk ſelbſt. Es iſt werth in allen Schulen eingeführt zu werden, wo Deutſch gelehrt wird, auf wie wenigen aber wird noch Deutſch gelehret? lieber Sprachen, die weder noch Schüler in ihrem Leben genutzt haben, oder nutzen werden, als die Sprache, die man ſpricht und ſchreibt. — — Ein Auszug läßt ſich nicht geben, wo das Buch ſelbſt Auszug iſt: ich breche alſo nur einzelne Blumen. Könnte ich ſie nur ſo angenehm brechen, als Leßing und Ramler bey ihrem Logau; denn eine grammatiſche Blumenleſe iſt für die wenigſten Leſer. „Den Artickel zu verſchneiden, 's Buch, iſt pöbelhaft.„ S. 5. Nur wäre es nicht pöbelhaft, wenn wir in Verſen, und inſonderheit bey gedrängten Deka„ und Hendekaſylben auch der Engländer 't is, durch das bequeme 's iſt nachahmten. Für unſre Sylbenzähler will ich keine neue Bequemlichkeiten machen; aber oft ſcheint es Nachdruck, Affeckt und oft der Sinn ſelbſt zu fodern, daß man das Es verſchlucke, und von ſelbſt verſchluckt ſich die erſte Versſylbe am wenigſten.

Der Genitiv mit en z. E. der Brüſten ſollte meiner Meynung nach ganz wegfallen; S. 5. er iſt auch vormals mehr ein Nothfall geweſen. Aber das kann unſern Undeutſchſchreibern nicht gnug geſagt werden, daß man nicht derer Brü-

ſte, und denen Brüſten ſagen ſoll, wo ich auf kein Demonſtrativum oder Relativum hinzeige.

Ohne Zweifel ſind wir ſchon zu weit weg, um noch die Manne, die Weibe zu ſagen; aber ob es denn auch ſogar Muthwille ſey, Schilder ſtatt Schilde zu ſagen, weis ich nicht. Man ſpricht ja doch einmal ſchon Bilder ſtatt Bilde, da man doch das Verbum bilden hat: und wie alſo nicht Schilder, da man doch ſchildern ſagt? Dünkt mich nicht unrecht, ſo macht meine Provinz einen dunkeln Unterſchied zwiſchen die Schilde, (clypei) und die Schilder (ausgehängte Wahrzeichen) ob gleich der Urſprung freylich derſelbe iſt. Der Unterſchied wäre derſelbe, als die Bande (Feſſeln) und die Bänder (im Putze.)

Wenn ich nicht Geziſche und Getöſe ſagen ſoll, ſo muß ich mir noch weit weniger Geblüte und Gemüthe erlauben. Bey jenen iſt das E. nur etwa der folgenden harten Konſonante wegen; bey dieſen wider den Redegebrauch und unnütz. S. 8.

Meines Wiſſens ſagt man heut zu Tage noch immer das Finſterniß weniger, als die Finſterniß; nur ſehe ich nicht, warum man im plur. die Finſterniſſen ſagen ſollte. S. 8.

Wenn Klopſtok ſagt zur Höllen hinabgehen, ſo iſt das Höllen theils Kirchen- und Bibel- und Liedermäßig, folglich hat es die Mine des geiſtlichen Alterthums; theils iſt es um den Hiatus zu vermeiden, es giebt alſo keine Regel. S. 10.

Trümmern ſtatt Trümmer iſt freylich Unrecht: und das Ohr der klugen Schöne eben ſo. Im letzten Fall aber wäre der Schönen zu ſagen, theils doppelſinnig im Numerus, theils das Subſtantivum ſchwächend. Indeſſen iſts wahr, daß Schöne ſtatt Schönheit ein beſſerer Idiotism iſt z. E.

— — ſein ernſtes Geſicht iſt
voll von männlicher Schöne.

und es iſt eben ſo wahr, daß das Große, das Edle, das Gute, das Angenehme in der Metaphyſik unſrer Begriffe was anders iſt, als die Größe, der Adel, die Güte, die Annehmlichkeit. Unſer Winkelmann hat für ſeine Kunſt die Großheit geſchaffen, und keiner der vorigen Begriffe läßt ſich ſubſtituiren: ſollte nicht eben ſo in der Moral zwiſchen Güte und Gutheit ein Unterſchied ſeyn?

Bodmer iſt dafür, daß man Elyſium's ſagen ſolle; ich weis nicht, ob, wenn bey ſolchen De-

klinationen die Farbe des Ungewöhnlichen weg ſeyn wird, man nicht Elyſiens ſagen werde. Ich nehme die Wörter aus, wo ſolche Verdeutſchung nicht angehet: ſollte da aber nicht z. E. des Publikum ſtatt des Publikums genug ſeyn?

Bodmer hat Recht, daß man die Periode, die Echo, die Catheder ſagen ſollte, inſonderheit wäre die zum Weibe umgeſchaffene Echo den Poeten wieder die alte Nymphe, ein wirkliches Weſen, da ſie ihnen jetzt ein ſchallendes Geſpenſt iſt. — —

Man ſollte ja nicht das Talent unſrer Sprache eingehen laſſen, verſchiedne Formen der Verborum als Subſtantive zu gebrauchen. Bodmer führt an, daß die Minneſänger ſehr dieſe Umwandlung geliebt: von den Engländern iſt ihr großer Vortheil bekannt, den ihre Verba als Subſtantiva gebraucht, ihnen geben, und wirklich, um den Styl ſo munter und natürlich wenden und abwechſeln zu können, wie. z. E. Leßing, hat man immer auch dieſe Freyheit nöthig, deren ſich dieſer angenehme Styliſt auch oft bedienet. Bodmer giebt Beyſpiele: Wohlthun iſt gut, ehe beſſer thun kommt u. ſ. w.

B. iſt unzufrieden, daß unſre Städte und Provinzen ſo oft neutra ſind. Ich glaube Poeten

ten können, wenn ſie perſonificiren, freylich die hohe Jeruſalem und die einſame Pathmos als Weiber darſtellen; nur müßten ſolche Abweichungen nicht ſo zur Gewohnheit werden, wie in manchen halbdeutſchen Schweizerüberſetzungen, wo die Perſonendichtung ſo nöthig nicht war. Wie die fremden Nomina propria im Deutſchen flektirt werden ſollen, findet hier ſeine verſchiedne Regeln, die aber noch immer auf zu viel Willkührliches hinauslaufen: und bey den Nationalwörtern wird dieß Willkührliche gar Eigenſinn — Samarier z. E. Athener, Carthager zu ſagen, iſt widrig; wenn Arthenienſer, Carthaginenſer, Samaritaner, Samariter auch freylich nicht ſo urſprünglich Deutſch wäre; Mißgeburten aus den Zeiten der Unwiſſenheit ſind dieſe Patronymen deswegen nicht. Sie ſind nach dem lateiniſchen, und in der Geſchichte, Geographie und Litteratur zu ſehr angenommen, als daß wir uns von Athenern und Carthagern wollten vorerzählen laſſen: wie in der Wertheimiſchen Bibel von Jiſraelen.

Bodmer tadelt die Wortfügung: Der du von Ewigkeit biſt, und will: du der von Ewigkeit iſt — ohne Zweifel iſt dieß Grammatiſcher, jenes aber durch den langen Gebrauch und durch die Aehnlichkeiten fremder Sprachen, da die

zweyte

zweyte Perſon gleichſam überwindend iſt, gerechtfertigt. Es iſt eine kernvolle Wortfügung: heilig und rein, der geh ich hinaus — und ſo führt B. mehr nervigte Conſtruktionen über die Pronomina an, in deren Gebrauch die alten Minneſänger ſo ſtark waren.

Es wird die Licenz: ein hölzern Hirtenſtab, der Pallas milchern Hals, der Thetis ſilbern Fuß erneuert; ich glaube man hat ſie abkommen laſſen, um die Zuſammenkunft der Conſonanten zu mildern: ſo daß ſie nur noch bey neutris z. E. ein milchern Naturell gebräuchlich ſeyn kann. Auch weis ich nicht, ob man eben der Pallas milcherne Hals ſagen müßte, weil man ja nicht ſage: der ſchöner Herr. Die letzte Induktion paßt nicht und B. hat alle Inverſionen des Genitivs hier wider ſich z. E. meiner Muſe beſter Geſang, wo ich wohl kaum beſte ſagen würde, und iſt der Pallas, nicht eben der Genitiv als meiner Muſe und, da es Hr. B. doch für den Artickel zu nehmen ſcheint? So dünkt mich auch ſelbſt die Nuance der Sprache nicht völlig einerley, ob ich in ſtillem Triumphe, oder im ſtillen Triumphe ſage und dergleichen mehr.

Bey der Zuſammenſetzung der Präpoſition mit den Verbis wird der Nachdruck nicht überſehen,

ſehen, der manchmal aus Trennung und Vorſchickung erreicht wird z. E. herein ſtürzt Mann auf Mann — — zuſammen ſchloß er ſie u. ſ. w. Gleim hat dieſe oft ſtarke Inverſion aus ſeinen Kriegsliedern beybehalten und ſich auch in weichen Liedern zur Gewohnheit gemacht, wo ſie, inſonderheit da ſie bey ihm zu oft rauhe wieder kommt, nicht immer die beſte Wirkung thut.

B. findet es hart, den Artikel vom Subſtantiv zu trennen, und führet das Beyſpiel:

— Glücklich der
Barde, der u. ſ. w.

ich fände das Beyſpiel auch hart, aber nicht der Trennung, ſondern der Conſonanten wegen in den Worten glücklich der. Einer unſrer Dichter hat alſo ſeine ähnliche Stelle beſſer:

— Glücklicher Barde, der
unverdächtig u. ſ. w.

und hier fällt die Härte weg. In dem Sylbenmaaſe der horaziſchen Gattung iſt ja kein Vers einzeln wegzuzählen, ſondern ſchnell fortzuleſen, und da kommt Band auf Band, da iſt keine Trennung.

Im Abſchnitte von den Inverſionen, Idiotiſmen, Synonymen und andern ſcheint B. mit dem Verf. der Fragmente über die neuere deutſche Litteratur zuſammen zu kommen, aus dem

er

er manches borgt, und dem er in manchen widerſpricht. Idiotiſmen der Sprache z. E. fand der eben genannte Verf. oft mit der Laune derſelben Nation ſo zuſammenſtimmend, ſo einträchtig; daß er die Deutſchen, die ſo gern über aller Regelmäßigkeit einſchlafen, anmunterte, den launigten Britten zu folgen, wie dieſe, beydes zu vereinigen, Laune im Gefühl und Laune im Ausdruck, kurz eigen zu denken und frey zu ſchreiben. Ich weis alſo nicht, ob Hr. B. ihn verſtanden, wenn er frägt, wer ſich wohl mit dem deutſchen Idiotismus ins Gras beiſſen, groß dünken werde? Die Antwort wäre leicht: keiner! als etwa der Pöbel. Aber welcher Schriftſteller ſollte denn aus dem Pöbel ſeyn, und nach ſolchen Idiotiſmen jagen? Und hat die deutſche Sprache nicht würdigere, auf die ſie ſtolz ſeyn kann? mit denen ſie ſprechen kann, was andre ihr nur ſchwer nachſprechen? Immer wäre es thöricht, Idiotiſmen im bloßen Wortbau ausklauben zu wollen, ohne einen Idiotiſm von Gedanke zu haben. Noch thörichter idiotiſtiſch zu ſchreiben, um ja unüberſetzbar zu ſeyn. Und am thörichſten elende pöbelhafte Idiotiſmen zuſammen zu ſtoppeln, um ein eigenthümlicher Narr zu werden. Aber das alles fällt zu ſehr ins Auge. Hier iſt davon die Rede, daß wenn

ein originaler Geiſt ſeinem Gedanken freye Wendung und Schwung läßt, wenn er in ſeiner Mutterſprache ſchreibet, ſich in ſeiner Mutterſprache lebendig und in Büchern zu einem Manne, der ſeiner Nation werth iſt, gebildet hat: ſo werde der von ſelbſt idiotiſtiſch ſchreiben, d. i. nicht ſo, wie z. E. unſre Claßiſchen Süßlateiner, bey denen jedes Wort, und jede Periode aus dem Latein überſetzt ſcheint; ſondern urſprünglich aus der deutſchen Sprache, mit der freyen, feſten und ſichern Art, die in der Kunſt heißt keck mahlen. Und daß eben die launigſten Britten auch in ſolchen Idiotiſmen die ſonderbarſten ſind, iſt wohl für jeden, der ſie in ihrer Originalſprache kennet, unläugbar. Ich will nur den neueſten, den ſeltſamen Triſtram, Shandy und Yorik anführen, wie ſehr iſt ſeine Schreibart (nur muß man ihn in ſeiner Sprache und Laune leſen) bis auf jede Wendung, jede Nachläßigkeit und jeden Pinſelſtrich von Comma ein Wurf ſeines ſeltſamen Humors: und ich weis nicht, wie es denn bey jedem Schriftſteller, der auf ſeine Koſten denkt, anders ſeyn könne, als daß er auch auf ſeine Koſten ſpreche. Die Hauptirrung zwiſchen beyden Sprachlehrern iſt alſo Mißverſtand. Der Fragmentiſt nimmt Idiotiſm als

Farbe der ganzen Schreibart; der Schweitzer einige einzelne ausgeklaubte Sprüchwörter.

Mit den Synonymen iſts, wenn ich mich nicht irre, eben ſo. Sind ſie bloß da, um da zu ſeyn, d. i. Hübners Reimregiſter, oder einen elenden Gradum ad Parnaſſum zu füllen: ſind ſie da, um mit einem Nebenzuge einen leeren Vers voll zu machen — weg damit! Aber ſind ſie da, weil es viele Schattierungen eines Begriffes giebt, und eben im Vollzähligen dieſer Begriffe der Reichthum einer Sprache beſtehet; iſts wider des Dichters Amt, dieſen Reichthum der Sprache, die extenſive Menge und Klarheit der Ideen in ihr zu ſeinem Zweck zu gebrauchen: ſo muß er mehr, als die trockne Reihe philoſophiſch beſtimmter Begriffe; er will auch die klaren Zwiſchenideen haben, die der gemeine Mann Synonyme nennt. Für ihn müſſen alſo dieſe nicht bloß bleiben, ſondern auch in dem gemäßigten Licht bleiben, daß ſie ihm Synonyme dünken — und ſo iſt der Widerſpruch gehoben.

Zuletzt, wenn Hr. B. von den Sylbenmaaſſen und inſonderheit von den Hexametern redet: ſo kann es nicht anders ſeyn, als daß er die Hexameter der Schweitzer mit dem, was er ſagt, hat kanoniſiren wollen. Sonſt z. E. würde er nicht ſo ſehr ſeine lahmen Trochäen ſtatt der

Spondäen vertheidigen, nicht aus den hinkenden Dactylen eben die vorzügliche Mannichfaltigkeit unſrer Verſe beweiſen wollen, nicht es für einen pedantiſchen Muthwillen ſchelten, in unſerm Hexameter die Griechen nachzuahmen, nicht es für einen Vorzug der Hexameter ausgeben, wenn ſie ſich auf zweyerley Art ſcandiren laſſen (denn es iſt Unſinn, daß beyde Scandierarten je gleich gut ſeyn könnten, da vielmehr keine von beyden deswegen gut ſeyn kann) und kurz! dieß letzte Kapitel iſt Eins der unbearbeiteſten.

Ueberhaupt beklagen wirs, daß Bodmer ſelbſt bey einem Lehrbuche ſich nicht völlig vom Controverſiengeiſte frey machen kann, wo witzige Anſpielungen auf ſeine alten Gegner, wenn ſie auch nur in Exempelchen da ſtehen, doch immer eine ganz fremde Sache ſind. Sodann wünſchen wir, daß in einer zweyten Auflage einige trockne Kapitel nahrhafter gemacht, einige Sprachfehler verbeſſert würden, die ſelbſt wider des Verfaſſers Regeln ſind, und durchgängig die eigne Ableitungen aus dem lateiniſchen, Adjectif (Adjectiv) Gerundif (Gerundium) Participen (Participien) u. d. g. m. nicht mehr das Ohr beleidigen möchten.

Lieder der Deutſchen. Berlin bey G. L. Winter. 1766. 24 Bogen in 8.

Lieder der Deutſchen mit Melodien. Vier Bücher. Berlin bey G. L. Winter. 1767. 1768. 24 Bogen in 4.

Dieſe Sammlung, die wir unſern Leſern anzeigen, iſt ihnen vermuthlich keine Neuigkeit mehr. Es gehet den Recenſenten in der allgemeinen deutſchen Bibliothek oft ſo, daß ihre Recenſionen erſt lange, nachdem die Bücher herausgekommen ſind, dem Publikum vorgeleget werden. Es giebt meiſtens wohl viel rüſtigere Recenſenten, die die Bücher mit der erſten Poſt bekommen, mit der erſten Poſt auch wieder ein Urtheil darüber abfaſſen, und in dem erſten möglichen Zeitungsblatte, ja wenn es einen guten Freund betrifft, in drey oder vier Zeitungsblättern und Journalen zugleich, drucken laſſen. Dieſe Recenſenten bezeugen über die Langſamkeit der allgemeinen deutſchen Bibliothek eine herzliche Verachtung, und können kaum begreifen, wie es möglich ſey, daß manche Recenſionen ſo ſpät erſcheinen; dieſe Herren bedenken aber nicht, daß die Verfaſſer der deutſ. Bibl. ſich mühſam befleiſſen müſſen, zu leſen, wieder zu leſen, zu vergleichen, ehe ſie ſich trauen, ihr

Urtheil zu ſagen, dahingegen Recenſenten, von dieſer Herren Schlage, wahrhaftig beynahe weiter nichts zu thun haben, als ſich nur recht zuverläßig zu erkundigen, ob der Verf. der recenſirten Schrift, ihr Freund oder Feind ſey; augenblicklich erſcheinen denn von ihren Lippen in allgemeinen Ausdrücken entweder die größten Lobſprüche: unſterblich; dergleichen Buch iſt in Deutſchland noch nicht geſehen worden. Lehrbegieriger Jüngling! tritt hinzu, geneuß, was dir dieſer edelmüthige Mann anbeut; die Thür des Geſchmacks iſt geöffnet, er gehört zu den größten Geiſtern dieſes Jahrhunderts, und was dergleichen Weidſprüche mehr ſind — oder aber iſt der Verf. ihr Feind, ſo iſt er ein Don Guichotte, ein Schulknabe, ein Ignorant, der gar nichts weis, der nicht werth iſt, einem andern, der von dieſer Materie geſchrieben hat, die Schuhriemen aufzulöſen u. ſ. w. Dieſe Manier iſt ſehr leicht, und würde auch zu Erlangung der Abſichten des Recenſenten ſehr erſprießlich ſeyn, wenn es nicht unglücklicher Weiſe eine Anzahl Leſer gäbe, die die Bücher ſelbſt leſen und beurtheilen können, welchen Umſtand dieſe Herren, die öfters mit ſo liebenswürdiger Dreiſtigkeit behaupten, daß ſchwarz weiß ſey, vermuthlich müſſen vergeſſen haben.

Man kann die Lieder der Deutſchen aus ſehr verſchiedenen Geſichtspunkten betrachten. Betrachtet man ſie als eine Sammlung der artigſten ſcherzhaften und zärtlichſten Lieder, die ſeit Opitzens Zeiten von Deutſchen gedichtet worden, ſo kann man nicht umhin dem Sammler und Herausgeber, für den die allgemeine Stimme Hrn. Ramler erkennet, nicht anders, als für ſeine Bemühung ſehr vielen Dank wiſſen. Dieſe Sammlung enthält zweyhundert und vierzig Lieder. Hätte man wohl geglaubt, daß die deutſche Nation an zärtlichen ſcherzhaften und witzigen Kleinigkeiten, ſo reich wäre? Vor noch nicht hundert Jahren durfte ein Franzoſe den Deutſchen allen Eſprit abſprechen, und es ward bey dieſer Nation für ausgemacht angeſehen, daß ein Deutſcher bloß zu mühſamen gelehrten Handarbeiten tüchtig ſey. Ich weis nicht, wie es zugieng, daß die nachfolgenden Franzoſen erkannten, daß die Deutſchen auch große Weltweiſe hätten; aber freylich bewieſen ſie zugleich, aus dem kalten und feuchten Clima und dem daher entſtehenden ernſthaften Weſen der Deutſchen, daß die Deutſchen außer den gelehrten Handarbeiten, die immer noch ihr Hauptwerk ſeyn mußten, aufs höchſte zur Schulphilo-

ſophie*) tauglich wären. Endlich geſtehen uns die itzigen Franzoſen, aus einer Art von Güte, die erhabne und die maleriſche Poeſie zu, ſie geben uns aber zugleich auf eine höfliche Art zu verſtehen, daß wir vielleicht, in gewiſſen andern Theilen der Dichtkunſt noch etwas unvollkommen würden bleiben müſſen. Vom Theater zu geſchweigen, das der Franzoſen eigenem Geſtändniſſe nach, bisher nur in Frankreich zur Vollkommenheit gediehen iſt — müſſen ſie insbeſondere geſtehen, daß gewiſſe riens agreables ganz allein den Franzoſen ſcheinen vorbehalten zu ſeyn. Den feinen Scherz, ſo wie den ton de bonne compagnie überhaupt, kann man nur am Hofe lernen — und die Franzoſen wiſſen es ja ſehr wohl, daß die deutſchen Dichter nicht nur von dem franzöſiſchen Hofe, dieſer großen Schule des Witzes, ſondern auch ſogar von den deutſchen Höfen, ausgeſchloſſen ſind. — Scherzen aus der Provinz, fehlt ja bekanntermaſſen ein gewiſſes je ne ſai quoi, eine gewiſſe Fineſſe, und ſelbſt Zärtlichkeit ohne Fudeur, vorzutragen, dazu gehört ein gewiſſes je ne ſai quoi. Die Lieder, dieſe frohen Ausbrüche des Ver-

*) Man merke, daß dieß bey uns mit Recht ehrwürdige Wort, bey den Franzoſen, etwas verachtenswürdiges andeutet.

Vergnügens, ſcheinen weder dem deutſchen kalten Clima, noch der deutſchen Ernſthaftigkeit angemeſſen. Der Franzoſe hingegen iſt beſtändig vergnügt, er iſt Chanſonnier von Natur!

So urtheilen die Franzoſen, und der gutwillige Deutſche, froh, daß ihm die Franzoſen endlich in einigen Arten der Dichtkunſt einiges Verdienſt zugeſtehen, glaubt wirklich, daß die leichtern Arten der Dichtkunſt, den Franzoſen vorzüglich eigen wären.

So viel iſt ausgemacht, daß weder wir, noch irgend eine andre Nation, uns in Abſicht der Menge der Lieder mit den Franzoſen meſſen können. Alles wird in Frankreich in Chanſons gebracht, und daher ſind die Franzöſiſchen Lieder zu einer ungeheuren Anzahl angewachſen. Daß unter dieſer großen Anzahl, nur die kleinere Hälfte gut wäre, haben die Franzoſen jederzeit geſtanden, nur war es nicht ausgemacht, wie groß oder wie klein dieſe gute Hälfte ſey. Dieß brachte beynahe um eben die Zeit, da Herr Ramler die Lieder der Deutſchen ſammelte, Hrn. Monet in Paris auf die Gedanken, die ſchönſten franzöſiſchen Lieder zur Ehre der Nation zu ſammeln, und ſie traten noch eher als die Lie-

der der Deutſchen 1765. in drey Bänden *) ans Licht. Der ſonderbare Zufall, daß faſt zugleich, eine Auswahl der ſchönſten franzöſiſchen und der ſchönſten deutſchen Lieder, von einem Kunſtrichter jeder Nation beſorget worden, brachte uns natürlich auf die Gedanken, beyde zu vergleichen.

Die Anthologie Françoiſe beſteht zwar aus drey Bänden; aber es ſind überhaupt nur 389 Lieder darinn enthalten, weil zugleich die Melodien beygefügt ſind, welche einen ziemlichen Raum einnehmen. Die Lieder der Deutſchen enthalten 240 Lieder. Dieſe Anzahl iſt gegen die Anzahl der franzöſ. Sammlung gerechnet, gewiß gar nicht unbeträchtlich. Wenn man bedenkt, wie wenig Witz und Munterkeit man gemeiniglich den Deutſchen zutrauet, und daß wir kaum ſeit etwa hundert Jahren (denn die Minneſinger kommen hier nicht in Betrachtung) unſere Lieder zuſammenſuchen können; Wenn man auf der andern Seite bedenkt, daß die Franzoſen ſo ſehr in dem Rufe ſind, witzig und luſtig zu ſeyn, daß ſie notoriſch eine ungeheure Menge Lieder in ihrer Sprache haben, und daß ſie ſeit beynahe ſechs Jahrhunderten Liederdichter haben,

so

*) Anthologie Françoiſe, ou Recueil de Chanſons depuis le 13. Siecle jusq'à preſent. III. Vol. in 8.

ſo iſt es für die Deutſchen ſehr rühmlich, daß ſie nur etwa um ein Drittel weniger, gute Lieder beſitzen, als die Franzoſen. Ja noch mehr! wenn man die franzöſiſche Sammlung betrachtet, ſo merkt man, daß der Sammler viele Lieder eingerückt hat, weil ſie zum Singen brauchbar waren, ob gleich öfters Gedanken und Ausdruck nur mittelmäßig waren, wenn man dieſe alſo abrechnet, ſo kann man, da der deutſche Sammler viel genauer auf die poetiſche Vortreflichkeit geſehen hat, beynahe behaupten, daß die Deutſchen eben ſo viel, wo nicht mehr, vortrefliche Lieder als die Franzoſen haben.

Der franzöſiſche Sammler hat ſeine Sammlung der Lieder nach chronologiſcher Ordnung vom 13ten Jahrhundert bis auf unſre Zeiten eingerichtet. Er hat zugleich die Verfaſſer der Lieder genennet, und eine kurze Nachricht von denſelben gegeben. Wir wünſchten, der deutſche Sammler hätte eben daſſelbe gethan. Es iſt angenehm, die Verfaſſer der Lieder zu kennen, und ihre Charaktere in ihren Werken zu vergleichen. In der franzöſiſchen Sammlung bemerkt man, wenn man ſie nacheinander lieſet, in der Reihe von einigen Jahrhunderten, die Abwechſelung des Geſchmacks. Im Anfange Naivität und

Treuherzigkeit, in der Folge mehr Neigung zur Satyre, endlich Galanterie, Wiz! Wir zweifeln, ob unter allen franzöſiſchen Liedern aus dem ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderte ein einziges ſo naiv ſey, als die beyden erſten aus dem zwölften Jahrhundert. Das erſte iſt von

Thibault, Grafen von Champagan und König von Navarra.

Las! ſi j'avois pouvoir d'oublier
Sa beauté, ſa beauté, ſon bien dire,
Et ſon tres doux, tres doux regarder,
Finirois mon martyre;
Mais las! mon coeur je n'en puis ôter,

Et grand affolage,
M'eſt d'eſperer:
Mais tel ſervage
Donne courage
A tout endurer.
Et puis comment, comment oublier
Sa beauté, ſa beauté, ſon bien dire,
Et ſon tres doux, tres doux regarder?
Mieux aime mon martyre.

Das zweyte von Raoul, Grafen von Soiſſons.

Ha! belle Blonde,
Au Corps ſi gent,
Perle du Monde,
Que j'aime tant!

D'une

D'une choſe ai bien grand deſir;
C'eſt un doux baiſer vous tollir.
Oui, belle blonde,
Au Corps ſi gent,
Perle du Monde,
Que j'aime tant.
Si par Fortune
Courrouceriez
Cent fois pour une
He vous rendrois volontiers;
Belle Blonde
Au Corps ſi gent.
Perle du Monde
Que j'aime tant.

In der deutſchen Sammlung, wenn ſie nach chronologiſcher Ordnung eingerichtet wäre, würde man die alte deutſche Treuherzigkeit in den Liedern des vorigen Jahrhunderts, noch mit mehr Vergnügen bemerken, dahingegen ſie itzt, wenn ſie unter Liedern aus dieſem Jahrhunderte ſtehen, die einen gewiſſen Anſtrich, von franzöſiſcher Galanterie haben, dagegen eine Art von Contraſt machen; und dem ſonderbar ſcheinen, der nicht weis, daß ſie alt ſind. Man ſehe z. B. S. 43. das Lied: Luſtig zu Felde mit Pferden und Wagen oder S. 46. Wer beſchimpft das Frauennehmen? Oder S. 293. Des ſchönen Frühlings Hoffourier. Alle dieſe Lieder ſind in

ihrer

ihrer Art ſchön, würden aber noch angenehmer wirken, wenn ſie neben einander ſtünden.

Eben ſo iſt es mit alten Ausdrücken beſchaffen, z. B. S. 35. abgemeyt, ſie ſcheinen gar nicht fremde, wenn man weis, daß das Lied älter iſt, als diejenigen, unter denen es ſtehet.

Es würde dieſer Sammlung ohne Zweifel auch eine große Annehmlichkeit mehr zugewachſen ſeyn, wenn die Verfaſſer der Lieder genennet, und die Lieder eines jeden zuſammengeſetzt worden wären. Die Vermiſchung der Gedichte verſchiedner Verfaſſer hat zwar auch ihre Annehmlichkeiten, aber wir glauben, jene Ordnung würde deren nicht weniger haben.

Vielleicht iſt eine von den Urſachen, warum der Sammler, die Namen der Verfaſſer nicht beygefügt hat, in den vielen Veränderungen und Verbeſſerungen zu ſuchen, die er in dieſen Liedern gemacht hat. Ob es erlaubt ſey, in andrer ſonderlich lebender Dichter Werken, ohne der Verfaſſer Vorwiſſen, Veränderungen zu machen, dafür und wider hat man geſtritten. Uns dünkt, alles was von dieſer Frage könne geſagt werden, ſey in den Briefen, die neueſte Litteratur betreffend *) erſchöpfet. Wir können uns nicht überreden, daß es erlaubt ſey, dergleichen Verände-

rungen,

*) Th. XIV. 233. Briefe S. 267.

rungen, ohne Vorwiſſen der Verf. vorzunehmen. Wir glauben, der Verfaſſer habe recht, ſich zu beſchweren, wenn man ſeine Werke verändert herausgiebt, ohne ihn zu fragen, zu einer Zeit, da er vielleicht beſchäftigt ſeyn kann, ſelbſt ſeine Werke verbeſſert herauszugeben. Schweigt hingegen der Verfaſſer ſtill, ſo können ſich die Leſer dergleichen Verbeſſerungen allenfalls gefallen laſſen. Nun hat ſich aber, ſo viel wir uns erinnern, kein einziger der lebenden deutſchen Dichter öffentlich wider die Veränderungen, in den Liedern der Deutſchen erkläret, alſo dächten wir, könnten ſich die Kunſtrichter und die Leſer, wenigſtens enthalten, darauf zu ſchelten, wie doch hin und wieder geſchehen iſt.

Hätte Hr. Ramler die Abſicht gehabt, den Leſern die Werke unſrer beſten Dichter aus den Händen zu winden, ſo könnte man mit ihm unzufrieden ſeyn; da aber dieß ſeine Abſicht gar nicht ſeyn kann, ſondern er vielmehr nur die höhere Vollkommenheit, der Werke des Genies, zur offenbaren Abſicht hat, ſo glauben wir, daß das, was ſich Kunſtrichter hin und wider von Tyranney u. d. gl. verlauten laſſen, ganz am unrechten Orte angebracht iſt.

Es fehlt nur an einer Kleinigkeit, daß man Hrn. R. bey dieſen Veränderungen auch nicht

mit

mit einem Schein des Rechtes etwas vorwerfen könnte. Hätte er ſie, als Vorſchläge, als Kritiken bekannt gemacht, ſo hätte er ſich bloß des Rechts bedienet, das jeder Leſer, und jeder Kunſtrichter hat. Man betrachte dieſe Veränderungen oder Verbeſſerungen, wie man ſie nun nennen will, auch nur als Vorſchläge zur Verbeſſerung, als Kritiken eines feinen Kunſtrichters, und man wird finden, daß dieſe Arbeit ihren großen Nutzen haben kann. Wenigſtens wüßten wir keine beſſere Uebung für einen jungen Dichter, dem alles an ſeinen Gedichten gefällt, der noch nicht recht weis, wie er die Feile gebrauchen ſoll, als daß er dieſe Veränderungen eines ſo feinen Kunſtrichters, als Hr. R. iſt, mit den Originallesearten der Verfaſſer zuſammenhalte. Er mag denn den Veränderungen des Verbeſſerers Beyfall geben oder nicht, ſo wird er allemal lernen, aus wie vielen Augpunkten man einen Gedanken betrachten könne, wie man ihn nicht allein vor ſich betrachten dürfe, ſondern auch nach der Beziehung, worinn er auf das Ganze ſtehet, und er wird einſehen lernen, wie ein Leſer der ſelbſt Talente beſitzt, ſich oft bey einem Gedichte, in dem der Dichter ſelbſt alles vollkommen zu ſeyn glaubte, ſich eine höhere Vollkommenheit vorſtellen könne.

Daß viele Verbeſſerungen des Hrn. R. ſehr glücklich ſind, hat jedermann erkannt. Uns dünkt, Herr R. iſt beſonders in den Verbeſſerungen ſehr glücklich, welche dienen, kleine Nachläßigkeitsfehler des Dichters abzuwiſchen und einem Gedichte eine durchaus gleiche Vollkommenheit zu geben. Man merkt, daß er bey den ſchwächern Stellen eines Gedichtes, bis auf die kleinſten Nuancen, ſehr ſcharfſichtig iſt; und um ſie den übrigen gleich zu machen, verbeſſert er faſt immer gleich glücklich, er mag wegſtreichen oder verändern. Z. B. S. 184. folgende zwey Strophen von Zachariä, zieht er überaus glücklich in eine zuſammen.

Beſchützer meiner Schöne
Wachſamer Ariel,
Erſchein auf dieſe Töne,
Und nimm von mir Befehl.
Selinden zu bewachen
Sey künftig dein Beruf!
Nichts muß dich größer machen
Seit Gabalis dich ſchuf.

Dich finde nicht der Morgen.
Bey meines Mädchens Putz.
In weit erhabnern Sorgen
Beweiſe ſich dein Schutz.
Selindens braunen Locken
Gab Pope dich zur Wacht,

Itzt nimm ſo unerſchrocken
Selindens Herz in Acht.

Der Verbeſſerer läßt die vier letzten Zeilen jeder Stophe weg, weil ſie theils etwas matter als das übrige ſind, theils Anſpielungen auf den Comte de Gabalis und Popens Lockenraub haben, die in einem ſo kleinen Liede etwas zu gelehrt ſcheinen.

Eben ſo hat er S. 326. in dem ſehr niedlichen Liede des Hrn. Zachariä

Die Göttinn ſanfter Freuden,
Die Nacht ſtieg aus dem Meer ꝛc.

eine Strophe, an die der Dichter nicht die letzte Hand gelegt zu haben ſchien, viel flieſſender und ſanfter gemacht. Z. ſagt, ſie ſchlief:

Wenn Weſte ſich liebkoſen
Lacht ſo nicht ihr Geſicht
Und ſo ſchön ſchläft auf Roſen
Die Blumengöttinn nicht,
In ihren ſanften Minen
War nie der Himmel mehr erſchienen.

R. verbeſſert folgendermaſſen:

So ſchläft auf Roſenbetten
Mit glühendem Geſicht,
Umſchwärmt von Zephiretten,
Die Blumengöttinn nicht;
In ihren ſanften Minen
War nie der Himmel mehr erſchienen.

Je-

Jederman wird geſtehen, daß dieſe Verbeſſerung ſehr glücklich iſt. Die harten Scanſionen:

liebkoſen und ſo ſchön ſchläft

machten es allein ſchon nöthig, dieſe Strophe, in einem ſonſt ganz ſanften Liede, anders zu wenden.

Gleims Lied: Kein tödliches Sorgen, beklemme die Bruſt, iſt mit vieler Einſicht zugleich verbeſſert und abgekürzt; Es lautet itzt folgendermaſſen:

Freundinnen des Lenzen,
Auf! paaret euch hier!
Umwindet mit Kränzen
Die Schläfe wie wir.
Hier unter den Reben,
Die Bacchus gepflanzt,
Uns Schatten zu geben,
Sey heute getanzt!

Uns grünet die Weide,
Uns blühet der Hayn,
Uns ladet zur Freude
Die Nachtigall ein;
Dem Haſſer der Tugend
Nag', Unmuth die Bruſt:
Der Unſchuld und Jugend
Gebühret nur Luſt.

Ja Tugend und Freude
Sind ewig verwandt;

Es knüpfet ſie beyde
Ein himmliſches Band.
Ein reines Gewiſſen,
Ein ehrliches Herz
Macht munter zu küſſen,
Zu Tänzen, zum Scherz.
Ihr Faunen, ihr Nymphen,
Es gab euch ein Gott
Die Gabe zu ſchimpfen,
Und Mienen zum Spott;
Des Tanzes Verächter
Verachten auch euch:
Ein höniſch Gelächter
Verjage ſie gleich!

Wir haben hingegen auch bemerkt, daß wo der Dichter öfters, wie es ſcheinet mit Fleiß, ſich eines planen Ausdrucks bedienet hat, um ſeine Gedanken geradezu zu ſagen, wo die Ungleichheit der Schreibart nicht Nachläßigkeit allein zum Grunde hat, daß in dergleichen Fällen, die Verbeſſerungen, ſo fein ſie ſind, uns doch nicht recht gefallen wollen, ſo gieng es uns z. B. mit folgendem Liede von Utzen:

O Traum, der mich entzücket!
Was hab ich nicht erblicket!
Ich warf die müden Glieder
In einem Thale nieder,
Wo einen Teich, der ſilbern floß,
Ein ſchattigtes Gebüſch umſchloß.

Da ſah ich durch die Sträuche
Mein Mädchen bey dem Teiche.
Das hatte ſich zum Baden,
Der Kleider meiſt entladen,
Bis auf ein untreu weiß Gewand,
Das keinem Lüftchen widerſtand.

Der freye Buſen lachte,
Den Jugend reizend machte.
Mein Blick blieb lüſtern ſtehen
Bey dieſen regen Höhen
Wo Zephyr unter Lilien bließ,
Und ſich die Wolluſt fühlen ließ.

Sie fieng nun an, o Freuden!
Sich vollends auszukleiden:
Doch ach! indems geſchiehet,
Erwach ich und ſie fliehet.
O ſchlief ich doch von neuem ein!
Nun wird ſie wohl im Waſſer ſeyn.

Hr. R. hat dieß folgendermaſſen verbeſſert: (S. 191.

O Traum von kurzer Wonne! —
Mich daucht ich wich der Sonne,
Und ſtreckte mich ins Friſche
An ſchattigtes Gebüſche,
Das einem Teich, der ſilbern floß,
Mit angenehmer Nacht umſchloß.

Da ſah ich durch die Sträuche
Ein Mädchen an dem Teiche,

Das hatte ſich zum Baden
Der Kleider meiſt entladen,
Bis auf ein ungetreu Gewand,
Das keinem Lüftchen widerſtand.

Schon lößte ſie die Schleifen,
Auch dieſes abzuſtreifen.
Doch ach! indems geſchiehet,
Erwach ich, und ſie fliehet.
O ſchlief ich doch von neuen ein!
Nun wird ſie wohl im Waſſer ſeyn.

Man kann verſchiednes hiebey anmerken:

O Traum von kurzer Wonne!

iſt ohnſtreitig beſſer als

O Traum, der mich entzücket!

weil aber jener Vers folgende beyde mit ſich bringet:

Mich dünkt, ich wich der Sonne
Und ſtrekte mich ins Friſche

die zwar an ſich auch gut ſind, aber nicht ganz ſo ungeſucht ſcheinen, da des ſchattigten Gebüſches wegen, das in der Verbeſſerung ſchon im vierten Verſe vorkam, im ſechſten, die angenehme Nacht des Gebüſches, geſetzt werden muß, welches für ein ſo leichtes Gedicht, vielleicht ſchon eine etwas zu ſtarke poetiſche Farbe iſt, ſo geſtehen wir, daß wir den etwas matterern, aber natürlichern Aus-

druck

druck des Originals der Verbeſſerung vorziehen würden.

Bis auf ein untreu weiß Gewand

iſt, dünkt uns, nöthig zu ſagen, und anzudeuten welches Gewand der Dichter meynet;

untreu weiß

iſt zwar hart ſcandiret; dagegen ſagt der Vers:

Bis auf ein ungetreu Gewand

weniger und wegen des aufeinander folgenden ge ge wenigſtens nicht wohlklingender als der erſte.

Die dritte Strophe hat Hr. R. weggelaſſen; vielleicht nicht ganz ohne Urſache. Doch dünkt uns, hätte ſie auch können beybehalten, und das, was ſie etwa allzufreyes *) hatte, mit einer andern reizenden Idee verwechſelt werden. Endlich

Schon lößte ſie die Schleifen
Auch dieſes abzuſtreifen

Iſt ungemein glücklich geſagt, und wir wünſch-

 ten

*) Hr. R. iſt überhaupt, in allen nur etwas freyen Stellen, ein ſehr ſtreitiger Verbeſſerer. Wir können ihn nicht tadeln. Doch dächten wir, es gäbe gewiſſe kleine Schalkheiten.

Quae legat ipſa Lycoris

So glauben wir z. B. es würde die letzte Strophe von Leßings Jüngling, die S. 280. ausgelaſſen iſt, kein Frauenzimmer anſtößig gefunden haben.

ten faſt, daß Hr. Utz dieſe Leſeart in ſeine neue Auflage aufgenommen hätte.

Bey verſchiednen Liedern von Hagedorn, haben uns die Verbeſſerungen, ſo fein, ſo ausſtudirt ſie waren, auch nicht recht gefallen wollen. In verſchiednen Liedern dieſes Dichters herrſcht eine gewiſſe deutſche Treuherzigkeit, der zu gefallen, er ſich öfters ſolcher Ausdrücke bedienet, die bey dem erſten Anblicke etwas platt oder gemein ſcheinen. Es iſt kein Zweifel, daß der Dichter, dieß nicht ſelbſt ſollte gemerkt haben; aber er wollte es nicht ändern, weil jeder feinere Ausdruck der Gedanken nicht ſo plan ausdrückte, als er ihn wollte ausgedrückt haben. Viele Beyſpiele anzuführen, erlaubet der Raum nicht, wir wollen nur ein paar anführen:

Hagedorn ſagt an den Schlaf.

Du haſt mich oft an Waſſern und an Büſchen
Sanft übereilt
Und konnteſt mich mit beßrer Raſt erfriſchen,
Als mir voritzt der weiche Pfühl ertheilt.

in den Liedern der Deutſchen hingegen heißt es:

Du haſt mich oft an Bächen hingeſtrecket
Sanft überraſcht
Vom himmliſchen Gewölb allein bedecket,
Wie bald hat ich dich, Flüchtling ſonſt erhaſcht.

der

der letzte Vers hat poetiſche Schönheit, aber es ſcheint, er gebe ein für die Ruhe, die in dem ganzen Gedichte herrſcht, zu ſehr belebtes Bild, und überhaupt gefallen uns Hagedorns vier Verſe aus mancherley Urſachen beſſer.

So iſts auch mit folgenden Verſen:

Ein freyes Weib von zwanzig Jahren
Iſt zwar in vielen unerfahren,
Doch was ſie ſagt, gefällt.

Sie werden folgender Geſtallt verändert:

Lätitia von zwanzig Jahren
Iſt vieler Sachen unerfahren,
Doch was ſie ſagt, gefällt.

Wenn H. ſagt

Ein freyes Weib von zwanzig Jahren,

ſo deutet jedes Wort einen nöthigen Begriff an, denn eine Jungfer von zwanzig Jahren iſt bekannter Maßen nicht ſo frey, als ſelbſt eine jüngere Frau.

Lätitia von zwanzig Jahren.

ſagt nichts von dieſer Beziehung. Ueberhaupt wiſſen wir nicht, warum in den Liedern der Deutſchen, ſo oft Namen in die Lieder geſetzt worden, wo ſie im Original nicht ſtanden. Da wir von Hr. R. gewohnt ſind, daß er dergleichen

Veränderungen gewiß nicht ohne Urſache vor- nimmt, ſo wünſchten wir, daß er ſie einmal bey Gelegenheit entdecken möchte, denn von was für Seite wir die Sache auch angeſehen haben, ſo geſtehen wir doch, daß wir die Urſach nicht ha- ben finden können. Dieſe Namen ſind nicht al- lein ſelbſt öfters ungewöhnlich, als: Gryphinus, Lätitia, Lykabas, Adarne u. d. gl. ſondern ſie ſa- gen auch gemeiniglich weniger, als das Wort, an deſſen Stelle ſie geſetzt ſind. Z. B. Hage- dorn ſagt:

Ein Schulfuchs hofft mit dürren Gründen
Den Beyfall aller Welt zu finden.

dafür heißt es:

Gryphinus hofft mit dürren Gründen

Ferner an den Morpheus:

Wenn ein Ehmann voll Verdacht
Seine Gattinn quälet.

dafür heißt es:

Wenn Urſindo voll Verdacht.

Schlegel ſagt:

Ein Kaufmann ſpricht von Fracht und Winden,
Und zeigt mir lächelnd den Gewinn.

dafür heißts:

Chryſander ſpricht von Fracht und Winden.

Gleim ſagt:

Ein ſtrenger Kenner der Monaden
Sprach von der Körper erſtem Stoff
Sich ſchwerer Weisheit zu entladen,
Da! wo ein ſtrenger Säufer ſoff.

dafür iſt geſetzt:

Krispin ein Kenner der Monaden,
Sprach von der Körper erſtem Stoff
Sich ſchwerer Weisheit zu entladen
Da, wo Ruffin ein Säufer ſoff.

Zachariä ruft den Sylphen Ariel an:

Beſchützer meiner Schöne
Wachſamer Ariel,
Erſchein auf meine Töne,
Und nimm von mir Befehl.

dafür wird geſetzt:

Beſchützer der Ismene.

In dieſen und dergleichen Stellen, hat uns die Originalleſeart, aus Gründen, die in die Augen fallen, vorzüglicher geſchienen.

Wir erinnern uns nicht, daß einer der Recenſenten in andern periodiſchen Schriften des Vorzugs dieſer Sammlung erwähnet habe, daß in derſelben eine Anzahl bisher ungedruckter und zwar vortreflicher Lieder enthalten ſind. Sie ſind nicht von Hrn. R. ſelbſt, ſondern von einem ungenannten Dichter, doch hat man uns verſichern wollen, daß Hr. R. davon noch einen ziem-

lichen Vorrath beſitze. Wir wünſchen ſehr, daß er ſie ſämtlich herausgeben möchte, denn die bekanntgemachten gehören zu den beſten Liedern, die wir in unſerer Sprache haben. Dergleichen ſind z. B. S. 95. Als noch die mütterliche Bruſt S. 119. Daphnens *) und Apolls Geſchichte. S. 200. Flieh nicht den Amor. S. 258. Komm mein Lehrer zu der Laube. S. 268. Willkommen angenehme Wüſte. S. 311. O Schäferinn geſtatte mir, nebſt verſchiednen andern, die wir vielleicht überſehen haben.

Die Melodien zu den Liedern der Deutſchen, die, wie wir oben angemerket, in vier Theilen gedruckt ſind, ſind von dem Herrn Adv. Krauſe in Berlin herausgegeben worden, von geſchikten Tonkünſtlern, theils in Berlin, theils an andern Orten verfertiget. Sie ſind ſehr ſangbar, und zugleich ſehr ausdrückend. Die Lieder der Deutſchen haben hierinn vor der oben angeführten Anthologie Françoiſe einen ſo großen Vorzug, als die deutſche Muſik überhaupt, vor der franzöſiſchen hat. Die franzöſiſchen Melodien, wenn

*) Dieſes Lied iſt aus einer Romanze des Marmontel überſetzt, aber ſo vortreflich, daß es, ob zwar alle Gedanken und ſogar das Sylbenmaaß des Originals beybehalten iſt, dennoch das wahre Anſehen eines Originals hat.

wenn ſie luſtig ſind, ſind öfters zu gemein, und drücken zu wenig aus, wenn ſie aber zärtlich ſeyn ſollten, ſo klingen ſie nicht ſelten, mehr wie ein Vers aus einer Todtenmeße, als, wie ein Liebeslied. Es giebt Ausnahmen, wir wiſſen es, aber wir reden nur vom Allgemeinen.

Wir haben die deutſchen Melodien mit vielem Vergnügen durchgeſpielt; ſie waren für manchen berühmten Tonkünſtler vielleicht nur Spielwerke, aber:

In tenui labor, tenuis non gloria.

Sie ſind mehrentheils der Poeſie ſo angemeſſen, daß man ſiehet, der Tonkünſtler iſt vom Geiſte des Dichters durchdrungen geweſen, er ſucht nicht nur die Art der Empfindung, ſondern die identiſche Empfindung, die der Dichter gehabt hat, bey dem Singenden zu erregen.

Inzwiſchen iſt uns bey der Durchſicht dieſer Lieder mit den Melodien eingefallen, daß man auch ein deutſches Liederbuch nach einem etwas veränderten Plane ſammlen könnte. Hr. R. hat hauptſächlich auf die poetiſche Vortreflichkeit geſehen, daher werden die Lieder der Deutſchen, allemal eine mit vielem Geſchmack gemachte Sammlung der vortreflichſten kleinen deutſchen Gedichte bleiben. Wir wollten die poetiſche Güte auch zu einem Erforderniß der zu wählen,

lenden Gedichte machen, aber nicht zur einzigen. Wir würden hauptſächlich mit darauf ſehen, daß ſie bequem wären, in Geſellſchaften geſungen zu werden, daß ſie Geſellſchaften zum Singen reizten und alſo eigentliche Lieder wären. Ein Gedicht kann ſehr ſchön ſeyn, ob es gleich wegen einiger Nebendinge in Geſellſchaften nicht leicht kann geſungen werden. Z. B. wer wird Hr. Weißens ſonſt ſchönes Gedichte, hier nimm die ſanfte Leyer wieder (S. 351.) eben ſingen; Es iſt zwar in Form eines Liedes, aber eigentlich zum Leſen gemacht. So iſt es auch mit dem als Gedicht ſehr ſchönen Wechſelgeſange (S. 71.) hier fiel der Jüngling unſer Freund. Denn in in welcher Geſellſchaft, wird man wohl leicht darauf fallen, ein Grabelied zu ſingen? Folgendes Gedicht, (S. 330.) kann man wohl als ein Fragment eines griechiſchen Liedes in einer Abhandlung anführen, aber, wer wird es itzt eben ſingen?

Plutus du bringſt alles Weh,
Nicht die Erde nicht die See
Trage deine Thronen:
Geh zum ſchwarzen Höllenfluß
Geh zum finſtern Tartarus,
Da nur mußt du wohnen.

Wir würden alſo lauter ſolche wählen, die wirklich

lich zum ſingen gemacht ſind und würden daher auch uns nicht ſchämen, hin und wieder einige Lieder in unſre Sammlung aufzunehmen, die eben nicht die höchſte Schönheit haben, aber doch müßten ſie ſo viel haben, daß ſie mit Wohlgefallen können geſungen werden. Dergleichen ſind z. B. einige Lieder mit Refrains, die in jeder Strophe wiederkommen. Im Leſen ermüden ſie leicht; bey Tiſche hingegen, beym Spaziergange, bey muntern Geſellſchaften, ſind ſie willkommen.

Wollten wir in ſolchen Liedern Veränderungen machen, ſo würden ſie ſehr ſparſam ſeyn, ſonderlich bey ſehr bekannten Liedern, die die ſingende Geſellſchaft etwa ſchon auswendig wiſſen könnte. Wir würden uns an einige den übrigen an Schönheit etwas ungleichen Stellen, ſonderlich in Liedern von einigen Strophen, eben nicht ſehr ſtoſſen. Feine Fehler, ſo wie etwas verſteckte Schönheiten, werden bey dem frohen Muthe, den man bey dem Singenden voraus ſetzt, ohnedem ſo ſehr ſtark eben nicht gefühlet. Leute, die ofte in muntern Geſellſchaften ſingen, wollen auch bemerkt haben, daß nach einer matten Strophe, die folgende ſchöne, mit deſto ſtärkerem Vergnügen geſungen werde. Unſere Veränderungen würden, nur ſolche Stellen betref-

fen,

fen, die etwa ein Lied, zum Singen, unbequem machen. Z. B. Stellen wo der Dichter in ſeiner eignen Perſon redet *), wo er nicht allgemein bekannte Mythologie oder Gelehrſamkeit anbringt, die man nicht jedem Singenden zutrauen kann, kurz, ſolche Stellen die der Trinker oder Geſellſchafter dem Dichter nicht ungezwungen nachſingen kann.

Eine

*) Tſcherning, wo wir nicht irren, hat ein Lied gemacht:

Baum, was dir der Herbſt genommen,
Kannſt du wieder neu bekommen,
Wenn des Frühlings Vater bläſt!
Wir nur, kriegen auf begehr
Unſern Geiſt nicht wieder her,
Wenn er einmal uns verläßt, u. ſ. w.

Herr R. läßt das Lied S. 35. im Namen des Baumes ſingen:

Was mir itzt der Herbſt genommen,
Kann ich wieder neu bekommen,
Wenn des Frühlings Vater bläßt.
Menſch, du kriegeſt auf Begehr
Deinen Geiſt nicht wieder her,
Wenn er einmal uns verläßt.

Wir geſtehen, daß wenn Tſcherning ſo geſchrieben hätte, ſo würden wir es auf die erſte Art verändert haben. Man kann zwar wohl in einem Liede einen Baum anreden, aber man wird nicht leicht, im Namen eines Baumes ſingen.

Eine ſolche Sammlung würde vielleicht dem Kunſtrichter nicht ſo völlig Genüge thun, ſie würde zum Leſen, nicht ſo vorzüglich, zum Singen aber deſto bequemer ſeyn, und als irgend eine andere zum Singen anreizen.

Zu dieſem Behufe müßten, ſo wie in der Anthologie francoiſe, die Melodien gleich den Liedern beygefügt ſeyn, denn kein anders als Taſchenformat, wird mit an die Tafel oder zu den Spaziergängen genommen werden. Die müßten ſchön und ausdrückend, aber doch ganz leicht ſeyn, ſo daß ſie in die Ohren fallen, und leicht behalten werden könnten. Die meiſten Melodien zu den Liedern der Deutſchen würden alle dieſe Eigenſchaften haben, und daher vor vielen andern den Vorzug verdienen. Alle ſchwere Gänge oder gewiſſe Rückungen, die einen geübten Sänger vorausſetzten, oder ohne Begleitung des Claviers nicht leicht richtig getroffen, oder gehalten werden können, müßten wegbleiben, und ſie müßten in allem Betrachte ſo eingerichtet werden, daß ſie ohne das geringſte zu verlieren, eines Baßes entbehren könnten, den wir daher auch ganz weglaſſen würden; allenfalls könnte bloß zu ſolchen Liedern, die dem Inhalte nach zwo und mehrere Perſonen zuſammen ſingen können, ein Baß beygefügt werden,

worauf

worauf die Worte des Liedes können geſungen werden. Die bloßen Begleitungsbäße verführen Liebhaber der Muſik leicht, ſich mit ihren Fingern auf dem Claviere ein Vergnügen zu machen, anſtatt, daß ſie die Melodien ins Gehör faſſen, und den unmuſikaliſchern Geſellſchaftern den Ton geben ſollten. Eben auch des Behaltens wegen, würden wir ſchon bekannte Melodien, allemal andern unbekannten vorziehen, wir würden auch, wo es nebſt dem Sylbenmaaße der Inhalt erlaubet, gern zwey und mehrere Lieder, nach ebenderſelben Melodie ſingen laſſen, u. ſ. w.

Herr R. hat zwar die Lieder der Deutſchen, nicht bloß in Abſicht auf das Singen, geſammlet, doch ſehen wir leicht ein, daß ſeine Sammlung, bey einer ſolchen, als wir vorſchlagen, (und, wie wir wiſſen, hat ein Liebhaber des geſellſchaftlichen Vergnügens, eine ähnliche Sammlung wirklich im Sinne) die wichtigſten Dienſte leiſten würde. Wir wünſchen, daß es wahr ſey, was man uns hat verſichern wollen, daß wir noch einen zweyten Theil, der Lieder der Deutſchen, von Herrn R. zu gewarten hätten.

Beytrag zum deutſchen Theater. Erſter Theil. Zwote Auflage. Leipzig in der Dyckiſchen Buchhandlung 1765. S. 447. 8. Zweyter Theil, 1763. S. 436. 8. Dritter Th. 1764. Neue Auflage 1768. S. 365. 8. Vierter Theil, 1766. S. 408. 8. Fünfter Theil, 1768. S. 492.

Wir brauchen es kaum zu erwehnen, daß Herr Weiſe der Verf. dieſer Beyträge iſt, den wir außerdem noch als einen unſrer guten lyriſchen Dichter, und als einen geſchmackvollen Kenner der ſchönen Künſte zu verehren haben. Seine meiſten Stücke ſind auf allen deutſchen Theatern mit großem Beyfall aufgeführt worden. Sie weitläufig anzuzeigen, würde itzt unnöthig ſeyn. Wir wollen ſie inzwiſchen kürzlich durchgehen, und unſer Urtheil freymüthig ſagen.

Wenn man die Trauerſpiele des Hrn. Weiſe geleſen, ſo muß man die glückliche Wahl des Inhalts aus der Geſchichte bewundern. Daß dieſes bey einem Tragiker keine Kleinigkeit ſey, braucht man kaum zu ſagen.

Die Charaktere zeichnet er ſehr wohl, vornemlich die Wüthenden: nur ſcheint er ſie manchmal zu übertreiben. Die Erſcheinungen von allen Schreckniſſen eines böſen oder verzweifeln-

den Gewiſſens ſind bey ihm meiſtens ſehr pathetiſch, doch auch oft in allzupoetiſcher Sprache vorgetragen.

Der Dialog in ſeinen Trauerſpielen iſt ſtark, körnicht, nachdrücklich, und in vielen Stücken dem Schlegeliſchen vorzuziehen: nur bleibt er nicht allezeit correkt und ſich gleich, als dieſes ſeiner. Auch vergißt Herr W. zuweilen, daß nicht er, als lyriſcher Dichter ſprechen, ſondern die Perſonen reden laſſen ſoll, die er in ſeinen Trauerſpielen einführt. Zum Beweiſe könnten beſonders diejenigen Stücke dienen, in denen er ſich des reimfreyen fünffüßigen Sylbenmaßes bedient.

Der Plan ſeiner Trauerſpiele iſt mehrentheils auf gewöhnliche Art regelmäßig. Meiſtentheils beſteht der erſte Akt aus lauter Erzählung, die ſo gut ſie auch iſt, doch matt werden muß. Im andern iſt oft noch dieſer Fehler; doch die letztern Aufzüge halten uns ſchadlos: denn da iſt Handlung genug.

Wir wollen nach dieſem allgemeinen Urtheile, jedes Trauerſpiel einzeln betrachten.

Im erſten Theile befinden ſich zwey Trauerſpiele, Eduard der dritte, und Richard der dritte. Beyde aus der Engliſchen Geſchichte entlehnt.

Das erſtere hat mit dem Trauerſpiele gleiches Namens von Greſſet keine Aehnlichkeit. Es würde zu weitläufig ſeyn, dieſes durch einen ausgezognen Inhalt aus beyden Stücken zu beweiſen. Wir wollen aber einige Betrachtungen, die uns beym Weiſiſchen Eduard aufgeſtoſſen ſind, herſetzen.

Im erſten Akt hat uns vornehmlich die Stelle aus dem 2ten Auftritte gefallen.

Mortimer.

Das heißt, es ſoll der Prinz in ſichrer Trägheit ſchlafen,
Den Aufruhr ſtets verzeihn, und nie Verbrechen ſtrafen?

Edmund.

Nein, Mortimer, es heißt, von Menſchenliebe voll
Verzeihen, wo man kann, und ſchonen wo man ſoll:
Es heißt, aus Bürgern ſich durch Wohlthun Freunde machen,
Vorſehend, wie ein Gott, für ihre Ruhe wachen!
Nicht in der Reſidenz das Staatsgeſchäfte fliehn,
Und, weil man mächtig iſt, auf Abentheuer ziehn,
Das Ruder unterdeß Miniſtern anvertrauen,
Die auf des Staats Ruin ihr' eigne Hoheit bauen,
Miniſtern, die voll Ruhm, voll Raub und Blutbegier
Vergeſſen wer ſie ſind — u. ſ. w.

Daß Mortimer den Eduard und Lankaſter behorcht, ſcheint uns nicht ganz ſchicklich, weil es ganz unwahrſcheinlich wird, daß ſich zwey ſo vor-

ſichtige Männer in einem Zimmer berathſchlagen werden, wozu nicht jedermann der Zugang verwehrt ſeyn ſollte: insbeſondere da ſie ſchon wiſſen, daß ſie von dem Mortimer und ſeinen Creaturen umgeben ſind.

Im 2ten Akt iſt die Monolog des Mortimer ſchön, da er ſich freut, den jungen Eduard beredt zu haben, ſeinen Vater Eduard den zweyten, den er für einen Rebellen unter andern Namen ausgiebt, hinrichten zu laſſen.

Geh nur! einfältger Prinz, du haſt das Gift getrunken! —

Wie liegen ſie umher, in Todesſchlaf verſunken,
Die armen Sterblichen, die mir ſo trotzig drohn!
Für euch war nur der Staub, und für mich war der Thron.

Auf euren Leichen will ich dieſen Thron beſteigen,
Und einer ganzen Welt die Macht der Staatskunſt zeigen.

Aber warum beharrt der junge Prinz nicht ſtärker darauf, dieſen vorgegebnen Rebellen zu ſehen? er, der von der Wahrheit überzeugt iſt:

Der größte Böſewicht muß auch gehöret ſeyn:
Ein kleiner Umſtand oft vermindert ſein Verbrechen.

Er, der doch glauben konnte, daß das Volk eine Urſache haben müßte, warum es dieſem Rebellen geneigt ſey; warum Mortimer ihn gar nicht ſehen laſſen

laſſen will. Wenigſtens ſollte Mortimer mehr Ausflüchte deshalb ſuchen, mehr Gründe angeben. Denn wenn er ſagt:

Mitleidig würde dich dein Urtheilsſpruch gereun,
Ihm darfſt du nicht verzeihn, drum darfſt du ihn nicht ſehn.

iſt ſo viel als keine Urſache. Und auf dieſen Umſtand beruht doch der ganze Knoten des Stücks.

Im 3ten Akt ſind vornemlich die zweyte und dritte Scene rührend. Ingleichen giebt es auch viele im 4ten Akte;

Im 5ten Akte iſt die Veränderung mit dem Charakter der Iſabelle nicht genug vorbereitet, ſonſt ſind ſchöne Scenen in demſelben.

Richard der 3te. Man hat von dem Shakespear auch ein Trauerſpiel gleichen Titels: Herr Weiſe aber hat es gar nicht in ſeinem genutzt.

Richard der dritte iſt der abſcheulichſte Tyrann, welcher alles ermordet, was ſich ſeiner Herrſchſucht im geringſten widerſetzt, oder ſich nur zu widerſetzen ſcheint.

Katesby, Vertrauter des Richard, iſt der niederträchtigſte und dümmſte Schmeichler, den man ſich um einen König denken kann. Es iſt uns unnatürlich vorgekommen, daß ihn der König ohne Urſach ermordet, da er ihm von der

Niederlage ſeiner Armee die Nachricht bringt. Richard hätte dazu wenigſtens ein paar Scheingründe angeben ſollen, z. B. daß Katesby nicht mit geſtritten, oder daß er mit in einer Verſchwörung wider ihn wäre, oder daß er ſonſt durch ein Verſehn an der Niederlage der Armee Schuld habe.

Eliſabeth, verwittwete Königinn, Mutter der beyden gefangenen Prinzen und die Prinzeßinn Eliſabeth, ſind die Perſonen, deren Charakter uns ſehr vorzüglich ausgeführt geſchienen hat, die Scenen Richards mit der jungen Eliſabeth (Act II. 2te und 3te Scene. Act IV. 4. Scene. Act V. 4te und 5te Sc.) ſind ſehr rührend.

Die Sprache iſt bey allen Perſonen edel und natürlich, hin und wieder ſind vortreffliche Sentiments eingeflochten. Z. B. in der 2ten Scene des 3ten Akts, wo Katesby der jungen Prinzeſſinn vom Throne ſpricht.

Katesby.

Prinzeſſinn haſt du noch nie einen Thron begehrt? —
Den Thron Britanniens! — wohlan, ſey deſſen werth.

Eliſabeth.

Des Thrones werth zu ſeyn, ohn' ihn je zu beſteigen,
Iſt mehr, als auf dem Thron ſich ſeiner unwerth zeigen.
Das Herz macht unſern Werth; und nicht der Thron allein,
Sonſt wär' itzt Richard groß, und ich verächtlich klein.

Doch

Doch ſo klein war ich nie, nach einem Thron zu
ſchmachten:
Noch weiß ich Könige, wie er iſt, zu verachten.

Und ſolche Stellen ſind häufig. Aber hin und her findet man auch eine lyriſche. Z. E. wenn die Königinn Eliſabeth dem Richard ſeine Grauſamkeit vorrückt. (Sc. 4. Akt. 4.)

Die Erde, wo du ſtehſt, raucht auf vor deinem Grimme,
Wo du ein Grabmal ſiehſt, tönt der Erſchlagnen
Stimme,
Sie tönt, ſchreyt auf zu Gott! und Gott, Gott höret ſie,
Spannt ſeine Donner an, und kömmt ſpat oder früh!
Die Diener ſeines Zorns auf ausgeſpannten Flügeln,
Und ſchwebet über dir! ich hör' ſie, Böſewicht,
Ich hör', ich ſehe ſie: und du erzitterſt nicht?

Im zweyten Bande befinden ſich wiederum zwey Trauerſpiele. Muſtapha und Zeange, und Roſemunde.

Das erſtere iſt aus der türkiſchen Geſchichte genommen, und könnte ein ſehr rührendes Stück werden. Aber wir müſſen es aufrichtig geſtehn, es iſt Herrn Weißen unter ſeinen übrigen Trauerſpielen am wenigſten geglückt. Hiermit aber wollen wir nicht behaupten, daß es gar keine ſchöne Situationen hätte; ein guter Kopf, ſelbſt wenn er einen Gegenſtand auch nur ganz nachläßig bearbeitet, kann nicht etwas ganz ſchlechtes verfertigen.

Roſemunde hat mehrere Vorzüge. Der Plan iſt ſehr ſimpel, und doch voller Handlung. Und am meiſten hat uns der fünfte Akt gerührt.

In der erſten Scene erſcheint Roſemunde mit ihrer Tochter Albisrinth, und hat in einer Hand den Dolch, in der andern den Giftbecher. Sie ermahnt ihre Tochter, ihr in der Ermordung des Hellmichs, ihres Gemahls, der den Vater der Albisrinth umgebracht hat, beyzuſtehen; und da ſie nicht will, droht ſie ihr, ſie ſelbſt zu erſtechen. Sie entrinnt aber zu allem Glück. In dem zweyten Auftritte iſt ſie allein:

Geh nur, geh! kein Gott ſoll dich befreyen,
Nach Hülfe ſollſt du bald vergebens lauter ſchreyen!
Den Anſchlag liſpelt dir die Eiferſucht ins Ohr,
Allein, Verrätherinn! ich komme dir zuvor. —
Longin*) ließ ganz gewiß dir ſeinen Abſcheu merken.—
Die Liebe triumphirt in ſolchen Wunderwerken!
Des Vatermörders Tod heiſcht ſie voll Blutbegier,
Und in dem Augenblick kömmt ſie, und fleht zu mir,
Fleht für ſein Leben? — droht, und wills Longinen klagen?
Was wird der ſagen? — Was? Was ſtets die Fürſten ſagen,
Die von dem Unrecht gern den äußern Schein zwar fliehn,

Doch

*) Der heimliche Liebhaber der Albisrinth, in den ſich aber auch zugleich die Mutter verliebt hatte.

Doch wanns'zum Glück geſchehn, die Achſel lächelnd
ziehn;
Das, was ſie demuthsvoll vor aller Welt verhüten,
So bald ihr Vortheil blüht, uns in geheim gebieten —
Geh nur, ich trete dir ganz dieſen Hellmich ab!
Mit ihm bedecke dich bald ein verſöhnend Grab!

Hellmich kömmt dazu, und dieſen beredt ſie ſo gleich, ſie habe den in der Hand habenden Dolch ihrer Tochter entriſſen, weil ihre Tochter ihn damit zu tödten vorgehabt hätte. Alsdenn reicht ſie ihm den Giftbecher: er trinkt, denn ſie beredt ihn, daß er ſein gewöhnlicher Trank ſey: aber er wird es bald inne, und zwingt ſie das übrige zu trinken. Hierauf kommen Longin und Albisrinth, finden ſie beyde mit dem Tode ringen. Roſemunde, die jetzt erſt erfährt, daß Longin ſie nicht, ſondern ihre Tochter liebe, will ſie erſtechen, ihre Tochter, die zu ihr tritt, und ſie zuletzt noch umarmen will; allein ſie verfehlt.

Im dritten Bande ſtehn Kriſpus, und die Befreyung von Theben.

Von dem Kriſpus ſagt Herr Weiſe, daß es eines der erſten ſeiner Verſuche geweſen; und dem ohngeachtet können wir nicht anſtehn, dies Trauerſpiel mit unter ſeine beſten zu zählen. So wohl der Inhalt als die Charaktere ſind intereſ-

 ſant;

ſant; die Sprache der Perſonen iſt angemeſſen, natürlich und edel, ohne Schwulſt.

Er glaubt ferner, daß die Fauſta darinn, welche eine deutſche Phädra ſeyn ſoll, weniger Mitleiden, als die franzöſiſche des Racine verdiene. Uns deucht aber doch, daß die ſeinige der Racinſchen eben nicht ſehr nachſtehen dürfe. Und wahrhaftig! wir glaubten auch Herrn Weiſen eben kein zu verbindliches Kompliment zu machen, wenn wir ſie der franzöſiſchen gleich ſchätzten. Freylich hätte er der Fauſta noch einen größern Kampf mit ihrer unkeuſchen Liebe gegen ihren Stiefſohn andichten können; aber iſt denn die Fauſta des Racine ſo meiſterlich?

Was in dieſem Trauerſpiel uns nicht recht gefällt, iſt die Perſon des Laktanz. Er iſt ein moraliſcher Schwätzer, von dem man nicht weiß, ob er im Anfange die Fauſta aus Heucheley oder Einfalt in Verdacht hat. Unſers Erachtens hätte er einige Gründe anführen müſſen, warum die Gütigkeit der Fauſta verſtellt ſeyn müſſe. Denn wenn ein tugendhafter Mann, wie L., nicht offenbare Kennzeichen der Verſtellung bemerkt, ſo kann er wohl für möglich halten, daß eine Kaiſerinn, einen Prinzen, dem ſie lange zuwider geweſen, durch Nachgebung auf ihre Seite bringen wolle.

Die

Die Gründe des Laktanz, um den Kriſpus zu bereden, wieder in das Feld zu gehn, ſind auch nicht alle wichtig. Z. E. daß der Kaiſer ſeine Liebe zu Helena nicht billigen werde. — Warum denn nicht? Der Kaiſer iſt menſchenfreundlich und großmüthig. Sie iſt eine Gefangene, der er gewogen iſt, und die die chriſtliche Religion angenommen hat. Der Kaiſer liebt ſeinen Sohn Kriſpus, und wenn dieſer auch nicht ſein Sohn wäre, ſo würde Konſtantin ihm doch um ſeiner übrigen kriegeriſchen Verdienſte willen ſein Glück nicht verleiden. Der andre Grund des Laktanz, daß Kriſpus hier in träger Ruhe ſitze, da der Vater zu Felde liegt, iſt nicht ganz richtig; denn der Kaiſer ſagt ja ſelbſt bey ſeiner Ankunft, daß er dem Kriſpus von der Armee zu gehen, erlaubt habe, weil derſelbe die Feinde im Felde gänzlich überwunden hätte. Wenigſtens hätte dies alſo Kriſpus dem Hofmeiſter auf ſeinen Antrag einwenden ſollen.

Der zweyte Aufzug iſt voller vortreflichen Scenen, und wir müßten ſie alle abſchreiben, wenn wir alles Gute davon ſagen wollten: bloß der Anfang der erſten Scene, wo Fauſta den Laktanz fragt:

— Was hat ihn ſonſt bewogen? (nemlich vom Hofe zu gehn?)

Lak-

Laktanz will ohngefehr antworten: „Die Liebe „zu ſeinem Vater: die Pflicht, zu der ich ihn „immer angefeuert, große Thaten zu thun: die „Begierde, auch dem Kaiſer den Ueberreſt von „Feinden, die Kriſpus überwunden hat, zer„ſtreuen zu helfen.„ — Er druckt ſich aber unrichtig aus:

Mein Eifer, ſeine Pflicht, er ſelbſt, den ich erzogen,
Sein großes edles Herz, des Thrones Eigenthum. —
Ich wieß ihm nicht umſonſt den Weg zum wahrē Ruhm!

Doch das Ende dieſes Auftritts iſt deſto glückli-cher gerathen. Als die Fauſta den Kriſpus ſo ſehr rühmt, fragt Laktanz voll Erſtaunen:

Spichſt du von Kriſpus?

Fauſta.

Ja, von wem könnt ich ſonſt ſprechen?

Laktanz.

So war es Zeit, die Ruh ihm jetzt zu unterbrechen.

Fauſta.

Wie, Frevler?

Laktanz.

Ja, er geht und du muſt ihm verzeihen.
Ein ſolches Lob (wie du ihn gegeben) berauſcht, und ſchläfert leicht ihn ein.
Er mag durch Schweis und Kampf und Thaten ſich erkühnen,
Dein Lob, das er nur halb verdient, ganz zu verdienen.

Fauſta.

Fauſta.

> O! wag es nicht, Laktanz, ſonſt zittere vor mir,
> Wenn uns der Prinz verläßt, ſo fordr' ich ihn von dir.

Im 4ten Auftritt eben dieſes Akts, da Fauſta dem Kriſpus ihre unkeuſchen Flammen bekennt, ſehen wir nicht, warum er gleich den Dolch zieht, konnte er ſich nicht doch von ihr losreiſſen? Man kann ſeinen Abſcheu vor ein Laſter bezeugen, ohne die laſterhafte Perſon zu ermorden? Und hätte ja hier ein Dolch gezogen werden müſſen, ſo hätte ihn vielmehr Fauſta aus Schaam, Wuth und Verzweiflung gegen den Kriſpus ziehen ſollen. Er hätte ſie entwaffnen und damit abgehn können, zumal da ſie vorher zur Helena geſagt:

> Eins muß ich haben — eins! ſein Herz, (des Kriſpus)
> wo nicht ſein Leben!

Der 5te Auftritt des 4ten Akts, wie auch die 2te 3te und 4te Scene iſt ganz ausnehmend ſtark. In der Scene, wo Fauſta von freyen Stücken kömmt, und ihr Laſter bekennt, wäre es wahrſcheinlicher worden, wenn ſie der Kaiſer holen laſſen, und dann, da ſie ſich ganz verrathen geſehn, hätte ſie ſich ſelbſt tödten können.

Die Befreyung von Theben. Der Stoff dieſes Trauerſpiels iſt bekannt genug. Was aber die Oekonomie des Stücks anbelangt, ſo

brauchen wir davon nichts zu ſagen. Herr Weiſe zeigt in der Vorrede das Fehlerhafte davon an, und wir wünſchten, er hätte es umſchmelzen wollen. Vielleicht hätte er noch eins und das andre bemerkt, und dann ein vollkommnes Werk daraus gemacht. Herr W. ein unpartheyiſcher Richter über ſeine Arbeiten; allein auch ein gar zu ſtrenger Vater. Er zieht von ſeinen Kindern gänzlich die Hand ab, wenn ſie ſeiner Pflege nicht gleich auf einmal entſprechen.

Er hat ſich in dieſer Tragödie des fünfſilbigen reimloſen Silbenmaaßes bedient. Die poetiſche Sprache iſt für das Trauerſpiel allzu pompös, voller Gleichniſſe und kühner Wendungen; die in der lyriſchen Poeſie, ſchon ſehr ſtark tönen würden; dem Trauerſpiele aber, unſers Erachtens gar nicht angemeſſen ſind. Dem allen ungeacht ſind doch darinn eine Menge vortreflicher Scenen, als beſonders die 2te und 5te des 2. Akts, und die 5te des 4ten Akts.

So weit hatten wir geſchrieben, als wir vom 3ten Theile eine neue Ausgabe (Leipzig 1768.) erhielten. Es iſt unſre Pflicht, daß wir unſre Saumſeligkeit, indem wir ein Werk, wie dieſes, ſo lange in der allgemeinen deutſchen Bibliothek unangezeigt gelaſſen, eben dadurch wieder einiger

germaßen gut zu machen, daß wir die Verbeſſerungen der neuen Auflage anzeigen.

Sie betreffen hauptſächlich die Sprache. In dem Plane ſelbſt, in den Charakteren der Perſonen, hat der Verf. ſo viel wir geſehen, nichts geändert.

In dem Kriſpus finden wir die Antwort des Laktanz (2. Akt. 1. Sc.) die wir oben getadelt haben, alſo verändert:

Mein Eifer, meine Pflicht; — er ſelbſt, den ich erzogen,
Sein großes Herz — der Thron, ſein künftig Eigenthum,
Ich wies ihm nicht umſonſt den Weg zum wahren Ruhm.
Hoch ſteht er aufgeſteckt, der Kranz: hinan zu dringen
Erheiſchet Müh, und kann der Trägheit nie gelingen.

Uebrigens müſſen wir geſtehen, daß der Laktanz durch ſeine verbeſſerte Sprache in der neuern Ausgabe noch einmal ſo gut wird, als er in der erſten war. Vornehmlich hat uns die Verbeſſerung des vierten Auftrits in 5. Akte gefallen, und völlig überführt, daß Herr Weiſe kann, wenn er will.

In der Befreyung von Theben ſind viele ausführliche Gleichniſſe, die in der hohen lyriſchen Poeſie nicht zu verwerfen seyn würden, für das Trauer-

Trauerſpiel aber unſchicklich ſind, ausgelaſſen; als das Gleichniß von Sturm (Sc. 1. Akt. 1.) das vom Stier zu Ende des erſten Aufzugs, und viele andre mehr. Ob er nun gleich überdieß viele zu hochtönende Reden gemildert hat: ſo reden doch andere Perſonen dieſes Trauerſpiels, wie der Hr. W. in der Vorrede ſelbſt geſteht, hin und wieder noch zu bildlich.

Von der in dieſer neuen Auflage hinzugekommnen Komödie: Großmuth für Großmuth werden wir bey ſeinen übrigen Luſtſpielen reden.

Im 4ten Bande befindet ſich nur ein einziges Trauerſpiel, Atreus und Thyeſt. Man hat zwar genug Tragödien von der Feindſchaft und ſchrecklichen Rache des Atreus mit den Kindern des Thyeſts; aber von dem Tode des erſtern, ſo wie er in der 88. Fabel des Hygin erzählt wird, keine, als die der Abt Pelerin (vielleicht Pellegrin) unter dem Titel Pelopia herausgegeben. Herr Weiſe aber hat ſie nicht geſehn, und wir auch nicht. Dieſe Geſchichte nun hat er behandelt: und es fehlt darinn nicht an ſchrecklichen Situationen und am Wunderbaren.

Es iſt ganz gewiß, daß der unglückliche Thyeſt, und der tugendhafte Aegiſth, der ihm Sicherheit verſprochen, und nun vom Atreus be-

fehligt

fehligt wird, ihn ſelbſt zu ermorden, Thränen auspreſſen müſſe. Alle Scenen, worinn dieſe drey Perſonen erſcheinen, ſind bis auf die im erſten Akte, rührend und auch beſſer ausgeführt, als die übrigen. Wie meiſterhaft iſt nicht die 3te und 4te Scene des 2ten Akts. Nur eine kleine Probe aus dem leztern.

Atreus.

Verräther! weiſt du, daß von meinem Wink
Dein Leben hängt?

Thyeſt

Und darum eckelt mirs!

Königinn.

Ha! unerträglich ſtolz!

Atreus.

Es ſteht ihm wohl!

Aegiſth (vor ſich)

Mehr als zu wohl

Atreus.

Dieß Bettlerkind — wo haſt
Du es geborgt?

Thyeſt.

Und wem ſtahlſt du das Gold,
Den Purpur, der dein niedrigs Herz verſteckt?

Atreus.

Die Götter geben mirs, weil ichs verdient!

Thyeſt.

O Götter! höret, wie er euer ſpottet! —

Im fünften Bande finden wir noch Romeo und Julie. Der Inhalt iſt aus einer Tragödie gleiches Namens von Shakeſpear. Wenn Herr Weiſe weiter gar kein Verdienſt hätte, als daß er zuerſt einen Verſuch gemacht, eines von den Stücken des größten dramatiſchen Genies der Engländer, für unſer Theater zu bearbeiten: ſo müßte man es ihm ſchon vielen Dank wiſſen. Allein ehe wir davon ſelbſt ſprechen, können wir nicht umhin, eine Frage zu thun:

Iſt es gut, wenn man von dieſem Engländer ein Stück nimmt, und es nach allen mechaniſchen Regeln der Kunſtrichter bearbeitet; das was bey demſelben wirklich auf dem Theater vorgeht und oft das rührendeſte iſt, in Erzählung bringt, weil ſonſt unſre willkührliche Regelmäßigkeit verletzet wird? Oder iſt es beſſer: man ſucht aus dem Stücke, das man für uns Deutſche beſtimmt, die rührendſten Situationen, unbekümmert, ob das Theater dadurch einmal oder zwanzigmal verändert wird: bearbeitet ſie nach ſeiner Art, ſo, daß wo möglich, der Rührung nichts entzogen wird? Es verſteht ſich, daß die froſtigen oder für uns nichts wirkenden Anſpielungen, und alles, was er für das Londner

Para-

Paradies geſchrieben hat, und Epiſoden, die nicht zum Hauptintereſſe gehören, wenn ſie auch ſchon an und für ſich vortreflich ſind, zu unterdrücken wären.

Herr Weiſe ſcheint freylich aus dem erſten Geſichtspunkte mehr gearbeitet zu haben, als aus dem letztern. Nur zu Ende des 5ten Aufzuges geht er von der Shakeſpearſchen Anlage ab, indem er Julien im Grabe erwachen läßt, und dadurch eine ſehr rührende Scene hervorbringt.

Ueberhaupt iſt kleiner Erinnerungen ohngeachtet, dieſes Trauerſpiel eines von den beſten Stücken, das wir auf dem deutſchen Theater haben.

Der 2te Akt, deucht uns, hat gegen die andern Aufzüge zu wenig Handlung. Man hört in demſelben nichts weiter, und ſieht nichts weiter vorgehn, als daß die Tochter ſagt: ich kann nicht; ich will nicht. Und von der Mutter: eine Tochter muß gehorchen: der Vater will es haben: Paris hat alle gute Eigenſchaften.

Ferner iſt der alte Montecchio unſers Erachtens eine unnöthige Perſon, und wir glauben, daß auf dem Leipziger Theater die letzten zwey Scenen darum weggelaſſen werden, weil ſie einen fremden Gegenſtand betreffen. In dieſem

Trauerſpiele iſt die unglückliche Liebe eines feurigen jungen Ehepaars das Hauptintereſſe. Der Haß beyder Familien trägt zwar etwas, aber ſehr wenig dazu bey. Kapellet, der von der Liebe ſeiner Tochter gegen Romeo nichts weis, der einmal ein harter und unerbittlicher Mann iſt, würde vielleicht auch auf ſeinen Vorſatz beharren, wenn auch Romeo kein Sohn aus der ihm verhaßten Montecchioſchen Familie wäre. Freylich hätte Montechio von Anfang in Handlung gebracht werden können, als ein Vater, der um ſeinen Sohn nicht in Exilio zu ſehn, ſich ungeachtet ſeines Haſſes gegen den Kapellet mit ihm verſöhnen und ihn deshalb ſelbſt ſprechen will, ſo hätten daraus rührende Situationen entſpringen können.

Der Charakter der Julie iſt ſchön ausgeführt. Ihre ſchwärmende Liebe kommt uns nur ſonderbar vor, kann aber einem jungen italieniſchen verliebten Mädchen ganz natürlich ſeyn. Doch manchmal ſcheint ſie uns, ſelbſt für ein italieniſches Mädchen, allzupoetiſch zu ſprechen. Z. B. wenn Julie von der Liebe ſpricht: „o wie ſie vor „Freuden die Fittige ſchlägt — wie ſchwebte „das glühende Mädchen in himmliſchen Tanze „daher — vielleicht ſcheitert das verwundete „Schiff nicht, von der gewaltigen Hand eines

„auf-

„aufgebrachten Vaters hinweg geſchleudert,
„vielleicht zerſchmettert ſie mich nicht — Ich
„lief, wie die Atalante über die Spitzen des
„Graſes hinweg. —

Doch ſolche Stellen ſind nur wenige; und wir müſſen geſtehn, daß in dem ganzen Stücke die Sprache ſehr gut iſt. Die ſüſſe, ſanfte Schwärmerey muß allerdings dem Zuſchauer die wollüſtigſten Thränen ablocken. Wir wünſchten, daß er noch andre Tragödien des Shakeſpears für unſer Theater einrichten möchte.

Fortſetzung vom Beytrage zum deutſchen Theater. S. IX Bandes I. Stück. Seite 257.

Nun kommen wir auf die Luſtſpiele des Hrn. Weiße. Es gereichet ihm wirklich zum Ruhme, daß er in allen deutſche Originalcharaktere geſchildert, und zwar um deſto mehr, da ſelbſt in unſern wenigen guten Komödien ſehr oft fremde Thorheiten und Sitten eingeſchlichen ſind. Dieſe Charaktere ſind meiſtens aus dem bürgerlichen Stande genommen, und handeln und reden auch allzeit, wie man es in bürgerlichen Leben bemerkt.

Man könnte zwar ſagen, daß Hr. W. die Lächerlichkeiten unſrer Großen ganz und gar verabſäumet hat. Doch ohne Zweifel nicht ohne

Grund. Er weis nur allzuwohl, daß ſich an dieſen faſt nichts mehr eigenthümliches Deutſches findet; daß an den Höfen, und bey denen die davon mittelbar abhängen, die deutſchen Sitten beynahe ganz verloren gegangen ſind, daß Aefferey fremder Ungereimheiten und eine wunderliche Begierde herrſcht, eine Sprache zu reden, zu der die deutſche galante Welt nicht allzeit die geſchmeidigſte Zunge hat. Und wer will von dieſen Fehlern etwas mehr hören? Sie ſind ſo allgemein geworden, daß man das Poßirliche und Erniedrigende für Deutſche davon gar nicht mehr empfindet.

Die Luſtſpiele des Hrn. W. ſind an der Anzahl zehne und führen folgende Titel: Die Poeten nach der Mode, in drey Aufzügen; der Naturalienſammler, in einem; die Haushälterinn in fünfen; die Matrone von Epheſus in einem Aufzuge und in Verſen; der Mißtrauiſche gegen ſich ſelbſt in dreyen; Großmuth für Großmuth in einem. Der Projektmacher in fünfen; die Freundſchaft auf der Probe in fünfen; und endlich Liſt über Liſt gleichfalls in fünf Aufzügen.

Das Luſtſpiel die Poeten nach der Mode, wird jezt noch mit vielen Vergnügen geſehen, ob

ob es gleich, ſo zu ſagen, ein Gelegenheitsſtück iſt, und die Ungereimtheiten zweyer Arten von Poeten herumnimmt, die jetzt nicht mehr ſo viel Aufſehens machen, als zu der Zeit, da dieſe Komödie geſchrieben wurde; wie wohl es immer noch genug Reimreiche und Dunkel im Verborgnen giebt. Denn ſo heißen in dieſem Stücke die beyden poetiſchen Narren, die man auch ſonſt unter dem Namen Gottſchedianer, und Klopfſtockianer kennt.

Die Charaktere ſind darinn hervorſtechend und ſtark. Wenn man dieſe beyden närriſchen Poeten noch gar nicht kennte, ſo müßten ſie, gleich in den erſten Scenen, wo ſie erſcheinen, den Zuſchauern einleuchtend werden. Hr. Geront, der Anbether des Reimreichs, iſt ein Mann, wie man deren ſehr viele findet, der leicht für etwas eingenommen wird, wovon er gar nichts verſteht, und darinn er noch weniger etwas ſelbſt leiſten kann. Schlechtes und Gutes macht bey ihm Eindruck, und nur das, was ſeiner Eitelkeit ſchmeichelt, behält den Vorzug. Frau Geront iſt die Anbetherinn des Dunkel, und dabey ſtolz und gebieteriſch, aber nicht ſo biegſam, wie ihr Mann. Nur der Bediente des Valer ſcherzt oft zu gut für ſeinen Stand; dabey deucht es uns, ſetzt er auch zu ſehr den Reſpekt

gegen ſeinen Herrn und die andern in Geronts Hauſe aus den Augen. Doch das iſt ein Fehler, der ſich durch die beſten franzöſiſchen Luſtſpiele autoriſiren läßt; und wer darf in theatraliſchen Dingen wider eine franzöſiſche Autorität etwas einwenden?

Die unerwartete Zuſammenkunft oder der Naturalienſammler. Dieſes Nachſpiel hat verſchiedne gute Scenen. Der Naturalienſammler, Herr von Buſch, iſt nicht nur der größte Ignorant in dieſem Fache, ſondern überhaupt das, was man in dem ſächſiſchen Dialekte einen ökonomiſchen Tempermatz nennt, der immer beſchäftigt iſt, immer Verſuche macht, die nichts weiter helfen, als daß ſie ihn in Armuth bringen. Der alte Herr von Warmund ſoll ein Hofmann ſeyn, der ſtrenge, gerecht, verſtändig und vornemlich in allen Dingen grade zu iſt. Dieſe letztere Eigenſchaft hätte unſers Erachtens der V. etwas verfeinern können, und überhaupt deſſen Eigenſchaften, durch die er am Hofe geſtiegen, etwas merklicher hervorſtechen laſſen ſollen. Dieſer Hofmann redt zwar lauter gute Dinge; aber ſie ſind zuweilen allzutrivial. Muß ein verſtändiger Mann von ſehr gemeinen Dingen ſprechen, ſo ſagt er mit ein paar Worten, was ein mittelmäßiger Kopf auf einer hal-

ben Seite ſagt; und dadurch wird er anziehend, und bekömmt die komiſche Stärke. Freylich iſt dieſer Punkt im Dialog das Schwerſte und Mühſamſte; allein man kann auch von Herrn Weiſen ſchon etwas fodern. Mit der Fräulein Henriette hat es eben dieſe Bewandniß. Sie iſt mehr ein gutes Bürgermädchen, als ein Frauenzimmer, das am Hofe geweſen, und alles beſitzen ſoll, wodurch ihr Geſchlecht einnehmen könne. Hannchen, das Kammermädchen, überſchreitet die Schranken der Vertraulichkeit, die zwiſchen Herrſchaft und Bedienten nur beſtehen kann. Es ſind faſt eher Grobheiten und Injurien, die ſie dem jungen von Warmund ſagt, als Neckereyen. Alle Scenen faſt, wo dieſe beyde Perſonen vorkommen, beweiſen es.

In der Haushälterinn, einer Komödie in fünf Aufzügen, hat der Verfaſſer die Thorheiten unſrer reichen Bürger gezüchtigt, die ſich, ſo geizig ſie ſonſt ſind, mit ihrem ganzen Vermögen einem liederlichen Weibsſtücke ergeben. Es herrſcht durchaus der Bürgerton darinn, und alle Perſonen ſind auch aus dieſem Stande.

Der Charakter des Geront iſt vortreflich ausgeführt. Auf dem Berlinſchen Theater wurde dieſe Rolle von einem ſehr geſchickten Schauſpie-

 ler,

ler, Herrn Stenzel, meiſterlich gemacht, und es iſt zu zweifeln, ob ihm ein andrer gleich kommen werde. Man geräth in dieſer Komödie gar nicht aus dem Lachen, nicht ſowohl über die guten Einfälle, die jeder Perſon, ihren Umſtänden nach, entfahrn, als vielmehr über die komiſchen Situationen, in der Geront ſich befindet. Das Niedrigkomiſche, in das dieſer Alte mit Kleonten, als ſeiner Haushälterinn fällt, iſt hier Verdienſt. Aber Johann, der Bediente des Valer und Chriſtiane, das Mädchen der Haushälterinn, ſind wie alle franzöſiche Bedienten; ſie gefallen, und ſind doch unnatürlich.

Die Matrone von Epheſus. Dieſes Nachſpiel iſt ganz aus der Erzählung des Petronius von gleichen Namen genommen. Iſt jemals eine bittere Satyre auf die weibliche Unbeſtändigkeit gemacht worden, ſo iſt es wohl dieſe.

Antiphila, eine Wittwe, iſt entſchloſſen im Grabmale ihres verſtorbnen Mannes zu verhungern. Dorias, ihr Mädchen, kann ſie von dieſem Vorſatz nicht abbringen, ſo viel Vorſtellungen ſie ihr auch darüber macht. Karion, ein junger Soldat, der in der Nähe um dieſem Grabmale einen Gehenkten bewachen muß, geht in daſſelbe, weil er darinn ſingen hören, und verliebt

liebt ſich ſogleich in dieſe Wittwe. Indem er nun bey ihr iſt, wird der Gehenkte geſtohlen. Da nun Karion verſichert, daß er dieſes mit ſeinem Leben werde büſſen müſſen; ſo äußert ſie ihre Liebe gegen ihn durch ihr Mitleid gegen ſein Unglück, und beſchließt, ihren geliebten verſtorbenen Mann an des Geſtohlnen Stelle bringen zu laſſen.

Wir hätten gewünſcht, daß Hr. W. den Ausgang dieſes Stücks hätte ändern wollen; ſo wie er iſt, wird er dem Zuſchauer anſtößig, und die Wittwe erregt nicht mehr ein Lächeln über ihre Leichtſinnigkeit, ſondern eine widrige Empfindung. In einer Erzählung iſt ſolch ein Ausgang eher zu entſchuldigen, weil man da blos auf den Einfall, nicht auf den Charakter der Perſonen ſieht.

Die Verſifikation iſt in dieſem Nachſpiele ſchön, und man ſieht faſt keine Spuren von dem Zwange des Sylbenmaßes und des Reims, die doch in den beſten verſificirten Komödien nicht ſelten ſind.

Der Mißtrauiſche gegen ſich ſelbſt, eine Komödie in fünf Aufzügen. Ariſt, der Mißtrauiſche, iſt vielmehr ein blöder einfältiger Tropf, der es verdient, daß er von einem faden aberwitzigen

zigen Narrn, Kleanth, angeführt wird. Denn erſterer zeigt durch die Vertraulichkeit und übriges Betragen gegen dieſen aufgeblaſſenen Geck zu wenig Verſtand und Einſichten. Wenn Kleanth mit Ariſt noch am beſcheidenſten und ehrlichſten ſpricht, ſo iſt es auf dieſe Weiſe. (5 Sc. 2 Aktus.)

Kleanth.

Ha! laß dich umarmen — zum Henker, wenn du nicht ſteif wäreſt, du wäreſt ein allerliebſter Junge; mir den Gegenſtand ſeiner Liebe abzutreten! Wahrhaftig, jetzt ſehe ich, daß du ein Philoſoph biſt!

Ariſt.

Weit weniger, als du denkſt! Mein Herz weinet und murret wider mich ſelbſt. Ich bin vielleich ſo klein, dir dein Glück zu mißgönnen, dich zu beneiden — —

Kleanth.

Das thue im Frieden, Brüderchen! wenn ich nur glücklich bin, ſo mag mich die ganze Welt beneiden. — — Höre, ich habe einen Kummer, den ich dir nicht verheelen kann.

Kleanth.

Iſts möglich, daß der flatterhafte Kleanth auch einen Kummer haben kann?

Kleanth.

Leider! denke nur, wenns richtig wird, ſo giebts allerhand Trinkgelder, und ich habe nicht einen Dreyer im Leib und Leben. — — — Kle-

Kleanth.

Und aufrichtig geſagt, du biſt ein ſehr gründlicher Kopf, ſo lange, als du mit dem Bruder dem Uhu in Ruinen ſitzeſt: aber wenn du ans Licht kömmſt, ſo gehts dir, wie ihm; er flattert blindlings herum, und ſieht nicht eher wieder, als bis es Nacht wird Du biſt ein Kerl, der Geld hat, und gehſt zu einer reichen Wittwe auf die Freyde; du kömmſt in einem ſimpeln Tuchkleide, — konnſt du denn nicht ein bischen Gold darauf kleben? Die Schuhſchnallen! vorm Henker: die ſind noch zu Karl des Kahlen Zeiten Mode geweſen, die Friſur! ha ha ha! — Manſchetten von Batiſt? Spitzen, Spitzen mein Freund!

Ariſt.

Jetzt iſt es auch Zeit darüber zu ſpotten: wenn du etwas Unanſtändiges an mir fandeſt, ſo hätteſt du es eher ſagen können. — Doch Juliane! habe ich einer ſolchen Kleinigkeit dein Herz danken ſollen, ſo weis ich nicht, ob mich der Sieg, den ein andrer davon getragen, gereuen ſoll!

Kleanth.

Ha ha ha! einer ſehr wichtigen Kleinigkeit, Bruder! das Frauenzimmer hat nur den Verſtand in Augen, und die noch für die Klügſten wollen gehalten werden, in Beutel. Eine erobernde Mine, ein ſchönes Kleid und eine geſpickte Börſe! — — und du kannſt die ganze weibliche Welt an deinen Triumphwagen ſchließen, und mit fortſchleppen, wohin du willſt.

Sieht

Sieht man nicht aus dieſem wenigen, daß Kleanth ein ganz andrer Charakter worden, als ihn Herr W. benennt hat. Doch wegen eines unrechten Titels verliert das Stück an und für ſich ſelbſt nichts. Es giebt ſolche Kleanthe und ſolche Ariſte. Auch iſt dieſes wenige, was wir angeführt, ein Beweiß von dem muntern, gedankenreichen und komiſchen Dialog, der darinn herrſcht. Wie ſchön ſind nicht ferner die Scenen, wo ſich die Frau Meluſine mit ihrem Herrn Gemahl Geront in aller ehelichen Eintracht zanken. Ein wahres Familiengemählde.

Das Nachſpiel: Großmuth für Großmuth, iſt von einem ſehr rührenden Inhalte. Zwey liebenswürdige Frauenzimmer wetteifern mit einander in der Großmuth gegen den rechtſchaffnen unglücklichen Treuwerth. Die eine glaubt immer, daß die andre mehr Recht auf ihn habe, als ſie, ob ſie ihn gleich liebt, und wohl empfindet, daß von ihm ihre ganze Zufriedenheit abhängt. Da ſie aber eben ſo großmüthig, als verliebt in ihm ſind, ſo darf ſich ihre Eiferſucht in nichts anders, als in den Handlungen des edelſten Herzens äußern. Hannchen, Mädchen des einen Frauenzimmers, die dieſes mit anſieht, aber nicht ſo fein empfindet, als ihre Herrſchaft,

wiewohl ſie ſonſt ein ganz gutherziges Ding iſt, legt das Betragen des andern Frauenzimmers auf eine ſonderbare Art aus, und vergnügt den bloßen Lacher, indem der fühlbare Zuſchauer ein größeres Vergnügen genießt.

Amalia, in fünf Aufzügen. Wenn Hr. W. für das Theater weiter nichts gearbeitet hätte, als dieſes Stücke, ſo hätte er um daſſelbe ſchon Verdienſt genug. Man mag es in Anſehung des Plans, oder der Charaktere oder des Dialogs betrachten; allenthalben iſt es vortreflich. Keine Bedienten ſind da, die mit luſtigen Späßen manche lange Scene ausfüllen müſſen, weil die Handlung ſelbſt ſtille ſteht. Triks und Frau Triks machen zu lachen, ohne daß ſie ſelbſt lachen wollen: es ſind neue und wahre Charaktere; ſie ſind nicht übertrieben, und doch auffallend, wichtig, und können vom Ganzen nicht getrennet werden. Je mehr man es lieſet, je mehr Vorzüge findet man darinn. Man ſollte faſt ſchließen, daß Hr. W., wenn er der franzöſiſchen Manier nicht folgt, ſein Genie viel ſtärker zeigt. Dieſes Stück iſt gewiß bis jetzt das vorzüglichſte von allen ſeinen Luſtſpielen. So oft wir es leſen, fällt uns die Kälte unſers deutſchen Publikums ein. Man hat es zwar mit Beyfall aufgeführt:

führt: aber gegen den Werth des Stüks ſelbſt iſt er doch ſehr gering geweſen. Was hat man nicht für ein Weſen in Frankreich von dem Galeerenſclaven oder der Belohnung der kindlichen Liebe gemacht! In Deutſchland ſind ſelbſt zwey oder drey Ueberſetzungen davon erſchienen. So rührend auch der Stof iſt, den dieſer Verfaſſer aus Marmontels Poetik genommen; ſo iſt doch alles darinne verdorben, als was nicht hat verdorben werden können. Ehe man auf eine rührende Stelle ſtößt, muß man ganze Bogen von dem ſonderbarſten Gewäſche leſen. Und dennoch wird um weniger guten Scenen willen, dieß Stück für ein Meiſterſtück geprieſen.

Doch wieder auf die Amalia zurück zu kommen. Wie intereſſant iſt nicht gleich der Anfang, der ſonſt bloße Erzählung, und aufs höchſte, ein Gemiſch von einem Roman, und einigen witzigen Einfällen, oder moraliſchen Betrachtungen iſt, die dem Profeſſor auf dem Katheder eben ſo gut paſſen würden, als der Perſon, der ſie in Mund gelegt werden. Durch jeden Schritt, durch jedes Wort, ſo zu ſagen, äußern ſich die Charaktere der Perſonen. Zur Probe könnte man gleich die zweyte Scene des 1ſten Akts anführen; allein der Kürze wegen können wir nur den Anfang herſetzen.

Free-

Freemann.

(Bey Seite) kann ich denn keinen Schritt thun, ohne daß mir dieſer junge Menſch aufſtößt? — Werden Sie noch lange bey uns bleiben, meine Herren?

Manley oder die verkleidete Amalia.

Warum, mein lieber Freemann? — Wir glaubten zwar ſchon vor vier Wochen unſre Reiſe fortzuſetzen: allein Ihre Geſellſchaft hat ſo viel Reitzendes für uns —

Freemann.

Meine Geſellſchaft?

Hearty der Reiſegeſellſchafter des Manley.

Ja, Ihre Geſellſchaft

Manley.

Und Ihrer liebenswürdigen Frau ihre —

Freemann.

Das iſt möglich! denn die meinige ſuchen Sie ſehr ſparſam.

Manley.

Blos weil ich gemerkt, daß Sie dieſelbe ſorgfältig vermieden haben. —

Freemann.

Ich haſſe das Spiel; und Sie, Manley, und meine Frau lieben es: es iſt alſo ganz natürlich —

Hearty.

Ja, ſehr natürlich: ich wünſchte, daß mein lieber Gefährte es weniger liebte.

Freemann.

Aber deswegen brauchen Sie nicht hier zu bleiben,

Manley, hierzu werden Sie auf Ihren Reiſen Gelegenheit genug, vielleicht zu Ihren Schaden finden! denn ich muß Ihnen ſagen, mein guter junger Menſch: Ihr Aufenthalt allhier mißfällt mir im höchſten Grade; und Hr. Hearty, der ein alter erfahrner Mann zu ſeyn ſcheint; ſollte ſeinen Zögling einer Lebensart entreiſen, die nicht ſelten zum Verderben führt. — — — — — — — — —

Manley.

Sagen Sie mir nur, was ſie dabey verlieren, Freeman? ich glaubte doch, daß Sie noch von meinem Spiele keinen Schaden gehabt?

Freemann.

Schaden genug! ich verliere, ja ich verliere eben darum, weil ich gewinne. Glauben Sie, daß es mir gleichgültig iſt, daß Sie immer große Summen an meine Frau verlieren? Der Gedanke, daß Sie ein Werkzeug iſt, einen jungen Menſchen um das Seinige zu bringen, dem es ſeine Eltern gewiß nicht zu dieſem Entzweck geben, iſt mir unausſtehlich. Ich will Ihnen durchaus keine Verbindlichkeit ſchuldig ſeyn.

Der Projecktmacher, gleichfalls ein Luſtſpiel in 5. Akten. Dieſes Stück iſt wiederum ein Beweis, wie aufmerkſam der Verfaſſer auf die Sitten ſeiner Zeitgenoſſen iſt. Wie wimmelt jezt nicht alles voller ſolcher unruhigen Köpfe, die zu nichts weniger taugen, als einen Anſchlag zur Verbeſſerung in der Republick zu geben. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß ſie auch alle ſo unſchäd-

ſchädlich wären, als der Weiſiſche iſt. Kleanth, ſo heißt er, macht alle Einfälle zu Projekten, und hat dabey einen ſolchen lächerlichen Stolz, daß er glaubt, ſich und ſeinen Schwiegervater, den Geronte, zu den größten Ehrenſtellen zu erheben. Da dieſer Geront der Bewundrer und gleichſam der Kommentator der Kleanthſchen Projekte iſt, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, wie luſtig die Scenen ſeyn müſſen, worinn ſie vorkommen. Iſabelle, die Tochter des Alten, hat ſich zwar mit dem Projektmacher auf Befehl ihres Vaters verſprechen müſſen; ſie wird aber von einem andern, Namens Ariſt, geliebt, welches ſie aber nicht gewußt hat, weil ihr Bruder Damon, ein wahrer deutſcher liederlicher junger Menſch, der nicht nach den Leiſten des franzöſiſchen Petitmaitres zugeſchnitten iſt, aus Nachläßigkeit ihr die Briefe des Ariſts zu übergeben, vergeſſen hat. Die Liſt, da er ſein Wäſchermädchen in eine Gräfinn verkleidet, belebt das Stück ziemlich, und eine Schauſpielerinn kann in dieſer Rolle zeigen, wie viel ſie von der großen und kleinen Welt verſteht.

Im 1ſten Auftritt des 1ſten Akts zwiſchen Damon und Ariſt hat uns folgendes nicht gefallen.

Damon.

Aber geſtehe es, daß du welche (Verweiſe nemlich) verdienſt, daß du ein Schöps geweſen biſt, daß du —

Ariſt.

Höre auf zu ſpotten, (Damon hat nicht geſpottet, ſondern er iſt unhöflich geweſen) ich mache mit ihrer mehr als zu viel: wenn du mir nicht helfen kannſt und willſt. —

Damon.

Wollen thue ich, aber ob ich kann? das iſt die Frage: weißt du was, Brüderchen? ꝛc.

Die Freundſchaft auf der Probe, ein rührendes Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Wer kennt nicht die Marmontelſche Erzählung gleiches Namens? Und daraus hat er den Inhalt zu ſeiner Komödie genommen. Wir müſſen offenherzig geſtehen, das ganze Stück iſt etwas zu gedehnt, und dieß iſt wohl die Haupturſache, warum es nicht in dem Grade intereßirt, als die franzöſiſche Erzählung. Z. E. die beyden erſten Scenen des erſten Akts hätten gleich kürzer ſeyn können. Die Zärtlichkeit macht nicht viel Worte, ſie äußert ſich nur bey den Vorfällen des Glücks und Unglücks durch Handlung in ihrer völligen Stärke. Aber es kömmt in dieſem Stück ein ganz neuer Charakter vor, der von der Erfindung des Hrn. W. iſt, und den wir lieber erfunden, als das ganze Stück gemacht haben wollten. Nicht,

weil

weil er der einzige luſtige darinn iſt; ſondern weil in demſelben ſo viel Wahrheit, ſo viel deutſches und viel komiſche Stärke iſt. Wir können uns nicht enthalten, ein Stück aus den ſechſten Auftritte des zweyten Akts herzuſetzen. Blandfort Woodbe, der Bettmeiſter deſſelben, treten mit einander auf.

Blandfort.

Nun, mein lieber Woodbe, wie gehts: er ſieht ja recht geſund und munter!

Woodbe. (mit vielen Komplimenten)

Dem Leibe nach, gnädiger Herr, ganz gut! die Pomeranzentropfen, die ich mache, ſind ein herrliches Präſervativ für den Magen, und dieſe erhalten mich. —

Blandfort.

Ja, zumal, wenn er ſie in Weine nimmt, nicht wahr?

Woodbe.

In Ihrer Abweſenheit, gnädiger Herr, iſt der Wein in Ihrem Hauſe ſo ſeltſam, wie eine weiſe Maus geweſen: (mit einem boshaften Lächeln) ja, Herr Nelſon; Herr Nelſon trinkt ihn lieber ſelber.

Blandfort.

Da thut er ſehr wohl! er weis, daß ich an meinen Leuten die Nüchternheit liebe: und ich ſehe a[illegible] er Munterkeit, daß Ihm dieſelbe ſehr wohl bekömmt.

Woodbe.

O wenn ſie wüßten, gnädiger Herr, wie ich mich nach ihrer Rückkunft geſehnt habe! Ihre Güte, ihre

Sanftmuth, Ihre Freygebigkeit — nein, die iſt mit nichts zu vergleichen.

Blandfort.

Ich denke doch, mein Freund Nelſon wird ihm meine Abweſenheit nicht haben fühlen laſſen. —

Woodbe.

Nicht haben fühlen laſſen? — Vergeben Sie, gnädiger Herr! ſo freygebig, wie Sie, iſt er nicht. Jede Rechnung, die Sie einmal leſen, lieſt er zehnmal, um etwas an der Rechnung abziehen zu können, und wehe dem, der ſich um einen Heller verrechnet?

Blandfort.

Alſo bin ich meinem Freunde wohl viel Verbindlichkeit ſchuldig, daß er ſo ſehr auf mein Beſtes ſieht? Künftig werde ich ihm die Beſorgniß meines ganzen Vermögens anvertrauen.

Woodbe.

Aber, das iſt doch nicht recht, gnädiger Herr, daß er Ihre treuen Bedienten unter die Schurken zählt?

Blandfort.

Dafür werde ich ihn umarmen, wenn er jedem Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und ihm ſeinen rechten Titel zu geben weis.

Woodbe.

(Bey Seite) je verflucht! — nun, nun, wir wollen ſehen, wenn er Rechnung ablegen ſoll, wie es da klingen wird.

Blandfort.

Woodbe, iſt Ers zufrieden, wenn ich ihm für jedes Pfund

Pfund, das nach Nelſon Aufwande von den Einkünften dieſes Landguts übrig bleiben wird, zwanzig Prügel geben laſſe?

Woodbe.

Ey, gnädiger Herr; das gehört nicht mit zu meinem Gehalte, und unter der Bedingung glaube ich, daß Hr. Nelſon alle Rechnungen verfälſchte, um meine Einkünfte zu vermehren: denn er iſt eben nicht mein großer Gönner

— — — — — —

Woodbe.

O gnädiger Herr! wir wollen von etwas anders reden, wanns Ihnen gefällt—es betrift die Miß Korally?

Blandfort.

Nun, das wollen wir doch hören.

Woodbe.

Es iſt ein artiges Kind! ha ha ha! ſie gefällt mir, und ich hätte wohl eine demüthige Bitte; aber — aber —

Blandfort.

Heraus damit! Er weis, daß ich Freymüthigkeit an Bedienten liebe.

Woodbe.

(Bey Seite) Aber ſchlecht belohne — — Ungeachtet ſie im blinden Heidenthume gebohren iſt, ſo wäre ich doch mit Ihrer gnädigen Einwilligung Vorhabens —

Blandfort.

Sie zu heyrathen? nicht wahr? ꝛc.

Doch man müßte alles abſchreiben, bis man

 auf

auf folgendes Soliloquium des Woodbe käme, wenn man nichts ſchönes auslaſſen wollte.

Woodbe allein.

Nichts anders? Nelſon muß meinen Herrn bezaubert, oder Gott verzeih mir! mit dem Teufel einen Bund haben. Seine Freundſchaft für ihn iſt wie der zehnköpfige Drache. Wenn man denkt, nun iſt der Kopf herunter, ſo wachſen zehn andere aus ſeiner Stelle vor. Aber, friſch Woodbe! und wenn er hundert Köpfe hätte, ſo müſſen ſie herunter! — Gut, daß ich doch nun weiß, wo der gehörnte Siegfried verwundet werden kann: doch die Proben? — ah! die ſollen mir nicht ſchwer werden: ich will dem verliebten Pärchen überall nachſchleichen, und der Teufel müßte ſein Spiel haben, wenn ich nicht ein Pröbchen auftreiben ſollte.

Endlich folgt Liſt über Liſt, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Der Einfall, daß ſich Valer, der Liebhaber der Karoline dumm ſtellt, weil ihre Mutter, Frau Argante, ſie keinem, als einem recht einfältigen Menſchen geben will, bringt allerdings ſehr komiſche Situationen hervor, zumal wenn noch ein Geck, wie Tulpe, dazu kommt, der recht klug zu ſeyn, ſich dünkt, und doch der abgeſchmackteſte Bube iſt. Aber man kann nicht bergen, der Charakter des Valer iſt nicht völlig ſo gerathen, wie er hätte werden können. Seine Verſtellung iſt öfters läppiſch, kindiſch.

Es ſcheint eine Perſon zu ſeyn, die Kopf genug hat, einen Narrn vorzuſtellen. Daß es auch ſolche Leute giebt, iſt man gar nicht in Abrede, und ſie können auf das Theater gebracht werden; aber Valer ſollte hier ein Mann ſeyn, deſſen Poſſen, Ungereimheiten eine Seite haben, durch die er den Zuſchauern zu denken giebt. Er könnte ohngefähr ſo reden, wie der Narr des Königs Lear bey dem Shakeſpear. Uebrigens hat Hr. Weiße in dieſem Stücke den ſchlauen und pedantiſchen Advocaten Schlange mit vielen Glück geſchildert. Zur Probe ſetzen wir ein Stück aus der letzten Scene des fünften Akts her.

Schlange.

Frau Argante! das wird eine Regiſtratur werden, Betrüger, Verräther, Spitzbube! mich beym Kragen gefaßt! ich bin ein ehrlicher Mann, Notarius publicus, Advocatus immatriculatus, Baccalaureus beyder Rechte, und kein Betrüger.

Fr. Argante.

Ich will den Contrakt ſehen.

Schlange.

Hierzu haben Sie allenfalls ein jus quaeſitum! Hier iſt Ihr Exemplar, und hier Herrn Valerens

Fr. Argante (lieſt es)

Ha! was leſe ich! — nicht ein Wort, daß Valer auf

 mei-

meiner Tochter Vermögen Verzicht thut. — Schändlicher Kerl, warum iſt das weggeblieben ;

Schlange.

Schändlicher Kerl! wird regiſtrirt! — warum? warum? weil es contra jus divinum atque humanum war, weil es Ihr Herr Bruder mir nicht geheiſſen. — Man pflegt im Sprüchworte zu ſagen: Vorgemacht und nachbedacht, hat manchen in groß —

Fr. Argante.

Ha! hier iſt Dein Wiſch — (Sie zerreißt den Contrakt, und wirft ihm die Papiere ins Geſicht.)

Schlange.

Einen Contrakt zerreiſſen — die Papiere mir ins Geſicht geworfen! — wird regiſtrirt, und bey der Injurienklage nachdrücklich erörtert ꝛc.

Der wenigen Erinnerungen ohngeachtet, die uns unſere Unpartheylichkeit nicht erlaubt hat, zurück zu halten, bekennen wir mit Vergnügen, daß dieſe Stücke zu den beſten gehören, die auf unſern Theatern befindlich ſind, und wir ſehen mit Begierde der Fortſetzung dieſes Werks entgegen, die wir zu hoffen getrauen, da Hr. Weiße ein ſo fruchtbarer theatraliſcher Schriftſteller, und itzt in den glücklichem Alter iſt, wo das Genie ſich völlig zu entwickeln, und die ſchönſte Früchte zu tragen pflegt.

Choix de Poéſies Allemandes, par Mr. Huber.

Auch Deutſche kœnen ſich auf den Parnaſſus ſchwingen. Bodmer.

Tome I-IV. 12. Paris, chez Humblot 1766.

Dieſe Sammlung des Herrn Huber beweißt, daß diejenigen Begriffe nicht chimäriſch ſind, welche wir bey Gelegenheit des Bielfeldiſchen Progrés des Allemands &c. von der Vollkommenheit einer Schrift geäußert haben, welche den Ausländern eine richtige Kenntniß von unſerer Litteratur geben ſoll. Herr H. ſchränkt ſich zwar nur auf einen Theil derſelben, auf die Poeſie, ein; indeß war auch hier, und hier vornämlich, ein richtiger, feiner Geſchmack, eine geſunde Kritick, eine ausgebreitete Kenntniß, eine vertraute Bekanntſchaft mit beyden Sprachen u. ſ. f. nothwendig. Dieſe Eigenſchaften finden wir bey Hr. Hubern auf die glücklichſte Weiſe vereinigt, und er hat durch dieſe Sammlung ſich keinen geringen Anſpruch auf die Verbindlichkeit unſrer Nation erworben. Das Unvollkommne, was wir noch hier und da an dieſem Werke zeigen werden, wird zum Theil durch das übrige Gute ſehr überwogen, zum Theil liegt es nicht an dem Ueberſetzer, ſondern ſelbſt an der Beſchaffenheit der beyden Sprachen, die er zu bearbeiten hatte. Und bey der Menge von überſetzten

ſetzten Gedichten konnten auch leicht einige Fehler der Uebereilung vorfallen.

In einer vorläufigen Abhandlung hat Herr H. einige gute Nachrichten geſammlet, welche die Geſchichte der deutſchen Poeſie betreffen; dieſe theilt er in vier Perioden, in die Zeit der Barden, der Minneſinger, Opitzens und Hallers. Seine Urtheile in dieſer Abhandlung verrathen ſchon einen Mann, der von dem Geſchmacke ſeiner Nation hinlängliche Kenntniß hat, und zugleich Fähigkeit beſitzt, von ihren Werken des Witzes mit Geſchmacke zu urtheilen.

In der Sammlung ſelbſt machen die Idyllen den Anfang, und diejenigen werden zuerſt überſetzt, welche J. F. Schmidt aus der H. Schrift genommen, und unter der Aufſchrift Poetiſcher Gemählde und Empfindungen herausgegeben hat. Dieſe Stücke verrathen immer einen guten Kopf, ob ſie gleich noch viel Ungleiches und Unausgeführtes haben; in der Ueberſetzung ſcheinen ſie uns nichts zu verlieren. Aber die Jüdiſchen Schäfergedichte des Herrn von Breitenbauch verdienten wohl nicht, in dieſer Sammlung nur erwähnt, vielweniger überſetzt, und, wie uns dünkt, ſehr verſchönert zu werden. Herr H. ſieht ihr Mangelhaftes ſelbſt ein; indeß ſcheinen ſie uns mehreren Tadel, als den zu verdienen

dienen, daß ſie nicht korrekt und harmoniſch genug geſchrieben ſind. Die übrigen Schäfergedichte ſind von Roſt, Wieland und Geßnern. Zuletzt finden wir eine Idylle des Prinzen Auguſt von Sachſen-Gotha, die er ſchon im eilften Jahre verfertigt hat. Außerdem enthält dieſer erſte Band noch Fabeln von Hagedorn, Gellert, Lichtwehr, Schlegel, Gleim und Leſſing, Erzählungen von Kleiſt, Gellert, Geßner und Wieland, und ein kleines dramatiſches Stück, Ilphis und Julie, in einem Akte, oder vielmehr ein Schäfergeſpräch, in Scenen vertheilt. Der Inhalt iſt aus Wielands Erzählungen genommen, und der ungenannte Verfaſſer hat es hier zuerſt bekannt machen laſſen.

Der zweyte Band enthält geiſtliche Oden von Cramern, Klopſtock, der Frau Karſchinn und Wieland. Ihnen folgt die Cantate, der Tod Jeſu, von Ramler; dann heroiſche Oden von Cramer, Uz, Kleiſt, der Frau Karſchinn, die Kriegslieder, das Lied der Nymphe Perſanteis, die Amazonenlieder, Dithyramben von Willamov und von Gerſtenberg (eigentlich keine Dithyramben) anakreontiſche Lieder von Gleim, einige Tändeleyen von Gerſtenberg, Lieder von Hagedorn, Leſſing, Uz, Zachariä, Weiße, von Cronegk, von Kleiſt; und endlich Elegien von

Wie-

Wieland, Kleiſt, der Frau Karſchin, von Cronegk, Cramer und Duſch; nemlich einige moraliſche Briefe des letztern, die uns hier doch etwas uneigentlich unter den Elegien ſtehen.

Dritter Band. Wielands Prüfung Abrahams; Kleiſts Ciſſides und Paches, das Schnupftuch und die vier Stufen des weiblichen Alters von Zachariä; Tſcharnees Kunſt, die Felder und Wieſen zu wäſſern, von ihm ſelbſt überſetzt, Cronegks Einſamkeit in zwey Geſängen, Uzens Kunſt fröhlich zu ſeyn, und Opitzens Veſuv, nach der Bielfeldiſchen Ueberſetzung, die aber hier und da verändert iſt.

Vierter Band. Lehrgedichte von Schlegel, Cramer, Withof, Hagedorn, Gellert, Wieland, Cronegk, Duſch, ein paar Briefe von Uz, und Satiren von Caniz und Rabener.

Sollen wir überhaupt von dieſen Ueberſetzungen unſer Urtheil ſagen, ſo müſſen wir geſtehen, daß wir darinn eine ungemeine Sorgfalt, die Schönheiten des Originals nicht nur getreu, ſondern auch ſchön zu copiren, wahrgenommen haben. Indeß weiß man, wie viel allemal bey einer Poeſie verloren geht, wenn ſie in Proſe übertragen wird, vollends bey gewiſſen Gattungen, denn bey den Lehrgedichten z. B. iſt der Verluſt ungleich erträglicher, als bey der lyriſchen

ſchen Poeſie. Wir hätten daher faſt gewünſcht, daß Herr H. die Kantate des Herrn Ramlers nicht überſetzt hätte. Er hat es zwar immer angezeigt, was Arie, Chor, Recitativ und Choral iſt. Aber dieß alles iſt nur Proſe, und alles Eigenthümliche, was ein jeder dieſer Theile in der Kantate hat, ſuchen wir in der Ueberſetzung vergebens. So iſt es auch mit den Briefen von Hn. Uz, in denen Verſe und Proſe vermiſcht ſind. Und dieß ſcheint uns in der That die größte Schwierigkeit bey einem Unternehmen dieſer Art, und ein Fehler zu ſeyn, der nicht dem Ueberſetzer, ſondern ſeiner Sprache zur Laſt fällt, daß nemlich dieſe nicht mannichfaltig, und, wenn wir ſo ſagen dürfen, nicht vielfärbig genug iſt, um jeden Gedanke eines jeden Dichters ſo zu copiren, daß ſie das Eigenthümliche, das Charakteriſtiſche behält, wodurch wir das Original ſogleich von den Arbeiten andrer Meiſter unterſcheiden. Keine Sprache iſt dazu wohl weniger im Stande, als die Franzöſiſche; bey allem ihrem Reichthum, bey aller ihrer Regelmäßigkeit, welche Armuth an Inverſionen, an Wendungen der Sprache und der Schreibart! Wem wird es ſchwer den Ton, worinn Gellert eine Fabel erzählt, von der Manier Hagedorns, und dieſes letztern Manier von Lichtwehrs

Art der Erzählung zu unterſcheiden? Welch ein verſchiedner Ton in Geßners und in Kleiſts Idyllen! Welch ein merklicher Unterſchied in der Satyre zwiſchen Caniz und Rabener! Aber man ſuche dieſen Unterſchied in der Ueberſetzung zu bemerken, und man wird faſt gar keine Spuren davon finden. Allein, wie geſagt, die Schuld fällt am Ende auf die Sprache, in welche Herr H. überſetzte.

Die Ueberſetzungen ſelbſt ſind nichts weniger, als ſclaviſch. Herr H. hat ſich die Freyheit erlaubt, die ihm ein jeder zum Verdienſt anrechnen wird, ſolche Wendungen, die der Dichter entweder durch den Trieb ſeines Enthuſiaſmus, oder des Sylbenmaaßes, oder gar des Reims wegen gebraucht hatte, in natürlichere Wendungen zu verwandeln, und eigne kleine Züge, mehrentheils ſehr glücklich, hinzu zu ſetzen. Oft wenn ihm ein Bild zu überladen, ein Gleichniß oder eine Allegorie zu ausgeführt, oder irgend eine andre Verſchönerung nicht ſchicklich genug vorgekommen iſt, hat er ſie in ſeiner Ueberſetzung gar weggelaſſen, und eben ſo hat er es mit einigen Stellen gemacht, die ihm der Geſellſchaft der übrigen nicht würdig genug vorkamen. In den meiſten Fällen werden ſelbſt die noch lebenden Dichter Urſache haben,

ihm dafür zu danken. Wir wollen einige Proben anführen. Uz ſagt in ſeiner Ode an die Deutſchen von dem entarteten Jüngling:

Entkräftet vor der Zeit in Amors Myrtenſträuchen
Baut er die Nachwelt an, mit Kindern, die ihm
gleichen ꝛc.

Die Myrtenſträuche Amors ſtehen hier wohl nicht recht natürlich; daher gefällt es uns, daß Herr Huber ſie wegläßt. S. Band 2. S. 148. — In der Ueberſetzung eines Amazonenliedes, e. d. S. 246. ſind folgende zwey Strophen ganz weggelaſſen, die uns in der That allenfalls entbehrlich ſcheinen. Die Amazone redet darinn bey dem Tode ihres Geliebten, das Vaterland an:

O ja, der Donner ſchläget dir
Aus deinen Kronen itzt
Den ſchönſten Edelſtein, der hier
Mit ſo viel Glanz geblitzt.

Den Feinden wie ein Stern geblitzt,
Der Tod und Seuchen droht:
Doch die mit edlem Stolz erhitzt,
Wo er, der Held, gebot.

So wird auch in dem folgenden Liede die vierte Strophe, worinn die Schönheit eines jungen Kriegers mit der Schönheit des Mars verglichen wird,

Wenn ihn der ſchönſte Liebesgott
Nach Amathunt geführt,

weggelaſſen; und S. 250 in eben dieſem Liede iſt die Ueberſetzung:

Ah! laiſſe moi encore t'embraſſer, aimable Heros! Que mon baiſer ne peut-il te ranimer, toi dont un regard me donnoit la vie

Dieſe Ueberſetzung, ſagen wir, iſt ohne Zweifel weit natürlicher, als das Original:

Ach laß mich dich umarmen, Held!
Mein Kuß erwärme dich!
Dich, deſſen Anblick eine Welt
Erwärmen könnt'! — und mich!

Endlich S. 251. wird noch eine Strophe dieſes Liedes weggelaſſen, in der von den Wunden des jungen Kriegers geſagt wird:

Sie ſind des Ruhmes Lippen; ſie
Sind ſeiner Thaten Mund
Mehr macht auf weiſſer Seide nie
Der Purpur Fürſten kund.

In dem Lehrgedichte des Hrn. von Cronegk, das Glück der Thoren, ſagt der Dichter, daß unſre Selbſtzufriedenheit gewöhnlich die Frucht unſrer eingeſchränkten Weltkenntniß iſt:

Der Dummkopf glaubt ſich klug, wenn Narren um ihn ſind;
Und Phillis glaubt ſich ſchön: Wie kömmt das? Sie iſt blind.

Dieß

Dieß letztere finden wir lange ſo natürlich nicht, als das, was Herr H. an deſſen Stelle ſetzt: „Philis ſe croit belle, quand elle eſt ſeule.„

Indeß müſſen wir geſtehen, daß es uns zuweilen vorgekommen iſt, als ob einige Stellen, welche Herr Huber verändert oder weggelaſſen hat, wirklich etwas gelitten haben. Auch hievon wollen wir Beyſpiele anführen. Hr. Uz ſagt in ſeiner Ode an das bedrängte Deutſchland, die Spuren unſrer Wuth

Sind, wo die Donau, wo der Mayn
Voll fauler Leichen langſam flieſſet,
Wo um den rebenreichen Rhein
Sonſt Bacchus frölich gieng, und ſich die Elb ergieſſet ꝛc.

Dieß Gemählde gefällt uns weit beſſer, als folgende Beſchreibung:

„Les rives du rapide Danub, les Campagnes où l'Elbe et le Mein roulent plus lentement leurs flots argentés, retentiſſent partout de cris horribles; et toi, dont les ondes cheries ſe melent aux ſources de ton Nectar, o Rhin, tes côteaux chargés de Pampre, ſont ſouillés par le meurtre et le carnage.„

Die Flüſſe, deren Silberfluth langſamer fließt, geben ein angenehmes Bild, ſtatt des ſchreckli-

chen im Originale, wo auch das langſame viel weniger müßig ſteht; auch der einzige Zug: der rebenreiche Rhein, macht uns den Zuſatz in der Ueberſetzung entbehrlich, die überhaupt ein ganz andres, und nicht ſo ſchickliches Colorit hat.

In einem Amazonenliede (B. 2. S. 222.) vermiſſen wir die Ausführlichkeit folgender ſchönen Strophen ungern:

Dein Buſen flattert auf, laß ſehn,
Was ſind die Narben hier?
„Aus jener Schlacht, auf jenen Höhn!„
O Jüngling, ſagſt du mir?

Mit mehr, als einer Himmelsluſt
Blick ich die Zierden an:
Reiß auf! laß ſehn die edle Bruſt!
Daß ich ſie zählen kann!

Und hundertmal laß mich ſie ſehn!
Hier eine — da — und da!
Ich küß euch; ach! wie göttlich ſchön!
Dem Herzen — ach! wie nah!

Um die Aufopferung des letzten Gedankens thut es uns am meiſten leid; denn in der Ueberſetzung ſteht blos ſtatt aller drey Strophen:

„Ta poitrine ſe decouvre .... Voyons! ne ſont ce pas la des cicatrices! .... Ah laiſſe-moi les contempler, les compter et couvrir de mille et mille baiſers.„

Die

Die Abkürzung des Traums in dem Liede S. 238. wo aus fünf Strophen vier Zeilen geworden ſind, wollten wir dem Ueberſetzer noch eher zu gute halten.

Von ſolchen Stücken, deren ganzer Ton uns in der Ueberſetzung verändert und geſchwächt vorkömmt, wollen wir nur das Lied der Mirjam und Debora aus dem zehnten Geſange des Meſſias nennen, welches T. 2. p. 35 überſetzt iſt. Man halte folgende Stellen gegen einander. Im Original nennt Mirjam den Meſſias

Schöner, als alle Söhne des Lichts, wenn ſie ſtralend von Andacht
Bethen zu dem Unendlichen; ſchöner in ſeinem Blute.

In der Ueberſetzung:

„Tu conſerves ſous la pourpre de ton ſang, ſous les ombres de la mort, plus de beauté, plus de grandeur que tous les enfans de lumiere, lorsque brûlant de ferveur, ils adorent l' Infini.„

Im Original:

Trauret Blumen im Thal! er ſtand am ſilbernen Bache;
Aber er iſt um des göttlichen Haupt zur Krone gewunden.

„Deſolez-vous filles de riantes vallées, fleurs innocentes! l' epine qui crôit au bord du

du ruiſſeau argentè, a entourè la tête divine du Meſſie; elle a été entrelacée en courone; le ſang du Fils de Dieu l' a rougie.„

Im Original:

Seine göttliche Stirn, die er hier, an dem Berg', in den Staub hin
Niederbückte, von der ſchon Schweiß mit Blute gemiſcht rann,
Ach wie hat ſie die Krone, die blutvolle Krone durchgraben!

„Son front ſur lequel coule dejà la ſueur mortelle teinte de ſon ſang, s' abaiſſe ſur cette montagne; Comme les épines cruelles l'ont meurtri! „

Hier iſt nicht nur der Charakter des Originals, ſondern auch der Sinn deſſelben verfehlt, da die gegenwärtige Zeit für die vergangne geſetzt wird, da der Erlöſer am Oelberge litt, worauf der Dichter Rückſicht hat.

Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir uns in mehrere Beyſpiele dieſer Art einlaſſen wollten; ſonſt würden wir noch eine Vergleichung zwiſchen der Fabel von Philemon und Baucis im Hagedorn und ihrer Ueberſetzung (Th. I. S. 166.) anſtellen. Hr. H. hat den komiſchen Ton darinn beybehalten wollen, aber zugleich geglaubt, etwas Groteskes darinn zu bemerken,

merken, und dieſes vorbeygelaſſen. Es hat damit, wie uns dünkt, nicht ſeine völlige Richtigkeit.

Noch einige kleine Uebereilungen wollen wir bemerken, und ſie der Aufmerkſamkeit des Hrn. H. bey einer neuen Auflage empfehlen. Th. I. S. 147 ſteht les amateurs imbeciles, und im Original: die feilen Gönner. Gleich darauf: leurs ſuffrages — font plus de honte que d' honneur à l' art. Hagedorn ſagt, viel nachdrücklicher:

Der Beyfall halber Kenner
Entehrt und zieret keine Kunſt.

Th. 2. S. 4. in der Cramerischen Ode finden wir le peuple circoncis, wo im Orginal ſteht: „Das Volk mit unbeſchnittnen Ohren.„ In der Ramleriſchen Kantate iſt gleichfalls im erſten Theil der bekannten Arie: Singt dem göttlichen Propheten ꝛc. Der Sinn verfehlt, und das, was der Inhalt des Troſtes iſt: daß der Geiſt ſich aufwärts ſchwinget, als eine Aufmunterung in einem ganz andern Verſtande geſetzt: „Que vos ames, enfans de la terre, ſ'élancent jusqu'au trone de l' Etre ſuprême! — Das Lied der Frau Karſchin an die gefangnen Lerchen fängt ſo an:

Wie klag' ich euch, ihr in das Garn verlockte!

Hrn. Hubers Ueberſetzung ändert das ganze Bild: „Que je vous plain, petites Alouettes, enfermées dans cette cage!„ Nicht in den Bauer, ſondern in das Garn ſind ſie gelockt, um getödtet zu werden. Auch die zweyte Strophe dieſes Liedes iſt verfehlt:

Ihr ſangt dem Landmann, kleine Frühlingsbothen!
Ihr ſangt der Bäurinn Hoffnung zu.
Er griff den Pflug, und ſie verſprach bald von der todten,
Eiskalten Erde Gras der Kuh.

„Charmantes Meſſagéres du printems! vous faiſiez entendre votre ramage au Laboureur qui préparoit ſa charrue, et qui voyant la terre ſe depouiller de ſes glacons, commençait à ſe promettre de l'herbe pour ſes troupeaux.„

Er, (der Schäfer) dem des erſten Menſchen zweyten Sohnes
Des Abels fromme Muſe ward,
Nahm ſeine Leyer, u. ſ. f.

Das wird überſetzt: „Le Berger, favoriſé de la Muſe ſacrée, qui avoit inſpirée l' aimable Chantre d' Abel ꝛc.„ — In den Amazonenliedern (Th. 2. S. 246.) ſteht folgendes unnatürliches Bild: „le globe de la terre tremble ſous mes pieds.„ Wir ſchlagen das Original auf, und

und finden es hier weit natürlicher: Es bebt mit mir der Erden Ball.,,

Dergleichen kleine Fehler, die noch hin und wieder vorkommen mögen, und einige Unrichtigkeiten in den Lebensumſtänden der Dichter, wünſchen wir künftig in einem Werke verbeſſert zu ſehen, welches unſrer Literatur und unſrer Nation Ehre macht, und das ſo mannichfaltigen Nutzen haben kann. Denn nicht nur die fremden Nationen, werden nun von den Talenten der unſrigen einen richtigern Begriff bekommen, ſondern es kann auch vielen deutſchen Großen, nützlich ſeyn, die die Nachricht von den vielen vortreflichen Sachen, die in deutſcher Sprache geſchrieben ſind, die Nachricht, daß in Deutſchland wirklich viele große Dichter leben, nirgendher näher und glaubwürdiger erhalten können, als aus Paris.

Des weltberühmten Engländers Robinſon Cruſoe Leben und ganz ungemeine Begebenheiten, Frankf. in der Felſeckeriſchen Buchhandlung. 1. Theil 1765. 27. Bogen. 2. Theil 1766. 29. Bogen in 8.

Dieſes bekannte Buch, (das einzige, das Rouſſeau ſeinem Emil geben wollte, und die fruchtbare Mutter ſo vieler deutſchen Robinſo-

nen) wird immerfort wieder gedruckt, es muß alſo doch Leſer finden. Uns dünkt, man hätte es in dieſer neuen Auflage etwas abkürzen können (wie Hr. Feutry neulich franzöſiſch gethan) wenigſtens hätte man die Ueberſetzung verbeſſern ſollen, die höchſt ſchlecht iſt.

Dübois und Gioconda eine corſiſche Erzählung. Leipzig und Züllichau, 1767.

Dieſe kleine tragiſche Liebesgeſchichte eines franzöſiſchen Officiers und einer jungen Corſicanerinn, empfiehlt ſich durch das naive der Erzählung und ein paar artige Vignetten.

Die Geſchichte der Louiſe Mildmay in Briefen entworfen. Zwey Theile, aus dem Engliſchen überſetzt. Nürnberg, bey Monath 1768. 1. Alph.

Das eigenthümliche dieſes Romans iſt die eigenſinnige Delicateſſe eines Liebhabers, der das liebenswürdige Mädchen, mit welcher er im Begriff iſt verbunden zu werden, verläßt, weil ſie ſo gefällig iſt alle ſeine Wünſche vor der Vermählung zu erfüllen. Dieſer Zug iſt neu und giebt zugleich die ganze Grundlage der Geſchichte, die dadurch original wird. Die Liebe ſiegt endlich über die zärtliche Empfindung für die

Ehre und das Paar wird glücklich. Aber warum läßt der Verf. die Louiſe, die, nachdem ihr Fehltritt offenbar worden, aus dem Hauſe des Vaters geſtoßen wird, in das Magdalenenhaus in London gehen, einen Ort, wo Buhlerinnen von Profeßion aufbehalten werden? Sie thut dieſen Schritt zwar in einer Art von Verwirrung des Verſtandes; aber er bleibt dem ungeachtet zu erniedrigend für die Heldinn der Geſchichte. Solche ausſchweifende Handlungen erwecken bey dem Leſer immer mehr eine Art von Verachtung als Mitleiden.

Die Gräfinn von Vergi und Ralph von Couci, zwey getreue Liebende und Ehegatten, eine wahre und zugleich verliebte und tragiſche Geſchichte, aus dem Franzöſiſchen überſetzt durch G. R. W. Leipz. bey J. F. Witzleben, 1767.

Wenn der Dollmetſcher mit mehrerm Geſchmack überſetzt hätte, ſo würde ſich dieſe Geſchichte aus den Zeiten der irrenden Ritterſchaft ganz gut leſen laſſen.

Der Feldzug, eine Geſchichte aus dem Engliſchen. Zwey Theile, zuſammen ungefähr 2. Alph. Leipzig bey C. Fritſch, 1768.

Der Verf. dieſes Buchs ſchreibt mit einer gewiſſen Laune, die ihn nicht übel kleidet.

Seine

Seine Epiſoden enthalten ſatyriſche Züge und witzige Vergleichungen; aber er macht ſich zu viel mit ſeinen Leſern zu ſchaffen: alle Augenblicke kommt eine Anrede an ſie, und gerade da, wo er ihnen am wenigſten zu ſagen hat. Schriften in dieſem Tone haben ſelten einen künſtlichen Plan, es iſt den Verfaſſern mehr darum zu thun, ihren Witz auszukramen, und die Leſer mit ihrer launichten Schwatzhaftigkeit zu befriedigen, als durch eine intereſſante Erdichtung. Seltſame Charaktere von allerley Gattungen von Leuten, denen der Verf. mit Fleiß mehr Colorit gegeben, als ſie haben ſollten, damit ſie deſto mehr hervorſtechen; kleine Nebenumſtände, die er zu nützen weis und dadurch die Geſchichte ihre Richtung bekommt, und eine nachläßige Schreibart die doch nicht pöbelhaft iſt: das ſind die Verdienſte dieſes Romans.

Louiſe, oder die Macht der weiblichen Tugend, eine Erzählung. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1768.

Einige reizende Schilderungen aus der Natur, die in dieſe Erzählung eingewebt ſind, und eine angenehme leichte Schreibart, geben dieſer kleinen Schrift vor andern von ähnlicher Erfindung einen Vorzug.

Briefe der Adelaide von Dammartin Gräfin von Sancerre an den Grafen von Nance ihren Freund, aus dem franzöſiſchen der Frau Riccoboni. Zwey Theile, Leipzig und Roſtock in der koppiſchen Handlung, 1768. zuſammen 21. Bogen.

Dieſe Briefe haben das angenehme und aufgeweckte der franzöſiſchen Schreibart. Man findet hier lauter junge Wittwen vor ſich, die ſich wieder verheyrathen und in der zweyten Ehe glücklicher ſind, als in der erſten. Der Plan des Buchs iſt einfach ohne weitſchichtige Verwickelung, doch nimmt hier und da die Geſchichte eine unerwartete Wendung. Die Liebesfieber werden in den franzöſiſchen Romanen jetzt epidemiſch, man darf ſich daher nicht wundern auch hier einige ſolcher Patienten anzutreffen; Dieſe Krankheit iſt aber doch noch zur Zeit in keinem Roman tödlich. Im Anfang des Buchs bekommen die Leſer zu viel Perſonen auf einmal in die Augen, welches leicht einige Verwirrung veranlaſſet; wenn man aber einmal mit der ganzen Geſellſchaft bekannt iſt, ſo findet man in ihrem Umgang Vergnügen.

Träume wachender Menſchen, oder hinduſtaniſche Erzählungen auf das neue überſetzt. Zwey Theile. Ulm bey Bartholomäi, zuſammen 36. Bogen.

Erzählungen von dieſer Gattung ſind Spiele der Einbildungskraft, ſie dienen nur dieſe zu beluſtigen. Wenn das wunderbare derſelben nur nicht zu ſehr ins abgeſchmackte fällt, wenn es die Aufmerkſamkeit der Leſer reizt, ſo haben ſie den Grad der Vollkommenheit, den ſie erreichen können, mehr darf man nicht verlangen. Die angezeigten ſind von dieſer Beſchaffenheit und werden bey Leſern, die an morgenländiſchen Abentheuern Geſchmack finden, leicht Beyfall erhalten.

Geſchichte berühmter Mädchen des achtzehnten Jahrhunderts aus dem franzöſiſchen überſetzt. Dritter und vierter Theil.

Honny ſoit qui mal y penſe.

Paris und Frankf. 1768. 1. Alph. 9. Bogen.

Die drollichten Erzählungen dieſer beyden Theile ſind höchſt abgeſchmackt und die ernſthafte Farfalla, oder die bekehrte Comödiantinn, ſo langweilig, ſo unerheblich, ſo voll von froſtiger Moral, daß man glaubt eine alte bigotte

Frau

Frau zu hören, die ihre Enkel durch ein frommes Mährchen einſchläffern will.

Die neue Clariſſe eine wahrhafte Geſchichte aus dem franzöſiſchen der Frau Marie le Prince de Beaumont. 2. Theile Leipzig bey Weidmanns Erben zuſammen 3 . Bogen.

Die ältere Clariſſe bekommt hier eine Schweſter, gegen die ſie eben nicht Urſache hat eiferſüchtig zu ſeyn. Die V. kennt die Grazie des Richardſon nicht, der über ſeine Charaktere eine ſo ſanfte Farbenmiſchung auszuſtreuen wußte, daß das Haſſenswerthe nie widerwärtig, und das Liebenswürdige ſo reizend wurde, daß der Leſer aus Leidenſchaft ſich für ſie intereßirte. Hier iſt alles dieſes nicht. Was die Heldinn der Geſchichte auf einer Seite an der Zuneigung der Leſer gewinnt, das verliehrt ſie auf der andern wieder: ſie erſcheint immer in einem falſchen Lichte, der allzuweit gedehnte Gehorſam gegen einen abſcheulichen Vater, deſſen Charakter ohne Noth allzu übertrieben iſt; die Gleichgültigkeit gegen die große Erbſchaft von ihrer Tante, die ſie ſich von dieſem Vater durch eine ſchlecht ausgedehnte Intrique rauben läßt, ſind mehr Einfalt als Tugend, und der unüberlegte Schritt ihrer Heyrath mit einem jungen Franzoſen, einen

nem Peruckenmacher ſeines Handwerks, den ſie bey der Flucht aus ihrem Hauße auf der Straße aufhaſcht, ſetzt die reiche Erbinn von drey Milionen zu ſehr in den Augen der Leſer herab. Anſtatt Mitleiden rege zu machen, reizt dieſer Zug zum lachen. Wo muß die V. den Grundſatz herhaben, den ſie mit ernſthafter Mine predigt, daß ein Mädchen, die genöthiget wird aus dem Hauße ihrer Eltern zu flüchten, nicht anders als mit einem Manne fliehen ſoll, wenn dieſer Mann auch ein Laquey iſt? Will ſie einen ſolchen zweydeutigen Schritt für die Ehre eines Frauenzimmers dadurch heiligen, weil ſie die Ehe für ein Sacrament hält? Der zweyte Theil beſtehet aus einem weitläuftigen oeconomiſchen Gemählde, das zu einer ſo intereſſanten Geſchichte, wie dieſe ſeyn ſoll, nicht paſſet. Viele Leſer werden darüber gähnen oder es überſchlagen, ſo modiſch es auch iſt. Die V. läßt ihre Heldinn mit dem wenigen Ueberbleibſeln ihres Vermögens und dem Peruckenmacher, den ſie um das unſchickliche dieſer Heyrath einigermaßen zu tilgen baroniſirt hat, nach Frankreich übergehen. Hier wird ſie eine Bäuerinn, widmet ihre ſchöne Kleider den Altären, von den ſchlechtern, ingleichen von ihren Bändern und Spitzen errichtet ſie einen wohlthätigen Trödel, und macht durch die-

ſe

ſe kleinen Geſchenke ihre Nachbarn arbeitſam und tugendhaft. Ein gewiſſer Enthuſiaſmus der V. gegen die Grundſätze ihrer Kirche wäre ihr allenfalls zu verzeihen, wenn ihr Buch übrigens einer Clariſſe Harlonte könnte an die Seite geſetzt werden. Aber die grobe Partheylichkeit gegen ihre Nation, iſt ganz unerträglich. Frankreich iſt bey ihr alles, wie es auch von einer Franzöſinn, die zu leben weis, nicht anders zu erwarten iſt.

Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, ein Auszug aus den Werken verſchiedner Schriftſteller, von Friedrich Juſt Riedel. Jena, bey C. H. Cuno, 1768. 1. Alphab. 2. Bog. in 8.

Von dieſem Werke laſen wir zuerſt die Einleitung, und es fehlte nicht viel daran, daß ſelbige uns mit einem in der That ungerechten Vorurtheil wider das ganze Werk einnahm. So wenig fanden wir den darinn herrſchenden witzigelnden und leichtſinnigen Ton der Materie und der Beſcheidenheit angemeſſen, womit ein Schriftſteller, vor dem Publikum erſcheinen ſollte. Wir fanden indeſſen gleich darauf bey Leſung der Vorrede, daß der Verf. dieſes ſelbſt eingeſehen, und Beurtheilungskraft genug gehabt hatte, zu

ſagen: „Die ſpaßhafte Einleitung möchte ich „gern wieder vernichten, wenn es möglich wä„re.„ Indeſſen gefiel uns von einer andern Seite die Vorrede eben ſo wenig. Der Verf. iſt darinn ſein eigner Kunſtrichter auf eine Art, welche die Leſer vermuthen laſſen muß, er habe mit ſelbigen nur ſcherzen wollen, und ſey nicht ſein Ernſt geweſen, die Rolle eines vernünftigen Kunſtrichters zu ſpielen. Warum hätte er ſonſt unter den wirklich gegründeten Tadel ſo manches ungegründete und faſt lächerliche mit eingemiſcht? Auch mußte es wirklich anſtößig ſeyn, daß ein Mann, der manches fehlerhafte ſo wohl erkannte, es nicht der Mühe werth gefunden hätte, ſelbiges vor dem Druck zu verbeſſern. Jedoch wir lieſſen uns durch dieſe Betrachtungen nicht abhalten, das Werk durchzuleſen: und da müſſen wir geſtehen, daß wir immer mehr und mehr günſtig von dem Verf. geurtheilt haben. So wie obige von dem Verf. ſelbſt geſtandene und bey dieſem Geſtändniß aufs neue begangene Fehler uns ein Beweis blieben, daß die Natur ihm die Gabe eines guten und feinen Geſchmacks nicht in einem hinlänglich großen Maaß verliehen hätte: ſo wurden wir nicht weniger überzeugt, daß ihm die Anlage zu einem guten Geſchmack nicht ganz fehle. Wenn wir

hierzu

hierzu noch hinzuſetzen, daß er zwar eine Fähigkeit zum Denken und zuweilen auch einigen Scharfſinn zeigt, daß er aber auch ſeine meiſten Sätze aus andern Schriftſtellern, Home, Moſes, Leßing, den Litteraturbriefen, u. a. genommen, wie er es ſelbſt geſteht, und daß er dabey nicht Geduld genug gehabt zu haben, ſcheint, um alles genau und ſorgfaltig zu beſtimmen, ſondern vielmehr allenthalben ſehr flüchtig und doch öfters ſehr entſcheidend raiſonnirt, ſo haben wir den Charakter des V. ſo geſchildert, wie er aus dem Buche ſelbſt erſcheint.

Wir wollen den Inhalt nicht abſchreiben, ſondern nur erinnern, daß der Verf. in ſeinen Betrachtungen hier faſt immer beym Allgemeinen ſtehen geblieben iſt, und die Anwendung allgemeiner Sätze und Regeln auf beſondre Theile der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften in dem zweeten Theile zu liefern verſprochen hat. Wir ſind ſehr begierig auf dieſen zweyten Theil. Baumgarten hat eine theoretiſche Aeſthetik geſchrieben, die unſern Theorienſchreibern vieles erleichtert, ob ſie gleich zuweilen ſpröde thun, als ob ſie ein ſolches Buch gar nicht brauchen könnten. An eine praktiſche Aeſthetik hat ſich nach Baumgarten noch niemand gewagt.

Von den vielen gar oft ohne alle Noth gebrauchten fremden Wörtern, wollen wir auch nichts ſagen, da der Verf. ſowohl in der Vorrede, als gegen das Ende des Werks S. 380. ſich desfalls ſelbſt getadelt hat. Wir werden unſern Leſern blos einzelne Anmerkungen mittheilen, die wir bey Durchleſung des Werks hier und da gemacht haben.

S. 6. und 9. in der Einleitung, ſagt der Verf.: „Der Menſch hat dreyerley Endzwecke, die ſeiner geiſti en Vollkommenheit untergeordnet ſind, das Wahre, das Gute und das Schöne. Für jeden hat die Natur ihm eine beſondre Grundkraft verliehen. Für das Wahre den Senſus communis, für das Gute das Gewiſſen, und für das Schöne den Geſchmack. Alle drey Grundkräfte ſind Aeſte der Empfindung, alle drey beruhen auf den nothwendigen Geſetzen zu handeln, deren die Seele ſowohl, als eine andre Subſtanz unterworfen iſt, und alle drey gehören für den Philoſophen ſo gut, als für den ſchönen Geiſt, nur für jeden auf eine andre Art. „Ferner, das innere Gefühl der Seele, wodurch ſie ohne Vernunftſchlüſſe von der Wahrheit und Falſchheit einer Sache unmittelbar überzeugt wird, iſt der Senſus communis. Dieſer lehret jedem Menſchen ſo viel Wahrheit, als er braucht,

um zu leben, und um das Gute nicht zu verkennen. Auf das Uebrige behauptet der Denker ſein Monopolium, und verkauft uns für den Verdruß Grillen zu lernen, eine kleine Portion von Realitäten.„ Sollte die Natur uns wohl für das Wahre das Gute und das Schöne drey unterſchiedne Grundkräfte gegeben haben? Wir können, wenn wir wollen, im gemeinen Leben den guten natürlichen Verſtand, das Gewiſſen und den Geſchmack ſo nennen. In einer Theorie der ſchönen W. kann man ſie allenfalls auch dafür gelten laſſen, in ſo weit dieſe ſich mit Erſcheinungen begnügen kann, und eben nicht nothwendig auf die erſten Gründe der Metaphyſik zurückgeführt werden darf. Allein der Weltweiſe ſollte ſich gleichwohl merken laſſen, daß er ſie in Wahrheit nicht ſchlechterdings für Grundkräfte erkenne. Sie ſind nicht Aeſte und Arten der Empfindung, wenn man ſie gleich mit einer gewiſſen Empfindung vergeſellſchaftet ſieht. Gewiſſen, Geſchmack und natürlicher Verſtand gründen ſich vielmehr auf gewiſſe allgemeinere Grundkräfte, auf Empfindung und Urtheilskraft, wovon Empfindung die Materialien hergiebt und die Urtheilskraft den Gebrauch beſtimmt. Die Empfindungen, welche in dem Eindruck äuſſerlicher Dinge auf die ſinnlichen Werkzeuge, und

durch dieſelben auf die Seele beſtehen, ſind der Urſtoff, und richtig, wenn die äuſſern Dinge auf die Art und in der Geſtalt empfunden werden, als ihre Natur, es mit ſich bringt. In dieſem Fall werden der Urtheilskraft die Materialien ſo vorgelegt, daß ſie nach und nach richtige Regeln und Grundſätze für das Wahre und Falſche, für das Gute und Böſe, und für das Schöne und Häßliche aus derſelben abziehen kann. Durch Uebung und Gewohnheit gelanget die Seele mit der Zeit zu einer großen Fertigkeit, jedesmal bey allen vorkommenden Fällen durch die nöthigſten Schlüſſe eine Anwendung auf jene Grundſätze zu machen, und bringt dieſe Schlüſſe ſo ſchnell zu Stande, daß man nicht weiter mehr als das Endurtheil davon bemerkt, und weil dieß Endurtheil immer in einem gewiſſen Verhältniß mit unſern Neigungen ſteht: ſo zeigt ſich dieß durch eine Empfindung, welche wir Gewiſſen u. ſ. w. nennen, welche aber immer äuſſerſt ſchnell gemachte Vernunftſchlüſſe vorausſetzt. Der Verfaſſer hätte alſo bey den Erklärungen des Gewiſſens, des Geſchmacks u. ſ. w. nirgends grade zu ohne Vernunftſchlüſſe ſetzen ſollen. Darinn können wir ihm auch gar nicht beypflichten, daß der Denker ſich für ſeine Mühe nur Grillen und Verdruß und wenige Realitäten, erkauft, ſo wie auch

auch darinn nicht, daß die Natur in Anſehung des Gewiſſens für alle Menſchen gleich gut geſorgt habe. Nach den verſchiednen Graden der Feinheit in Empfindungen bemerkt einer weit beſſer, als ein andrer, das ſittliche Gute und Böſe, das Anſtändige und Geziemende und das Unanſtändige und Ungeziemende. Dieß iſt ſo ausgemacht, daß es uns nicht wenig befremdet, das Gegentheil hier angenommen zu ſehen. Bey den Erklärungen von der Akroamatiſchen Philoſophie und andern S. 8. und 9. darauf folgenden hätten wir auch noch manches zu erinnern, wenn wir weitläuftig ſeyn dürften. Wir glauben S. 21. mit dem Verf. nicht, daß Vollkommenheit und Schönheit in ganz verſchiedne Fächer gehören und ſich widerſprechen können. Auch ſtimmt dieß nicht mit dem vorhergehenden Satze überein: In dem Objekte, was gefallen ſoll, muß im Ganzen keine Unvollkommenheit, als ſolche, ſinnlich ſeyn.„ Ueberhaupt ſind hier des Verf. Gedanken übel zuſammenhängend und undeutlich. Der geſchickte Porträtmahler möchte ſich nach dem S. 23. beſindlichen Ausſpruch, wohl nicht gerne von den ſchönen Künſtlern ausſchlieſſen laſſen. Die Gabe genau zu treffen, verſchaft dem Zuſchauer allerdings ein groſſes Vergnügen, und bringt uns von der Ein

bildungskraft des Künſtlers und der Kunſt ſelbige richtig zu leiten, große Begriffe bey. S. 38. und 39. wird in der Abhandlung vom Großen und Erhabnen richtig angemerkt, daß, wenn das Große zu groß iſt, um in ſeinen ganzen Umfange ſinnlich überſehen zu werden, es dadurch in Abſicht auf uns ſeine Größe verliere.

S. 39. Hätten wir aber gewünſcht, daß er das, was er von der Schilderung übertrieben großer moraliſcher Geſinnungen ſagt, genauer beſtimmt und mehr auseinander geſetzt hätte. Wir wiſſen, was die Verf. der Litt. Br. zum Behufe dieſer Meynungen an verſchiednen Stellen für Gründe und Autoritäten beygebracht; die ihnen Hr. Riedel zum Theil nachſchreibt, allein wir ſind hierüber andrer Meynung. Wir glauben, es müſſe dem Dichter ſowohl als dem Künſtler vergönnet ſeyn, uns ein Ideal eines möglichſt vollkommnen Menſchen zu geben. Selbiger hat nur dahin zu ſehen, daß die Züge der Vollkommenheit, welche er ſeinem Helden beylegt, einzeln unter den Menſchen gefunden werden. Dann kann ihm eben ſo wenig vorgeworfen werden, daß ein ſolcher Menſch nicht da ſeyn könne, als dem Mahler und Bildhauer, der die von vielen Menſchen geſammleten einzelnen

Schön-

Schönheiten in eins vereinigt, geſagt werden durfte, es könnte ſich nicht ein ſolcher Menſch finden. Der Verf. ſagt, daß, wenn die Tugend des Helden uns allzurein, der Heroiſimus zu groß und ſeine Thaten zu uneigennützig ſcheinen, wir niemals uns die Schuld geben, wenn wir ſie nicht erreichen, ſondern allemal dem Helden, und daß, weil wir innerlich die Unmöglichkeit eines ſolchen Charakters fühlen, dieſer, ſo groß er auch iſt, alle Wirkung auf uns verliere. Dieß geſchieht erſt dann, wenn dieſer Held ſchlechterdings über die Menſchheit erhaben iſt, und folglich die ihm beygelegten Vollkommenheiten nicht einzeln gefunden werden. Auſſer dieſem Fall erregt ein ſo vollkommnes Muſter eben ſo viel Bewunderung und Vergnügen, als ein ſchönes Ideal in andern Gemählden: und das Feuer, ſelbigen in ſeinen Handlungen nachzuahmen, wird eben ſo wenig dadurch gedämpft, als bey einem Künſtler, der ein Meiſterſtück der Bildhauerkunſt und Mahlerey betrachtet. Die Erfahrung lehret vielmehr, daß diejenigen menſchlichen Handlungen, welche den höchſten Grad der Vollkommenheit erreichen und weiter zu gehen ſcheinen, als es bey Menſchen möglich iſt, das, was man Enthuſiaſmus und eine lobenswürdige Schwärmerey nennet, vorzüglich

hervorbringen. Es wäre ſehr leicht, dieß durch Beyſpiele aus der Geſchichte, von der Tapferkeit, der Großmuth, der Gottesfurcht und von allen Tugenden zu beweiſen. Nur muß der Dichter ſeinem ſittlich großen Helden Anwandlungen zu Fehlern und Abirrungen laſſen, weil dieſe von dem itzigen Zuſtand der Menſchen durchaus nicht können zertrennet werden.

S. 44. leſen wir: wenn mein Gefühl mich nicht trüget: ſo iſt die Ewigkeit a parte ante an ſich angenehmer, als die a parte poſt. In die Empfindung der letztern miſcht ſich zugleich unſere Erwartung und dieſe bringt einen gewiſſen Zuſtand der Seele hervor, der nicht leicht zu befriedigen iſt. Wenn es anders in ſo abgeſonderten Begriffen eine entſcheidende Empfindung giebt: ſo ſollten wir faſt das Gegentheil behaupten, daß nemlich für einen zur Trägheit gebohrnen Menſchen alles Vergangne etwas ſchmackloſes hat, weil alles darinn beſtimmt iſt, und die Neigung durch ſeine Bemühungen einem Theil des Laufs der Dinge eine beſtimmte angenehme Richtung zu geben, in Betrachtung des Vergangnen keine Nahrung findet.

S. 79. Iſt uns die Erklärung von dem Unnatürlichen und Gezwungnen neu vorgekommen,

rien, wir zweifeln aber an ihrer Richtigkeit. Das Unnatürliche, ſagt der Verf. betrift mehr die Ausbildung der Gegenſtände; das Gezwungene die Ordnung und den Ausdruck der Gedanken. Nach dem, was der Verf. im Vorhergehenden aus den Lit. Br. angeführt, würden wir vielleicht ſagen: das Unnatürliche betrift mehr die Beſchaffenheit der Mittel, das Gezwungne hingegen die Art und Weiſe, wie durch ſie der Endzweck erreicht wird. Man kann durch natürliche, oder unnatürliche Mittel ſeinen Endzweck gezwungen, oder ungezwungen erreichen. Die Erklärung vom Naiven S. 83. gefällt uns ſehr, und heißt ſo: „Ein ſchöner, vielſagender, im höchſten Grade und bis zur Täuſchung natürlicher Gedanke, mit einer anſcheinenden Nachläßigkeit und edlen Einfalt ſinnlich gemacht, heißt naiv.„ Das, was der Verf. über die Laune geſagt hat, nimmt ſich vorzüglich durch verſchiedne gute Gedanken und Bemerkungen aus. Sollte es aber daſelbſt mit Recht angenommen werden, daß das Bizarre und Unſchickliche deswegen nicht allemal lächerlich oder belachenswerth ſey? Das damit oft verknüpfte Wichtige und uns Intereſſirende macht zwar, daß die dadurch erregte Empfindung nicht herrſchend wird; allein darum bleibt die Sache eben

dieſelbe

dieſelbe. S. 146. erklärt ſich der Verf. wider den von Batteux angenommnen höchſten Grundſatz der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Es iſt wahr, daß Batteux ſich oft künſtlich herumdrehe, um die Anwendung davon richtig machen zu können; allein wir glauben, daß er dazu keine Kunſt gebraucht hätte, wenn er die Sache immer aus dem rechten Geſichtspunkt angeſehen hätte. Nach unſerm Verf. ſoll die Erdichtung nebſt der Nachahmung zur allgemeinen Quelle angenommen werden. Allein die ſelbſt eigne Schöpfung, welche zur vierten Stufe der Kunſt gemacht wird, indem Copie der Natur, Copie der ſchönen wirklichen Natur, Copie der idealiſchen Natur vorhergegangen ſind, iſt immer noch mit der Nachahmung der Natur verbunden: jede Erdichtung iſt immer ein Inbegriff, wo nicht von großen und ganzen Stücken der Natur, dennoch von einzelnen zerſtreuten Theilen, die man geſchildert hat. Alles kömmt hier unſers Erachtens auf die Erklärung der Worte Natur und Nachahmung an, die einer engern und weitern Bedeutung fähig ſind.

S. 157. Finden wir eine ſehr ſchöne Erklärung von der Ueberraſchung; allein um nicht weitläuftig zu werden, können wir ſie nicht abſchrei-

ben.

ben. Die Abhandlung vom Neuen, Unerwarteten und Wunderbaren enthält auch manche ſcharfſinnige Gedanken. Wenn der Verf. daſelbſt aber nicht mit Home einerley Meynung zu ſeyn glaubet: ſo iſt dieß wohl ein Misverſtändniß. Vielleicht hat ſich Home nicht deutlich genug erkläret. Jedoch finden wir nichts widerſprechendes in ſelbigem. Er ſagt die Ueberraſchung habe an ſich keinen beſtändigen Charakter: und dieß beweiſet er in dem, was hier angeführt iſt, hinlänglich. Auch hat Home recht, wenn er ſagt, daß das Gefühl der Neuigkeit an ſich allemal angenehm ſey, wenn man gleich ebenfalls angenehme und unangenehme Neuigkeiten annimmt. Neuigkeiten ſind nemlich auſſer der Beziehung auf unſer Wohl und Vergnügen ſelbſt immer angenehm, auch ſelbſt, wenn die Sache, welche ſie ankündigen, an ſich unangenehm iſt. Daher lieſet und hört man auch Nachtichten von ſchrecklichen Unglücksfällen, die man gerne umänderte, mit Begierde und Vergnügen, wenn ſie uns nur nicht betreffen. Iſt dieſe Nachricht von dieſer Sache neu und zugleich überraſchend: ſo entſteht daraus eine vermiſchte Empfindung des Vergnügens und Mißvergnügens; und in dieſem Fall könnte man ſagen, daß die Ueberraſchung an ſich mit einem gewiſſen Grad des Vergnügens

gnügens verknüpft iſt, woraus alſo fließt, daß wenn die Neuigkeit eine unangenehme Sache betrift, eine vermiſchte Bewegung, und wenn ſie eine angenehme Sache betrift, eine doppelt angenehme Bewegung dadurch bewirkt wird. Hat die uns überraſchende Neuigkeit aber eine Beziehung auf uns ſelbſt: ſo verliert ſich der Reiz des Neuen gänzlich und die Ueberraſchung nimmt ſchlechterdings die Beſchaffenheit der Sache ſelbſt an und erhöht dieſelbe. Wenn man Home lieſet: ſo merkt man genug, daß dieſe Begriffe ihm vorgeſchwebet haben; weil er ſie aber nicht deutlich entwickelt und beſtimmt hat: ſo hat unſer Verf. Widerſprüche darinn gefunden. Sollte, nach S. 167. das wohl neu ſeyn, was uns, wenn wir es empfinden, von ſich ſelbſt eine lebhaftere Idee giebt, als wir vorher gehabt haben? Oder wollte der Verf. ſagen, das Neue hätte die Eigenſchaft, daß es dieſe lebhaftern Ideen erregte? So hat er ſich aber nicht genau genug ausgedrückt.

S. 197. Heißt es in einer Anmerkung: Ich nenne hier mit Vergnügen das Lied eines Scalden, deſſen Verfaſſer, wenn ich meinen Freunden glauben ſoll, der Herr von Gerſtenberg iſt. Uns dünkt es wider den Wohlſtand zu ſeyn, wenn

wenn ein Schriftſteller ohne eine wichtigere Veranlaſſung von ſeinen Freunden ſpricht. In einer Geſellſchaft lieſſe ſich das ſagen, in einer Schrift ſcheint es affectirt.

Der Verf. hätte nicht Urſache, S. 253. dem Lord Kayms zu widerſprechen, wenn dieſer der Tugend nur Würde beygelegt. Wenn Gelehrſamkeit, Unerſchrockenheit u. ſ. w. Würde haben: ſo iſt die Tugend nicht davon zu trennen. Es thut nichts zur Sache, wenn unſer Verf. ſagt, daß ſie nicht zu den eigentlichen Tugenden gehören. Auch ſtößt das Homens Erklärung nicht um, daß die Tugend oft unſchicklich iſt. In dieſem Fall behält das Tugendhafte ſelbſt ſeine Würde, und das Unſchickliche iſt ein davon zu trennender Fehler. In der Abhandlung über das Pathos, welche die ſtärkſte unter allen iſt, ſagt der Verf. S. 259: „Die erſten Bewegungen unſrer wollenden Kraft, von welchen man keinen weitern Grund angeben kann und in welche ſich alle andre Begierden und Leidenſchaften auflöſen laſſen, ſind die Grundtriebe, und darauf in der Anmerkung g) „In den meiſten Fällen halte ich etwas deswegen für gut, weil ich es will: Ob eine dunkle Idee von dem Gutſeyn des Objeckts vorhergegangen iſt, weis ich nicht; und

und ein andrer wird es eben ſo wenig wiſſen; es ſey denn, daß er die Kunſt verſtehe auch dasjenige zu empfinden, was er nicht empfindet. Alle unſre Begierden in Gedanken auflöſen zu wollen, iſt eine vergebliche Arbeit; und ich ſorge ſehr, daß das dunkle Gefühl, auf welche ſich manche zuletzt berufen, nichts anders, als der Grundtrieb ſelbſt ſey, der auch ohne vorhergegangne Ideen oft wirkſam wird.„ Uns deucht doch, daß man die Sache genauer erklären könnte, und ob der Verf. gleich geſteht, er wiſſe auſſer den Grundtrieben (wobey man, wenn es ſo wenig, wie hier beſtimmt iſt, wenig denkt,) keine Urſache des Wollens anzugeben: ſo ſagt er dennoch auf der folgenden 260. S. in der Anmerkung i) daß man die Urſache der Neigungen in der Beziehung des Gegenſtandes auf den Inſtinkt ſuchen müſſe. Zum Theil ſteckt darinn allerdings die Urſache, in ſo fern nemlich, als man ſo etwas will, das zur Befriedigung eines körperlichen Triebes dienet. Denn wenn man etwas will, welches nicht eine Beziehung auf Inſtinkte hat: ſo liegt der Grund des Wollens in ganz andern Urſachen. Home ſagt, die Natur des Menſchen ſey ſo eingerichtet, daß er bey Wahrnehmung gewiſſer äuſſerlicher Gegenſtände ſich ſogleich eines Vergnügens oder Schmer-

zens

zens bewuſst ſeyn. Er führt z. B. einen flieſſenden Bach, eine ſanft gedähnte Fläche, einen Eichbaum, der ſeine Zweige ausbreitet und mehrers an. Sind äuſſerliche Gegenſtände ſo beſchaffen, daß ſie auf unſre Sinne einen angenehmen Eindruck machen: ſo fließt hieraus ſogleich die Neigung das damit verknüpfte Vergnügen oft oder lange zu genieſſen. Hier iſt alſo der Grund des Wollens leicht zu entdecken. Der Bau unſrer ſinnlichen Werkzeuge ſo wohl als die weſentliche Beſchaffenheit der Sache beſtimmen hier bloß das Verhältniß, das ſie auf einander haben und das Wohlgefallen oder Misfallen und die alſo darauf entſtehende Neigung oder Abneigung. Schwerer iſt es zu ſagen, was es der Natur bey Bemerkung eines zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe dienenden Gegenſtandes urſprünglich anſage, daß eben dieß der ihm dienliche Gegenſtand ſey. Sollte dieß nicht ſo aufzulöſen ſeyn? Bey Menſchen, welche nicht in einer gänzlichen Einſamkeit leben, und andre um ſich haben, entſteht die Kenntniß ſolcher Gegenſtände durch Unterricht und Beyſpiele. Wie aber, wenn ein Kind ganz einſam aufwächſt? Wie lernt dieß die Gegenſtände kennen, die ſeinen Trieben entſprechen? Sollte der Schöpfer dieſen Gegenſtänden vielleicht einen vorzüglichen

Reiz für die Sinne gegeben haben, der den Menſchen bewegt den Gegenſtand kennen zu lernen und mancherley Verſuche damit zu machen, bey welchen er unvermerkt ſpürt, daß ſeine inſtinktartigen Triebe auf eine oder die andere Art befriediget werden? Oder bediente ſich der Schöpfer nur der Neubegierde, um mit allen vorkommenden Dingen ſo lange Verſuche zu machen, bis man die rechten anträfe, und zugleich ſie ſo brauchte, daß ſie unſern Trieben entſprächen? Uns deucht, letzteres ſey von ſolchen Dingen anzunehmen, die für unſre Bedürfniſſe am wenigſten nothwendig ſind, und erſteres von denen, welche am unentbehrlichſten ſind. Die Kenntniß der letztern befördert auch zugleich die mechaniſche Einrichtung des Körpers, der zu gehöriger Zeit z. B. den Hunger und die Leibestriebe, auch ſelbſt, wenn kein Gegenſtand dazu vorhanden iſt, rege werden läßt. Iſt die erſte Kenntniß erſt da: ſo ſieht man leicht, wie ſich zu dem Triebe des Körpers das Wollen der Seele geſellen könne; und dieſes Wollen, deucht uns, ſetzt, wie bey allen Arten des Wollens in ſittlichen Handlungen, einen Schluß voraus. Dieſer iſt zweifach und lautet ſo: ich weis aus der Erfahrung, daß etwas Vergnügen macht; und ſo will ich es; oder ich kenne es als gut: und

und ſo will ich es. Weil das Gute und das Angenehme von den Metaphyſikern nicht genug unterſchieden iſt: ſo ſind daher alle die bekannten Streitigkeiten über dieſe Materie entſtanden. Der Schluß: Es iſt gut, wird nicht immer vor dem wirklichen Wollen und Vollbringen gemacht. Unſers Verf. Satz: „in den meiſten Fällen halte ich deswegen etwas für gut, weil ich es will„ gehört gar nicht hieher. Denn hier iſt eben von dem die Rede, was das Wollen hervorbringt. Wird dieß durch die Vorſtellung des Angenehmen bewirkt, und man will ſich dennoch nicht entſchlieſſen, dieſem Wollen ein Genüge zu thun, bis es ausgemacht iſt, daß es auch gut ſey: ſo wird freylich die Ueberlegung oft eine gefällige Dienerinn der Neigungen und dann heißt es: ich halte es für Gut, weil ich es will; ob wir gleich uns ſelbſt dieſes nicht geſtehen. S. 264. hätten wir gewünſcht, daß der Verf. bey Gelegenheit der geſellſchaftlichen Leidenſchaften das, was für und wider eine reine oder gänzlich uneigennützige Liebe geſagt iſt, kurz mitgenommen und berichtiget hätte. Nicht die Zurückhaltung der Freude, ſondern die Mäßigung der Freude, wenn nemlich nach S. 282. zwiſchen der Erhabenheit und der Menſchheit von der Weisheit das Mittel getroffen wird,

hat Würde. Siehe S. 276. S. 304. ſagt der Verf. Herr Curtius giebt von der Bemerkung des Ariſtoteles (hier iſt von den Urſachen des Vergnügens, ſo die Nachahmung verſchaft, die Rede) einen Grund an, der philoſophiſcher ausſieht, als er iſt. Das deucht uns nicht. Iſt es nicht wirklich philoſophiſch, wenn ſelbiger mit dem Cicero ſagt, daß die Erkenntniß der Wahrheit Luſt, und die Erkenntniß des Falſchen Eckel gebieret, und daß die Bemerkung, der Künſtler habe richtig getroffen, uns daher Vergnügen mache? Herr Leßing nimmt freylich in ſeinem Laokoon das Häßliche, das Eckelhafte und Gräßliche von den Bewegungen aus, die in der Natur unangenehm ſind, und denn gefallen, wenn ſie von dem bildenden Künſtler geſchickt nachgeahmt werden; allein er würde, glauben wir, es zugeben, daß ſo lange als das Vergnügen, welches aus der Bemerkung der wohlgetroffenen Nachahmung entſteht, verhältnißweiſe größer iſt, als die Häßlichkeit der nachgeahmten Sache, auch häßliche Gegenſtände zum Vergnügen geſchildert werden können. Manche hogarthiſche, und niederländiſche Gemählde lehren dieß auch durch die Erfahrung. S. 307. führt der Verf. unter den Urſachen, warum uns das in der Nachahmung oft gefällt, was in der Natur

tur unangenehm wäre, auch dieß an: „Wir überlaſſen uns (bey einem Kunſtwerk) ganz der Empfindung; dieſe füllt uns ſo ſehr, daß wir keine Zeit gewinnen können, über Dinge nachzudenken, und uns zu bekümmern, die ohnehin nur erdichtet ſind.„. Auch bey wirklichen Bekümmerniſſen füllt uns die Empfindung oft völlig genug. Darinn ſteckt es nicht. Die Handlung, welche uns bey Erdichtungen beſchäftigt, iſt vielmehr ſo voll und im Fortſchreiten ſo zuſammen gedrängt, daß kein Zwiſchenraum der Zeit zum Nachdenken erfolgt, als bis ſie geendigt iſt; nach dem Ende erkennt man aber gleich den Betrug der Erdichtung, und das Leiden verſchwindet. Der Zuſatz: „die ohnehin nur erdichtet ſind„ iſt auch unrichtig. Die Stärke der Illuſion verhindert den Gedanken, daß es erdichtet iſt. Daher giebt es auch ja Beyſpiele genug, daß die Täuſchung gewiſſe Leidenſchaften in einer ſolchen Stärke erregt, daß der Mangel des Bewuſtſeyns der Erdichtung alle die Zufälle hervorbringt, welche die wirklichen Begebenheiten zu veranlaſſen pflegen. Bey der Erklärung der Urſachen, warum die Erinnerung gewiſſer Leiden nachher angenehm und gewiſſer andrer Leiden unangenehm iſt, trift der Verf. S. 311. nicht die wahren Urſachen. Von einem Leiden, das

wir über den Verluſt eines uns theuren Gutes empfunden haben, z. E. eines Kindes, eines Freundes und dergleichen iſt die Zurückerinnerung immer bitter und unangenehm, von einem Leiden, das ein überſtandner Schmerz, oder ein wirkliches Uebel, z. B. Gefangenſchaft, Krieg u. ſ. w. erregt hat, iſt aber die Erinnerung angenehm. Wenn Home S. 312. glaubt, daß die ergötzende oder verdrießliche Natur der Leidenſchaften auch in ihren Merkmaalen immer ſichtbar iſt: ſo dürfen wir ihm nicht widerſprechen. Sobald die Merkmaale unangenehm ſind: ſo gränzen die Leidenſchaften nach dem Maaß, als ihre Merkmaale unangenehm ſind, ſelbſt an Eckel, Verwirrung und Unſinn. Auch rührt das Unangenehme für den Zuſchauer oft von deſſen feinerm Geſchmack her. Das, was ihm unangenehm iſt, kann für einem Andern, der mit der empfindenden Perſon von gleichem Geſchmack iſt, ein angenehmer und beluſtigender Anblick ſeyn. Widrige Bewegungen äuſſern ſich nie, wie der V. meynt, durch angenehme Merkmaale. Ein erhabnes Subjekt wird uns oft bey widrigen Bewegungen ein angenehmer Gegenſtand; allein nicht, weil die Merkmaale der widrigen Bewegungen an ſich angenehm ſind, ſondern weil die Betrachtung, er zeige nur wenig

von ſeinen widrigen Bewegungen durch äuſſerliche Merkmaale, uns Hochachtung und Bewunderung für deſſen erhabne Seele einflößt, und uns ſo Vergnügen verſchaft. S. 339. ſcheint der Verf. dem, was für die poetiſche Gerechtigkeit geſagt wird, ſchlechthin beyzupflichten. Ueberhaupt geht er zu leicht über dieſe Materie hin. Es verdient hierüber beſonders die vortrefliche Abhandlung Richardſons, welche ſeiner Clariſſa in den letztern engliſchen Ausgaben, angefügt iſt, geleſen zu werden. S. 372. ſagt der Verf., die Idee des Ganzen müſſe dunkel werden, wenn der Dichter ſich mit der Ausmahlung körperlicher Gegenſtände befaßt und die Theile eines Ganzen, wie in einem Verzeichniß aufeinander folgen läßt, die ihrer Natur nach neben einander ſtehen und auf einmal gedacht werden ſollten. Der Verf. hätte hier das erinnern ſollen, was S. 374. ſteht, es ſey denn, daß er die Kunſt wiſſe, Ruhe in Bewegung, Körper in Handlung, und zugleich ſeyende Dinge in Succeſſionen zu verwandeln. Die Mühe, welche der Leſer dann braucht, die Bilder zurecht zu ſetzen, wird er, wie der Verf. meynt, dann nicht bereuen. Die Homeriſche Kunſt auf eine ſolche Weiſe zu mahlen, iſt bekannt. Unſer Verf. hat ſich bey dieſer Stelle deſſen nicht erinnert, was

er S. 29. in der Anmerkung o. von Leſſing angeführt hat. Auch erlaubt er S. 30. ſelbſt, was er hier nicht verſtatten will, daß es zuweilen der einen Kunſt erlaubt ſey, einen kleinen Eingriff in die Rechte der andern zu thun. S. 374. iſt das, was im dritten Abſatz zur Regel gemacht wird, daß nemlich in ſolchen Künſten, deren Nachahmung permanent iſt, die körperliche Schönheit das höchſte Augenmerk des Artiſten ſeyn müſſe, nach dem, was wir ſchon von der Nachahmung unangenehmer Gegenſtände geſagt haben, einzuſchränken. Ebendaſelbſt wird ohne Grund viertens behauptet, daß nichts in den Plan des bildenden Künſtlers kommen dürfe, was ſich in allen Momenten abändert, nach Leſſings Ausſpruch: „der einzige Augenblick, welcher durch die Kunſt eine unveränderliche Dauer erhält, muß nichts ausdrücken, was ſich nicht anders, als tranſitoriſch gedenken läßt.„ Leſſing hat in dieſem Ausſpruche recht; der V. hat ihn aber nicht verſtanden, und aus unrichtiger Erklärung deſſelben eine unrichtige Regel hergeleitet. Das, was nach Leſſing, ſich nicht anders, als tranſitoriſch gedenken läßt, iſt das, was man nicht ſehen will, als in ſo fern es ja in einem Augenblick wieder verſchwindet, und das iſt das äuſſerſte des Affekts, wie er ſich dar-

über

über S. 26. 27. erklärt, wo er zugleich bey Gelegenheit deſſen, was von den Gemählden des Timomachus geſagt wird, das Gegentheil von der vierten Regel des Verf. beweiſet. Die 21ſte Abhandlung vom Genie und Geſchmack iſt die letzte, und enthält ſehr viel Gutes. Die gleich im Anfang ſtehende Erklärung des Worts Genie heißt ſo: „das Wort Genie zeigt überhaupt das Reſultat der menſchlichen Vollkommenheiten an, wie fern ſie ſich alle in den denkenden Kräften concentriren und dort am meiſten thätig beweiſen.„ Hätte hier nicht anſtatt denkenden Kräften, allen oder gewiſſen Seelenkräften ſtehen ſollen? Sonſt würden weder viele Künſtler, die durch ihre Einbildungskraft Genies werden, noch allgemeine Genies unter dieſer Erklä- klärung begriffen ſeyn.

Wir ſind bey Beurtheilung dieſes Werks weitläuftiger geworden, als wir es uns ſonſten erlauben. Ein Lehrbuch, welches wahrſcheinlicher Weiſe häufig zum Unterricht geleſen und bey Vorleſungen zum Grunde gelegt werden dürfte, und alſo auf die Bildung der Begriffe gar vieler Menſchen einen großen Einfluß haben muß, ſcheint es aber vor andern zu verdienen, daß man den Verf. auf das aufmerkſam mache, was darinn zu ändern wäre.

Wir haben von Herrn Riedel nicht in dem enthuſiaſtiſch-lobenden Ton geſprochen, mit dem verſchiedne Leute von ihm ſprechen, und ihn als eines der vornehmſten Genies unſrer Nation, ankündigen. Uns ſcheint er eine gute Anlage zu haben, von der wir wünſchten, daß ſie durch Fleiß, Nachdenken und Ueberlegung vollkommner gemacht würde. Flüchtig hingeſchribene Schriften, an denen der Verf., wenn ſie kaum fertig ſind, allerley auszuſetzen findet, möchten daran mehr verderben als beſſern. Zumal wenn Herr R. endlich dem Lobe ſeiner Schmeichler Gehör geben, und in der Kritik ſeiner Schriften, (mit der es ihm ohnedem nicht rechter Ernſt zu ſeyn ſcheinet) nachläßiger werden ſollte.

Nun noch etwas, das die Sprachlehre betrift. Von der Rechtſchreibung müſſen wir noch hinzuſetzen, daß ſie das nicht zu billigende Beſondre habe, daß diejenigen zuſammengeſetzten Hauptwörter, welche aus zwey Hauptwörtern beſtehen, zwar als ein Wort, aber mit 2. groſſen Buchſtaben geſchrieben werden, z. B. VernunftSchlüſſe. Wozu dient dieſe Neuerung? Auch hätte Portrait ſehr gut mit einem å geſchrieben werden können. Der Verf. ſchreibt Simplicität mit ät, warum nicht auch Naivität,

welchem

welchem er, den Accent ausgenommen, gänzlich die franzöſiſche Geſtalt läßt? Unter den fremden Wörtern iſt Productt bis zum Eckel häufig gebraucht. Was wird in guten Schriftſtellern wohl nicht ſo gebraucht, daß es ſich auf ein vorhergegangenes Hauptwort beziehe. Z. B. Ein Kind, was S. 168. und an mehreren Stellen, Groß hat bey dem Verf. ebendaſ. ein s, da es doch, wenn ein Geſchlechtswort davor ſteht, nicht groſe, ſondern große heißt. Fremde, niedrige, comiſche oder ſonſt zu einem Lehrbuch übel paſſende Ausdrücke, deren es viele giebt, mögen wir nicht anführen. Der Verf. wird auch ohne das darauf aufmerkſam ſeyn. Wiefern (quatenus) ſteht oft unrecht anſtatt: wenn, da, da nemlich. Z. E. S. 290. und 292. Seite 294. finden wir, es gereuet dem Ajax, anſtatt den. Patheriſch austhun iſt ohne Zweifel S. 321. ein Druckfehler.

Wilhelmine, oder der vermählte Pedant. Ein proſaiſches komiſches Heldengedicht. 1764. 102 Seiten in 8.

Wilhelmine, ein proſaiſch komiſches Gedicht. Zweyte Auflage. Mit gnädigſter Freyheit. Leipzig, bey Weidemanns Erben und Reich. 1766. 106 Seiten in 8.

Wil-

Wilhelmine — von Moritz Aug. von Thümmel. Leipzig ebendaſelbſt 1768. 132 S. in 8. mit verſchiednen eingedruckten Kupferſtichen.

Wilhelmine, Poëme heroi-comique traduit de l' Allemand de M. de Thümmel par Mr. Huber, à Leipzig, chez Weidemann et Reich.

Die wiederholten Auflagen zeigen, daß dieſes ſehr ſchöne Gedicht in jedermanns Händen iſt, und es verdient den Beyfall, den es ſeit der erſten Erſcheinung erhalten hat. Urſachen, die mehrere Recenſionen in der Allg. D. Bibl. zurück gehalten haben, haben auch verurſacht, daß die Wilhelmine erſt bey der dritten Auflage von uns angezeigt worden. Es würde alſo unnöthig ſeyn, itzt den Inhalt eines Werks erſt bekannt machen zu wollen, deſſen Werth ſchon ſeit geraumer Zeit bekannt iſt. Der naive Ton und die feine Satire hat dieſem Werke den allgemeinen Beyfall erworben, durch den es den beſten Werken unſrer Nation beygeſellet wird.

Die zweyte Auflage hat nebſt einigen Vignetten, mit denen ſie geziert iſt, verſchiedne Verbeſſerungen des Verf. voraus. Die hauptſächlichſte iſt, daß anſtatt, da der Verf. dem Pfarrer Sebaltus D. M. Luthern nebſt dem Amor im Traum erſcheinen ließ; er nunmehr dafür den

Amor

Amor allein gewählet hat. Wir gehören gewiß nicht zu denjenigen, die dem V. die Erdichtung von D. Luthern verdacht haben; wir finden nichts natürlicher, als daß ein alter Dorfpfarrer von D. Luthern träumet. D. Luther iſt übrigens ein Gelehrter, wie andere, deſſen wahren Verdienſten es nichts ſchaden kann, wenn ſein Name einmal im Scherze, und zwar in einem ſo feinem Scherzgedichte, erwähnet wird. Inzwiſchen, die Behutſamkeit des Verf. auch keinen Schwachen ärgern zu wollen, macht ihm Ehre. Dieſe Veränderung iſt übrigens mit einiger Veränderung im Plane eingeſchaltet, indem der gedachte Traum aus dem zweyten in den erſten Geſang gekommen, und dafür die meiſterhafte Beſchreibung des Puppenſpiels, aus dem erſten in den zweyten Geſang gekommen.

In der dritten Auflage haben wir eben keine beſondere Veränderungen wahrgenommen; ſie iſt aber mit ſehr ſchönen Kupferſtichen von Stock und von Geyſer, nach Zeichnungen des Herrn Prof. Oeſers, gezieret. Die vom Geyſer haben uns beſonders gefallen, das ſchönſte iſt S. 38. Bey Gelegenheit dieſer niedlichen Verzierungen, hat der Verf. eine artige Vorrede gemacht. Er verdenkt es ſeiner Wilhelmine, daß ſie, als itzige „Frau Paſtorinn, mit ihren Kleidern noch ſo oft

„ändert,

„ändert, als da ſie am Hofe war, und von ſe-
„der Leipziger Meſſe wenigſtens, mit einem Ju-
„pon verſehen wird, daß ſie Spitzen trage, die
„mehr koſten, als die Pfarre ihres Mannes in
„vielen Jahren kaum einträgt, u. ſ. w. Er ver-
„ſichert ſie, daß ſie ihn dadurch in eine gewiſſe
„Verlegenheit bringe, da jedermann wiſſe, daß
„er einige Freundſchaft für ſie habe, und gern
„ihre Aufführung zu entſchuldigen ſuche, wo es
„nur möglich iſt.„ Wir befinden uns in glei-
chem Falle; wir ſind der ſchönen Wilhelmine
herzlich gut, aber wir bemerken auch, obgleich
ſelten, eine Neigung zum Putz an ihr, die wir
faſt Flitterſtaat nennen möchten, und den ein ſo
niedliches Mädchen, durch ihre natürliche Reize,
ohnedem des Sieges über unſre Herzen gewiß,
gar nicht lieben ſollte. Dies ſetzt aus Freund-
ſchaft für ſie wirklich in Verlegenheit.

Wir rechnen dahin z. B. S. 50. die Anrede
Wilhelminens an den Paſtor: Morgen, wenn
die Göttinn der Cabale, auf den feuchten balſa-
miſchen Wolken des Thees, nachdenkend an dem
koſtbaren Plafonds herumziehet, und ihre An-
bether ermuntert. Dahin rechnen wir z. B. das
durchwäſſerte Herz, (des Hofmarſchalls, der
Ptiſane getrunken,) den mathematiſchen Fourir,
(der

(der die Tafel decket, und anordnet.) Einen ſchwarzen Dämon, der eine arme geraubte Najade in den ſchwarzen Abgrund herunterſtürzte, daß ihre zerſchmetterten Glieder in einer ſchmuzigen Küche ein unbekanntes Grabmahl bedeckte, (einen Schornſteinfeger, der einem Eimer Waſſer in den Küchenſchornſtein goß) u. d. mehr. Aber wie es nun freylich mit den ſehr ſchönen Mädchen gehet, alles ſtehet ihnen gut, ſelbſt was andre verſtellen würde."

Wir haben noch ein Wort von der franzöſiſchen Ueberſetzung zu ſagen. Sie iſt von Herrn Huber: dieſer Name iſt allein ſchon Bürge, daß ſie gut iſt. Herr H. befürchtet zwar, daß der Herr Paſtor ſehr fremd ſcheinen werde, nicht allein, weil er als ein Prieſter heirathet, ſondern weil er in Geſellſchaft, und ſonderlich beym Frauenzimmer, ſich ſo ängſtlich gebärdet, ſich ſo links anſtellt. „Je ne me rapelle pas, ſagt er, qu'en „France ou le clergé a tant de frondeurs, on „ait jamais fait ces reproches aux gens d'eg„liſe pas même ſetzt er ſchlau hinzu, pas même „aux Religieux.„

Herr H. tadelt noch an ſeinem Verfaſſer die allzuhäufigen Gleichniſſe, die, ſagt er, trop

dans

dans le goût des comparaiſons à longue queue d'Homere ſind. Wir vergeben dies Hrn. Huber, denn wenn man für die Franzoſen ſchreibt, ſo gehört es vielleicht zum bon ton vom Homer verächtlich zu ſprechen. Uns auch gefallen einige Gleichniſſe in der Wilhelmine nicht ganz, z. B. vom Nachtvogel, S. 22. Wir appelliren an den Geſchmack des Hrn. v. T. ſelbſt, ob er dergleichen Gleichniſſe für Homeriſch halte, und wir haben in der Wilhelmine mehr, als ein Gleichniß à longue queue, wie ſie Hr. H. zu nennen beliebte, gefunden, das ganz meiſterhaft iſt, in dem wir nicht das geringſte abkürzen möchten, z. E. S. 41. das ſehr ausführliche aber ganz vortrefliche Gleichniß von dem Mädchen, das einer Mahlerſchule Modell ſtehet.

Noch müſſen wir erinnern, daß bey dieſer Ueberſetzung auch die Kupferſtiche der dritten Auflage befindlich ſind. Aber ſie ſind aufgeſtochen, und haben allen Geiſt verlohren. Es verdrießt uns, daß man den Franzoſen, die gewohnt ſind, ſchöne Kupferſtiche, oder lieber gar keine zu ſehen, ſolche Stücke vorlegt, die ihnen von der Fähigkeit unſrer Künſtler, ohne derſelben Schuld, nicht einen vortheilhaften Begriff beybringen werden.

Cortes, von Friedrich Wilhelm Zachariä. Erſter Band. Braunſchweig, in Commißion der Waiſenhausbuchhandlung, 1766. 14 B. 8. ohne Vorrede.

Der Verfaſſer, welcher in mehreren Gattungen, ſchon ſeit geraumer Zeit, als einer von unſern beſten Poeten bekannt iſt, hat ſich nun in dieſem Gedichte, wovon uns gegenwärtiger Band vier Geſänge liefert, auch an die ernſthafte Epopee gewagt.

Diejenigen Regeln des Heldengedichts, die unmittelbar aus der Natur deſſelben flieſſen, als die Wichtigkeit des Helden, das Intereſſe, die Einheit und die Dauer der Handlung, die Wahl und geſchickte Vertheilung der Epiſoden, welche die Einförmigkeit unterbrechen, ohne den Faden der Geſchichte zu zerreiſſen, u. ſ. w.; dieſe Regeln, ſage ich, bleiben unveränderlich, und müſſen von jedem befolgt werden, der ein erzählendes Gedicht von einigem Umfange unternimmt. Wollen wir hier nicht auf Muſter, nicht auf feſtgeſetzte Begriffe ſehen, ſo könnte ein ſolches Gedicht nicht allein des Wunderbaren entbehren, ſondern ſo, wie es bürgerliche Trauerſpiele giebt, könnte man ſelbſt in Verſen, bürgerliche Heldengedichte machen, wo blos das Intereſſe der Menſchheit und die Wichtigkeit der Situationen die

die Leſer feſſelte. — Allein, was iſt die Homeriſche Epopee? — Ein Gedicht, aus der Hiſtorie des Volks, und aus einem merkwürdigen Zeitpunkte derſelben genommen, voll eines Wunderbaren, welches Fabellehre und Traditionen mit ſo viel Mannigfaltigkeit ausſchmückten, eine Geſchichte griechiſcher Helden, und zwar der größten, welche ſie gehabt hatten, eine Schilderung griechiſcher Geſinnungen, griechiſcher Sitten und Gebräuche, eine Sammlung, wenn ich ſagen ſoll, einheimiſcher Kenntniſſe, mit einem Wort ein Nationalbuch, das neben der innern Vortreflichkeit, alle dieſe Vorzüge, um für die Nation doppelt intereſſant zu werden, beſaß. Faſt das Nemliche läßt ſich, mit den gehörigen Einſchränkungen, auch von der Aeneide behaupten. Uberdieß kann man annehmen, daß der Mangel des Wunderbaren oder der Maſchinen ein wirklicher Mangel ſey. Es iſt alſo die Frage, was ein neuerer Dichter zu thun hat, der den epiſchen Lorbeerkranz zu erwerben ſtrebt? — Wir können hier unmöglich ſo weitläuftig ſeyn, als die Materie reich iſt, und was wir bereits geſagt haben, und noch kürzlich hinzuſetzen, iſt mehr hingeworfen, als ausgeführt. Auch wird man die Folgen von ſelbſt herleiten können. Wir wollen alſo blos den Unterſchied anmerken,

von

von dem wir bereits einen Wink gegeben haben. Nemlich ein epiſches Gedicht kann vielleicht ohne das Intereſſe der Nation, noch ſo unterhaltend, und auch ohne das Wunderbare ſo hinreiſſend ſeyn, daß wir beydes dem Dichter ſchenken. Für neu wird man dieſe Anmerkung nicht erklären; allein wir möchten ſie noch weiter ausdehnen, theils in Anſehung des bürgerlichen Heldengedichts, wie wir es genannt haben, theils in Anſehung ſolcher heroiſchen Handlungen, an denen wir keinen beſondern und eigenthümlichen Antheil nehmen, endlich in Beurtheilung dieſer Dichtungsart, die man nicht blos nach den Muſtern der Alten beſtimmen ſollte. — Zwar behält ein Gedicht, wie die Iliade, allemal auch in dieſem Stücke den Vorzug, und wer ſieht nicht, daß der Meßias mit dem Wunderbaren ſeinen größten Reiz verlieren würde? — Der epiſchen Dichter ſind, aus ſehr begreiflichen Urſachen, nur wenige; derjenige

cui mens diuinior, atque os
Magna ſonaturum,

ſuche einen Helden, eine Handlung, ein Wunderbares, welche ihm alle Vortheile, alles Intereſſe, alle Gelegenheit zu groſſen Schilderungen, zu wichtigen Situationen darbieten. — Doch wir wollen uns zum Cortes wenden.

Es ſind dem Verfaſſers bereits verſchiedne Einwürfe vor dem Druck gemacht worden, darüber er ſich in der Vorrede erklärt. Er hat einen Helden gewählt, dem man, wie er ſelbſt ſagt, ſo viel Grauſamkeiten zur Laſt legen kann, und nicht allein dieß; er giebt ihm den Beſtand der Gottheit und die Hülfe der Schutzgeiſter, Mexiko zu verwüſten, und daſelbſt die wahre Religion einzuführen. — Hierauf antwortet der Verfaſſer, daß der Held einer Epopee nicht nothwendig ganz vollkommen ſeyn müſſe, und dieß wird man ihm zwar einräumen; aber er wird doch ebenfalls geſtehen, daß wir den Helden nicht verabſcheuen, daß wir uns für ihn intereßiren ſollen. Wir geben alſo dem Verf. nicht allein aus guten Gründen den Rath, den Charakter des Cortes in den folgenden Geſängen in ſo weit zu veredeln, daß er ihm keine der unmenſchlichen Grauſamkeiten beymißt, die wir von den Spaniern wiſſen, ſondern, unſre wahre Meynung zu ſagen, pflichten wir auch denjenigen Kennern bey, welche beſonders dieſen Grund wider die Wahl des Subjekts anführen, daß wir aus der Geſchichte zu ſehr mit den Bewegungsgründen und den unerhörten Grauſamkeiten der Spanier bekannt ſind, als daß die Vorſtellung unſers Dichters davon gefallen könnte. Hierbey ſchiene uns, wenn

wenn es einmal Cortes ſeyn ſollte, noch folgender Ausweg geweſen zu ſeyn. Ob wir gleich dem, was der Verf. von den Maſchinen ſagt, die einem heutigen Poeten brauchbar ſind, meiſtentheils beypflichten, ſo dünkt uns doch, daß er aus eben angeführten Urſachen beſſer gethan haben würde, ſie in gegenwärtigem Gedichte wegzulaſſen, und alſo, den Plan in etwas geändert, ein epiſches Gedicht, wie wir es eben beſchrieben haben, zu machen, das noch immer höchſt intereſſant, wie auch die gegenwärtige Probe zeigt, hätte werden können.

In der That, die Schilderung von den Sitten der Wilden, ihre Begriffe von den Europäern, die ſie anfangs für Götterſöhne halten, die Kühnheit der Unternehmung, der Kontraſt zwiſchen beyden Völkern, alles dieß iſt ein ſehr guter Stoff für die Poeſie, und wir müſſen geſtehen, daß ſich unſer Verf. deſſelben bisher glücklich bedient habe. — „Das Schwerſte, ſagt Klopſtock, für den Verfaſſer und Beurtheiler jedes größern Gedichts iſt der Grundriß des Ganzen.„ Wir ſetzen hinzu, unmöglich iſt dieſe Beurtheilung, wenn man vier Geſänge vor ſich hat, von einem Gedichte, das vier und zwanzig enthalten ſoll, und wollen uns alſo darüber

itzt in keine Unterſuchung einlaſſen. Auch einen eigentlichen Auszug aus dieſen wenigen Geſängen zu machen, halten wir überflüßig; denn wer wird ſie nicht längſt ſchon geleſen haben, oder wenn er ſie erſt kennen lernt, noch leſen? Aus dem erſten Geſange, wo ſich der Kaiſer Motezuma berathſchlagt, was mit den Spaniern, die unter Anführung des Cortes in Mexiko waren, zu machen ſey, wollen wir folgende Stelle abſchreiben, die man nicht ohne Vergnügen leſen wird. Motezuma ſpricht: (S. 16.)

Denn ſind dieß Menſchen blos? Welch eine Kunſt
Hat ſie gelehrt, des Himmels Wetterſtrahl
In Röhre faſſen? wer gab ihrer Hand
Das Mörderſchwert, zweyſchneidig, ſpiegelhell,
Das ganze Glieder von dem Körper trennt,
Und tiefre Wunden ſchneidet, als das Schwert
Von unſerm Kieſelſtein, so hart er iſt.
Und welch ein Ungeheuer des Orients
Iſt dieſes Thier, das ſie zum Streite trägt,
An den Metallen käut, und wie es ſcheint,
Davon ſich nährt? Wie ſchießt es Dampf und Gluth
Aus ſeiner Naſe! wie fliegt es davon,
Dem Blitze gleich, und wie gehorſam doch
Iſt dieſes Ungeheuer ihrem Wink?
Sind dieſes Sterbliche? Wer hat jemals
Von unſerm Volk ein weiß Geſicht geſehn?
Sinds alſo Götter von dem Aufgang her,

Sinds

Sinds Söhne der Unſterblichen, die auch
Unſterblich ſind, wie ſie: was quält ſich denn
Mit dem Gedanken, länger noch mein Geiſt,
Sie zu verderben!

Dieſe Probe, welche wir einigen Leſern ſchuldig waren, zeigt auch das Silbenmaaß des Gedichts, welches wir zwar dem Hexameter nicht an die Seite ſetzen, da aber doch ſeine Annehmlichkeiten und Vortheile, obſchon nicht die Feyerlichkeit des Homeriſchen Verſes hat. — Wenn kurz darauf Gatumozin ſagt; (S. 23.)

und daß ihr Antlitz weiß,
Weiß, wie das Antlitz eines Todten iſt;

So iſt dies wohl eine kleine Uebereilung des Dichters. Der zweyte Geſang, wo Adramelech, der in Mexiko, einen Altar hatte, in die Hölle kömmt, ſich mit Satan entzweyt, und nach der Ausſöhnung wieder in ſein Reich eilt, iſt erſtlich ohne allem Zweck, wenigſtens nicht genug motivirt, indem keine Berathſchlagung geſchiehet; (denn was ihm Satan räth, die Chriſten ermorden zu laſſen, konnte er ſo ſchon wiſſen, und wollte es ohnedeß;) und denn muß dieſe Schilderung allemal gegen die vortrefliche Berathſchlagung der Hölle im zweyten Geſange der Meßiade verlieren. Ein neuer Grund, in

unſrer Sprache nicht ſo gar eilig eine wirkliche Epopee zu unternehmen! — Im dritten Geſange geben die Geſinnungen der Almeria, und die Liebe des Gusmann zu artigen Situationen Anlaß. Die Beſchreibung ihrer Geſtalt und der Empfindungen des Gusmann, wie er ſie erblickte, wie auch das Lied, welches der Prinzeſſinn geſungen wird, haben wir mehr, als einmal mit Vergnügen geleſen.

Ueberhaupt fehlt es nicht an einzelnen Schönheiten; man weis, daß unſerm Verf. dieſe nicht ſelten glücken. Allein von dem ganzen Plane, ſelbſt von den Charakteren etwas zu ſagen, ehe wir ein größeres Ganze vor uns ſehen, haben wir uns bereits aus wichtigen Gründen unterſagt.

Chriſtoph. Cellarii Orthographia latina ex vetuſtis monumentis h. e. nummis, marmoribus, tabulis membranis veterumque grammaticorum placitis, nec non recentium ingeniorum curis excerpta, digeſta nouisque obſervationibus illuſtrata, quam denuo recenſuit, emendauit, obſeruationibus Longolii in I. Partem et Heumanni ineditis, tum Heuſingeri, Schurzfleiſchii ſuisque auxit, et Cortii diſputationes de uſu Orthographiae cum Orthographia Noriſiana ty-

pis-

pis repetendas curauit Theoph. Chriſtoph. Harles. Cum praefat. Chriſtiani Adolphi Klotzii. Tom. I. II. Altenb. ex Offic. Richt. 1768. in 8.

Wir haben dieſen weitläuftigen Titel mit Fleiß ganz abgeſchrieben, weil es der Verfaſſer in demſelben alles geſagt hat, was wir von dem Werke zu erwarten haben. Unſern Leſern iſt die Cellariſche latein. Orthographie bekannt; daß wir alſo nicht nöthig haben, von dem Inhalt, der Einrichtung und dem Werth des Buchs mehrers zu ſagen. Zu der itzigen Ausgabe iſt Hr. Harles vor 4. Jahren vom Hn G. R. Klotz ermuntert worden, welcher ihm das Exemplar des ſel. Heumanns zuſchickte, der zu einer neuen Ausgabe ſeine Vermehrungen an den Rand geſchrieben hatte. Er übernahm die Ausgabe, ſammlete noch mehr Anmerkungen der Philologen, und ſo entſtund dieß mühſame, und für die Anfänger nützliche Werk. Bey dieſer Gelegenheit wollen wir nur einige Gedanken über die latein. Orthographie zur Beurtheilung des Kenners herſetzen. Ueberhaupt ſind wir in unſern Zeiten in Anſehung der Schreibart der latein. Wörter ziemlich in Deutſchland und in ganz Europa einig, und wir erlauben es, einigen kleinen Pedanten gerne, in Kleinigkeiten von uns

 ab,

abzugehen. Dieſe lernt der Jüngling aus der Uebung und Leſung. Der übrige Nutzen bliebe alſo für die Auslegung der alten Schriftſteller übrig. Freylich wenn wir z. B. wüßten, wie Cicero geſchrieben hätte, ſo könnten wir gewiß noch viele dunkle und gewiß falſche Stellen verbeſſern. Aber itzt müſſen wir uns mit der Vergleichung der Handſchriften, der Inſcriptionen auf Steinen und Münzen, anderer Stellen der Nachahmer, der Zeitgenoſſen u. ſ. w. behelfen, und dann rathen: bisweilen rathen und urtheilen unſere Kunſtrichter gewiß noch allzu hypothetiſch, da die Rechtſchreibung der lateiniſchen Sprache niemals auf ſichre Regeln iſt feſtgeſetzt worden. Es machte ſich jeder Schriftſteller ſeine eigne Orthographie, und einem jedem Schriftſteller folgten ſeine Freunde und Verehrer. Daher können wir uns die verſchiednen Abwechſelungen und Uneinigkeiten der Grammatiker ſelbſt, in der Rechtſchreibung ſehr wohl denken. Die wahre Rechtſchreibung müſſen wir alſo wohl auf die Zeiten des guten Geſchmacks, nemlich auf die Zeiten des Cäſars, Cicero und des Auguſts einſchränken: denn die Rechtſchreibung wird mit dem tändelnden Stil in jeder Sprache allzeit ſelbſt tändelnd. Die Handſchriften ſind alſo allezeit noch die erſte Quelle der Orthographie, und

die Aufſchriften auf Steinen und Münzen von gleichem Alter des Schriftſtellers nur Beweiſe für die Richtigkeit der Lesarten. Die Abſchreiber waren freylich zu allen Zeiten unwiſſend: aber vielleicht iſt dieſer Fehler in gewiſſer Abſicht gut: denn ſie ſchrieben ab, wie ſie laſen, und wirkliche Schreibefehler erkennt man leicht. Ein Lehrer geht überhaupt nach unſerm Urtheil bey ſeinem Unterricht den kürzeſten Weg, wenn er dem jungen Philologen die Kenntniß der Handſchriften, und ihren Gebrauch zeiget, ohne ihm ein ſeichtes Syſtem der Orthographie vorzulegen. Will er ein Syſtem ſammlen? ſo dünkt uns iſt der nächſte Weg dieſer, wenn er die geſammleten Lesarten eines jeden Schriftſtellers mühſam vergleichet, und dann wird er vielleicht zu einiger Vollkommenheit kommen, wenn er dieſe Herkuliſche Arbeit mit jedem guten Schriftſteller unternimmt, und dann die gefundenen Syſteme eines jedem Schriftſtellers, wiederum untereinander vergleichet — Eheu jam! ſatis eſt —

Die Vorrede des Herrn G. R. Kloß iſt in einem Brief an Herrn Harles eingekleidet. Er lobt zuerſt die Ausgabe des Verfaſſers, verbittet aber die Vorrede, denn ſeine Seele (animus) iſt von den Arbeiten des vorigen Winters allzuſehr ermüdet, als daß er ſich mit „ſyllabis et

api.

apicibus verborum plagen ſollte. Sonſt konnte der Herr Klotz in Jena und Göttingen dieß wohl thun, aber itzt ſind dieſe Zeiten vorbey — „cepit me, non dicam odium, ſed ſatietas „harum literarum. — Herr Harles hätte auch wahrhaftig dem Hn. G. R. Klotz dieß nicht zumuthen ſollen: Er ſchreibt über das Studium der Alterthümer, von Nutzen der Gemmen und Münzen, Zeitungen, Bibliothecken, — da giebt es, beſonders bey dem Studium des Alterthums, noch beſonders mühſelige Arbeiten, bey dem Nachſchlagen und zuſammen ſammlen, und noch überdieß will Herr Klotz „in horto ſuburbano „indies magis Epicuream ſapientiam, iu-„cunditatis et voluptatis flore commendabi-„lem — Stoicorum ſeueritate temperare„ — Und trotz allem dieſem ſchreibt Herr Klotz dennoch wirklich eine Vorrede! Nun, wahrhaftig! dieß iſt Freundſchaft! und noch darzu vom Vorzug der Münzen für den Inſcriptionen der Steine bey der Feſtſetzung der Orthographie. Nun hat der Herr G. R. eine herzliche Freude, daß ſein Freund glaubt, „librum mei teſtimonii „auctoritate commendari poſſe adeoque a „me praefationem (et quidem primam at-„que latinam) illi praefigi — vocas me enim „in ſocietatem laudis — — non ſine vtrius-

„que noſtrum voluptate, in illuſtri quaſi mo-
„numento (praefatione) — ſed profecto
„non neceſſaria eſt commendatio noſtra
„(mea) — dieß iſt ein Spaß des Vorred-
„ners — quae ſi vel quandam auctoritatem,
„neſcio quandam (quis neſciat auctoritatem
„Illuſtris Klotzii!) aliquam certe eſſe puto
„nec eam malis artibus partam ſcio (Wer
ſollte jemals eine ſo unverzeihliche Blasphemie
gewagt haben?) habeat, facillime tamen ab
„hoc libro aberit.„ — Wir haben ſchon oben
erinnert, daß die Innſchriften auf Steinen und
Münzen ungefähr gleichen Nutzen haben: aber
Herr Kl. giebt den Vorzug den Münzen, nach-
dem er geſagt hat, daß Chr. Fred. Ruhe de
vſu numerorum in recta ſcriptura gehandelt
hat. Warum? 1) Wir haben Münzen von
den Röm. Königen: aber die Handſchriften (es
iſt die Rede von Aufſchriften auf Steinen) ſind
nicht ſo alt, und von unwiſſenden Leuten ge-
ſchrieben (vielleicht zu beſſern Nutzen) — Aber
wir wollen die Schreibart des guten Geſchmacks
wiſſen. 2) Die tituli lapidum (aber für dieſe
ſollte Herr Kloß nicht reden) et numerorum
ſind ex ſententia magiſtratuum et virorum
doctorum: die Innſchriften der lapidum von
Plebejis: aber waren die Triumviri nicht auch
Ple-

Plebeji, und die Plebeji ohne Ausnahme indocti — Dieß zeigen die Inſcriptiones nicht. 3) Errores inveniuntur in nummis adulterinis — bracteatis — Nun! ſind deswegen die tituli lapidum nicht zu gebrauchen? 4) Die Arbeiter in Stein konnten eher fehlen, als die Stempelſchneider. — Dieß wüßten wir eben nicht: Herr Klotz führt ja ſelbſt Beyſpiele von falſchen Aufſchriften der Münzen an. — Magiſtratus (Triumviri monetales, et Plebeji) praeerant — in conſilium adhibitis viris doctis — oben waren die Magiſtratus ſelbſt viri docti — und ſind Inſcriptiones lapidum nicht mit Zuziehung einſichtsvoller Männer gemacht? Dieß kann Herr Kl. nicht verneinen. 5) Der Aberglaube hielte die Inſcriptionen für heilig: ſie konnten alſo nicht verbeſſert werden. Aber die Fehler der Innſchrift der Münzen konnten auch nicht geändert werden. 6) Es waren mehr Arbeiter der Aufſchriften der Steine als der Münzen: und über die letzten hatten die Magiſtratus die Aufſicht — Immer das vorige. Und wie? wenn die Magiſtrate die alte, übliche und gemeine und fehlerhafte Schreibart beybehielten, wie es zu allen Zeiten und auch bey uns mit ſolchen Aufſehern gehet? 7) Die Münzen ſind in aller Händen geweſen — aber die Inſcrip-

ſcriptionen ſtunden vor aller Augen — beyde konnte der Kenner beurtheilen, und ſie bleiben doch, wie ſie waren — 8) Der gröſzte Beweis kommt nach der Regel allezeit zuletzt — Die alten Innſchriften der Steine ſind theils verlohren gegangen (aber vielleicht haben wir ſo viel erhebliche Inſcriptionen als Münzen) theils müſſen wir uns nur auf gelehrte Abſchreiber, und Herausgeber verlaſſen, und dieſe können fehlen — aber wenige Buchſtaben können eher recht geſchrieben (es ſoll wohl heiſſen: abgeſchrieben) werden, als weitläuftige Innſchriften. Hier müſſen wir uns wohl bey beyden auf die Treue der Abſchreiber verlaſſen, da wir niemals weder von Münzen noch von Steinen hinlängliche Originale mit eignen Augen bekommen können. Auch fehlerhaftgeſchriebne Inſcriptionen können vortreflich in unſerm Falle genutzet werden, wenn wir über ihre Zeit einig ſind. — Der Leſer mag über die Gründlichkeit der Denkungsart des Hn. G. R. Klotz ſelbſt urtheilen. — Und wenn wir auch dem Hrn. K. in dieſer unerheblichen Sache Recht geben wollten, ſo wird der wahre Philologe doch die Inſcriptionen nutzen und die Münzen nicht verwerfen.

Kleine Lieder für Kinder, zur Beförderung der Tugend, mit Melodien zum Singen beym Clavier. Flensburg bey Korte 1766. in klein Folio mit Vorrede, und Zueignungsſchrift. 11. Bogen.

Der muſicaliſche Verfaſſer dieſer Geſänge iſt, wie man aus der Unterſchrift der Dedication an die Frau W. ſiehet, der Herr Kapellmeiſter Scheibe in Koppenhagen. Der Gemahl dieſer Frau W. iſt der Dichter dieſer Lieder. Hätte man wohl lange rathen dürfen, wer dieſer vortrefliche Mann ſey?

In der Vorrede giebt der Herr K. M. Scheibe erſtlich von den poetiſchen, und hernach von den muſicaliſchen Abſichten dieſer kleinen Lieder Rechenſchaft. Er ſagt uns, warum er ſie zugleich als kleine Clavierſtücke eingerichtet habe. So wenig wir ſonſt für Muſikſtücke, welche zum Singen, und Spielen zugleich dienen ſollten, eine gegründete Achtung haben können: ſo wenig haben wir hier, aber auch vielleicht nur in dieſem einzigen Falle, etwas dawider einzuwenden. Dieſe Lieder ſollen bey dem Singen zugleich den Kindern Luſt zum Clavierſpielen machen, und allenfalls ihre erſten Spielſtücken abgeben. Wer dieſe Abſicht ins Werk ſetzen will, wird unſtreitig eine gute Wirkung davon erfahren. Doch

hoffen

hoffen wir, daß uns niemand dieſe Billigung obiger Stücke, die zum Singen und Spielen zugleich dienen ſollen, vorrücken wird, der etwa andere ſchöne Spieloden, zum Singen heraus gegeben hat, oder noch heraus geben will. Denn wer hat wohl noch den Einfall gehabt, für Kinder zur Beförderung der Tugend Oden, und Odenmelodien heraus zu geben?

In der Folge der Vorrede ſagt Herr Scheibe denen, die ſich für Muſikmeiſter ausgeben, und es doch in der That nicht, wenigſtens nicht recht ſind, und ihren Anfängern, nach Verdienſten die Wahrheit. Endlich beſchreibt er den Geſang der Nachtigallen im Roſenburger Garten bey Koppenhagen, und in Jütland, und bemerket, daß je weiter dieſe, wegen ihres colorirenden, oder kräuſelnden Geſanges ſo berühmten und angenehmen Vögel gegen Norden kommen, je einen größern Theil ihres bunden Geſanges ſie verliehren, und nur ein bloßes, aber ſchönes reines und hohles Anſchlagen, das nicht ohne Zierlichkeit und doch immer reizend iſt, behalten. Ihre ganze Modulation ſoll alsdenn, wie Herr Scheibe bemerkt hat, eigentlich nur auf 3. Töne, nemlich den höchſten, und tiefſten Ton einer Octave, und die dazwiſchen liegende Quinte von unten

eingeſchränkt ſeyn. Eine in Straßburg ehedem herausgekommene Schrift von den Nachtigallen, rechnet den Umfang des Geſanges dieſer Vögel auf vier Octaven. Dieſer Verf. hat unſtreitig zu viel gehört. Aber wenn es wahr iſt, daß die Künſte der Nachtigallen immer eingeſchränkter werden, je weiter ſie gegen Norden kommen, könnte man nicht etwan aus eben dieſer phyſikaliſchen Urſach vermuthen, daß manche Sänger, Componiſten, und muſikaliſche Kunſtrichter, je weiter ſie ſich dem Norden näherten, je mehr auch Fähigkeit und Luſt zu colorirenden und kräuſelnden menſchlichen Geſängen verlöhren? Denn in den mittäglichen Ländern liegt der colorirende, und kräuſelnde Geſang, beſage der angeführten Zeugniſſe, ſogar in der Natur der Nachtigallen.

So wenig wir an dem Unternehmen des Herrn Scheibe an ſich ſelbſt, auszuſetzen haben, ſo wenig können wir an der andern Seite läugnen, daß wir nicht in allen ſeinen Melodien das leichte fließende melodiſche Weſen haben finden können, welches eigentlich dazu eingerichtet ſeyn ſoll, um bey Kindern ein rechtes dringendes Vergnügen zur Muſik zu erwecken. Wir könnten Beyſpiele von ſolchen Melodien, die noch angenehmer,

nehmer, noch Grauniſcher ſeyn ſollten, aus dem vorhabenden Werke anführen. Wir wollen aber dieſes lieber der eignen Empfindung eines jeden, der ſie mit Ueberlegung durchſingt, überlaſſen.

In der Vorrede des zweyten Theils vertheidigt ſich der Hr. K. M. Scheibe ziemlich ernſthaft gegen einen gewiſſen Herrn, der ſeine Odenmelodien des erſten Theils getadelt hatte. Wir nehmen an dieſem Streite nicht den geringſten Antheil. Doch kömmt es uns in der That etwas unſchicklich vor, wenn man dem Manne, der den kritiſchen Muſikus geſchrieben hat, noch auch ſogar Fehler wider den Satz, das heißt nach dem Sprachgebrauche unſrer muſikaliſchen Altgeſellen, verbothne Octaven und Quinten, und etwann noch einige wenige andre Zuſammenfügungen der Harmonie, welcher dieſer oder jener berühmte Mann nicht alle Tage gebraucht hat, aufmutzen will. In den vorigen Zeiten, wo man weder auf Ausdruck noch Empfindung ſahe, ſondern ſich nur des ſauern Geſichts erinnerte, welches der Lehrmeiſter ehedem bey Ausſtreichung eines und des andern nicht harmoniſch richtigen Satzes gemacht, oder des Schandgemähldes, welches er bey einer unrechten Octave oder Quinte auf den Rand geſetzt hatte, und

alſo damit alles gethan zu haben glaubte, was einem rechten Componiſten eignet und gebühret, war es freylich eine gute Gelegenheit ſich aufzublaſen, wenn man etwann einen ſolchen anſtößigen Satz irgendwo fand. Aber itzo, da man wichtigere Dinge in der Muſik zum Augenmerke nimmt, iſt es ſchwerlich zu begreifen, wie es zugeht, daß man dem Manne, der ſo viel weis, daß er den kritiſchen Muſikus hat ſchreiben können, nicht ſo viel zutrauen will, daß er die Richtigkeit der Harmonie verſtehe.

Es kann ſeyn, daß auch in dieſem Theile manche Melodien noch angenehm fließender hätten ſeyn können. Indeſſen finden wir doch auch, daß überhaupt die Melodien dieſes zweyten Theils ſchöner und gefälliger ſind, als die meiſten des erſten Theils. Doch wollen wir hiemit der reinen Harmonie im geringſten nichts vergeben. Angehende Componiſten müſſen hauptſächlich hierinn aufs ſchärfſte beurtheilet werden. Nur nicht alte Kapellmeiſter.

J. von Sonnenfels KK. d. ö. Lehrers der Policey = und Cameralwiſſenſchaften, geſammlete Schriften. Erſter Band. Wien gedruckt bey J. T. Edlen von Trattnern, 1765. 381. Seiten in gr. 12.

Der

Der Herr von Sonnenfels iſt bekanntermaſſen einer von den erſten gewesen, die zu der glücklichen Verbeſſerung des Geſchmacks, die man ſeit einiger Zeit in Wien wahrnimmt, Gelegenheit gegeben haben. Durch ſeine und anderer Patrioten Bemühung, fieng man an in Wien einzuſehen, daß man die Reinigkeit der Sprache zwar zu erhalten ſuchen müſſe, daß aber ein wäſſeriges und gedankenleeres obgleich nach der Grammatik richtiges Geſchwätze nicht eine gute Schrift heißen könnte. Man fieng an einzuſehen, daß Gottſched nicht der erſte Schriftſteller Deutſchlandes ſey, wie man bis dahin geglaubt hatte, man fieng an, aufmerkſam auf die viel beſſern Schriftſteller zu werden, die in den Provinzen Niederdeutſchlandes ſchon lange bekannt waren, in Oberdeutſchland aber, von vielen Leuten beynahe für Contrebande geachtet wurden. Man fieng an, die beſten Schriftſteller unſers Vaterlandes zu leſen, Geſchmack daran zu finden, und ſie nachzuahmen. Dieß war viel; wir wünſchen aber, daß man nicht dabey ſtehen bleibe. Wir wünſchen, daß man die deutſche Literatur immer eifriger treibe, daß man den wahren guten Geſchmack der Alten noch mehr zu erlangen ſuche, daß eine vernünftige Freyheit zu denken immer mehr die Oberhand behalte,

 und

und daß durch dieſelbe begünſtigt, vortrefliche Schriftſteller in Oeſterreich aufſtehen möchten, die an fremde Nachahmung nich gebunden, ſelbſt Originale werden, und durch ihre Werke die deutſche Litteratur bereicherten.

Die Schriften des Herrn von Sonnenfels ſind meiſtens kleine Gelegenheitsſchriften, die ſchon vorher beſonders gedruckt waren. Sie ſind alle ſehr gut geſchrieben, und enthalten zum Theil auch ganz nützliche Wahrheiten: Aber freylich wenn man Gelegenheitsſchriften ohne die Veranlaſſung, bey der ſie zuerſt verfaſſet worden, lieſet, ſo ſind ſie nicht völlig ſo intereſſant. Z. E. Anzeigen von Vorleſungen verlangt man ſelten zweymal zu leſen, ſie müßten denn beſonders vorzügliche Dinge enthalten. Es kann vielleicht eine Zeit geweſen ſeyn, wo es nöthig war in Wien zu ſagen: daß man das Finanzweſen wiſſenſchaftlich treiben müſſe, daß man den Handelsmann ehren müſſe u. d. gl. Aber diejenigen, die von dieſen Wahrheiten ſchon lange überzeugt ſind, denen wird ſonderlich eine redneriſche Ausführung davon bald überdrüßig.

Wir können alſo nicht umhin, dem Herrn von S. eine ſorgfältigere Auswahl anzurathen, wenn er mehrere Theile ſeiner Schriften heraus-

geben

geben will. Die Schriften, die man Amtshalber oder bey gewiſſen Gelegenheiten ſchreibt, können in dem kleinen Zirkel, für den ſie gemacht worden, ihren guten Nutzen haben. Aber unvollendete und mittelmäßige Stücke, in einer ganzen Sammlung aufbehalten zu wollen, iſt ſehr mißlich.

Wir wollen den Inhalt dieſes erſten Bandes, kürzlich anzeigen:

1) Ankündigung der deutſchen Geſellſchaft in Wien 1761. Durch dieſe Schrift hat der Hr. v. S. den Umſtänden nach, in der ſie verfaßt worden, viel Ruhm verdient. Es war dazumal keine geringe Kühnheit in Wien zu ſagen, daß Haller und Klopſtock, ja daß Mosheim und Jeruſalem verdienten geleſen zu werden. 2) Rede auf Marien Thereſien, 1762. Dieß iſt des V. beſtes Stück. Es ſind viel ſchöne Stellen in dieſer Rede. Er hat verſchiedne Umſtände ſehr glücklich ergriffen, um das Lob ſeiner Heldinn, in das glänzendſte Licht zu ſtellen. Es ſind auch verſchiedne ſehr pathetiſche Stellen darinnen. Doch würde ſich über verſchiedne Stellen manches ſagen laſſen. Der Rec. möchte z. B. die Anrede S. 48. an die Demoſthene, an die Roußeaue nicht geſchrieben haben; er iſt kein Vertheidiger der Republicken,

kein Widerſager der Monarchie. Aber er würde bedacht haben, daß Roußeau aus einem ganz andern Augpunkte Gleichheit unter den Menſchen fordert, als aus dem der Verf. die Vorzüglichkeit der Monarchie erheben will, und er würde ſich gewiß verſichert halten, Roußeau werde auf weit wichtigere Gründe, als auf einige rednerische Ausrufungen dennoch nie „vor dem Throne „eines Monarchen das Götzenbild einer eingebildeten Freyheit zertrümmern, um an dem Glücke unſerer Abhängigkeit entzückt Antheil zu „nehmen.„ Es giebt gewiſſe delikate Gegenſtände, bey denen die Weisheit des Redners erfordert, daß er eher zu viel Behutſamkeit als zu viel Dreiſtigkeit zeige. 3) Von der Unzulänglichkeit der alleinigen Erfahrungen in den Geſchäften der Staatswirthſchaft. Eine Rede beym Antritte des Lehramts 1763. 4) Lobrede auf den Verleger, wodurch demſelbem, bey übernommenem Verlag ſeiner Schriften ſeine Dankbarkeit bezeugte, deſſen ergebenſter Diener und Freund. Eine Art von Satire. Die Wendung aber iſt etwas abgenutzt. Uebrigens ſcheinen uns verſchiedne Dinge allzuplatt. „Die „nahrhafte Ehre der vertrauten Freundſchaft „des Verlegers, um welche mich eine Menge „verlaſſner Autoren beneiden — Wenn mein

„Geiſt

„Geiſt von äußerlichen Zufällen eingeſchläfert,
„der unbeſcheidne Hunger hingegen deſto wa-
„cher iſt — Die Verfaſſer, die mit gebeugter
„Demuth ihre Schriften zu den Füſſen des Ver-
„legers niederlegen, und von deſſen tiefer Ein-
„ſicht, einen gütigen und baaren Beyfall ängſt-
„lich erwarten.„ Dergleichen Züge auch nur im Scherze zu gebrauchen, iſt, dünkt uns, einem Gelehrten unanſtändig. 5) Beyträge zu Rabeners deutſchen Wörterbuche. Rabeners erſter Einfall zeigte Genie, ihn bis ins unendliche nachzuahmen, iſt auch ohne ſonderliche Anſtrengung der Geiſteskräfte, ſehr leicht. Inzwiſchen iſt es gewiß, daß beyde Aufſätze über die Worte Andacht und natürlich, recht ſehr artig ſind, ſie nehmen ſich unter den übrigen Stücken des Hrn. v. S. aus, und enthalten auch verſchiedne dreiſte Wahrheiten. 6) Abſchwörung der Satyre. 7) Vermiſchte Aufſätze: Dorman; Gedanken über die Einſamkeit; Zwey Schreiben an den Verfaſſer der Wochenſchrift, die Welt. Eine Schilderung in einem Schreiben an einen Freund; Betrachtungen über den Vorzug des Handelsmannes, und die ihm gebührende Achtung. Sind Aufſätze die in die Wochenſchrift, die Welt, welche vor einigen Jahren in Wien heraus kamen, eingerückt geweſen. Sie ſind von

verſchiednem Werthe. 8) Sendſchreiben an die Verf. der Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften. Es war in dieß Journal ein Brief, die Wiener Schaubühne betreffend, eingerückt worden, welche der V. hier vertheidigen will. 9) Das Opfer, ein Schäferſpiel in einem Aufzuge: Auf die Geburtsfeyer J. Maj. der Kaiſerinn. Die Gelegenheit, bey der es aufgeführt worden, kann es intereſſant gemacht haben. Es hat auch einige artige Züge.

Karl Wilhelm Ramlers, geiſtliche Kantaten, Berlin, bey Voſs, 1768. $4\frac{1}{2}$ Bogen, klein 8.

Die gegenwärtige Auflage enthält nichts mehr, als die erſte, welche 1760. mit deutſchen Lettern erſchienen iſt. Auch hat der Dichter keine weitere Veränderung gemacht, als daß im Tode Jeſu die beyden Choräle: Wenn hab' ich ſonſt ꝛc. und: Ich werde dir zu Ehren ꝛc. umgearbeitet worden. Denn die übrigen Aenderungen, welche machen, daß dieſe vortrefliche Cantate nicht mehr ganz nach der Grauniſchen Muſik aufgeführt werden kann, befinden ſich ſchon alle in der erſten Ausgabe. Dieſe ſind von andern Kunſtrichtern beurtheilt, ohne daß der Verf. dadurch bewogen worden, die erſten Lesarten wieder herzuſtellen. Und wir glauben

ben auch, daß alle dieſe Veränderungen ſehr gute Gründe haben; ob wir gleich öfters die erſte Leſeart zurück gewünſchet haben. — Doch geſtehen wir gern, daß Hr. R. durch mehr, als einem Titel berechtigt iſt, der beſte Richter über ſeine eignen Werke zu ſeyn.

Pygmalion, eine Cantate von Ramler, 1768.

Alle Leſer von Geſchmack kennen den Wohlklang der Ramlerſchen Gedichte, und das hinreiſſende Feuer ſowohl, als die reizenden Bilder ſeiner Poeſie; des gewählten runden, angemeſſnen, einnehmenden und correkten Ausdrucks derſelben zu geſchweigen. Sie wiſſen, daß für die deutſche Muſik, und — kühnlich können wir es ſagen, — auch für jede andre keine ſo vortrefliche Stücke vorhanden ſind, als diejenigen, welche dieſer Dichter geliefert hat. Sie haben die Ino geleſen; wenn wir ſie alſo verſichern, daß Pygmalion, unſers Erachtens, jene beynah noch zu übertreffen ſcheint, daß alles, was die Liebe Schmeichelndes und Rührendes, was der Affekt Anziehendes hat, in dieſem Gedichte in den feurigſten und wohlklingendſten Verſen ausgedrückt iſt, ſo finden wir um ſo weniger nöthig, Stellen anzuführen, da man bereits mehr, als einen Abdruck von dieſer vortreflichen Cantate leſen kann."

Herrn

Herrn Goldoni ſämtliche Luſtſpiele. Mit Kupfern. Dritter Theil. Leipzig, bey Eisfeld, 1768. 1. Alph. 6. Bog. in 8.

Von der Ueberſetzung haben wir ſchon im Ganzen geurtheilet, daß ſie richtig und ziemlich ungezwungen ſey. Einzelne Stellen könnten wohl verbeſſert werden, z. E. gleich S. 9. Sie hat mir einen Floh ins Ohr geſetzt; dieß iſt im Italieniſchen ein bekanntes Sprüchwort, mi mette una pulce nell' orecchio, er macht mich unruhig, traurig: aber hat nicht jede Sprache ihre eignen, und kann man ſie alle wörtlich überſetzen? wenn dieß nicht geſchehen kann, wie hier der Fall iſt, ſo muß man entweder das fremde Sprüchwort mit einem gleichgeltendem vertauſchen, oder wenn es daran fehlt, blos den Verſtand ausdrücken, ohne ſich an die Worte zu binden. — In einigen Stellen könnte auch noch wohl die Sprache etwas zierlicher und gefeilter ſeyn; auch ſtoßen wir auf einige Fehler wider die Grammatik, z. E. wer hat Ihnen das gelernt? Mir deuchtete, (mir deucht hat im Imperfektum, mich deuchte, oder es könnte heiſſen, mich dünkte) Nu, für nun iſt niederſächſiſch; das Zwiſchenwort Ih, wie es der Ueberſetzer ſchreibt, muß Je geſchrieben werden, u. ſ. w. (Solche Kleinigkeiten, glauben wir, ver-

die-

dienen doch zuweilen von dem Kunſtricher angemerkt zu werden.) — In dieſem Bande befinden ſich folgende Luſtſpiele: 1) die neue Wohnung, 2) die ſchlaue Wittwe, (ein unterhaltendes Stück; nur müſſen wir geſtehen, daß die Charaktere der Nationen ein wenig übertrieben ſind.) 3) Der ehrliche Avanturier, Abentheuer iſt freylich nicht ſehr bekannt; ich würde mich aber um ein andres Wort bemüht haben, etwan Herumſtreifer,) endlich 4) die vernünftige Frau.

Fabeln, Lieder und Satiren.

Phoebe fave, novus ingreditur tua templa ſacerdos.

Tibull.

Leipzig und Aurich, 1766. 8. B. 8.

Dieſe Poeſien ſcheinen einen jungen Dichter von vieler Hofnung zu verrathen. Unter den Fabeln finden wir einige ſehr artige Erfindungen, und einige bekannte, recht gut erzählt. Zwar ſind ſie nicht alle von gleichem Werthe; wenn ſich aber der Verf. nur nicht verleiten läßt, zu geſchwind zu arbeiten, und ſich der Mühe der Ausfeilung zu entziehen, ſo verſpricht er in der Folge noch mehr, als er itzt geleiſtet hat. Beſonders hat uns auch die Satire: die Schriftſteller nach der Mode, ſehr wohl gefallen.

len. Es iſt wahr, was darinn von der Nachahmungsſucht der Deutſchen, und von den feilen Ueberſetzern geſagt wird, iſt ſchon ſehr oft in Proſa geſagt worden; aber doch ließt man es in der neuen Einkleidung mit Vergnügen. Ueberhaupt bemerken wir bey dieſem Dichter meiſtentheils eine ſehr leichte und ungezwungene Verſifikation, und hin und wieder ſo glückliche Stellen, als man ſie in den beſten Poeten findet. Den Rath wollen wir ihm noch geben, die Quantität weniger zu vernachläßigen, als er an manchen Orten thut, z. E.

Einſicht, ein fühlbar Herz ꝛc.

Hier iſt aus einem Trochäen ein Jambe gemacht; dieß ſoll ein Anfänger wenigſtens nicht thun, obgleich es von vielen Dichtern geſchieht.

Des Herrn Carl Goldoni ſämtliche Luſtſpiele. Vierter Theil. Leipzig, bey Eisfeld, 1769. 1 Alph. 2 Bog. 8.

Wir möchten ſchwerlich veranlaßt werden, unſer im 6ten Bande dieſer Bibliothek gefälltes Urtheil über den Goldoni zurück zu nehmen, und wir halten die Kritik, welche man dieſem Dichter in den Briefen über die Wienerſche Schaubühne gemacht hat, für ſehr unrichtig,

eine Kritik, die vielleicht aus dem ſpröden Urtheile eines neuern italieniſchen Schriftſtellers *) entſtanden ſeyn mag. Unſrer Meynung nach bleibt Goldoni (ungeachtet einiger mittelmäßigen Stücke) ein Magazin für den komiſchen Dichter. Seine Fehler ſind wohl zu vermeiden, aber die Wahrheit ſeiner Vorſtellungen, und das komiſche das wenigſtens, oft ſo ungezwungen aus den Situationen entſteht — hätten viele unſrer dramatiſchen Dichter dieß in ihrer Gewalt — wir wollten ihnen wohl andre Stücke ſchenken, die regelmäßig, moraliſch, (das heißt, mit erbaulichen Sentenzen ausgeſchmückt, aber ohne Handlung) auch, ſo Gott will, komiſch ſind, aber ohne Salz, ohne Natur. — In dieſem Bande haben uns die eigenſinnige Weiber und die Verliebten am beſten gefallen. Außerdem iſt Moliere und die häußlichen Zwiſtigkeiten darinn befindlich. — Der Ueberſetzer, ſo viel wir aus einer flüchtigen Durchſicht bemerkt haben, bleibt ganz leidlich.

Die Frauenzimmerſchule, oder ſittliche Grundſätze zum Unterricht des ſchönen Geſchlechtes, wie ſich ſelbiges bey allen Vorfallenheiten in der Welt auf eine beſcheidne Art zu betra-

*) Baretti.

betragen habe u. ſ. w. Frankfurt und Leipzig bey Tobias Göbhard, 1766. 10 Bogen, 8.

Eine Sammlung moraliſcher Maximen, die in kurzen Sätzen, nach einer gewiſſen Abtheilung der Materien, aus verſchiednen Schriftſtellern zuſammengetragen, und mit eignen durch den Herausgeber vermehrt worden; von verſchiedenem Werthe. Eine große Anzahl ewiger Wahrheiten kann man ſich leicht vermuthen. Auf Prüfung einzelner Sätze können wir uns nicht einlaſſen, ſonſt dürfte hier und da was zu erinnern ſeyn.

Neue geiſtliche Oden und Lieder von Johann Andreas Cramer. Frankf. und Leipzig, 1766. 5. Bogen in groß 8.

Nun komme Rabener, und behaupte, daß die Nachdrucker nicht ehrliche Leute wären. Der gegenwärtige geſteht zwar ausdrücklich, daß dieſe neuen Gedichte ſchon alle in den Cramerſchen Andachten und in der Sammlung vermiſchter Schriften befindlich ſind. Allein, ſo ſonderbar auch der Vorwand ſcheinen mag, ſo rühmlich iſt doch der kleine Betrug des Titels. Die heilſame Abſicht iſt nemlich, wie in der Vorrede geſagt wird, ſolche Leute zum Guten zu verführen, die vielleicht kein Gebethbuch, aber wohl neue Gedichte eines berühmten Poeten kaufen möchten.

Glovers

Glovers Leonidas, ein Heldengedicht, aus dem Engliſchen überſetzt von J. A. Ebert, — der Eydgenößiſchen Jugend zugeeignet von Hs. Heinrich Füeßli. Zürch, bey Füeßli und Compagnie, 1766.

Von dem Heldengedichte ſelbſt brauchen wir nichts zu ſagen, das für eins von den vortreflichſten Werken der neuern Zeiten bekannt iſt; auch zum Vortheile der Ueberſetzung nichts, die von den meiſten ſchon in der Sammlung vermiſchter Schriften geleſen worden. Der gegenwärtigen Ausgabe hat Hr. Füeßli eine Zueignung vorgeſetzt, in welcher er die jungen Schweitzer zu den patriotiſchen Geſinnungen ermuntert, die den Leonidas belebten.

Einige Werke von Dr. Eduart Young. Aus dem Engliſchen ins Deutſche überſetzt, und nun nach der letzten Ausgabe des ſeel. Verf. verbeſſert von J. A. Ebert, Prof. Braunſchweig und Hildesheim, bey Schröders Erben, 1767. Erſter Theil, 1 Alph. 1 Bog. gr. 8 — Zweyter Theil, 1 Alph. 8 Bogen.

Der erſte Theil enthält die Nachtgedanken, (welches denjenigen zum Beſten, die in der beſondern Ausgabe, das Original und die zahlreichen Anmerkungen entbehren können oder wol-

len, veranſtaltet zu ſeyn ſcheint;) Der zweyte diejenigen Werke von Young, die Hr. Ebert bereits in ſeinen Ueberſetzungen ꝛc. geliefert hat. Es würde überflüßig ſeyn, von dieſen bekannten Schriften etwas weiter zu ſagen.

Moraliſche Ausarbeitungen nebſt einigen Gedichten. —

Fortunam ex aliis. *Virg.*

Frankfurt und Leipzig, in der Knoch- und Eßlingeriſchen Buchhandlung. 1764.

Alle gut geſinnte Schullehrer werden hiedurch von uns inſtändig gebethen; ihren Schülern die Exercitia, Chrien, Ausarbeitungen und Gedichte, welche ſie ihnen zur Ausbeſſerung überreicht haben, nicht wieder zurück zu geben. Denn es ſcheint Mode zu werden, daß man dergleichen Sächelchen hernach ſammelt und in die Form eines Buchs bringt. Wenigſtens ſcheint uns dieſe Entſtehungsart von der angezeigten Schrift begreiflicher, als irgend eine andre. Die armſeligſten moraliſchen Gedanken, mit etwas Schulwitz aufgeſtutzt, und meiſterlich amplificirt, und eben ſo magre Gedichte!

Joh. Chr. Wolfs, Unterricht zur Rechtſchreibung der deutſchen Sprache, nebſt einem doppelten Wörterbuche, und einem Anhang von Briefen. Hof, bey Vierling, 1767. 1 Alph. und 6½ Bogen in 8.

Die Aufräumung in dem ſchwankenden und ſo ſehr verſchiednen Gebrauch der deutſchen Orthographie, iſt zum Theil ein Verdienſt der Gottſchediſchen Schule. *) Unſre beſten Schriftſteller kommen doch nunmehr in den meiſten Stücken überein; und wenn man hier und da Abweichungen findet, ſo muß man bedenken, daß dieſes nicht weniger in andern Sprachen, hauptſächlich in der franzöſiſchen ſtatt finde. Zwar giebt es ſchöne Geiſter, welche dem Feuer ihres dichteriſchen Genies Abbruch zu thun, oder wenigſtens minder große Köpfe zu ſcheinen befürchten würden, wenn ſie auf Kleinigkeiten Acht zu haben, das Anſehn hätten. Man könnte ihnen das Beyſpiel eines Cicero, eines Ramlers, eines Gellerts entgegenſetzen, die nicht weniger groß an eigenthümlichen Schönheiten ſind, als aufmerkſam auf die Reinigkeit, und ſelbſt auf die Rechtſchreibung ihrer Mutterſprache.

*) Deswegen drohete der Hr. Prof. auch bey einer gewiſſen Gelegenheit: Mein Landsmann möge ſelbſt nicht orthographiſch ſchreiben!

Der Abbt Desfontaines, welcher zwar als ein Gegner des Voltaire, aber zugleich als ein gründlicher Kunſtrichter, beſonders auch, was die Sprache betrift, bekannt iſt, ſagt hiervon*) folgendes: L' ortographie appartient à la Grammaire et intereſſe la langue. Il eſt auſſi important d'ecrire correctement, que de parler purement. Il y a une bonne maniere d' ecrire les mots, comme de les prononcer; et de même, qu'il ſeroit ridicule, de vouloir ſe diſtinguer par des tons et des accens ſinguliers, il eſt auſſi d' affecter une ortographie particuliere, et de ſ' ecarter de l' uſage. — So wahr das Erſte iſt, und von ſo weſentlichem Nutzen es für eine ausgebildete Sprache ſeyn muß, wenn eine gleichförmige Rechtſchreibung ihren Wörtern gewiſſermaſſen eine Feſtigkeit ertheilt, die ſie ſelbſt vor der Veränderung ſchützet; eben ſo iſt auch das letzte, nemlich der Gebrauch der Hauptgrund, worauf ſich eine vernünftige Orthographie gründen muß.

Die Wolfiſche Anweiſung mag einem Schulmeiſter, oder einem jungen Menſchen, der ſonſt keine Quellen weis, gute Dienſte leiſten können; ſie iſt ein getreuer Auszug aus der Gottſchedi-

ſchen

*) Eſprit de l'Abbé Desfontaines. P. I. p. 321.

ſchen Orthographie; die nemlichen Grundſätze, die nemlichen Regeln, wenn man einige Kleinigkeiten ausnimmt. Man weis aber, daß die Gottſchediſchen Regeln nicht blindlings zu befolgen ſind, und es würde alſo nicht wohl thunlich ſeyn, ſeine Grammatik durchaus zur Richtſchnur einzuführen. Die Leipziger Orthographie iſt zwar dadurch die herrſchende geworden, daß alle berühmten und in gewiſſen Betracht klaßiſchen Schriftſteller ſie angenommen haben. In ſo fern alſo Gottſched dieſelbe in ſeine Grammatik übergetragen, kann ſeine Anweiſung allerdings brauchbar ſeyn, (ſo wie überhaupt ſeine Sprachkunſt zwar nichts weniger, als frey von geſchmackloſen Entſcheidungen und von lächerlichen Fehlern iſt, aber noch immer ein nützliches Buch bleibt.) Allein, da er Vieles feſtſetzen will, worinn er unter guten Scribenten keine Nachfolger gefunden hat, z. E. die Wörter: ſchmeicheln, Vetter, Erndte mit Diphtongen zu ſchreiben; da er Regeln giebt, die überall keinen Grund haben, als wegen des doppelten ß; ſo kann ſeine Autorität nicht hinlänglich ſeyn.

Ich würde das Syſtem unſrer Rechtſchreibung kürzlich auf dieſe Weiſe feſtſetzen. Ueberhaupt genommen wird die Orthographie, ſo bald

 man

man anfängt, eine Sprache auf einen gewiſſen Grad der Cultur zu bringen, verändert, weil jene vorher, als man dieſe wenig oder nichts achtete, unbeſtimmt und ohne Regeln war. So iſt es in der franzöſiſchen und in der unſrigen gegangen. Die Rechtſchreibung muß alsdenn ſo beſtimmt werden, daß ſie die Gewohnheit niemals ſo ſehr verläßt, um dem Auge anſtößig zu ſeyn, ſonſt aber, ſo viel möglich, der Ausſprache nahe kömmt, die Etymologie anzeigt, die gehörigen Unterſcheidungen macht, und einförmig iſt. Haben ſich nun die beſten Schriftſteller darüber verglichen, und iſt ſie einmal feſtgeſetzt, ſo iſt die ſicherſte Regel, derſelben ohne Ausnahme zu folgen, und ſich die Geſetze derſelben aus irgend einer Anweiſung bekannt zu machen. Bey uns iſt der Fall etwas verändert, weil man keine durchgängige Gleichheit beobachtet. Allein, wie oben geſagt worden, das Meiſte iſt doch entſchieden und zwar durch diejenige übereinſtimmende Rechtſchreibung, welche man aus unſern beſten Scribenten, einem Gellert, Rabener, Ebert, Zachariä, Ramler, Leßing und vielen andern lernen kann. Ich ſage das Meiſte; denn nun bleiben noch einige Verſchiedenheiten übrig, in welchen man wohl thun wird, demjenigen zu folgen, was ich als

die

die Pflicht der erſten Verbeſſerer der Orthographie angegeben habe. Nächſtdem giebt es Neuerungen, unter welchen einige ſchlechterdings zu verwerfen ſind, wenn ſie wider die obigen Grundſätze fehlen, als die doppelten k und z, die Auslaſſung des h und dergleichen, wohin auch die abgeſchmackte Methode eines neuern Schriftſtellers gehört, ein zuſammengeſetztes Wort mit einem großen Buchſtaben in der Mitte zu ſchreiben; andre, welche Scribenten, die zum Theil Anſehn genug hätten, etwas einzuführen, zu gebrauchen pflegen. Allein auch dieſe ſind nicht anzurathen, um die Gleichförmigkeit nicht zu unterbrechen, die einmal feſtgeſetzt worden.

Ein kritiſches Wörterbuch der deutſchen Sprache fehlt uns auch in dieſer Abſicht. Dieß würde ein Magazin ſeyn, das alle unſre Reichthümer enthielt, ein Orackel, das jedermann um Rath fragen könnte. Es müßte die genau beſtimmte Bedeutung jedes Worts, mit allen Schattierungen, mit allen Nebenbegriffen, es müßte die Etymologie, den Gebrauch, die Rechtſchreibung, das Geſchlecht, es müßte die meiſten Kunſtwörter, viele veraltete, und alle neue Wörter, die das Burgerrecht erhalten haben — o es müßte ſo viel enthalten, daß es kein Wun-

 der

der mehr bleibt, warum es unſrer Nation daran fehlt. Wenn inzwiſchen jemand das Friſchiſche Wörterbuch zum Grunde legte, die Artickel umarbeitete, ergänzte, vermehrte, und die fehlenden hinzufügte, ſo würde die Arbeit um ſehr viel leichter werden.

Auch unſer Verf. hat ſeiner Anweiſung drey Wörter-Verzeichniſſe angehänget. Vor dem letzten, welches die Ueberſetzung der fremden Wörter enthält, eifert er recht ernſtlich wider die Sprachverderber, welche den Reichthum unſrer Sprache muthwillig verkennen, und ſo verſchwenderiſch in dem Gebrauche ausländiſcher Wörter ſind. Freylich ſollte die Regel beobachtet werden, daß wenn das fremde Wort nichts mehr ſagt, als das deutſche, es nicht kürzer, körnigter, angemeßner, mit mehr Nebenideen ſagt, wenn es nicht wohlklingender iſt, oder der Wortfügung, der Abänderung, des Wohlſtands, des allgemeinen Gebrauchs halber, gewählt wird, man allemal deutſch und nicht ausländiſch reden müſſe. Aber zum Unglück wiſſen die großen Puriſten dieſe und andre Fälle, die nicht alle beſtimmt werden können, ſondern dem Urtheil des Geſchmacks zu überlaſſen ſind, ſelten zu unterſcheiden. Wir glauben, wenn ſie nur den un-

ge-

gefähren Begriff des fremden Worts in unſre Sprache übergetragen, die ganze Bedeutung deſſelben erſchöpft zu haben. Auf der andern Seite wünſchte ich hingegen auch, daß manche Schriftſteller und Ueberſetzer etwas gewiſſenhafter in dieſem Stücke wären. Die Engländer brauchen ſelten ein Wort, das nicht ſchon das Bürgerrecht erhalten hat. Der engliſche Ueberſetzer der Abhandlungen vom Geſchmack aus der Encyklopedie, braucht nicht einmal Naivität, welches wir nicht entbehren können, und erlaubt ſich nur den Wunſch in einer Note: We wiſh, that Mr. Iohnſon woul'd admit naivity into his Dictionary.

Am Ende hat der Verf. noch eine Sammlung Briefe von ſehr verſchiednen Werthe angehängt. Zwiſchen Briefen von Gellert und Cramer ſtehen viele, die der Verf. vielleicht ſelbſt geſchrieben hat, wie auch Ueberſetzungen aus dem Plinius und Cicero, die zwar treu, aber nicht ſo beſchaffen ſind, daß ſie Muſter, den Geſchmack junger Leute zu bilden, ſeyn könnten.

Die Gedichte Oßians, eines alten celtiſchen Dichters, aus dem Engliſchen überſetzt von M. Dennis, aus der G. J. Erſter Band. Wien bey Trattner 1768. gr. 8. 226. Seiten.

Die Erſcheinung iſt neu und ſchön. Einer aus der Geſellſchaft Jeſu der Ueberſetzer Oßians, in deutſche Hexameter, faſt nach Klopſtocks Manier, der Klopſtocks Freundſchaft und ſeinen Meſſias rühmet, der uns durch ſeine Ueberſetzung mit dem Hexameter ausſöhnen will — die Erſcheinung iſt neu und ſchön. Ein Sonnenfels in ſeiner geſellſchaftlichen Proſe, ein P. Wurz im Rednerſchwunge, jetzt P. Dennis in ſeinem guten poetiſchen Geſchmack — laſſen die für Wien nicht viel hoffen?

Die Gedichte Oßians, des Sohns Fingal, dieſe koſtbaren Ueberbleibſel der Vorwelt hatte Macpherſon aus der alten celtiſchen oder galliſchen Sprache in engliſche Proſe überſetzt. Wir bekamen ſchon vor Jahr und Tag aus Hamburg zwey gute, ſehr wohlklingende Ueberſetzungen auch in Proſe, die die Stärke, die Kürze, die Erhabenheit und das Rührende des Barden ungemein ausdrücken. Hr. Dennis hat ſie nicht geſehen, und das ſchwere Werk übernommen, einen alten Dichter, der proſaiſirt wär, aus der Proſe

Proſe wieder hervorzurufen, und zu poetiſiren. Kein Sylbenmaas ſchien ihm angemeſſner, als der Hexameter der Griechen, und er wünſcht, „daß ſich deutſche Dichter zur höhern Erzäh„lung niemal einer andern Versart, als dieſer, „oder höchſtens noch der fünffüßigen männli„chen Jamben bedienen! aber auch ihre Sylben„maaſe ſo richtig beſtimmen, ihre Wörter ſo „harmoniſch anreihen, ihre Abſchnitte ſo man„nigfaltig verlegen, ihre Perioden ſo abwechſelnd „ausſtrömen laſſen möchten, als unſer großes „Muſter, der Sänger des Meßias!„ Ein Ueberſetzer von ſo feinem Geſchmack kann die freye offne Meynung ſeiner Leſer nicht anders als willkommen aufnehmen!

So ſind alſo die Gedichte Oßians in Hexameter überſetzt — aber würde Oßian, wenn er in unſrer Sprache ſie abgeſungen, ſie hexametriſch abgeſungen haben? oder wenn die Frage zu nah und andringend iſt; mag er in ſeiner Originalſprache den Hexameterbau begünſtiget haben? Mögen in ſeinen Geſängen die Accente dieſer griechiſchen Versart ſo vorgezählt liegen, daß eine andre Sprache nicht anders, als die disjecti membra poëtae in Ordnung bringen darf, und es ſind Hexameter? Oder wenn wir dieß nicht wiſſen: thut Oßian in ſeinem homeriſchen Ge-

Gewande eben die Wirkung, als Oßian der Nordiſche Barde?

Wir wiſſen von den Nordiſchen Dichtern der Celten wenig; aber, was wir von ihnen wiſſen, was die Analogie der Skalden, ihrer Brüder, uns auſſerdem noch auf ſie ſchließen läßt, dürfte das für den Hexameter entſcheiden? Nach allen einzelnen Tönen, die uns von ihnen zurück geblieben, haben ſie in einer Art von lyriſchen Poeſie geſungen, und da dies aus den Nachrichten von Skalden gewiß wird, da man den Strophen- und Versbau dieſer Liederſänger zum Theil entwickelt hat: ſo wünſchten wir, Hr. D. hätte ſich nach den Accenten ſolcher Bardengeſänge ſorgfältiger erkundigt, von denen in den ſo bearbeiteten celtiſchen Alterthümern Spuren gnug anzutreffen ſind. Unſre Sprache, die in ſo vielen Jahrhunderten freylich ſehr nach andern diſcipliniret und von ihrem Bardenurſprung weggebogen iſt, würde vielleicht in dieſem Rhythmus Töne finden, die zum zweytenmale deutſche Barden wieder aufweckten. Und gewiß, ſo weit die Geſänge und Bilder eines Oßians von Homer im Innern abgehen; ſo anders die Laute der Sprache und der Kehle geweſen: ſo anders auch ſein Saitenſpiel. Jetzt iſts alſo Oßian der Barde im Sylbenmaaſe eines griechiſchen Rhapſodiſten.

Viel

Vielleicht aber wird er dadurch verſchönert, und gleichſam claßiſch? Er mag es werden: nur er verliert mehr, als er gewinnt, den Barden-ton ſeines Geſanges. Homers Muſe wählte den Hexameter, weil dieſer in der reichen, vieltönigen, abwechſelnden griechiſchen Sprache lag, und auch in ſeinem langen und immer raſtloſen Gange dem Gange der Poeſie am beſten nach- und mitarbeiten konnte. Leßing hat in unſern Tagen dieſe immer ſchreitende, fortgehende Manier Homers vortreflich entwickelt; und zu ihr war kein Sylbenmaas ſchicklicher, als der lange, immer gehende, immer fortwallende Hexameter, mit ſeinen vielen Füſſen und Regionen und Abwechſelungen. Ich bin nicht der erſte, der dieſe Anmerkung macht, ſo wie Hr. Leßing nicht der erſte iſt, der Homers Manier in dieſem Fortſchritt entwickelt hat. Die Lettres concerning Poetical translations Lond. 1739. 8. geben dem Homer Eilfertigkeit, Rapidität zum Charakter; dem Virgil Majeſtät — und ſagen auch ſo manches andre über die Verſification Miltons, und über ſeinen griechiſchlateiniſchen Wortbau, das für den Ueberſetzer Oßians nicht übel zu leſen wäre. Noch aus einer andern Urſache kleidet den Homer ſein Hexameter ſo vortreflich, ſeiner ſüßen griechiſchen Geſchwätzigkeit wegen.

Sein

Sein Ueberfluß an mahlenden Adjektiven und Participien, an tauſend angenehmen Verände-rungen und kleinen Bezeichnungen, ſeine Ge-wohnheit zu wiederholen u. ſ. w. Alles ſchicket ſich ſo vortreflich in den immer fallenden und wie-derkommenden Herameter, daß dieſer aus mehr als einem Grunde im eigentlichſten Verſtande der Vers Homers heiſſen kann.

Nun aber Oßian, und er iſt faſt in allem das Gegentheil. Er iſt kurz und abgebrochen: nicht angenehm fortwallend und ausmahlend. Er läßt die Bilder alle ſchnell, einzeln, hinter ein-ander dem Auge vorbeyrücken; und das Anrei-hen derſelben, ihre Verkettung und Verſchrän-kung in einem Zug kennet er nicht. Rauhe Kürze, ſtarke Erhabenheit iſt ſein Charakter — kein fortwallender Strom, kein ſüſſes Ausreden. Er tritt einher, möchte ich mit ſeinen Worten ſagen; er tritt einher in der Stärke ſeines Stals, und rollt wie ein Meteor vorbey und zerfährt im Winde. Ich zweifle, daß die Denniſche Ueber-ſetzung dieſem Charakter getreu bleibe. Epiſchen, heroiſchen Eindruck läßt ſie, aber nicht Schot-tiſchheroiſchen, Nordiſchepiſchen Eindruck. Sie muß die kurze Abgebrochenheit des Dichters mil-dern, und gleichſam verſchmelzen: ſie muß ſeine Bilder reihen, die er erhaben hinwarf: die Lü-

cken

cken zwiſchen ihnen verflößet ſie: ſie bringt alles in Fluß der Rede — ein homeriſcher Rhapſodiſt, nicht aber auch dem Haupteindruck des Tons nach, der rauhe erhabne Schotte.

Vergleichungen zwiſchen den Proſaiſchen, dem Macpherſon wörtlich treuen Ueberſetzungen, und zwiſchen dieſer Poetiſchen beſtätigen, was ich ſage. In dieſer finden wir mehr den Dichter in Verſen, Worten, Conſtruktionen; in jenen mehr das Nordiſche Original in ſeiner eigenthümlichen Hoheit, und abbrechendem kurzen rührenden Tone. Ihm entfallen nur einzelne Bilder und einzelne Laute bey Tragiſchen Geſchichten; aber dieſe dringen zur Seele, dieſe laſſen Stacheln im Herzen — jene gehen prächtig dem Auge vorüber, und thun nicht immer ſo viel Wirkung. Es iſt, wie mit jenen beyden Rednern Homers: der eine ſpricht — —

επεα νιφαδεσσιν εοικοτα χειμεριοισιν —

der andre — παυρα μεν αλλα μαλα λιγεως. —
Der letzte dünkt mich dem Tone des Originals treuer.

Noch eine Probe iſt für mich. Der Ueberſetzer hat oft lyriſche Chöre eingemiſcht, und ſie ſind von großer Wirkung, oft Bardentöne bis zum Erſtaunen. Hr. Dennis hat ſo innige Accente des Wohllauts in ſeiner Gewalt, wie der

ſtarke

ſtarke Pindar Pfeile in ſeinem Köcher, daß mans um ſo mehr beklagt, daß nicht alles in ihm eine Bardenluſt geworden. Wir nehmen das Erſte das Beſte:

Aber Schlummer ſinket
Mit den Harfentönen;
Holde Träume ſchweben
Allgemach um mich. —
Ihr Söhne der Jagd!
Entfernet den Schritt!
Verſchonet der Ruhe
Des Barden, der jetzo
Zu ſeinen Erzeugern
Den Helden der Vorwelt
Hinüber entſchläft!
Weichet, Söhne lauter Jagd!
Stöhret meine Träume nicht!

Ich wollte gerne noch das Lied der Moina in ſeinen ſüſſen Trauertönen einrücken, wenn hier Platz wäre, und viele von den Hexametern ſind ſehr melodienreich und wohlklingend. Wie wäre es, wenn der Ueberſetzer in ſeinem folgenden Theil ſich weniger das einförmige Gehege dieſer Versart vorzäunte: wenn er z. E. nach den Muſtern der freyſylbigen Klopſtockiſchen Oden allem Wohlklange aufhorchte, der jedesmal im Gedanken und im Ausdruck, bis auf alle Kürze und Stärke und Einſylbigrührendes und Halbſtum-

ſtummes im Oßian liegt; alles dieß mit allen freyen Wendungen und Abſätzen in ſeiner Mutterſprache auffienge, ſich mehr um die Barden- und Skaldenſylbenmaaße bemühete, und dieſelbe, wo ſie nicht in Hieroglyphen und Logogryphen abarten, nachahmte — ein melodiſches Ohr, wie hier der Ueberſetzer bewieſen, was würd' es nicht an einem Oßian für Symphonien alter Barden erwecken! da würde ihm denn der Skalde vom Stunde her entgegen tönen:

Iſts Braga's Lied im Sternenklang,
Iſts Tochter Orals dein Weihgeſang,
Was rings die alte Nacht verjüngt?
Auch mich — ach! meinen Staub durchdringt! —
Der Fels, wo er die Hymn ergoß,
Daß Nordſturm tonvoll ihn umfloß,
Bebt unter ihm, die Tiefe klang,
Und Geiſter ſeufzten in ſeinem Geſang.

Mit den muſikaliſchen Gedicht Cemala bin ich gar nicht zufrieden. Die dramatiſche Eintheilung gefällt mir; aber die poetiſche Verarbeitung iſt wäßricht, gezogen, und bleibt ſelbſt der hamburgiſchen Proſe nach. Vielleicht, daß die Reime Hr. D. verführt haben, und ich wollte ihm freundſchaftlich rathen, das ganze Stück noch einmal vorzunehmen, und nach dem freyen Klopſtockiſchen Sylbenmaaße, das ich vorge-

ſchlagen, in einem der folgenden Theile umzuarbeiten — wie anders würde es klingen! Der Recenſent hat ſelbſt vor geraumer Zeit einige Oßianſche Stücke in dieß freye Metrum poetiſch zu erheben verſucht, und recht die Gränzen des beſten proſaiſchen, und des wahren poetiſchen Wohlklanges gefühlt — wollte Hr. D. nicht die Bahn verſuchen?

Die Anmerkungen des Ceſarotii und Macphersons ſind untergerückt: dieſe ſind meiſtens hiſtoriſch; jene kritiſch, und mit dem Homer paralleliſirend. Ceſarotti hat ſelten ganz recht, indem er den Homer überall ſo zum Oßianer machen will, als andre den Klopſtock zum Homeriſten; allein ſeine Anmerkungen ſind doch immer ſehr leſenswürdig. Sie machen auf manche Detailſchönheiten aufmerkſam, und zeigen manche neue und fruchtbare Seite ihres Autors: wir hoffen alſo, daß Hr. D. mit ihnen fortfahren werde. Vor dem dritten Bande ſoll D. Blairs Abhandlung ſtehen, und ſie iſt ſehr der Ueberſetzung werth. — — Wir freuen uns überhaupt auf die ganze Fortſetzung der Denniſchen Arbeit mehr, als auf manche neuere ſüßlallende Originale in Deutſchland, und wünſchen, daß Oßian der Lieblingsdichter junger epiſcher Genies werde!

Ioannis

Ioannis Oweni, Cambro-Britanni Oxonienſis, epigrammata. Editio poſtrema et correctiſſima. Baſileae, apud Ioannem Schweighäuſer, MDCCLXVI. klein 8. 19. Bogen.

Eine ſehr ſauber gedruckte Ausgabe dieſes Epigrammatiſten. Um neue Leſer anzukörnen, müſſen wir ein paar Sinngedichte vorlegen. Folgendes ſteht S. 189.

Sortilegium. The Lottery. Galli * la Blanque appellant

* Omnis res denominanda eſt a maiore parte.

Huc quicunque venit; flet in Albo, ridet in Atro;
Lugenti potius convenit iſte color.
Candida cur damnum fert chartula, nigra lucellum;
An quia divitias Dis dat? At, hic niger eſt.

Das andre S. 175.

Si quem laudaris, parce laudare memento:
Crimina culpato parcius ipſa tamen.

Dieſe Erinnerung iſt theils für die, welche durchaus und noch dazu recht reichlich ſelbſt loben, oder von andern gelobt ſeyn wollen; theils für die, die einen Fehler nicht ſcharf, oder vielmehr nicht grauſam genug geſtraft ſehen.

Politiſche Schauſpiele — Marcus Brutus. Tarquinius Superbus. Italus. Timoleon. Pelopidas. Zürich, bey Orell, Geßner und Comp. 1768. 8.

Wie eiferſüchtig unſre Schriftſteller auf den Ruhm der Franzoſen ſind! ſie ſollen nicht allein das Verdienſt behalten, neue Gattungen in der dramatiſchen Dichtkunſt zu erſinden! ob die Regeln, welche die Kunſtrichter einmal dem Drama geſetzt haben, vielmehr Regeln der Natur als des Eigenſinnes ſind, ob es keine bloße Foderung des Verſtandes, ſondern des Herzens iſt, in einem Schauſpiele viele Handlungen, glücklich angelegte Situationen, keine kalte Schulberedſamkeit, ſondern die Sprache der Leidenſchaften zu erwarten, wer wird ſich daran kehren? Ein ſolches Originalgenie, wie unſer Verfaſſer iſt, ſetzt ſich darüber hinaus, „er ſucht in dem Schauſpiele große und edle Früchte des Verſtandes,„ und beſtimmt ſeine Schauſpiele nicht ſowohl für die Bühne, als „für die Stille eines Blumengarteus oder einen ſchattigten Wald.„ Wir müſſen geſtehen, daß wir nicht Zeit noch Gelegenheit — vielleicht auch nicht Luſt gehabt haben, uns mit ihnen in eine ſolche Gegend zu begeben; daher können wir nicht ſagen, was ſeine deklamatoriſchen Reden

auf

auf einer ſolchen Scene für Eindruck machen mögen, wie ſehr da in ſeinem Timoleon die Erſcheinung der Ceres, in des Satyrus Geſtalt überraſchen mag, welche die Hand ausſtreckt, in der ein Kornſtengel hervorwächſt, einen ambroſiſchen Geruch giebt, und dann verſchwindet, und im Weggehen einen göttlichen Nacken ſtehen läßt, wie da der Tod des Timophanes erſchüttern muß, dem Aeſchylus ein Bein unterſchlägt, Satyrus den Rock über den Kopf wirft, und den Timoleon erwürgt. Wir überlaſſen es unſern Leſern, die Probe davon zu machen, und gehen indeß vors Theater, und ſehen, Troz den Sticheleyen des Verfaſſers, den Atreus und das befreyte Theben.

Die Redekunſt in Beyſpielen; oder ausgeſuchte Stücke der Beredſamkeit aus den berühmteſten Rednern, die zu den Zeiten Ludwigs XIV. und XV. gelebt haben, zuſammengetragen und herausgegeben von Herrn Gerard von Benat. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von M. Johann Daniel Heyde, Conrector. Leipzig, bey Hilſcher, 1767 = 1769, Vier Bände in gr. 8.

Die jeder Abtheilung vorgeſetzten Regeln ſind kurz und deutlich, die Beyſpiele noch ſo

ziemlich gewählt, und die Ueberſetzung iſt leidlich. Allein von welchem Nutzen iſt dieß Buch in unſrer Mutterſprache? Wozu die ungeheure Menge fremder abgerißner Stücke für deutſche Lehrlinge? Exempel, die den Geſchmack bilden ſollen, müſſen entweder aus den beſten einheimiſchen Autoren, oder wenigſtens aus Ueberſetzungen, die vollkommen klaßiſch ſind, genommen werden. Auſſerdem iſt die Idee des Originals eben die beſte nicht; eine Rhetorik kann der Beyſpiele nicht entbehren, aber das meiſte kömmt auf eine geſunde Lektüre an. — Die Ueberſetzungsſeuche iſt nun einmal, glaube ich, unſer Nationalfehler.

Die Badecur, von Chriſtian Friedrich Daniel Schubart. Ulm, 1766. bey Bartholomaei. 2 Bogen in 8.

Zaubereyen, von C. F. D. Schubart. Ulm, 1766. ebend. 3 Bogen in 8.

Todesgeſänge von C. F. D Schubart. Ulm, 1767. bey Bartholomäi. 1 Alph. 2 B. in 8.

Hr. S. iſt nicht ohne poetiſches Genie, und nicht unglücklich in ſeiner Verſification; nur muß er etwas langſamer werden, denn der Todesgeſänge hat er uns auf einmal zu viel geliefert. Daher der ungleichförmige oft matte, oft

oft gezwungene, oft gemeine und niedrige Ausdruck in denſelben, unter andern Stellen, die wirklich einige Schönheiten haben. In der Badecur iſt die Pindariſche Ode, bis auf einige Nachläßigkeiten, ziemlich gerathen. Die Zaubereyen gefallen uns von ſeinen drey Schriften am wenigſten, wenn wir die Zueignungsſchrift ausnehmen, worinn Hr. Wieland charakteriſirt wird. Die ſatyriſche Laune kleidet den Verf. gar nicht.

Gedichte von A. W.*

Aut prodeſſe volunt, aut delectare Poetae, etc.

Zürich, bey Füeßlin und Compagnie. 1766. gr. 8.

Warum nahm der Verf. nicht lieber die Frage an ſich ſelbſt zu ſeinem Motto, die im Horaz den obigen Zeilen unmittelbar vorhergeht:

Sperabamus carmina fingi
Poſſe linenda cedro et levi ſervanda cupreſſo?

Wir haben nicht leicht etwas ſchaalers und wäſſerichters geſehen, als dieſe Gedichte; man leſe nur folgende reizende Beſchreibung des Bades:

Einſames Bad! bald bin ich deiner müde,
Schon eckelt mir dein lauer Schweiß,
Und ſchon klag ich in einem lauern Liede:
Bald biſt du mir zu kalt, und bald zu heiß.

 Le-

Lieder eines Jünglings. Greifswald, bey Röſe. 1766. 2 Bogen 8.

Dieſe Lieder ſind eigentlich, wie der Verf. erinnert, nicht für die Welt geſchrieben, ſondern für Hrn. Anton Ellermann in Neumünſter, dem er ſie an ſeinem Geburtstage überreicht hat. Wir bitten dieſen ſechzigjährigen Greis ſich den Abdruck dieſer Lieder vermöge ſeines Eigenthumsrechts, welches ihm der Verf. darauf gegeben hat, zu vindiciren, damit ſich das Publikum nicht in Dinge miſche, mit denen es nichts zu thun hat; oder wenigſtens durch einen Ankauf der Exemplare ſich von der Furcht zu befreyen, daß der Verleger noch lange über ſeinen ſechzigſten Geburtstag ſeufzen möchte.

Das Buch Hiob, in einer poetiſchen Ueberſetzung nach des Prof. Schultens Erklärung mit Anmerkungen von Simon Grynäus, Diaconus bey St Peter. Nebſt einer Vorrede des D. und Prof. Becker. Baſel, Schweighäuſer, 1767. in 4.

Freylich iſt das Buch Hiob voll poetiſcher Schönheiten, voll orientaliſcher Kühnheiten; aber ſolche Hexameter, und ſolche Verſe, wie uns der Verf. liefert, ſind erbärmlich. Hier iſt gleich ein Exempelchen:

Eli-

Eliphas der Themanite, ſprach dieſes: antwortet der Weiſe,

Windichte Wiſſenſchaft? wird er den Bauch mit Oſtwinde füllen?

Wir möchten doch wiſſen, ob ſolche Leute durchaus keine Ohren haben, oder ob ſie nicht wiſſen, was Quantität iſt? — Und ſo iſt das ganze Buch, Vers vor Vers, Kapitel vor Kapitel in ſolche abgeſonderte Zeilen (denn Hexameter kann ich es nicht nennen) gebracht worden. Zu welchem Nutzen? Wer wird nicht lieber lutheriſche Proſa, als ſolche Verſe leſen wollen?

Beytrag zur Litteratur und zum Vergnügen.

Quidquid dignum ſapiente bonoque eſt. HORAT

Des erſten Bandes erſtes Stück. Halle, verlegts Johann Heinrich Grunert, 1766. 8. 6 Bogen.

„Niemals iſt das Reich der ächten Litteratur „fürchterlichen Feinden ausgeſetzt, als „wenn Ungeheuer und Affen im ſchimmernden „Kleide der feinſten Genies angeſehne Bürger „der gelehrten Republik werden wollen.„ (S. 18.) Schon aus dieſem einzigen Satze wird der Leſer abnehmen, wofür er den oder die Verf. anſehen müſſe, und warum ſich alle feine und ächte Genies „bisher geſcheuet haben, ihnen die „Proben von der Stärke ihres Geiſtes und der

„Gründlichkeit ihres Verſtandes zur Bekannt„machung anzuvertrauen.„ (S. 20.) Doch „noch ein Pröbchen: S. 12. „Hier (im glän„zenden Tempel des Geſchmacks) ſaß Klopſtock „im Schooſe der himmliſchen Schöne, tauchte „ſeinen Kiel in das Feuer der göttlichen Wun„der, und ſchrieb, von der Hand der Göttinn „geführt, in ſonnenrothen Zügen, flammendes „Feuer nieder.„ Wenn das nicht die Begierde „der Leſer entzünden wird!

Die ſeltſame Begebenheiten des Telemach, in einem auf die wahre Sitten- und Staatslehre gegründeten angenehmen und ſinnreichen Heldengedichte durch den Herrn von Fenelon abgefaßt. In zwey Theile abgetheilet. Mit nöthigen Anmerkungen erläutert und ins Deutſche überſetzt von Ludwig Ernſt von Faramond. Mit Kupfern, und allergnädigſten Freyheiten. Frankfurt und Leipzig, im Monathiſchen Buchl. 1768. 8. 2 Alphab. 10 und ein halber Bogen, eine Landcharte und 25 Kupfer.

Dieſe Ueberſetzung iſt in 30. Jahren noch nicht angenehmer zu leſen geworden. Doch wird ſie immer noch gut genug ſeyn, für einen Leſer, der nicht eckel in der Wahl iſt, der alles vor der Fauſt

Fauſt wegliest, wie es ihm vor Augen kommt, weil er einmal leſen will, oder weil es ihn ſeinen guten Thaler gekoſtet hat. Auch die Bilderchens werden ihm eine herzliche Freude machen, wenn ſie auch noch einmal ſo ſchlecht wären.

Die Nacheiferung der aufgeklärten Völker zum Vortheil der ſchönen Wiſſenſchaften, ſammt Gedanken über Miltons Gedicht, durch Owe Guldberg, Profeſſor und Informator Sr. königl. Hoheit des Erbprinzen von Dänemark und Norw. aus dem Däniſchen überſetzt. Koppenhagen, verlegts Franz Chriſt. Mummens Wittwe, 1766. 8. neun Bogen.

Sollte es nicht können dabey bleiben, was ſchon im zehnten Bande der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften a. d. 100-119. S. ſo vollſtändig über das Original geſagt worden? — Unſre Meynung wäre; ja; aber des Verf. bogenlange Vorrede ſpricht lauter nein. Doch erwählet er ſeine Nachbarn zu Richtern darüber; und hat deswegen ſeine Schrift mit ſeinem Wiſſen und unter ſeiner Aufſicht — und hoffentlich zu ſeiner Zufriedenheit — überſetzen laſſen. Es ſey alſo ferne, daß wir die Wirkung dieſer Ueberſetzung auch nur mit einem Worte hindern wollten.

Con-

Conrad Stephan Meintels, der heil. Schrift D. Predigers der evangeliſchen lutheriſchen Gemeine zu Waſilioſtrov zu St. Petersburg Paſtors. Kaiſerl. gekrönten Poeten und der K. Geſellſch. der freyen Künſte in Leipzig Ehrenmitglieds, vermiſchte Gedichte. Nürnberg in Verlag Carl Felſecker, 1764. 21 Bogen in gr. 8.

Auch ſelbſt für einen gekrönten Poeten (von welcher Art Dichter man freylich aus langer Erfahrung nicht viel ausbündiges zu erwarten pflegt) ſind dieſe Reime allzuſchlecht. Der Verf. kann nicht einmal recht reimen, welches doch ein Ehrenmitglied der Geſellſchaft der freyen Künſte am erſten verſtehen ſollte, reimt Zeiten und Freuden, verläugnen und eignen; wider die Grammatik ſchnitzert er auch zuweilen z. B. das Heer, das ſich in denen Waffen übt, und wer hätte folgende Reime an ſeine Muſe wohl von einem Doktor der Theologie vermuthet:

Beſing des goldnen Weines Kräfte
Sing, wie das Süſſe ſeiner Säfte
Nach Doris Kuß am beſten ſchmeckt.

Sing, wie er dich die Dichkunſt lehret,
Und allen Gram und Kummer wehret,
Und dich zur Zärtlichkeit erweckt.

Nun

Nun komme ein Theologe, und verdamme die anakreontiſchen Dichter! hier iſt ein Exemplum illuſtre für ſie!

Angenehme morgenländiſche Erzählungen ſcherzhafter und tragiſcher Begebenheiten, aus den Handſchriften der königl. Bibliothek in Frankreich zuſammengetragen und ins Deutſche überſetzt von Georg Rudolph Wiedmern. Leipzig bey Haußwald, 1768. 1. Alph. 11. B.

Die morgenländiſchen Erzählungen ſind in ihrer Art noch ganz erträglich; aber was ſollen die eingeſchobnen Hiſtorietten von franzöſiſchen Petitmaitres hier, die einem alten perſiſchen König erzählt werden, um ihm Schlaf zu machen? Sein Uebel muß unheilbar geweſen ſeyn: ſie bleiben bey ihm ohne Wirkung, und ſind doch ſo narkotiſch für die Leſer.

Etwas wider die Langweile für die ſo es brauchen können und haben wollen. Lübeck und Leipzig, bey Schmidt und Donatius 1768. 1. Alph.

Unter den zehn in dieſer Sammlung enthaltenen Erzählungen iſt die erſte, die natürliche Zauberey oder der Lord aus dem Stegreife

der Abſicht des Herausgebers am gemäßeſten. Das wunderbare darinnen, ſo ſehr es ins ſeltſame fällt, unterhält wenigſtens die Aufmerkſamkeit der Leſer mehr als ein Feenmährchen. Leute, die vor Langerweile ſterben, wie der Herausgeber ſagt, müſſen ihm für den Patriotiſmus verbunden ſeyn, daß er ſie mit einem Buche beſchenkt, das bey ihnen die Stelle eines Palliativs vertreten kann.

Celianne, oder die durch ihre Tugend verführten Liebhaber aus dem franzöſch. von der Verfaſſerinn der Eliſabeth, Koppenhagen und Leipzig bey Rothens Wittwe und Profft, 1768. 8. Bogen.

Celianne, ein wahres Wunder der Schönheit, ein Engel am Verſtande, ein Phänomenon der Tugend, ein Mädchen das Schlüſſe macht und ihre Aufführung nicht nach ihrer Neigung ſondern nach ihren Schlüſſen einrichtet. — Nichts weniger als alles dieſes! Celianne iſt ein Mädchen der der Kopf von philoſophiſchen Grillen ſchwindelt, und die ihre Grundſätze ſo lange hin und hin drehet, bis ſie mit ihren Neigungen zuſammen paſſen, die verliebte Seufzer ſtöhnet und ſie in eine abgeſchmackte Philoſophie hüllt. Man hat alle Urſache von der Welt den philoſo-

phiſchen

phiſchen Mädchen gram zu ſeyn, dieſer insbeſondre, die durch ihr affectirtes Weſen unerträglich wird.

Vergnügen auf dem Kanapee in moraliſchen Erzählungen. Leipzig bey Cruſius, 1767. 2. Theile, jeder von 17. Bogen.

Daß doch die Romanſchreiber ihren Leſern an allen Orten nachlaufen! Sie ſchleppen uns ganze Bibliothecken auf das Land nach, vertreiben uns lange Winterabende, und ihre Dienſtfertigkeit erſtreckt ſich bis auf den Puztiſch und das Kanappee. Wer weis, wohin ſie noch ihre Leſer begleiten werden. Der Herausgeber dieſer Sammlung verdienet indeſſen mehr das Lob eines guten Geſellſchafters als den Vorwurf eines Unbeſcheidnen; die kleinen Erzählungen, alle nach franzöſiſchen Geſchmack, laſſen ſich wohl leſen und der Verleger hat dafür geſorgt, daß auch das äuſſerliche dieſes Buchs dem Kanapee keine Schande macht.

Geſchichte der Lady Burton aus dem Engliſchen überſetzt. Kopenhagen 1768. bey Rothen, 17. Bogen.

Es iſt mit den Romanen wie mit den Geſichtern der Menſchen, die gewöhnlichen heiſſen All-

tags-

tagsgeſichter: ſie haben in ihren Zügen nichts reizendes, das ſie auf eine vortheilhafte Art von andern unterſcheidet. Und die meiſten Schriften aus dem Fache der Romanen, in welchen man eine gewiſſe Uebereinſtimmung gewöhnlicher Züge, und ewige Wiederholungen gemeiner Begebenheiten in der Romanwelt findet, ſind in ihrer Art auch Alltagsgeſichter. In dieſe Claſſe gehört der angezeigte Roman, der nichts als Ohnmachten, Entführungen und Heyrathen enthält.

Geſchichte eines franzöſiſchen Frauenzimmers, von ihr ſelbſt geſchrieben, aus dem Franzöſiſch. überſetzt. Frankfurt und Leipzig, 1768.

Ein enthuſiaſtiſcher Dialog, von Liebe zwiſchen einem Sultan und einem franzöſiſchen Mädchen im Serail. Das Mädchen ſcheinet wirklich bey einem Fieberanfalle dieſe Unterredung niedergeſchrieben zu haben.

Das blinde Glück, oder etwas von ohngefähr in denen ganz beſondern Vorfällen eines adelichen Hofmeiſters und ſeiner Herrſchaft, nebſt den Begebenheiten ſeiner zwey Schweſtern von ihm ſelbſt entworfen und ausgefertiget. Blankenburg bey Reußnern, 1768. 13. Bog.

Der Anfang dieſes Buchs lautet vollkommen

wie

wie der Eingang einer ſchlechten Predigt. Man kann nicht beſſer thun, als dieſe verſchlafen und einen Roman, wie der iſt, ungeleſen weglegen.

Emilie, oder die belohnte Tugend in der Geſchichte der Fräulein von Melvile, aus dem Engliſchen überſetzt, 2. Theile. Nürnberg bey Riegels Wittwe, 1768. 28. Bogen.

Wahre Carricatur, durch die ungeſchickte Hand des Ueberſetzers noch mehr verzerret. Das iſt noch ein Glück, daß ſchlechte Bücher, weil ſie doch auch überſetzt werden, immer in ſolche Hände kommen, die anſtatt ſie der Vergeſſenheit zu entreiſſen, nur an ihrem geſchwinden Untergange arbeiten. Dieſe Ueberſetzung iſt in aller Abſicht unerträglich, ohne die mindeſte Wahl des Ausdrucks und vollkommen im Nürnberger Stadtdialekt. Zur Probe wollen wir einen einzigen Perioden abſchreiben, den erſten den beſten. Nachdem ihnen die Frau Green gewunken hatte, ſo ſtund ſie auf, die Frau Lightfame zu empfangen und die boden Mesdemoiſelles ſchryen aus Liebe: Frau Lightfame, dieſes iſt ein großes Glück ꝛc. Man darf nicht glauben, daß die boden Mesdemoiſelles ein Druckfehler iſt. Der Ueberſetzer deklinirt beede, bode, beyde, wie

zween, zwo, zwey, anſtatt gewünſcht, ſagt er auch allezeit gewunſchen. Ueberhaupt iſt ſein Reichthum an undeutſchen Idiotiſmen ganz unerſchöpflich.

Sara Th** eine Erzählung für Leſerinnen auf dem Lande, aus dem Engliſchen. Hamburg, 1768.

Eine artige kleine Geſchichte mit ökonomiſchen Gemählden, die wir ſchon irgendwo in einer Sammlung geleſen und hier wieder abgedruckt iſt.

Hamburgiſche Dramaturgie. Hamburg, in Commißion bey J. H. Cramer in Bremen. Zwey Bände in gr. 8. 1768.

Ein Nachdruck, eben derſelben in zween Bänden in klein 8. 1769.

Dieſes Werk des Hrn. Leßing, iſt von dem erſten Augenblicke, da die erſten Blätter herausgekommen, mit der größten Begierde geleſen worden, und iſt allenthalben bekannt. Es iſt ein Schatz von richtigen Zergliederungen und fruchtbaren Anmerkungen über die Stücke, die auf dem Hamburgiſchen Theater aufgeführet worden. Und bey dieſer Gelegenheit ſind, ſonderlich im zweyten Bande, viel Ausſichten zur fernern Bildung und Verbeſſerung unſers Theaters eröfnet worden, viele Vorurtheile entlarvet,

und

und viele die theatraliſche Kunſt betreffenden Fragen, mit ungemeiner Scharfſinnigkeit beantwortet worden. Die auf dem Hamburgiſchen Theater aufgeführten Stücke, geben Hrn. Leßing bloß die Gelegenheit, ſich mit dem Leſer über intereſſante das Theater betreffende Sachen zu unterhalten. Daher iſt dieſes Werk keines Auszugs fähig; es verdienet aber, von allen, die die Schauſpiele richtig beurtheilen, oder ſelbſt in dieſem Fache arbeiten wollen, fleißig ſtudiret zu werden.

Wir würden hier nichts weiter ſagen, wenn es nicht nöthig wäre, unſern Leſern, von der mehr als Carlſchen Unverſchämtheit der Urheber des obenangezeigten Nachdrucks dieſes Werks, Nachricht zu geben.

Vor ein paar Jahren fiengen einige Leute, die unbekannt bleiben wollten, an, unter dem erdichteten Namen Dodsley und Compagnie von London, auf den Leipziger Meſſen, einige von ihnen verlegte Bücher verkaufen zu laſſen. Unter denſelben war denn auch der ebengedachte Nachdruck der Hamburgiſchen Dramaturgie. Dieſe verkappte Dodsley und Compagnie lißen zugleich unter den Buchhändlern eine abgeſchmackte gedruckte Nachricht herumgehen; worinn ſie vorgaben, „daß ſie denjenigen, die ſich ohne die

„ erforderlichen Eigenſchaften in die Buchhand-
„ lung miſchen wollten, das Selbſtverlegen ver-
„ wehren wollten, daß ſie zu dieſem Behuf, mit
„ Beyhülfe einiger Buchhändler, eine Caſſe,
„ aufzurichten angefangen hätten, zu deren Ver-
„ mehrung ſie um Beytrag erſuchten, daß ſie
„ dem, der jemand von ihrer Geſellſchaft etwas
„ nachdrucken würde, allen Schaden zufügen
„ würden, daß alle Buchhändler ſich in Jahres-
„ friſt von allen Arten des Nachdruckes losma-
„ chen oder erwarten ſollten, ihren Verlag für
„ die Hälfte des Preiſes verkauft zu ſehen, „
und was dergleichen mehr war. Alle vernünfti-
ge Buchhändler laſen dieſe Nachricht mit Ver-
achtung, und ſahen ſie für das an, was ſie war,
nemlich für einen Streich in die Luft, wodurch
unbekannte Leute ſich auf den Meſſen ein Anſe-
hen geben wollten. Es war ganz leicht zu ſe-
hen, daß man von Leuten, die niemand kennet,
unmöglich wiſſen konnte, ob ſie, die zum Buch-
handel erforderlichen Eigenſchaften, ſie mögen
auch ſeyn, welche ſie wollen, ſelbſt beſäßen;
daß man das Selbſtverlegen niemand verweh-
ren könne; daß es ungereimt ſey, eine Caſſe zu
vermehren, zu deren Rendanten ſich Leute dar-
ſtellen, die unbekannt ſind, und deren Wort
und Sicherheit, ehe ſie ſich nicht zu erkennen ge-
ben,

den, ſo viel als nichts gilt. Da aber dieſe Leute hinter ihrer Decke droheten, einigen Leuten allen Schaden zuzufügen, den Verlag andrer um die Hälfte des Preiſes zu verkaufen, (zwey Drohungen, die keinen Rechten nach, erlaubt ſeyn können) ſo mochten einige argwohnen, daß die Verhütung des Nachdrucks, oder des Verkaufs nachgedruckter Bücher vielleicht nur zum Vorwand des Schadens, den die Unbekannten andern zufügen wollten, dienen ſollte, und daß die ſogenannten Herren Dodsley und Compagnie vielleicht gar zu den Buſchkleppern gehörten, die ſie vorgaben, verfolgen zu wollen. Das Mißtrauen gegen Unbekannte, zumal gegen ſolche, die gefliſſentlich unbekannt bleiben wollen, iſt eine rechtmäßige Vorſicht eines vernünftigen Kaufmannes; denn wie oft hat nicht ein Schelm die Mine eines ehrlichen Mannes angenommen, und daß Dodsley und Compagnie gleich ihren Handel mit dem Nachdrucke der Dramaturgie anfiengen, lenkete das Urtheil eben nicht zu ihrem Vortheil. Es ließ ſich alſo (wir wiſſen es zuverläßig) kein einziger angeſehener Buchhändler mit ihnen ein, ſondern man begnügte ſich, ihnen für wenige Thaler das, was man von ihrem meiſt wenig bedeutendem Verlagsbüchern brauchte, abzukaufen, und ließ ſie unter den vie-

len Hauſirern „denen die Meßfreyheit erlaubt, ihr Brod zu ertrödeln, fortlaufen.

Hr. Leßing nahm aber dieſe Sache auf einen ernſthaften Fuß; Er glaubte vermuthlich die Herren Dodsley und Compagnie wären angeſehene Buchhändler, und hätten ſich mit angeſehenen Buchhändlern verbunden, den Gelehrten zu verwehren, ſelbſt auf ihre Koſten Bücher drucken zu laſſen. Er war nicht allein mit Recht ungehalten, daß durch den Nachdruck ſeine Dramaturgie (ohnerachtet er, wie er verſichert, durch dieſe Unterbrechung keinen Vortheil verlohr) unterbrochen ward, ſondern er befürchtete auch, „daß es Leute geben könne, die einen „ausdrücklichen Plan darnach machten, daß „auch das nützlichſte unter ähnlichen Umſtänden „unternommene Werk verunglücken ſollte und „müßte.„ Dieß bewog ihn die Dodsleyſche Nachricht öffentlich bekannt zu machen. Er zeigte das Ungereimte darinn, Nachdruck durch andern Nachdruck zu verwehren. Er fragte: „Wer „ſind die, die das Selbſtverlegen verwehren „wollen? Haben ſie wohl das Herz, ſich unter „ihrem wahren Namen zu dieſem Frevel zu bekennen? Iſt irgendwo das Selbſtverlegen jemals verboten geweſen? Und wie kann es ver„boten

„boten ſeyn? Welch Geſetz kann dem Gelehr-
„ten das Recht ſchmälern, aus ſeinen eigen-
„thümlichen Werken alle den Nutzen zu ziehen,
„den er möglicher Weiſé daraus ziehen kann?
„Aber ſie miſchen ſich ohne die erforderliche Ei-
„genſchaften in die Buchhandlung. Was ſind
„das für erforderliche Eigenſchaften? Das
„man 5. Jahre bey einen Manne Packete zu-
„binden gelernet, der auch nichts weiter gelernt,
„der auch nichts weiter kann, als Packete zu-
„binden? Und wer darf ſich in die Buchhand-
„lung nicht miſchen? Seit wenn iſt der Buch-
„handel eine Innung? Welches ſind ſeine aus-
„ſchlieſſende Privilegien? Wer hat ſie ihm er-
„theilt?„

Auf dieſe Fragen war es leicht zu antworten. Nie kann es einem Gelehrten unverwehrt werden, etwas auf ſeine Koſten drucken zu laſſen, denn jeder kann wohl ſein Geld ausgeben wofür er will. Aber Bücher debitiren? Auf den Meſſen kann jedermann verkaufen, ſobald er nur einen Käufer finden kann: In den meiſten Städten Deutſchlandes wird ein Landesfürſtliches Privilegium erfordert um einen offnen Buchladen zu haben. In Frankreich und Holland, darf ein Gelehrter, der ein Buch auf ſeine Koſten dru-

cken läßt, es nicht anders, als durch privilegirte Buchhändler verkaufen laſſen; wo hingegen der Landesherr den Buchhandel jedermann frey laſſen wollte, könnte denn auch jedermann Bücher verkaufen?

Da aber in Deutſchland faſt nie die Auflage eines Buchs in einer Stadt verkauft werden kann, ſondern in alle Städte Deutſchlandes verſtreuet werden muß, ſo iſt dadurch der Buchhandel, der in Paris und London zuweilen, auch ohne vorläufige Kenntniß, bloß durch baaren Verkauf an den Käufer getrieben werden kann, in Deutſchland zu einem mühſamen verwickelten, und unter manchen Umſtänden höchſtmißlichen Handel geworden. Wenn er ſoll mit einigem Vortheile getrieben werden, ſo erfordert er eine ungemein weitläufige Kenntniß der vorhandenen Bücher, der beſten Art ſie anzuſchaffen ihrer verhältnißmäßigen Brauchbarkeit zum Vertriebe; eine genaue Ordnung, die nicht allein beym Zubinden der Packete ſtehen bleibt, oder bloß lehret, einzelne Bücher richtig zu behandeln, und in weitläufigen Läden und Niederlagen, alles dahin zu legen ſey, wo es am leichteſten zu finden iſt, ſondern auch, bey einer weitläufigen Buchhaltung, die die Buchhandlung nothwendig

dig mit ſich führt, und nicht einen Augenblick aus der Acht gelaſſen werden muß; eine ungemeine Geſchäftigkeit, im Verkauf, in der Correſpondenz, in der ſchleunigen Spedirung der verlangten Bücher, in Bereiſung der Meſſen, viel Vorſicht im Drucken, im Anſchaffen, im Unternehmen, Verborgen, im Umtauſchen u. ſ. w. Um dieſe Eigenſchaften und Kenntniſſe, zu erlangen, wird in den ſechs oder ſieben Lehrjahren, die die deutſchen Buchhändler ohne eine Innung auszumachen, durch allgemeine Uebereinſtimmung verlangen, nur ein geringer Anfang gemacht, und bloß durch Fleiß und Erfahrung werden ſie vollkommen gemacht. Wem dieſe Kenntniß fehlet, der wird, wenn nicht ein blindes Glück über ihn walten ſollte, ſchwerlich mit Vortheil Bücher debitiren können; er wird ſich hundertmal mit chymäriſchen Hofnungen ſchmeicheln, und wirklich vorhandenen Gefahren nicht auszuweichen ſuchen. Dieß hat bey Gelehrten, die Bücher auf ihre Koſten drucken ließen, ſehr öfters zugetroffen, und dieß iſt nun die wahre Urſach geweſen, warum ſie oft da einen nicht geringen Schaden gelitten haben, wo ſie ſich anſehnlichen Vortheil verſprochen hatten.

Dieß wäre es ohngefähr was man ſagen könnte, um Hrn. Leßings Fragen näher zu erörtern.

Was thun aber Dodsley und Compagnie? Anſtatt ſich zu entſchuldigen, welches ſie freylich werden unmöglich gefunden haben; greifen dieſe unbekannte Leute, die nicht einmal das Recht haben, ſich unter die privilegirte Buchhändler zu zählen, einen Schriftſteller, wie Hr. Leßing und zugleich alle Gelehrten, die ihre Bücher auf eigne Koſten drucken, auf die gröbſte Weiſe an, ſie klagen ſeine Impertinenz an, ſie nennen ihn einen Kalumnianten, ſeinen Aufſatz wider ſie, eine Harlekinade und ſagen, er werde der Nachwelt einen ſehr ſchlechten Begriff von der Gemüthsart unſrer itzigen Gelehrten machen, ſie nennen den Selbſtverlag den Schleichhandel der Autoren, ſie, die ſelbſt unter der Decke eines fremden Namens, einen bisher unter den Buchhändlern unerhörten Schleichhandel unternommen haben. Hr. L. ſagt, er habe die Dramaturgie nicht auf ſeine Koſten drucken laſſen, und verliehre alſo nichts durch den Nachdruck. Dodsley und Compagnie wollen beweiſen, daß Hr. L. doch ſie auf ſeine Koſten habe drucken laſſen, und führen zum Beweiſe an, daß das ſächſiſche Privilegium auf Hrn. Leßings und Hrn. Bodens Namen ertheilet worden. Ob aus dieſen Worten des Privilegium folget, daß Hr. L. das Buch auf eigne Koſten verlegt, und ob,

wenn

wenn dieſes auch folgete, die Rechtſchaffenheit der Hrn. D. und C. etwas gewinne, iſt leicht zu ſehen. Wir bemerken nur dieſes: Hat man wohl jemals dergleichen Frechheit geſehen, daß ein Nachdrucker ſich auf ein Privilegium öffentlich berufet, welches er doch ungeſcheut übertreten hat, zumal da, (welches wohl zu merken,) die einzige Niederlage, dieſes Dodsleyſchen Schleichhandels in Leipzig iſt, und alſo der Nachdruck auf Churſächſiſchen Grund und Boden und ohne Scheu getrieben wird.

Noch eine einzige Stelle wollen wir anführen: „Die Autoren wollen den möglichſten Gewinn von ihren Arbeiten ziehen, das heißt, „ſie wollen auſſer dem Honorario, auch noch das „wenige (in Deutſchland kann man es mit Recht „ein weniges nennen) an ſich reiſſen, wovon „wir leben; *) ſie wollen den Untergang der „Buchhandlung befördern. Ein Buch drucken „zu laſſen und es zu verkaufen, ſtehet jedem „frey, aber ſo vielen, denen der Staat das Recht „gegeben, vom Buchhandel zu leben, und die „die unglücklichſten Leute wären, wenn ſie ihren „Handel nicht fortſetzen könnten, ihre Nahrung „rauben wollen, iſt mehr als Geiz. Die Policey

*) Wo ſtehet es geſchrieben, daß Dodsley und Compagnie, von der Buchhandlung leben müſſen.

„licey hat ſich nach dem Kriege alle Mühe ge„geben, die Dorfkaufleute zu unterdrücken, „weil ſonſt die in der Stadt zu Grunde gehen „würden u. ſ. w.„ Wenn Dodsley und Compagnie geſtehen, „daß es jedermann erlaubt „ſey,„Bücher zu drucken und zu verkaufen,ſo iſt dieß ja das einzige Recht, das Hr. Leßing den Autoren hat vindiciren wollen, wie können ſie denn ſich entblöden, vom Untergange des Buchhandels zu reden, woran nicht gedacht worden, da vielmehr der Buchhandel ſeinem Untergange näher gebracht wird, wenn ſich alle namenloſe Leute unter einer erſonnenen Firma, damit abgeben dürfen. Wie können ſie unverſchämter Weiſe die Gelehrten, mit den Dorfkaufleuten vergleichen, die die Policey zu unterdrücken ſuchen muß. Und wie unterſtehen ſich Dodsley und Compagnie im Namen aller Buchhändler zu reden, die dergleichen verkappte Büchertrödler nie unter ihre Zunft zählen werden.

Iſt es nicht unerhört, daß Leute, unter der Decke eines fremden Namens, einem berühmten Gelehrten, den ſie durch den Nachdruck ſeiner Schriften ohnedem beleidigt haben, noch öffentlich aushöhnen dürfen. Sollte nicht jeder vernünftige Gelehrte, und jeder vernünftige

Buch-

Buchhändler ſeinen Abſcheu bezeugen, und muß man nicht die Stirne des Verfaſſers der halliſchen gelehrten Zeitungen bewundern, der ein ſolches Betragen gut heißet, vielleicht weil er glaubt, das Intermezzo des Herrn Dodsley und Compagnie, könne einem Leßing eine unangenehme Stunde machen.

Der Oeſterreichiſche Patriot. Erſter bis dritter Band, 1764. 1765. Des zweyten Jahrgangs erſter und zweyter Band, 1765. 1766. Wien bey Schulz, in 8.

Wider die Langeweile. Erſter Band. Wien bey M. T. Schulzin, Wittib, 1767. in 8.

Der Mann ohne Vorurtheil. Zweyter Band. Wien bey Trattnern, 1769. in 8.

Thereſie und Eleonore eine Wochenſchrift von J. von Sonnenfels. Zweyte und verbeſſerte Auflage. Nebſt einem Anhange. Leipzig bey C. G. Hilſchern, 1769. in 8.

Um in Oeſterreich den Geſchmack an guten Schriften zu erwecken, und eine feinere Denkungsart einzuführen, hat man ſich beſonders verſchiedner Wochenſchriften bedienet, von denen uns (außer die Welt, eine Wochenſchrift in 4. Bänden, die vor 1764. erſchien) nur die

obigen

obigen zu Geſichte gekommen ſind. Die Wochenſchriften ſind in der That das bequemſte Mittel, um denen, die noch nicht geleſen haben, einige Luſt zum Leſen beyzubringen. Dieſen Wochenſchriften hat man es zu danken, daß in Wien Liebe zur deutſchen Sprache erwecket und unſre gute Schriftſteller in Oeſterreich bekannter worden, da ſie leider vor wenigen Jahren daſelbſt noch ganz unbekannt geweſen: Man kann zwar von dieſen Wochenſchriften eben nicht ſagen, daß man in denſelben viele Meiſterſtücke finde; aber ſie ſind meiſtens doch ſo gut, daß vergleichungsweiſe, wenig Blätter unter die ſchlechten können gerechnet werden, und das war zu dem Zwecke, wozu ſie geſchrieben waren, genug.

Der Oeſterreichiſche Patriot meynt es ſehr gut. Aber die Blätter ſind von verſchiedner Güte. Am beſten haben uns die phyſikaliſchen Stücke, und die, ſo ſich unmittelbar mit Verbeſſerung öſterreichiſcher Landeseinrichtungen beſchäftigen, gefallen. Die moraliſchen Stücke können immer nützlich geweſen ſeyn; aber ſie ſind oft matt, oft tragen ſie Merkmale der Nachahmung an ſich. Die Gedichte ſind durchaus, wie faſt in andern Wochenblättern, das mittelmäßigſte.

Wider

Wider die Langeweile, iſt ſonſt ganz gut, aber wahrlich nicht wider die Langeweile, denn die meiſten Stücke ſind ſehr matt.

Der Mann ohne Vorurtheil, hat weit mehr Lebhaftigkeit. Manche Stücke, die vielleicht in Wien ſehr intereſſant *) mögen geweſen ſeyn, ſind uns aus Mangel der Kenntniß der dortigen Sitten nicht ganz verſtändlich. Die Streitigkeiten, die durch dieſes Wochenblatt unter den witzigen Köpfen zu Wien erreget worden, (wovon unten noch etwas vorkommen wird) können wir gleichfalls hin und wieder nicht verſtehen, und wir enthalten uns alſo um ſo viel mehr näher darüber zu urtheilen.

Thereſie und Eleonore iſt bey weitem die beſte Wochenſchrift unter den übrigen. Sie iſt lebhaft geſchrieben, und trägt Moral in guter Einkleidung vor. Wenn wir einige etwas matte Stücke,

*) Die Göttinger Zeitung will, man ſolle anſtatt intereſſant, lieber einnehmend ſagen, aber es iſt, dünkt uns, offenbar, daß zwar alles Einnehmende intereſſant, aber nicht alles Intereſſante einnehmend iſt. Anziehend könnte man eher ſagen, wenn es nicht zu ungewöhnlich wäre. Aber überhaupt, da wir dem Worte Intereſſe in verſchiedner Bedeutung das Bürgerrecht gegeben haben, warum ſollte intereſſant ſo tadelhaft ſeyn?

Stücke, und denen man Nachahmung anmerkt, ausnehmen, ſo können wir ſie ungemein anpreiſen, und ſie verdienet auch außer Oeſterreich, den Nachttiſch der Schönen zu zieren.

Da wir uns vorgenommen haben, verſchiedne zur Oeſterreichiſchen Litteratur gehörige Schriften anzuzeigen, ſo mögen nun einige theatraliſche Stücke, und dahin einſchlagende Streitſchriften folgen:

Der Geburtstag. Ein Luſtſpiel von drey Aufzügen. Zweyte Auflage. Wien bey Trattnern, 1767. in gr. 12.

Kritik über den Geburtstag. Ein Luſtſpiel von einem Aufzuge. Zweyte Auflage. Wien bey Trattnern, 1767. in gr. 12.

Gedanken eines Philoſophen von dem Luſtſpiele: Kritik über den Geburtstag. Wien bey Trattnern, 1767. in 8.

Gedanken eines unpartheyiſchen Mannes, über die Gedanken eines Philoſophen.

Dieſes blieb im Manuſcript, weil der Druck nicht erlaubt ward, gleichwohl ward eine Widerlegung gedruckt, unter folgendem Titel:

Schreiben des Philoſophen an den unpartheyiſchen Mann. Wien bey Trattnern, 1767. in 8.

An die uralte weltberühmte und hochgelehrte Geſellſchaft der ſchönen Wiſſenſchaften von Hirſchau, 1767. in 8.

Die Schriftſteller, oder freundſchaftliche Erinnerungen an ſelbe, über ihre bisherige Streitſchriften von J. M. S. V. Wien, 1767. bey Kurzböck. in 8.

Julie, oder Wettſtreit der Pflicht und Liebe. Ein rührendes Luſtſpiel von drey Aufzügen. Wien bey von Ghelen, 1766. in 8.

Tom Jones, ein Luſtſpiel von fünf Aufzügen, nach dem engliſchen Roman. Wien bey von Ghelen, 1767. in 8.

Der Bauer aus dem Gebirge in Wien. Ein Luſtſpiel von drey Aufzügen. Wien, 1767.

Dieſe fünf Stücke ſind von Hrn. Franz Heufeld. Julie iſt von Hrn. Leßing in der Hamburgiſchen Dramaturgie ſo gründlich beurtheilet worden, daß nichts weiter hinzuzuſetzen iſt.

Der Geburtstag, iſt eine Schilderung der Sitten des niedern Adels zu Wien, die ſehr getreu zu ſeyn ſcheinet, und daher bey der Aufführung auch ungemeinen Beyfall erhalten hat. In der Wochenſchrift, der Mann ohne Vorurtheil, ward dieß Stück ziemlich hart beurtheilet, wodurch

die Kritik über den Geburtstag und die angezeigten Streitſchriften veranlaßt worden. Unſers Erachtens iſt der Geburtstag eben kein Meiſterſtück, aber als eine Lokalkomödie für Wien, auch eben nicht zu verachten, daher der Mann ohne Vorurtheil, den Verf. billig nicht hätte chicaniren ſollen. Doch hätte hinwieder Hr. H. dieſe Kritik nicht ſo übel aufnehmen ſollen, wofern nicht beſondere Umſtände und Veranlaſſungen etwa hiezu Gelegenheit gegeben, die uns vielleicht können unbewußt ſeyn.

Tom Jones iſt etwas matt; der V. bleibt zu ſehr bey der Geſchichte. Doch iſt das Stück ſehr viel beſſer, als ein anderer Tom Jones von Steffens, der zu Zelle 1765. gedruckt worden.

Der Bauer aus dem Gebirge iſt eine freye Nachbildung des Arlequin Sauvage. Es iſt ein wolgerathener Verſuch, die Perſon des Hanswurſt, die das Wieneriſche Publikum *) ſich bisher nicht hat wollen entreißen laſſen, brauchbarer und anſtändiger zu machen. Wir ſagen, der Verſuch iſt ſehr wohl gerathen, aber ſo weit es die Perſon des Hanswurſt ſelbſt möglich macht. Denn ſonſt freylich iſt das Naive eines

Wilden

*) Wir haben eine zu Wien gedruckte Miß Sara Sampſon geſehen, wo Hanswurſt die Perſon des Norton ſpielet.

Wilden, der zuerſt Europa ſieht, von der Plumpheit eines Bauers, der zuerſt nach der Stadt kommt, Himmelweit unterſchieden. Dieſer Schriftſteller hat noch 2 Luſtſpiele, die Haushaltung nach der Mode, und den Liebhaber nach der Mode verfertiget, die uns nicht zu Geſichte gekommen ſind.

Aurelius ein Trauerſpiel in Verſen, von einem K. K. Officier. Erſte, zweyte und dritte Auflage, 1766. Wien bey Krauß, in 8. Vierte veränderte Auflage, ebendaſelbſt 1768. in gr. 8.

Hermann und Thusnelde. Ein Trauerſpiel in Verſen von einem K. K. Officier. Verbeſſerte Auflage. 1769. in 8.

Der Verf. dieſer beyden Stücke iſt der Hr. von Ayrenhofer, K. K. Hauptmann. Der Aurelius iſt in Wien mit großem Beyfall aufgenommen worden, wie die wiederholten Auflagen zeigen. Der V. verdient um ſo vielmehr Aufmunterung, je ſeltner Leute von ſeinem Stande, ihre Nebenſtunden, ſo nützlich anwenden. Dieſe beyden Stücke ſind auf die franzöſiſche Art verfertiget, da man mehr edelmüthige Geſinnungen und ſchöne Tiraden ſucht, als den Kampf menſchlicher Leidenſchaften, zu ſchildern,

und dieſe in den natürlichen Ausdrücken darzulegen ſucht. Wie ſehr dieß von dem wahrem Zwecke des Trauerſpieles abführe, hat niemand beſſer gezeigt, als Leßing in ſeiner Dramaturgie. Der Hr. von A. ſcheint, nach ſeinen Vorreden zu urtheilen, viel zu beſcheiden und zu aufmerkſam auf die Verbeſſerung ſeiner Werke zu ſeyn, als daß ihm die Leſung der Leßingiſchen Anmerkungen, nicht neue Ausſichten in das wahre Weſen des Trauerſpiels öffnen ſollte.

Xerxes, der Friedſame. Ein heroiſches Schauſpiel in fünf Aufzügen. Bey der Feyerlichkeit der Krönung Sr. Röm. Königl. Maj. Josephs des IIten aufgeführet. Wien, bey Krauß, 1764. in 8.

Wir können uns kaum vorſtellen, daß es möglich ſey, was in der Vorrede vorgegeben wird, daß der Hr. von Sonnenfels den Plan zu dieſem Stücke entworfen habe. Er iſt außerordentlich windſchief, vermuthlich durch Schuld zweyer Perſonen, die nach den Hrn. von S. daran ſollen gearbeitet haben. Die Schreibart geht auf Stelzen, und nicht ſelten ſchmeckt ſie nach der, die man in Haupt- und Staatsactionen zu hören gewohnt iſt.

Wiene-

Wieneriſche Dramaturgie. Erſtes Vierteljahr. Wien, bey M. T. Schulzinn Wittib. 1768. in 8.

Dieſer Schriftſteller hat Leßingen bloß den Namen abgeborgt; hat aber zu einem ſolchen Werke ſehr wenig Talente. Er weiß ſo wenig den Raum zu füllen, daß er ein höchſtelendes heroiſches Schauſpiel, betitelt Aeneas und Lavinia, einrückt, und Löwens ziemlich und unzuverläßige, und höchſtpartheyiſche Geſchichte des deutſchen Theaters abſchreibt.

Briefe über die Wieneriſche Schaubühne. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Vier Quartale. Wien, bey Joſeph Kurzböck, 1768. in 8.

Der Verf. nimmt nur die Maſke eines Franzoſen an, die er auch noch vor Ende des Werks ableget, um ſich als einen deutſchen Schriftſteller zu zeigen. Er übertrifft den vorigen Autor beyweiten an Einſicht und Beurtheilungskraft. Viele ſeiner Anmerkungen und Vorſchläge ſind würdig, näher überlegt zu werden. Die Schreibart iſt angenehm, und lebhaft. Niemand hat wohl den Styl der Litteraturbriefe beſſer nachgeahmt, als dieſer Verf. Um dieſes ſein Original völlig zu erreichen, hat er viel-

vielleicht geglaubt, er müßte zuweilen ein wenig raſch und dreiſt urtheilen, er müßte ſein Urtheil, wie die Franzoſen ſagen, tranchiren. Wenn man entweder ſein Urtheil in ein unwiderſprechliches Licht zu ſetzen weis, oder wenn er die ſichern Gründe ſeiner Meynung, ſo zu ſagen, in der Taſche hat, und nur darauf wartet, daß man ihm Einwürfe mache, die er ſchon weiß, daß er ſie, da wo ſie am ſtärkſten ſind, widerlegen kann; wenn dieſes der Fall iſt, ſo thut es zuweilen eine ſehr gute Wirkung, wenn man ſeine Meynung ſehr dreiſt und entſcheidend ſagt; wenn man aber blos ſeiner Laune oder ſeinem Eigenſinne zufolge, eine neue Meynung aufbringen will, und den entſcheidenden Ton blos nach der Hitze ſeiner eigenen Ueberredung abmißt, ohne vorher Gründe und Gegengründe gehörig abgewogen zu haben, ſo kann man ſehr verlieren, wenn ein wahrer Kenner die Sache kälter zwar, aber auch gründlicher unterſucht.

Unſer Verf. befindet ſich verſchiednemale in dieſem Falle. Sonderlich aber wünſchten wir, daß er über den Goldoni und über die Compoſition der Oper Alceſte vom Ritter Gluck, nicht ſo entſcheidend geurtheilt hätte. Jenen beſchreibt

er

er als einen ſchlechten Schriftſteller, da doch ſonderlich unſre deutſchen angehenden Schriftſteller, ſo viel von demſelben lernen könnten, dieſe hingegen macht er zu einem überſchwenglichen Meiſterſtucke in der Muſik, das den wahren guten Geſchmack in der Muſik wiederherſtellen, und den ſyberitiſchen *) Italieniſchen Geſchmack ausrotten werde.

Es iſt überhaupt kaum abzuſehen, warum ſich der Verf. mit der italieniſchen ernſthaften und komiſchen Oper, desgleichen mit der franzöſiſchen Comödie ſo ſehr beſchäftiget. Will er etwa dieſe Schauſpiele verbeſſern. Hat er vergeſſen, wie ſchädlich ſie unſerm eigenen Theater ſind, und daß wir alles verlohren geben, wenn wir uns dafür intereßiren, oder ſie gar als einen Theil unſrer Nationalbühne betrachten wollen. Sollten unſre Großen, jemals von dem ungegründeten Vorurtheile, für dieſe ausländiſche

*) Syberitiſch heißt unſer Verf. alles, was ſangbar iſt. Graun und Haße werden bey ihm in gleicher Verdammniß ſeyn, auch mancher brave Vocalcomponiſt in Wien, unter andern Hr. Gaßmann, den er wegen einer komiſchen Oper zwar lobt, aber eines ungleich wichtigern Werkes von ihm, die Oper Pſyche nicht gedenket, die wir der Alceſte, wenigſtens an die Seite ſetzen würden.

diſche Schauſpiele zurückkommen, ſo muß ſich das ganze Publikum, weit gefehlt, ſie zu beför- dern, ganz gleichgültig dagegen bezeigen, noch viel gleichgültiger, als dieſe Schauſpiele an ſich verdienen möchten, und die, denen Einſicht und Erfahrung das Recht zu reden giebt, müſſen dreiſt, laut entſcheidend, dawider reden, viel dreiſter, lauter, entſcheidender, als es ſonſt ge- ſchehen würde, wenn dieſe fremde Schauſpiele nicht unſre deutſche Schaubühne, unterdrückten und vernichteten. Dieß hat Leßing in Abſicht auf das franzöſiſche Theater gethan, und es verdienet den herzlichen Beyfall jedes patrioti- ſchen Deutſchen, dem es darum zu thun iſt, daß ſeine Nation eine eigne Denkungsart haben ſoll, und dazu iſt gewiß der erſte Schritt, daß wir aufhören den Franzoſen nachzuahmen.

Der verkappte Franzoſe, der ſich wundert, daß in der Oper Alceſte, die erſte Sängerinn eine deutſche ſey, hätte ſich eben ſo ſehr wundern ſollen, daß die Worte zu dieſer Oper nicht deutſch ſind. Man hat bisher blos der italieniſchen Sprache, der Bequemlichkeit des Geſanges hal- ber, oder wie ſich der Verf. auszudrücken be- liebt, des Solfezieren und der Gurgeley wegen, bey der Vokalmuſik den Vorzug gegeben, da

nun

nun aber alle dieſe Sachen (welches den Verf. ſo herzlich freuet) bey der Oper Alceſte wegbleiben ſollten, ſo war nicht die geringſte Urſach übrig, warum dieſe Oper in italieniſcher Sprache hatte ſeyn müſſen. Sollte aber die Compoſition des Hrn. Gluck nichts als eine verfeinerte Deklamation ſeyn, ſo iſt es ein abermaliger wichtiger Eingriff in die Rechte unſers Nationaltheaters, daß ſie in einer deutſchen Stadt an ein italiäniſches Trauerſpiel ſollte verwendet werden.

In der wortreichen Anpreiſung dieſer Oper verräth der Verf. überhaupt an mehr als einem Orte, daß er der Muſik gänzlich unkundig ſey. Er geſtehet dieſes ſelbſt, im 4ten Quartal S. 833.; verſichert aber, „ er habe ein richtiges „Ohr, und eine getreue Empfindung, die ihm „in der Muſik das Schöne ſicher anweiſe. „ Wenn er dieſe Richtigkeit, Treue und Sicherheit nicht etwa durch eine beſondere Inſpiration empfangen hat, ſo hätte er darauf immer ein beſcheidenes Mißtrauen ſetzen, und es denen, die etwas von der Muſik verſtehen, überlaſſen ſollen, den Componiſten ihren Rang anzuweiſen, und über die Muſik ganzer Nationen zu urtheilen.

Wir wiſſen zuverläßig, daß ein gekrönter Kenner der Muſik, die beſten Stücke der Glu-

ckiſchen Oper Alceſte von ſeinen beſten Sängern und dem Kern ſeines Orcheſters hat zur Probe aufführen laſſen, weil das große Geſchrey, das man in Wien von dieſer Oper machte, ihn begierig machte, ein ſolches Meiſterſtück zu hören. Als er aber einige Stücke gehöret hatte, ſo unterbrach er die Spielenden und ließ aufhören, weil er vollkommen geſättigt war. Wir hoffen nicht, daß der Verf. ſeine Empfindung, der Empfindung eines ſo feinen Kenners wird im Ernſte entgegenſetzen wollen.

Uns deucht, dieſe Compoſition ſey als eine bloße notirte Deklamation betrachtet, immer noch viel zu viel Muſik, und als ein muſikaliſches Kunſtwerk betrachtet, viel zu wenig Muſik; und da vollends, die meiſten Recitative in abgemeſſenen Takte abgeſungen werden, welches der wahren Deklamation ganz zuwider iſt, (der einzelnen Hoboe nicht zu gedenken, die ſo oft dabey ein lieblich Liedlein ertönen läßt,) ſo muß eine ſo einförmige Muſik bald Ueberdruß erregen. Man ſtöhrt ſein eignes Vergnügen, wenn man der Muſik ihre eigenthümliche Kraft raubt, und unter dem Vorwande die Gurgeley abzuſchaffen, uns Lulliſche Pſalmodien anſtatt Recitative und kleine Verſetgen anſtatt Arien aufdringen will.

Da

Da itzt die Partitur der Oper Alceſte gedruckt iſt, ſo behalten wir uns vor, künftig ausführlicher davon zu reden.

Briefe über die neuere öſterreichiſche Litteratur. 1768. Wien, bey Trattnern, in 8.

Dieſe Briefe enthalten verſchiedne hiſtoriſche Nachrichten, die in unſern Gegenden wenigſtens angenehm ſeyn müſſen. Die Urtheile aber haben wir nicht allenthalben gleich bündig gefunden. Zum Theil werden lange Auszüge und Stellen aus andern Schriften angeführt, die eben nicht jederzeit intereſſant ſind. Oefters wird wider die ebengedachte Briefe über die Wieneriſche Schaubühne Streit geführet, über die wir uns, aus mehr als einer Urſach, nicht erklären mögen.

Wir wünſchen, daß ſich die ſchönen Kenntniſſe, und der gute Geſchmack in den K. K. Erblanden, immer mehr ausbreiten mögen. Die Geiſtlichen, kraft ihres Einfluſſes in die Gewiſſen, und in die Erziehung, können viel dazu behülflich ſeyn, und die bisherigen Bemühungen derſelben dieſerwegen ſind ſehr zu loben. Sollten noch in Oeſterreich, unter den Ordensgeiſtlichen große Dichter aufſtehen, ſo würde dieß Land darinn einen Vorzug vor allen andern katholiſchen

ſchen Staaten z. B. Frankreich und Italien haben, wo man das Gegentheil will bemerkt haben. Wir wünſchen nur, daß in Oeſterreich verdiente Gelehrte ſich ferner nicht mit unintereſſanten Streitigkeiten chicaniren mögen, daß ſie aber auch nicht allzufrüh, einer mit dem andern mögen allzuwohl zufrieden ſeyn, und in allzuwillfährige Lobſprüche ausbrechen, die dem, der noch vollkommner werden könnte, Gelegenheit geben, ſich unverbeſſerlich zu dünken. Wir wünſchen endlich, daß die Freyheit zu denken, unter einer erleuchteten Regierung immer allgemeiner werden möge. Sie allein kann eine philoſophiſche Denkungsart bey einer Nation allgemein ausbreiten, die ſie allein zu den wichtigſten Werken des Geiſtes tüchtig macht. Geſchiehet dieſes, ſo kann man ſich verſprechen, daß in Oeſterreich Schriftſteller von der erſten Größe aufſtehen werden, und unſre Litteratur von daher einen neuen Glanz erhalten wird. Wir nehmen, wie ſchon geſagt, an allen, unter den Oeſterreiſchen witzigen Köpfen entſtandnen Streitigkeiten keinen Theil. Wir hoffen aber, es werde doch unſern Leſern angenehm ſeyn, wenn wir einen aus Wien erhaltnen Brief hier einrücken, da er verſchiedne Nachrichten enthält, die in unſern Gegenden noch unbekannt waren.

„Hoch-

„Hochgeehrteſte Herren!„

„Vielleicht wird es Ihnen nicht unangenehm „ſeyn, wenn ich Ihnen einige Nachrichten von „dem gegenwärtigen Zuſtande der ſchönen Litte„ratur in Wien mittheile. Wenigſtens wer„den dieſe Nachrichten weit zuverläßiger ſeyn, „als die magern Schreiben einiger Reiſenden, „da ich ſelbſt in Wien lebe, und vermuthlich „immer da leben werde. In der That erſtau„ne ich über den geſchwinden Fortgang, den „man hier in kurzer Zeit in der deutſchen Spra„che gemacht hat. Noch vor etlichen Jahren „war Wien lateiniſch, und franzöſiſch, das „Deutſche war dem Pöbel überlaſſen, und die „deutſche Comödianten ſorgten fleißig dafür, „daß ihr Witz, ihre Sprache ja immer dem nie„drigſten Pöbel treu blieben. Auf einmal ward „ein deutſcher Lehrſtuhl errichtet, aber Popo„witſch, ihr Lehrer, machte ſich und die deutſche „Sprache lächerlich; denn er war ein Pedant. „Kurz darauf gieng eine deutſche Geſellſchaft „hervor, wo Sonnenfels anfieng ſeine Talente „zu entwickeln; ſie erhielt ſich aber kaum ein „Jahr, und die Mitglieder trennten ſich unter„einander ſelbſt. Die Ordensgeiſtlichen wider„ſetzten ſich Anfangs dem Fortgange der deut„ſchen Sprache; endlich aber fanden ſie für

„gut,

„gut, ſie ſelbſt zu ſtudiren. Die erſte Wochen-
„ſchrift, die in Wien zum Vorſcheine kam,
„hieß die Welt, ihr vornehmſter Verfaſſer war
„Klemm; der Herr von Sonnenfels ließ auch
„verſchiedne Aufſätze in dieſe Wochenſchrift ein-
„rücken, überhaupt aber waren es noch unreife
„Jugendfrüchte. Der Oeſterreichiſche Patriot
„von eben dieſem Verfaſſer übertraf die Welt
„um vieles. Die Prieſter der Geſellſchaft Je-
„ſu, Burkard, Denis, Hohenward, Maſtalier,
„Rekelsſperger, Würz, ein paar Prieſter der
„frommen Schulen, und Bob, Herl, Heufeld,
„Roſchmann hatten Antheil an derſelben; dieſe
„Wochenſchrift war beliebt, und erhielt ſich un-
„gefähr zwey Jahre. Sonnenfels ſchrieb dar-
„auf den Vertrauten, der aber gleich mit den
„erſten Blättern verboten wurde, weil er zu
„bittere Anſpielungen auf verſchiedne Familien
„enthielt. Einige Zeit darauf fieng er an, den
„Mann ohne Vorurtheil heraus zu geben, und
„blies dadurch ein Feuer unter allen Einwoh-
„nern Wiens an. Seine Sprache iſt körnigt,
„ſchön, nur bisweilen zu ſchön, den ſie wird oft
„poetiſche Proſe, und neologiſch, er hat viele
„neue Wörter gewaget. Er ſagt ſeinen Lands-
„leuten Wahrheiten ins Geſicht, die man bis-
„her nur gedacht hatte; nur Schade, daß er ſie

„mit

„mit zu vieler Bitterkeit und in einem zu hohem „Tone ſagte; der nach Eigenliebe ſchmeckte. Er „konnte keinen andern Autor neben ſich ertra„gen, und ſetzte verſchiedne auf das partheyiſch„ſte herab. Nicht ſelten waren ſeine Charakte„re perſönliche Anſpielungen, heimlicher Groll, „oder Rache. So kam es denn dahin, daß „die Wiener unter Pasquill, und ſchönen Wiſ„ſenſchaften keinen Unterſchied mehr machten, „und daß man Deutſch las, um ſchimpfen, und „läſtern zu ſehen. Da flogen denn die gallſüch„tigſten Blättchen gegeneinander, der Zuſchauer „lachte, und verachtete faſt immer die Urheber. „Wenn dieſer Mann, der unſtreitig vortrefliche „Talente beſitzet, ſeine Eigenliebe hätte mäßi„gen können, wenn er ſtatt mit der Keule auf „die Köpfe zu ſchlagen, die jungen Leute bey der „Hand genommen, und ſie geleitet hätte, ſo „würden die ſchönen Wiſſenſchaften einen weit „herrlichern Fortgang unter uns gehabt haben. „Beſonders begieng er die größten Fehler bey „Beurtheilungen dramatiſcher Stücke. Es „waren die ſtrengſten Kritiken, um ſeine Ein„ſicht in das Drama, ſeinen Scharfſinn zu zei„gen; allein war das der Ort, die Zeit bey ei„nem Theater, das nicht einmal noch in der „Kindheit war, das ſich erſt von dem Wuſte an-

„fan-

„fangen mußte, loszuwinden? durch ſeine Feld-
„züge wider den Hannswurſt, oder wie er ihn
„nennte, den grünen Hut, und überhaupt durch
„ſeine Kritiken, zog er ſich endlich den Verdruß
„zu, daß ihn ſeine Feinde in einem raſenden
„Stücke, welches den Namen führte, der auf
„den Parnaß verſetzte grüne Hut, auf der Büh-
„ne dem Gelächter der ganzen Stadt Preis ga-
„ben, wodurch alles Gute wieder niedergeriſſen
„wurde, das etwan für die deutſche Bühne ge-
„ſchehen war. Noch zwo andere Wochenſchrif-
„ten von Ihm, Thereſe und Eleonore, und das
„weibliche Orakel bringen ihm wahrhaftig Eh-
„re, ſie ſind in den lächelndſten, in den ange-
„nehmſten Ausdrücken geſchrieben, voller Nai-
„vetät, und Grazie. Da erſcheint er als der
„liebenswürdigſte Schriftſteller, und wurde von
„jedermann mit Vergnügen geleſen. Ein ge-
„wiſſer Neugebauer, der die Fabeln des Fuchſes
„geſchrieben hat, gab eine Wochenſchrift, unter
„dem Titel, der Verbeſſerer, heraus; Sonnen-
„fels fiel über ſeine Ankündigung her, Neuge-
„bauer vertheidigte ſich mit Bitterkeit, ſo ward
„denn wieder zum Streite geblaſen. Der Ver-
„beſſerer fand Anfangs Beſchützer, allein durch
„ſeine matten Blätter, durch die üble Wahl der
„Materien, verlohr er ſie, und den Beyfall des

„Pub-

„Publikums gänzlich. Neue Wochenſchriften
„folgten darauf. Die Freude, wider die Lan-
„geweile, und die Wieneriſche Dramaturgie.
„Die Verf. der erſten waren Jünglinge, die
„unter ſich auf Stecken ritten, und das Publi-
„kum einluden, mit ihnen zu reiten. Klemm
„verfertigte die beyden letzten, welche keinen
„Beyfall fanden, und ihn auch nicht verdienten,
„einige wenige Blätter ausgenommen. Hier
„und da Gedichte, und Reden bey feyerlichen
„Gelegenheiten, die meiſtens ſchon in der Bib-
„liothek der ſchönen Wiſſenſchaften angezeiget
„ſind. Denis, dieſer vortrefliche Dichter, hat
„den Oſſian in Hexametern überſetzet, und der
„zweyte Band iſt ſchon aus der Preſſe. Das
„deutſche Theater ſchien unter Hilverdingen ei-
„ne neue Geſtalt zu gewinnen, wenigſtens hatte
„er Anſtalten getroffen, Theatraldichter durch
„Belohnungen zu ermuntern, allein es kam
„bald in die Hände des Affliſio, der zum Un-
„glücke kein Deutſch verſtehet, und unter dem
„wiederum ein franzöſiſches Theater errichtet
„wurde, das nach dem Tode des Kaiſers Franz
„entlaſſen worden war. So vortreflich die
„franzöſiſche Truppe iſt, ſo elend ſtehet es nun
„um das deutſche Theater, auf welchem wahr-
„haftig der Fluch zu ruhen ſcheinet. Der Adel

„beſucht das fremde Schauſpiel, der Pöbel das
„deutſche, wo man Hexereyen und Poſſenſpiele
„häufiger als jemals ſehen kann. Unter den
„Wiener Theatraldichtern ſind die bekannteſten,
„Hafner, Heufeld, Klemm. Hafner hatte ſich
„aus tauſend Burlesken die Spaße geſammelt,
„und aus dieſem ſetzte er ſeine Stücke zuſam-
„men. So pöbelhaft ſie waren, ſo fanden ſie
„doch allgemeinen Beyfall, denn ſie enthielten
„zugleich viele Anſpielungen auf die Lokalſitten.
„Das merkwürdigſte in ſeinen Stücken iſt, daß er
„es zu keiner Heyrath mit ſeinen Perſonen kom-
„men läßt, die er oft auf die ungeſchickteſte und
„gezwungenſte Art verhindern mußte. Dem
„ungeachtet kann man ihm das Talent zu Nie-
„drigkomiſchen nicht abſprechen. Heufeld der
„wahrhaft Genie zu dem Komiſchen beſitzet,
„fand durch ſeine Stücke den Beyfall auch des
„geſitteten Publikums. Sie ſind das lebhaf-
„teſte, und natürlichſte Gemälde der Wiener
„Sitten. Der Geburtstag, eine piéce à tiroir,
„den er auf Veranlaſſung verfertigte, zerriß
„das Band der jüngſten Freundſchaft, das er
„und Sonnenfels mit einander geknüpfet hat-
„ten. Kaum war dieſes Stück aufgeführet,
„und zwar mit dem entſcheidendſten Beyfall,
„ſo

„ſo ſchrieb Sonnenfels, eine beleidigende Kri-
„tik darüber, Heufeld vertheidigte ſich in einer
„Kritik über den Geburtstag; das Publikum
„las die Kritiken, und ſah den Geburtstag nur
„öfter. Klemm hat einige Stücke, beſonders
„für die Kinder, verfertiget, die man gern ge-
„ſehen hat, und da er einige Talente zum Dra-
„ma hat, ſo ließe ſich in der Folge von ihm et-
„was verſprechen, wenn man in der Hauptſtadt
„Deutſchlandes eines Theatraldichters nöthig
„hätte. Sonnenfels ſchreibt itzt wirklich noch
„die Briefe über die Wiener Schaubühne, die
„ihm auch ſchon viele Verdrießlichkeiten zugezo-
„gen haben, und ein ungenannter, Briefe über
„die ganze neue Oeſterreichiſche Litteratur. Das
„Publikum ſcheint itzt aller der Streitigkeiten
„überdrüßig zu ſeyn, man ließt wiederum weit
„weniger, der Geſchmack iſt in der That noch
„wenig verbreitet, das Nationaltheater liegt
„im Wuſte, das franzöſiſche iſt allein beſucht,
„geſchätzt, ſo wie auch die opera buffa, die
„ebenfalls gut iſt. Wir Deutſche allein ſind
„verachtet, nur zu oft durch unſre eigne Schuld,
„und kein Ausländer verachtet uns empfindli-
„cher, als unſre deutſche Cavaliere, als unſre
„eigne Nation. Ich verharre mit der voll-
„kommenſten Hochachtung.„ ꝛc.

Les quatre parties du Jour Poeme traduit de l' Allemand de Mr. Zacharie. a Paris chez Muſier, 1768. in 8.

Dieſe Ueberſetzung iſt mit vortreflichen Kupferſtichen von der Hand des berühmten Eiſen gezieret, ſo bald ſie uns wird zu Geſichte gekommen ſeyn, wollen wir mehrere Nachricht davon geben.

Der Tod Adams, ein Trauerſpiel von Hrn. Klopſtock, in Verſe geſetzt von dem Verf. der preußiſchen Kriegslieder. Berlin, 1766. 70 Seiten. in 8. ohne die Vorrede.

Der Tod Adams von Hrn. Klopſtock iſt unter uns ſattſam bekannt. In wie fern bey dieſer verſificirten Ausgabe dieß Werk mehrere Schönheiten erhalten habe, läßt ſich durch Gegeneinanderhaltung des Originals mit dieſer Ausgabe am beſten erſehen. Unſerm Geſchmacke nach verliehrt Hr. Klopſtock, wenn man ihm hier und da ein Wort nimmt, oder giebt, oder umkehrt um ſeinen volltönenden hinreiſſenden Numerus, in ein einförmiges und nicht ſehr harmoniſches fünffüßiges Sylbenmaaß zu ſpannen, und wir wünſchten aufrichtig, daß Hr. Gleim ſich mit einer ſo undankbaren Arbeit gar nicht abgegeben hätte. Wir wollen zur Probe eine

eine Stelle anführen, die beym Klopſtock ſehr harmoniſch iſt, und bey der alſo Hr. Gleim vermuthlich alle ſeine Kräfte ſollte angewendet haben, um ſie noch harmoniſcher zu machen. Sie ſteht im ſiebenden Auftritte der erſten Handlung S. 26.

Der Todesengel.

„So ſagt der, der dich aus Staube zum Menſchen
„ſchuf: eh die Sonne den Cederwald hinunter geſtie-
„gen iſt; ſollſt du des Todes ſterben! Einige deiner
„Nachkommen werden entſchlummern, einige ſterben:
„aber du ſollſt des Todes ſterben! Des ſollſt du,
„wenn ich wieder komme, und auf dieſen Felſen trete,
„und ihn erſchüttre, daß er hinſtürzt. Dein Auge
„wird dunkel ſeyn, und nicht ſehen; aber dein Ohr
„wird den donnernden Felſen hören, ehe die Sonne
„den Cedernwald hinunter geſtiegen iſt.„

„Adam.„

„Sage dem, der mich geſchaffen und gerichtet hat,
„daß ich mich aufmache, und komme, und anbethe!
„Fleh ihn an, du Furchtbarer, daß er Linderung in
„meine Todesangſt miſche.„

Hingegen halte man dieſelbe Stellen in der verſificirten Ausgabe S. 19. und beurtheile ſelbſt, was die Verſification verbeſſert, oder verdorben habe.

Der Todesengel.

„der aus Staub
„Zum Menſchen dich erſchuf, der ſagt: Eh noch
„Den Cedernwald die Sonn hinunter iſt,
„Sollſt du des Todes ſterben! — Einige
„Von deinen Abgeſtammten, werden ſanft
„Entſchlummern, andre ſterben, aber du
„Du ſollſt des Todes ſterben! Das ſollſt du
„So bald ich wieder komm' Adam! und hier
„Auf dieſen Felſen tret, ein Held! *) und ihn
„Erſchüttere, daß er hinunter ſtürzt,
„Dann wird dein Auge dunkel ſeyn, nicht ſehn,
„Des Felſen Donner aber wird dein Ohr
„Vernehmen! Hören wirſt du ihn, eh noch
„Den Cedernwald die Sonn hinunter iſt.

Die Vorrede iſt an Hrn. Gleim ſelbſt gerichtet, und alſo von einer andern Hand. Sie vergleichet die Urtheile, die in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, in den Briefen die neuſte Litteratur betr. in dem Critical review und Journal etranger über das Trauerſpiel des Hn. Klopſtocks, gefället worden, dieſe Vergleichung iſt lehrreich, und verdienet nachgeleſen zu werden.

Der

*) Dieſes, ein Held, iſt unſers Erachtens ein ganz unſchickliches Flickwort. Der Todesengel wird doch gegen Adam nicht pralen wollen?

Der Vorredner erwähnt S. 5. auch die italieniſche Ueberſetzung dieſes Trauerſpiels; er ſcheint ſie aber nicht geſehen zu haben, ſonſt würde er gewiß die derſelben angehängte Abhandlung, worinn die Einfalt des Klopſtockiſchen Styls mit der Einfalt des Styls des Euripides verglichen wird, angeführet haben. Dieſe Ueberſetzung ſteht in einem ſonſt höchſt mittelmäßigen Journal: Il mondo morale, Converſazioni della Congrega de' Pellegrini, Parte ſeconda. Venezia preſſo Paolo Colombani, 1760. S. 97. u. folg. Vielleicht iſt es unſern Leſern nicht unangenehm, wenn wir daraus etwas zur Probe anführen, wir wählen dazu die ſchon oben eingerückte Stelle.

L' Angelo della Morte.

Dice chi ti fece nom tratto di polvere:
Pria che de' Cedri il ſol paſſi la Selva
Tu di morte morrai. Gl. altri tuoi poſteri
Quai dormiranno, e quai di lor morannoſi;
Tu di morte morrai. Qando ciò accaggia
N'avrai dal nuovo mio venire indizio,
Che i paſſi moverò per queſta rupe.
E ſcuoterolla, con romore e tremito,
Sara coperto l'occhio tuo di tenebre,
Nulla vedrai; ma ſentirà l' orecchio
Crollar la rupe, e di folgore ſcoppio
Pria che de' cedri il ſol paſſi la Selva

AD: Di à chi mi creò, e a chi ſentenza
Mi diè, ch'io mi apparecchio,
Che vengo, ch'io l'adoro.
Pregal, Angiol tremendo,
Che alcun poco addoloiſca
La mia mortal angoſſia.

Dieſe Ueberſetzung errreicht freylich das Original nicht gänzlich, ſonderlich merkt man V. 4. daß der Ueberſ. den Unterſchied zwiſchen entſchlafen, ſterben, und des Todes ſterben, der freylich im Deutſchen ſchon ſehr ſubtil iſt, nicht ganz hat ausdrücken können, und V. 11. hat er den Blitz ſehr zur unrechten Zeit eingeführt. Im Ganzen aber iſt die Schreibart natürlich und wohlklingend, und hat darinn vor der deutſchen verſificirten Ausgabe (wir ſagen es ungern) einen großen Vorzug.

Pygmalion, eine Cantate. 1768.

Dieſes vortrefliche Gedicht des Hrn. Prof. Ramlers iſt ſchon in viele periodiſche Blätter eingerückt, ſo daß wir es alſo nicht erſt bekannt machen dürfen. Wir wollen aber doch nicht ganz davon ſchweigen, und nur eine Stelle zur Probe anführen. Es ſey die, wo Pygmalion die belebte Statue anredet:

Erſchrick nicht, ich bin dein,
Dein bin ich, meine Liebe!

Du

Du biſt für mich lebendig, du biſt mein!
Gieb mir die Hand — wie weich! wie warm! —
Und ſteig herab, und komm in meinen Arm. —

Itzt fühlſt du doch? itzt fühlſt du meinen Kuß, Eliſe? —
Schlägt dieſes Herz vor Furcht? — ſchlägt es vor Liebe? —
Fühlſt du, wie meines ihm entgegen ſchlägt? —
Wie meine Braut! du kannſt mir nichts zur Antwort
geben? —
Ach! bald ſollſt du mir Antwort geben!

Bald ſollen dieſe Lippen mich
Pygmalion! mein Trauter! nennen:
Bald ſoll dein ſüſſer Mund mir zärtlich ſagen können:
Pygmalion! ich liebe dich!

Ende.

Sobald dein Aug erwacht, will ich dich lallen lehren:
Ich liebe dich.
Und eh' dein Aug entſchläft, ſollſt du noch einmal hören:
Ich liebe dich.

V. A.

Die Geſchichte des Grafen von P. Fünfte Auflage. Leipzig bey Junius, 1765. 1 Alph. in 8.

Wie dieſes Buch hat fünfmal können aufgelegt werden, das können wir nicht begreifen. Daß ein junger deutſcher Edelmann in Paris von einer Buhlerinn hintergangen und geplündert wird, das iſt eine Erfindung, die ſchon unzähligmal in deutſchen und franzöſiſchen Romanen eine Lücke ausgefüllet hat. Hier macht

ſie den Hauptinhalt aus. Dieſes mit dem ſchlechten Romanſtyl und den froſtigen Zwiſchenerzählungen zuſammengenommen, konnte nichts anders, als ein elendes Ganzes hervorbringen.

Zuverläßige Erzählung der ſonderbaren Begebenheiten des Herzogs von Ripperda, aus einer bisher nicht bekannt gewordenen franzöſiſchen Handſchrift überſetzt, und mit einigen zur Erläuterung dienenden Beylagen begleitet. Drey Theile. Frankf. und Leipzig, 1765. zuſammen 28 Bogen.

Der Herzog von Ripperda wird in der Geſchichte eben ſo, wie der Baron Theodor von Neuhof, wohl immer ein ſeltſames Phönomenon bleiben, und wer weiß, was beyde noch für Rollen in der idealiſchen Welt der Romandichter ſpielen müſſen. Die Lebensbeſchreibungen von beyden, davon die eine ſo wenig, als die andere authentiſch iſt, ſind ſchon Grundlagen zu künftigen Romanen. Der Verf. der angezeigten hat einige bekannte Begebenheiten aus dem Leben des Herzogs von R. in ſeiner Schrift eingeflochten und den Mangel der übrigen mit allerhand Hiſtörchen von ſeiner Erfindung zu erſetzen geſucht. Der ganze erſte Theil enthält nichts als Schul- und Studentenſtreiche,

Liebesbegebenheiten und witzige Einfälle, die dem Herzog beygelegt werden, die aber alle, und die poetiſchen vorzüglich, hätten wegbleiben können. Was die ſogenannten Beylagen hier ſollen, das wiſſen wir nicht, ſie beſtehen aus ein paar Friedensſchlüſſen, wobey der Herzog von R. iſt gebraucht worden, und aus einigen Schreiben des engliſchen Miniſters Stanhope an den ſpaniſchen Miniſter, worinnen ſich der erſte darüber beſchwert, daß man den Herzog aus der Wohnung des engliſchen Abgeſandten mit Gewalt hinweg genommen: dieſe letztern gehören noch einigermaßen hierher, aber die Friedensſchlüſſe erläutern in der Geſchichte des Herzogs v. R. nicht das geringſte.

Sidnei und Silli, oder Wohlthun und Dankbarkeit, eine engliſche Geſchichte. Kiel bey Hertels Wittwe und Gleditſch, 1766. 3 und ½ Bogen 8.

Ein höchſt uncorrecter Abdruck einer ganz mittelmäßigen Erzählung, die im 6ten Theil des Unterrichts und Zeitvertreib für das ſchöne Geſchlecht richtiger ſtehet.

Die neue Colonie der Venus oder Eroberungen der Cypriſchen Göttinn. Frankf. und Leipzig, 1767. 6 Bogen in 8.

Eine Tändeley, die vermuthlich aus dem Witze eines Petitmaiters abſtammt. Ugo-

Ugolino. Eine Tragödie, in fünf Aufzügen. Hamburg und Bremen, bey Cramer, 1768. 8. Bogen in 4.

Vor allem iſt mein erſtes Wort, daß ich dieß Stück nicht als ein löblicher Kunſtrichter von Handwerk weder geleſen habe, noch beurtheilen werde; daß es nicht meine Sache ſeyn ſoll, zu unterſuchen, ob die Regeln, in denen die Trauerſpiele einer gewiſſen Nation, wie in Hülſen wachſen, genau beobachtet ſeyn mögen? ob dieſe Tragödie aufgeführt, oder gar als Trauerſpiel geſpielt werden könne? warum wir Deutſchen denn nicht auf unſre Schauſpieler, und etwa ein Lokaltheaterchen bey jedem Charakter und jedem Zuge des Charakters Rückſicht nehmen? Warum wir nicht aus unſerer Geſchichte Fabeln borgen, um ſo wenigſtens National zu ſeyn? — — Was gehen mich alle dieſe Ehrenveſte Fragen an? ich folge zuerſt dem Strome meiner Empfindung.

Und ſage, daß dieß Stück im Ganzen große Eindrücke machet, daß es Scenen durch aus der tiefſten Bruſt, und zwar nicht weiche, ſondern recht bittre Thränen erpreſſet, daß Schauder und Abſcheu große Längen hinab ſich meiner ganzen Natur bemeiſtert, und Hauptempfindungen

dieſes Stücks ſind, die verrauſchen, und immer von neuem, und immer fürchterlicher durch unſere Glieder zurück fahren, — daß ſich in ihnen eine tiefe innere Kenntniß der menſchlichen Seele äuſſere, da, wenn uns hie und da in ihr unvermuthet und oft mit einem verlohrnen Zuge der Abgrund einer Empfindung gezeigt wird, jeder, der Gefühl kennet, zurückſchaudern werde: — daß bey allen ſeinen Fehlern und übertriebenen Stellen ein Dichter der erſten Größe, von wilder und weicher Imagination, von tiefer menſchlicher Empfindung, und einem innern unnennbaren Sinne ſpreche, der unſrer Nation in der Folge was Auſſerordentliches zuſagt. — — Das ſage ich, und ſage es aus innrer Empfindung, der ich nicht widerſtehen mag: und will man dieſe nicht für ein kritiſches Orakel gelten laſſen, ſo hoffe ich, daß dieß Blatt wenigſtens einige junge fühlbare Seelen finden werde, die da ſympathiſiren. —

Die Geſchichte des Drama iſt aus dem Dante bekannt; nur hoffen wir, daß hier niemand eine Bearbeitung nach Dante's Manier erwarten werde. Die Geſchichte koſtet uns bey dem Italiener Thränen, aber die Mittel, die in ihr, als Epiſode, Thränen wirken; können in der Tragödie

unmög-

unmöglich die Hauptmittel der Rührung ſeyn? Dante rührt durch ſeine kurze und einfältige Erzählung, durch den kalten Schmerz, der ſich in ſeiner anſcheinenden Ruhe nur um ſo mehr äuſſert, in den einzelnen Zwiſchentönen der Empfindung, die wie hohle Accente eines Elenden, der nicht reden ſoll, und doch redet, ſich hervorſtoſſen: ſo rührt Dante, und Meinhard hat die Stelle nach ſeiner Gewohnheit, das iſt, ſchön und einfältig entwickelt. — Aber der tragiſche Ugolino kann nicht völlig den Weg nehmen. Aus der Geſchichte ſoll Drama werden: in die einfache Erzählung ſoll Handlung kommen: die Kinder des Ugolino ſollen ihre verſchiedne Charaktere erhalten: der einfache Ton der Empfindung, der in der Erzählung herrſcht, ſoll in alle melodiſche Modulation, die das Drama hinunterwallet, verwandelt werden. — Der Stoff des Dante kann alſo nicht bleiben, was er iſt, und der Dichter kann, wenn er ihn wohl umbildet, ſo ganz Schöpfer ſeyn, als er die ganze Geſchichte erfunden.

Aus zwo Urſachen machen wir dieſe Vorbauung. Zuerſt, weil man vielleicht Dante auf Koſten der Erfindung unſers Dichters loben könnte: allein, die dieß ſich einfallen lieſſen, würden

würden nicht bedenken, daß in ſolcher Anomalie von Dichtererſindung auch Dante nicht erfunden, ſondern aus der Geſchichte entlehnt habe, und daß bey dem Dichter nicht im Stoffe, ſondern in der Zurichtung des Stoffes, in der dramatiſchen Compoſition, z. E. der Erfindungsgeiſt herrſche. Zweytens wird man auch das nicht dem Herrn von Gerſtenberg, (denn der ſoll der Verf. ſeyn) anmuthen, daß er dem Ton der Empfindung im Italiener hätte folgen ſollen. Ein tragiſches Drama hat ſo viele Empfindungen aus einander zu wickeln; es muß dieſen Ton des Affekts in jenen ſtimmen; einen ſich in den andern verflöſſen, und ſo nur allein wird die tragiſche Muſik für das Herz und die Seele. Wir ſetzen dieſe Anmerkungen zum voraus, weil man in Beurtheilung der Werke des Genies nur zu oft dagegen zu handeln pflegt, und — fahren fort.

Die Perſonen und die Scene, und die Fabel der Handlung ſind ſehr einfach, ſo einfach, daß dieß Stück ſich nebſt dem Tode Adams von Klopſtock und Leßings Philotas unter allen Deutſchen der Simplicität der Griechen am nächſten kommen möchte. Der Gegenſtand, und die Perſonen bleiben dieſelben: die Gattung der Empfindun-

pfindungen dieſelbe, nemlich Haß gegen den geiſtlichen Verfolger, Liebe der unglücklichen Familie gegen einander, Mitleiden, gemeinſchaftlicher Schmerz, Verzweiflung. Nur ſo, wie nach der Erzählung des Dante, noch durch eine kleine Spalte des Gefängniſſes Licht brach: ſo muß hier ein kleiner Anſchein von Hoffnung, der aber zu bald, und ach! zu ſtark verbittert wird, in dieß ſo einfache Trauergemählde Handlung bringen.

Der älteſte Sohn Franceſco hat oben im Thurm eine Oeffnung wahrgenommen, ſchöpft Hoffnung, herunter zu kommen, und Vater und Brüder zu befreyen, kommt glücklich herunter, läßt die eingeſchloſſnen Seinigen auf ſeine Rückkunft hoffen, und warten — ach aber! da werden zwey Särge hineingebracht, und da dieſe ſich öffnen, ſo iſt in dem einem Franceſco ſelbſt, und im andern gar die Gemahlinn des Ugolino. Dieſe todt, jener zwar lebendig, aber von Ruggieri gezwungen, Gift zu nehmen, und alſo das Elend der Eingeſchloßnen im höchſten Jammer. Die Thür wird auf ewig verriegelt, und die Familie ſtirbt den ſchaudervollſten Tod des Hungers, und des innern Schmerzes — — Das iſt das einfache Gemählde des Drama, und welch

welch ein entſetzliches, ja faſt abſcheuliches Gemählde.

Es iſt ein gemeiner plumper Begriff von dramatiſcher Handlung, ſie ſich nicht anders, als in einer Kataſtrophe, die viel Geräuſch macht und nichts mehr, zu gedenken; ohne Zweifel iſt auch eine Umwälzung der Empfindungen, und eine Aggradation bis zu einem Knoten, wo ſie ſich löſen müſſen, Handlung und zwar allerdings die würkſamſte Handlung auf unſer Gefühl. Aber wie? ſollte hier völlig eine ſolche Umwälzung ſeyn? Kann nicht immer Ugolino, wenn er vernünftig ſeyn will, zu wenig Hoffnung aus dem Sprunge ſeines Sohns chöpfen, als daß dieſe Hoffnung jetzt Erwartung, Freude, Froheit der Seele werden könnte? Iſt dieß nicht auch in der Gerſtenbergſchen Schilderung ſo? und bey dem kleinen träumenden Gaddo auch ſo wiewol aus andrer Urſache? Und kann der dritte Anſelmo, dieſer tollmüthige Jüngling, der ſelbſt nie recht weis, worüber er ſich freuet, oder ſich ereifert, kann der für alle gelten? Und iſt auch ſelbſt bey dem die Farbe dieſer Empfindung nicht viel zu wenig angedeutet, als daß ſie neuer Ton, und Knote des Stücks ſeyn ſollte? — Und da dieß nicht iſt, ſind nicht die andern Empfindungen viel zu einartig und monotoniſch, als daß ſie mit

ihren kleinen Schattierungen Handlung ins Stück bringen konnten?

Wir kritiſiren nicht aus Hedelin, oder Racine, ſondern aus unſerm Gefühl. Wäre die Hoffnung der Familie etwas angedeuteter geworden: um ſo empfindbarer wäre nachher der Contraſt des gehäuften Elendes. Wäre es etwas würdiger ausgedacht, als in dem unwahrſcheinlichen und kindiſchen Abſpringen des Franceſco, das wohl nicht viel erwarten läßt, und aus dem der Leſer vielleicht noch weniger Hoffnung ſchöpft, als ſelbſt Ugolino, der doch ſchon kalt, und nur gar zu kalt bleibt: wäre dieſer Zwiſchenſchub von der Art, daß ſich auch andre auſſer dem männlichen Kinde, Anſelmo, darüber freuen könnten: ſo würde uns ohne Zweifel der Knote feſter ans Herz gehen. Jetzt hat Dante mit ſeiner Spalte im Thurm Gerſtenbergen verführt, ein Loch daraus zu machen, aus dem ſich zur Noth herausſpringen läßt, und dieſer tollkühne Thurmſpringer iſt der ganze Deus ex machina. Sonſt geht, auſſer dem Sarge ſeiner todten Gemahlinn, das Gemählde von Anfange bis zu Ende fort, und iſt von Anfange bis zu Ende faſt abzuſehen. — — Auch das fürchterliche Thurmzuriegeln dünkt mir in dieſer Abſicht nicht merklich gnug: im Dante dringt es uns, als das

letzte

letzte Verriegeln aller Hoffnungen, recht gewaltſam in Ohr und Seele: Hier vielleicht nicht ſo auszeichnend auf dem Grunde der Handlung. Wie daher anders, als daß dieſe nur gar zu lange fortwähret und gleichſam fortſchleppet.

Indeſſen iſt auch freylich dieß einfache des Drama nicht ohne ſeine eigenthümlichen Verdienſte, und bey einem Dichter, der Shakeſpear ſo zu lieben ſcheint, lobwürdiger, als das Gegentheil. Ein theatraliſches Genie, das auch nur Funken von Shakeſpears Geiſt hätte, ihm aber ſeine Untereinandermiſchung, ſein Uebereinanderwerfen der Scenen und Empfindungen ließe, und ſich keine Epiſoden erlaubte — was wäre dieß für eine ſchöne Mäßigung des Britten!

Die Charaktere im Ugolino ſind alle ſtark, und oft recht mit Shakeſpeariſchwildem Feuer gezeichnet. Ugolino, ein wahrhaftig ſtarker Geiſt, voll Liebe gegen ſeine Kinder, und noch mehr gegen ſeine Gemahlinn; voll Schmerz über das Ungemach, das die Seinigen durch ihn leiden, noch mehr als über ſein eigenes: voll Haß gegen ſeinen Todfeind Ruggieri, und voll Heldenmuth — ſo hat ihn Gerſtenberg zeichnen wollen, und er muß es für das ſtärkſte Ideal gehalten haben, ihn ſo zu zeichnen. Ob ers aber wäre? ob er nicht in dieſem hartherzigen, unverſöhnli-

chen Charakter, der ihm ſo tief ſitzt, oft ſelbſt Ruggieri würde, der nur von den Mauern des Gefängnißes eingehalten wird, an ſeinem Ruggieri noch weit grauſamer, wilder, unmenſchlicher *) zu handeln? Ob der ſo greulich fluchende Ugolino der Ugolino, der ſeinem Sohne Franceſco, (dem doch nichts als ſein kindiſch recht gut gemeinter Einfall mißglückt iſt, den Vater zu retten, der deswegen ſein Leben gewagt hat, und es auch wirklich einbüßet,) ob Ugolino, der dieſem Unſchuldigen ſo mitſpielt, ihm ſo greulich flucht, ihm die Fauſt vor die Bruſt ſetzet, ihn rüttelt, und wieder verfluchet — ob der Ugolino, wenn er Theilnehmung erwecken ſoll, ſie ſo erweckte? Ob der Ugolino, der ſeinen Sohn Anſelmo ſelbſt, und das in Raſerey, zum Todesopfer in ſeinem Blute macht — ob der Vater Mitleid erregen könne? — — Ob nicht der Schauder über ihn ſich zu oft mit Abſcheu, dem bitterſten Abſcheu miſchte?

Ein Gerſtenberg kanns freylich nicht ohne Urſache ſo gewollt haben, die Urſachen laſſen ſich in der Empfindung leicht finden, aber auch leicht widerlegen.

*) Erſter Aufz. S. 5. unten. Ruggieri hat dem Gaddo einen Schlag gegeben, und Ugolino ihm dafür das verruchte Herz aus dem Leibe drücken — wer iſt mehr barbar?

legen. Es iſt gewiß, daß eine ſtarke Seele auch bey aller Güte und Menſchenliebe, ihre Stärke gegen ihren Feind in Haß, in eben ſo ſtarkem Haße beweiſet, als ihre Freundſchaft ſich gegen Freunde äuſſert. So bey den griechiſchen Helden, ſo bey den Wilden, ſo bey der Natur. Allein muß doch immer Sympathie, Mitgefühl der erſte Zweck des Drama bleiben, und wo auch das Entſetzen, der Schauder nicht ein ſympathetiſcher Schauder, nicht ein theilnehmendes Entſetzen, ſondern widerlicher Abſcheu iſt, da wirke er nicht. — Das harte Betragen des Ugolino gegen ſeinen Franceſco, ſoll feyerlich aus dem Gefühl des neuen Schmerzes gerechtfertigt werden, den Ruggieri dem Eingeſchloßnen zufüget, und zu welchem neuen Triumphe dieſer Franceſco Gelegenheit gegeben, allein immer haße ich doch den Vater, der ſich, von welchem Gefühl es auch ſey, ſo hinreiſſen läßt, um ſo lange gegen ſein unſchuldiges, gutherziges, mitleidendes Kind zu wüten. Die Liebe gegen die eingeſargte Gattinn ſoll dieß Betragen noch mehr rechtfertigen, und ſie verſtärkt es auch im Stücke gnug: allein, iſts natürlich, daß die väterliche Liebe hier ſo ſehr von der ehelichen Liebe des Gatten bezwungen werde? — Und die letzte That Ugolino's iſt unmenſchlich und abſcheulich. Frey-

lich, ſie geſchieht an dem Anſelmo, der wie ein hungriger Wolf ſeine Mutter annagen wollte, und wo eine Abſcheulichkeit die andre kompenſirt: freylich geſchieht ſie in Verzweiflung, in Raſerey; aber wie? Iſt dieſe Raſerey mehr aus Mitleiden gegen die unglücklichen Schlachtopfer als aus Tolleifer gegen Ruggieri enſtanden, ſo iſt eine ſolche That unnatürlich, und wider alle guten Geſetze, der raſenden Logick. In dieſem Fall wird dem raſenden Vater das Bild ſeiner Söhne ganz ein andres Bild in ſeiner unſinnigen Seele ſeyn, als ſich an ihm zu vergreifen. Iſt aber die Tollheit aus Haß, aus überwiegendem Haß entſtanden, der alles andre in der Seele, jeden andern Gedanken, der nicht Haß iſt, verdräng, der auch den Vaternamen, und das Bild der um ſich Sterbenden, die ihm alles ſeyn ſollten, ſo verdränget, daß ſie ihm nichts ſind, daß er in Anſelmo den Ruggieri mordet — weg mit dem väterlichen Ungeheuer! weg mit dem Tyrannen, der meine Sympaphie erregen ſoll! —

Ich weiß, wie ſehr ein Shakeſpear mit unſern Empfindungen ſchalten und walten kann; aber ſo unmenſchlich, ſo gegen die Sympathie des Zuſchauers ſchältet er nur, wenn ſich die Leidenſchaften brechen; alſo nur im Vorbeygehen, um

andre

andre deſto tiefer einzudrücken. Die Diſſonanz, die hart an mich drang, löſet ſich auf, und meine Sympathie wird ſiebenfach ſtärker. Sie wirken alſo bey ihm immer mehr als Mittel, nicht als Zwecke, und das für ſeine Britten; ſollte ſich aber v. G. nicht zu lange, zu zweckmäßig bey ihnen verweilen, und den letzten Fall ordentlich zum Zweck des Ausganges gemacht haben? — Abſcheulicher Ausgang! —

Wie gerne möcht' ich mich mit dem V., dem ſo innern Kenner Shakeſpears hierüber, und über manches andere, was wohl nicht Shakeſpeariſch iſt, beſprechen, wenn dazu hier der Ort wäre. Ich muß aber bey allem, was ſich über ſolch ein Stück ſagen läßt, forteilen!

Die Charaktere der Kinder ſind, wie leicht zu denken, contraſtirt: Anſelmo ein kühner kindiſcher Held: Gaddo, ein weiches faſt zu dummes Kind: Franceſco in Worten und Empſindungen reifer und geſetzter; im Stücke vielleicht der durchgängig beſtgetroffenſte Charakter. Anſelmo hat mir zu viel ähnliches mit Philotas: und überdem; ſein kindiſches Heldenthum geräth zu ſehr auf Wortſpiele, die bey ihm die Federn der Emfindung ſeyn ſollen: und an ſolchen Worſpielen, an Einem ſolcher Wortſpiele

hangt ſeine Seele oft ſo lange, daß Raſereyen, wütende und geſunde Raſereyen dadurch bewirkt werden. Ich ſetze mich in ſeine Stelle, und finde es kaum der Mechanick einer Seele, wenn es auch ſeiner Seele wäre, gemäß, mit ſolcher Kraft ſolche Wirkung zu erreichen. Wenn nun noch, damit Gaddo's Charakter mit dem ſeinigen contraſtire, auch dieſer ſich auf ſo kleinfügige ſpielende Weiſe äuſſert, und Seiten-Seitenhin der ſpielende Contraſt fortgeht, beyde aus ihrer Einbildungskraft ſpielen, beyde mit einem Worte ſpielen, und oft drüber bitter zerfallen, — freylich, ſo ſind ſie Kinder; aber muß nicht der Zuſchauer mit ſolchen Kindern zu ſehr kindiſch, und zu lange kindiſch ſympathiſiren, um ihr Charaktergeſchwätz auch nur zu ertragen? Und wenn ſolcher Worthandel oft nicht auch im Worte, in gewiſſen Ausdrücken Würde, Behutſamkeit genug hat, iſt er theatraliſch? und wenn er ans Lächerliche noch anſtreift, iſt er tragiſch? — Ich will nur wenige Beyſpiele geben.

Wenn Anſelmo ſich im erſten Aufzuge vom Franceſco charakteriſtiſch unterſcheiden ſoll; und alſo die Größe des Gedankens, der es ſey, vom Thurm zu ſpringen, nach der Höhe abmißt, mal über mal abmißt. „Oben an der Spitze

„des

„des Thurms — der Gedanke iſt ſo erhaben,
„daß ich ihn dir nicht nachdenken kann: um de-
„ſto mehr aber bewundere ich ihn — Und ich
„ſoll unten, wie ein armſeliger Tropf, zur
„Thurmthüre hinausſchreiten? Was ſag' ich:
„ſchreiten? ſchleichen! Eher ſoll man mich bey
„den Haaren hinausſchleppen! Merke dirs,
„Stolzer, ich ſpringe!

„Franz. Thor, wird unſer Vater nicht auch hinaus ſchreiten?

„Gaddo. Sprich, daß du ſchreiten willſt! Was iſt daran gelegen? gehts doch hinauswärts!

„Franz. Komm, Anſelmo, du magſt mich zurecht weiſen, wenn ich an der Mauer herabklimme.

„Anſ. Und ich ſoll das Nachſehen behalten? ſoll ich? u. ſ. w.

wenn eine Contraſtirung auf eine ſolche Reihe von Wortſpielen hinan läuft: ſo hätte die ein Schilderer des menſchlichen Herzens, wie Gerſtenberg, nicht nöthig.

So iſt die lächerliche kindiſche Scene, da Gaddo vom Eſſen geträumt hat, und noch immer träumt, und Anſelmo von ſeiner Seite wieder eine andre Sache vor hat, die Gaddo ihm nicht verſtehet: und ſie ſich Seitenlang mit Worten hetzen. So iſts, wenn ſie aus dieſem Gedankenſpiel in ein anders fallen, was bey ihres Va-

ters Landgütern ſchön geweſen, einer den andern nicht verſteht, und jeder nach ſeinem Kopf redet, und es recht angelegt ſcheint, um den Contraſt bis zum lächerlichen Gewirre zu treiben. So iſts, wenn das muſikaliſche Rollen der Steine auf den Dachziegeln, gemacht wird, und auf der Laute gemacht werden ſoll, und Gaddo es nicht machen laſſen will, weil ers ſchon ſo hört. So iſt der Streit mit dem Vogelneſt, dem Jagen, dem Einhegen u. ſ. w. der heftig und recht widerlich heftig wird. So ſind viele Stellen, da die Leidenſchaft ihren Gang auf Worten, wie auf Stelzen nimmt: mancher Zuſammenhang des Dialogs, der durch ein Wortſpiel zuſammenhangt: ſo iſt endlich ein guter Theil von der Raſerey des Anſelmo, in ihrer Entſtehung inſonderheit. — Alles wieder nicht Shakeſpeariſch. Ich weiß, daß Gerſtenberg, dieſer ſo große Kenner des Britten, als ich manche Britten ſelbſt nicht gefunden, die Wortſpiele deſſelben aus ſeiner Zeit vortreflich erklärt; aber Shakeſpear für unſre Zeit? Ein Gerſtenberg, der ſo genau und innig charakteriſiren kann; der aus dem Grunde der Seele, aus der Wendung und Verſtößung der Leidenſchaft, in unerwarteten kurzen Ausbrüchen ſeine Perſonen ſo ſtark und treffend ſchildert, daß man ſtaunet — ſollte

te der in einer Zeit, wo man die Wortſpiele ſo eckel findet, und wo der ſchale Kopf, der eben, weil er ſchal iſt, Wohlſtand und Geſchmack, wenn auch nichts mehr? auf der Zunge trägt, nicht eben doppelte Sorgfalt hierinn beweiſen? Ein Schriftſteller, der den ganzen Satz der Sprache in ſeiner Gewalt hat, wie G., müßte, um nicht in das Spielende hingeriſſen zu werden, deſto genauer auf ſeiner Hut ſeyn.

Nehme ich dieſe und andre Uebertreibungen aus — welch ein Charakterzeichner iſt Gerſtenberg. Sein kleiner Gaddo lebt bis auf jeden Zug ſeiner Mine: ſein Franceſco bleibt ſich bis auf alles treu: und wenn ich über ſeinen Anſelmo und Ugolino nicht durchgängig urtheilen mag: ſo blickt überall doch ein Genie hervor, das nichts darf, als ſich ſelbſt mäßigen: ein luxurirendes Genie, das wenn es ſeine Auswüchſe verſchneiden läßt, innere Fülle genug beſitzet.

Die Leidenſchaften ſind in dieſer Tragödie faſt verſchwendet: und doch — — der Verf. billige oder mißbillige das Wort des Kunſtrichters — doch wollt' ich noch immer ſchwören, daß die Zärtlichkeit der Empfindungen, vorzüglich die Seele dieſes ſchönen Dichters ſey. Schauder, Abſcheu, giftigen Haß — alles mag er erregen

kön-

können; aber wenn Ugolino über ſeine Gianetta weinet:

Ugolino. (zum Sarge gehend) Und iſt ſie tod? O Gianetta! biſt du todt? todt? todt?

Fr. Rede du zu unſerm Vater, Anſelmo. Rede du zu ihm!

Ug. Was hier? mein Bild an ihrem Herzen! Ach! ſie war lauter Liebe und erhabne Gütigkeit! Sie vergab mir mit dem letzten ſtillen Seufzer ihres Buſens. Es iſt feucht dieß Bild, feucht von ihrem Sterbekuß. Und küßte meine Gianetta ihren Ugolino in der richterlichen Stunde? Wie freundlich war das! wie ganz Gianetta! Ihr Tod muß ſanft geweſen ſeyn, mein lieber Franceſco!

Fr. Ihr Tod war ein ſanfter Tod.

Ug. Gott ſey gelobt! Ihr Tod war ein ſanfter Tod. Ich danke dir Franceſco. Dies Bild gleicht deinem Vater nicht recht. Das Auge iſt zu hell, die Backen zu roth und voll. Ihr ſeyd die Abdrücke dieſes Bildes; aber keine Wange unter dieſen Wangen iſt roth und voll. Ihr ſeyd blaß und hohl, wie die Geiſter der Mitternachtſtunde. Ihr gleicht dieſem Ugolino, nicht dem. Ach! ich muß hieher ſehen.

Fr. Wir ſind vergnügt, mein Vater, wenn du zu uns redeſt.

Ug. Daß ſie mein Bild an ihrem Herzen trug, daß ſie ſich ihres Ugolino nicht ſchämte, mein Sohn als ſie vor ihre Schweſter Engel hintrat; daß ſie mit ihrem Sterbekuſſe meine Flecken abwuſch: ach liebes Kind! wie erheitert mich das! wie gütig, wie herab-

lassend

laſſend war es! Aber ſie hat mich immer geliebt. Kein piſaniſches Mädchen hat zärter geliebt. Sie war die liebreichſte ihres Geſchlechts.

Fr. Und hier, dieſe diamantne Harnadel, mein Vater, mit der ſie nur an dem Jahrsfeſte ihrer Vermählung ihr (duftendes) Haar zu ſchmücken pflegte —

Ug. Es iſt mein Angebinde. Geſchmückt, wie eine Braut, entſchlief meine Giannetta. Sie lud mich ein: hier liegt ein Brief an ihren keuſchen Buſen. Nie iſt ein Liebesbrief geſchrieben worden, wie dieſer. Ha! es iſt meine Hand! u. ſ. w.

Eine andre Probe bey dem Anfange des vierten Aufzuges:

Ug. Bin ich endlich allein? hier war ich König! hier war ich Freund und Vater! hier war ich angebethet! Ich heiſchte mehr. Wenn ich mir itzt das goldne Gepränge, die Tropäen, den Stolz meiner kriegeriſchen Tage zurück erkaufen könnte: Ach! mit Entzücken gäb' ich ſie, alle die geprahlten Nichtswürdigkeiten, um ein dankbares Lächeln ihrer erröthenden Wangen, um einen belohnenden Blick ihrer Augen, um einen Ton ihrer Lippen, um einen Seufzer der Freude aus ihrer Bruſt. Ach Ugolino! du warſt glücklich! kein Sterbender war glücklicher! Und du hätteſt glücklich vollenden können! Da ſitzt der Stachel! Ich bin der Mörder meiner Giannetta! Wider mich hebt ſich ihr bleiches Antlitz zum Himmel! Auf ihren Ugolino ruft ihr unwilliger Schatten den Richter herab! liebenswürdiger Geiſt! liebenswür-

dig in deinem Unmuth! Iſt dein Antlitz ganz ernſt? Ach! dein Antlitz iſt ernſt! Einſt habe ich dich geſehn, meine Gianetta; liebvoll und ſchüchtern ſankſt du in meine Arme. Da waren deine Blicke mild, wie der Morgenthau; und deine ſüſſen Lippen nannten Piſa's Befreyer deinen Erretter! Nun bin ich gebeugt, meine Liebe! Mein Haar iſt nun grau, und mein Bart iſt fürchterlich, wie eines Gefangnen. Doch der große Morgen wird ja kommen! u. ſ. w. —— —— Iſt meine Gianetta gefallen! mit Gift hingerichtet haben ſie meine Gianetta? Gift ſogen ſie aus den Worten meiner Liebe? Ach! aus den Worten meiner Liebe? Einſame Erde! ich traure! Was? mit Gift hingerichtet haben ſie meine Gianetta? u. ſ. w.

Scenen von der Art, ſanftrührende Kindes- und Vaterſcenen, viele ſanfte Züge einer geſetzten holden Seele, die mit ihrer Ruhe uns über uns ſelbſt wegreißt: ſolche ſind häufig, und ſie ſind für unſre Empfindung die ſchönſten. Inſonderheit verhungert der arme kleine Gaddo ſo recht von innen aus mit allen Symptomen der fühlenden zarten Menſchheit in einem Kinde: wir ſehen ihn Schritt vor Schritt, mit ſeinen Erholungen und Ruckfällen dem Tode näher, bis er erblaſſet. Aber was es auch ſey, die Wurzel der Raſerey in der Seele Anſelmos iſt nach unſerm Gefühl nicht Natur genug: ſie hat zu

viel Studirtes, zu viel Kaltes. Und Ugolino — wir haben über ihn geredet; und überhaupt zu- letzt wird der Dichter manches in Charakter, Situation, Leidenſchaft anders verſchmelzen müſ- ſen, als er itzt iſt: ſeine Meiſterhand kann es allein.

Die Sprache iſt oft zu blumenreich. Und wenn ich mich auch in Italieniſche Denkart, in eine jugendlich feurige Einbildungskraft des Anſelmo, und in die Hitze der Leidenſchaft, als Zuſchauer, nicht als Leſer verſetze, noch zu blumenreich. So biegſam oft der Gerſtenbergſche Dialog, ſo ſtark und leicht ſein Ausdruck iſt: ſo unerwartet oft Wendungen, und die Wendung des Gedankens der Sprache iſt: ſo müßte oft ein Anſelmo und Ugolino von Akteur, wenn er nicht Deklama- teur ſeyn wollte, ermatten. Hier iſt beym zwey- ten gleichſam theatraliſchen Leſen mein Exemplar häufig angeſtrichen, was lohnt aber, das allge- meinhin zu ſagen, wo mir der Raum fehlt, es im Einzeln vorzulegen. Ich wünſche dem Au- tor nicht einen kritiſchen Freund, ſondern einen theatraliſchen Mitarbeiter von Geſchmack, mit dem er, wie ein Beaumont und Fletcher, zu- ſammen arbeite: eine Brittiſche Bühne, wie ſie in Deutſchland noch nicht iſt, und wer weis? werden wird: und denn ein brittiſches oder griechi- ſches Publikum!

Sha-

Shakeſpears theatraliſche Werke, aus dem Engliſchen überſetzt von Hrn. Wieland. Zürich bey Orell, Geßner und Compagnie, ſechſter Band 1765. 27. Bogen. Siebenter Band 1766. 31. Bog. Achter Band 1766. 25. B in groß 8.

Mit dem achten Bande iſt dieſe Ueberſetzung vollendet. In der Bibl. 1. Bandes 1. St. S. 300. hatte ein Recenſent unter andern geurtheilet: „von Rechtswegen ſollte man einen „Mann, wie Shakeſpeare, gar nicht überſetzen.„ Desgleichen, „Hr. Wieland ſcheine ſeinen Au„tor noch nicht genug ſtudiret zu haben.„ Hierüber ſcheint Hr. W. in der Vorrede zum achten Bande ein wenig ungehalten zu ſeyn. Der Recenſent hatte ſich freylich zu kurz und vielleicht zu dreiſt ausgedrückt, er glaubte, vernünftige Leſer würden die Einſchränkungen, die ſich von ſelbſt verſtehen, auch von ſelbſt hinzuthun. Wir wollen uns hier etwas genauer erklären. Da Shakeſpeare einmal hat überſetzt werden ſollen, ſo haben wir uns freylich Glück zu wünſchen, daß ein Mann von des Hrn. Wielands Verdienſten, ſich damit hat beſchäftigen wollen, und daß nicht etwa ein armſeliger Buchhändlerſclave, in einer unglücklichen Stunde auf den Einfall gekommen iſt, ſich derſelben zu unterziehen. Der

Rec.

Rec. hat wohl geglaubt dieſes voraus ſetzen zu können, ohne es ausdrücklich zu ſagen.

Er glaubt nicht, daß eine Ueberſetzung des Shakeſpeare ganz unnütz wäre, aber iſt doch der Meynung, daß eine ſolche Ueberſetzung ſchwerlich einen ſo großen Nutzen haben werde, als man bey dem erſten Anblicke davon erwarten ſollte, oder die der unendlichen Mühe entſpräche, die eine ſolche Ueberſetzung durchaus verurſachen muß. Dieſe Einſchränkung hat er im Sinne gehabt, als er ſagte: „man ſolle einen Mann, „wie Shakeſpear, lieber gar nicht überſetzen.„ Seine eigne Empfindung und Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie man der engländiſchen Sprache kundig ſeyn, wie ſehr man den engländiſchen Humor müſſe kennen lernen, und wie man mit dem allen den Shakeſpear nicht ſowol leſen, als eigentlich ſtudiren müſſe, um den wahren Geiſt dieſes großen Mannes einzuſehen. Von dieſen Gedanken voll, ſchien es ihm unmöglich, daß ein Leſer von der genauen Kenntnis der engländiſchen Sprache und des engländiſchen Humors entblößet, aus einer Ueberſetzung, die durchaus nicht ganz vollkommen ſeyn konnte, ſich einen ganz richtigen Begriff von Shakeſpeare ſollte machen können. Er dachte alſo weniger daran, das Verdienſt der Ueberſetzung zu beſtimmen,

als die Leſer der Ueberſetzung zu warnen, daß ſie nicht etwa glaubten, Shakeſpears Geiſt aus der Ueberſetzung ganz kennen zu lernen, und ein zu ſchnelles Urtheil davon zu fällen, denn warlich, auch ohne Schuld des Ueberſetzers, könnte dieß falſch ausfallen, blos, weil dem Leſer die Vorbereitung mangelt, daß er die Schreibart, die Sitten, die Laune der Engländer überhaupt noch nicht kennete, und dieß iſt ohne Kenntniß der engländiſchen Sprache kaum möglich.

Wie viel muß ein Shakeſpeare nicht in jeder Ueberſetzung verliehren! Nicht blos, weil er ein Schriftſteller iſt, der ſo viel eigenthümliches und ſo viel Nationallaune in ſeiner Sprache hat, ſondern auch weil er voller kühner und außerordentlicher Metaphern, Anſpielungen und Gleichniſſe iſt, die in einer fremden Sprache immer weniger ſchicklich ſind, weil er voller Wortſpiele u. dgl. iſt, die, ſo ſeltſam ſie ſind, doch öfters in den Sinn ſo eingewebet ſind, daß ſie nicht wohl können weggelaſſen werden, und die in einer andern Sprache immer anſtößiger ſeyn müſſen.

Dieſe Schwierigkeiten hat Hr. W. an vielen Orten glücklich beſieget, und wir finden viele Stellen ganz in Shakeſpears Geiſte ausgedruckt; aber bey vielen andern können wir dieß nicht ſagen,

gen. Wir haben ſehr oft gemerkt, daß Hr. W. Schwierigkeiten liegen läßt, die noch zu heben geweſen wären, daß er Nuanzen verwiſcht, die er vielleicht ausdrücken können, und das ſonderbare Colorit des Shakeſpearſchen Styls, zuweilen ohne Noth und Wahl, noch ſonderbarer macht. Hierzu kann vieles beygetragen haben, daß Hr. W. den reinen hochdeutſchen Dialekt nicht vollkommen in ſeiner Gewalt zu haben ſcheinet, die hochdeutſche Sprache iſt, wie ſie Hr. Klopſtock ſehr richtig bezeichnet, die Sprache der guten Schriftſteller und der guten Geſellſchaften. Ihr Charakter iſt, daß ſie, überhaupt genommen, von allen Provinzial-Wörtern, Provinzial-Redensarten und Provinzial-Wendungen frey iſt, und in einzelnen Fällen von dieſen nur ſo viel gebraucht, als nöthig iſt, um die verſchiednen Nuanzen der Charaktere und Denkungsarten auszudrücken. Wer dieſe Provinzial-Wörter, oder Redensarten, oder Wendungen, weil er ſie nicht zu unterſcheiden weis, ohne Wahl gebraucht, der verderbt ſich die Gelegenheit, ſie da anzubringen, wo ſie Wirkung thun können. In ſeinen ſpätern Gedichten verräth Hr. W. zwar weit weniger Provinzialismus; allein die Sprachreinigkeit ſcheinet ihm Mühe zu machen, und dieſe Mühe hat er ſich

vielleicht bey proſaiſchen Schriften und Ueberſe-
tzungen nicht geben wollen.

Doch der Recenſent hat auch geſagt: „Hr.
„W. ſcheine ſeinen Autor nicht genug ſtudiret
„zu haben.„ Man ſondere von dieſem Aus-
druck, alles ab, was er für Hrn. W. beleidigen-
des haben kann, denn der Rec. iſt ſich bewußt,
daß er Hr. W. nicht hat beleidigen wollen. Hat
er durch einen unbedachtſamen Ausdruck, zu ei-
ner widrigen Auslegung Gelegenheit gegeben,
ſo thut es ihm ſehr leid. Daß Hr. W. ſeinen Autor
gar nicht ſtudiret habe, — eine ſo abgeſchmack-
te Meynung wird man dem Recenſenten hof-
fentlich nicht zutrauen. Aber man kann einen
Autor genug ſtudirt haben, um ihn zu verſte-
hen, um ein Gefallen an ihm zu finden, um ſei-
nen Geiſt im Ganzen zu erkennen, aber gerade
einen Shakeſpeare genug zu ſtudiren, um ihn
zu überſetzen, iſt noch eine ganz andere Sache.
Es gehört dazu die zarte Empfindlichkeit und zu-
gleich die Gabe, ſich ganz in die Denkungsart
eines andern zu verſetzen, die Meinhard in ſo
hohem Grade beſas. Man kann ein großes Ge-
nie ſeyn, und dieſe nicht haben, ja einem Man-
ne von eigenthümlicher Laune, als Hr. Wieland,
iſt dieß unter allem übrigen vielleicht das Schwer-
ſte.

Wir

Wir glauben, dieß in der Ueberſetzung der Shakeſpeariſchen Trauerſpiele am meiſten bemerket zu haben. Shakeſpeare braucht, in den am tiefſten eindringenden Situationen, oft ganz plane, platte, launigte, ja ſelbſt ans komiſche gränzende Ausdrücke. Wer Shakeſpearen mehr, als einmal geleſen hat, wird wiſſen, wie ſehr oft dieſe niedrig ſcheinende Ausdrücke, den tiefen Eindruck, vermehren. Hr. Wieland, deſſen Genie ihn mehr zum komiſchen zu leiten ſcheint, wird das ans komiſche gränzende, ſehr oft, noch ein wenig komiſcher ausdrücken. Wie ſehr öfters die Wirkung des Ausdrucks dadurch leide, läßt ſich nicht beſchreiben, ſondern blos empfinden. Ja ſehr öfters wird die Ueberſetzung komiſch, wo es der Grundtext gar nicht iſt. Wir wollen nur folgende Stellen aus dem Mohren von Venedig (in dem ſiebenden Bande der Ueberſetzung) anführen, welches Trauerſpiel wir beſonders mit der Urkunde verglichen haben.

In der erſten Scene ſagt Jago: Verachte mich, wenn ich ihn nicht haſſe (Deſpiſe me,) unſer Ueberſetzer: Speyt mir ins Geſicht, wenn ꝛc. und bald darauf: er ließ meinen Gönnern ihre Hoffnung fehlſchlagen (non ſuits my mediators,) der Ueberſetzer: er ließ ſie mit der langen

gen Naſe abziehen. In eben dem Auftritte ſetzt Herr W. ſtatt: dawider iſt nun kein Mittel (there's no remedy) dafür iſt nun kein Kraut gewachſen; ſtatt: vergifte ſein Vergnügen, (poiſon his delight,) verſalzt ihm wenigſtens den Spaß; ſtatt: ob er gleich in einem fruchtbaren Klima wohnt, (though he in a fertile climate dwell.) das Paradies, wo er ſich eingeniſtet hat. Beyläufig zu erwähnen, ſo kömmt in dieſem Auftritte verſchiednemal das Wort: Sackerlot! vor, da im Original überall keine Ausrufung ſteht. So auch in Romeo und Juliette ſagt die Amme: Sappermentl im Engliſchen ſteht nichts, als why. In der neunten Scene des Mohren ſetzt er, ſtatt: ich glaube, dieſe Erzählung würde auch meine eigne Tochter beſiegen oder gewinnen, (would win) würde ſie behexen: ſtatt: deine Entwiſchung (thy eſcape) der Streich, den du mir geſpielet haſt. Sogar in den letzten Worten des Othello, als er im Begriffe iſt, ſich zu erſtechen, bringt er einen ſolchen zugleich niedrigen und komiſchen Ausdruck an, da im Original eben ſowohl das Gegentheil befindlich iſt. Erzählet, ſagt der Mohr, daß ich in Aleppo dem Türken — — die Kehle ergriff, und ſo auf ihn ſtieß (and ſmote him thus) Herr W., daß ich ihm bey der Gurgel

gefaßt, und ihn ſo gekitzelt habe. Noch ein Beyſpiel aus dem Hamlet: Sharry! I'll teach you, überſetzt er: Potz hundert! das will ich dich lehren: marry heißt nichts weiter, als ja, fürwahr, und ſoll da nichts weniger, als komiſch ſeyn. —

Daß in einer ſo ſchweren und weitläufigen Ueberſetzung der Geiſt ermüdet, und daher einige Nachläßigkeiten unterlaufen, iſt begreiflich, aber da wir in dieſer Ueberſetzung oft Nachläßigkeiten finden, ſo würden wir faſt ſchlieſſen müſſen, daß Hr. W. zuweilen allzugeſchwind arbeite, wenn er bey einer andern Gelegenheit nicht wider dieſe Beſchuldigung öffentlich proteſtiret hätte. Wir rechnen dahin die Stellen, wo er das Original ſo wörtlich überſetzt, daß ſein Deutſches beynahe unverſtändlich wird. Z. B. Dieſe Nichte, deren Athem dieſe Hände geſtopft haben. So ſpricht man im Deutſchen nicht, ja man wird es kaum verſtehen, wenn man nicht weiß, daß im Engländiſchen ſtehet: whoſe breath theſe hands have ſtopp'd.

Wir haben auch eine Stelle bemerkt, die vermuthlich, blos aus Verſehen, aus der Ueberſetzung gar weggeblieben iſt. In dem zehnten Auftritte vierten Aufzugs des Othello, wo, nachdem Othello alle Wuth ſeiner ra-

 ſen-

ſenden Eiferſucht an der unſchuldigen Desdemona ausgelaſſen hat, folgendes Geſpräch folgt, das ſich kein empfindungsvoller Leſer nicht gern wird rauben laſſen:

Aemilia. Wie befinden ſie ſich, gute Lady?

Desdemona. Wahrhaftig, halb im Schlafe.

Aemilia. Liebſte Madam, was haben Sie mit meinem Herrn?

Desdemona. Mit wem?

Aemilia. Wie? mit meinem Herrn, gnädige Frau!

Desdemona. Wer iſt dein Herr?

Aemilia. Er iſt auch der Ihrige, liebſte Lady!

Desdemona. Ich habe keinen mehr. Sprich nicht mit mir Aemilia. Ich kann nicht weinen, und doch habe ich keine andere Antwort, als Thränen — Höre, lege auf den Abend meine Hochzeitslacken auf mein Bett — vergiß es nicht — und rufe deinen Mann her.

Aemilia. Hier iſt in der That eine Veränderung.

Dieß iſt ſo ſehr der natürliche Ausdruck der Beſtürzung und der Schwermuth, daß wir nicht glauben, daß der Ueberſetzer dieſe Stelle mit Fleiß habe weglaſſen wollen.

Damit wir ſelbſt nichts auslaſſen, ſo wollen wir noch hinzufügen, daß dieſe Ueberſetzung, den der engländiſchen Sprache unkündigen Leſern, die begierig ſind, den groſzen Shakeſpear, ſo

ſo weit es in einer Ueberſetzung möglich iſt, kennen zu lernen, ſehr anzupreiſen iſt, und daß ſie dem, der ſie mit dem engländiſchen Originale in der Hand ſtudiren will, ein wichtiges Hülfsmittel, dieſes zu verſtehen, werden kann. Dieß ſey geſagt, um zu zeigen, daß wir „ das Verdienſt, das Hr. W. ſich durch dieſe Ueberſetzung um unſre Nation gemacht hat, „ nicht verkennen.

Wir haben in der Vorrede zum achten Bande, die Ausfälle wider die Kunſtrichter wirklich mit Misfallen geleſen, und thut es uns, ſelbſt Hrn. W. wegen, ſehr leid, daß wir dazu Anlaß gegeben haben. Ein Mann von ſeinen Verdienſten hätte, dächten wir, die locos communes wider die Kunſtrichter, immer den elenden Scribenten überlaſſen ſollen, die über die Strenge der Kunſtrichter ſeufzen, oder den Schriftſtellern, die ihren Ruhm überleben, und daß ihre neuern Werke kein Menſch leſen will, blos den boshaften Kunſtrichtern Schuld geben. Nicht daß wir ihm verdenken, daß er ſich vertheidiget, wenn ihm die Kunſtrichter unrecht gethan haben; aber warum will er Unrecht mit Unrecht erwiedern. Warum beſchuldigt er die Kunſtrichter, „ daß ſie von dem Werthe und Unwehr-

„te eines Buches urtheilen, wenn ſie es einige
„Minutenlang durchblättert haben, — daß ſie
„alles, was er ſchreibet, mit impertinenten Ton
„und hämiſchen Weſen beurtheilen, — daß ſie
„gänzlich vergeſſen, daß ſie ſelbſt fehlerhaft ſind,
„und irren können, — daß ſie in dem entſchei-
„denden Tone eines Richters urtheilen, von
„dem ſich nicht appelliren läßt.„ Selbſt der
hochmüthigſte und ungezogenſte Journaliſt, kann
ſchwerlich von ſeinem Urtheile glauben, daß ſich
davon nicht appelliren laſſe, und wir ſelbſt appel-
liren an Hn. W. in nicht ſo empfindlicher Laune,
ob es gerecht ſey, ſolche eines ſo kindiſchen Hoch-
muths zu beſchuldigen, die gezeigt haben, daß
ſie Widerſprüche, die allerheftigſten ſo gar, ge-
laſſen anhören und entweder ſchweigen, oder ſich
glimpflich vertheidigen, oder auch ihr Urtheil zu-
rücknehmen können. Wer dieſes thut, giebt
wenigſtens nicht zu erkennen, daß er ſich für un-
trüglich halte.

Das Urtheil eines Kunſtrichters, iſt ja kein
Richterſpruch, ſondern das Urtheil eines einzel-
nen Gelehrten, der das Recht dazu, wie alle übri-
ge Leſer, gekauft hat. Der Kunſtrichter, der
von dieſer Wahrheit recht ſehr überzeugt iſt, ur-
theilt eben deswegen zuweilen am dreiſteſten.
Er

Er ſagt ſeine Empfindung, die er bey einem Buche gehabt, freymüthig heraus, weil er ſie für nichts mehr, als für ſeine Meynung, hält, die er leicht ändern kann, wenn man ihn eines beſſern belehrt, und ſich den ſtolzen Gedanken nicht in den Sinn kommen läßt, daß dadurch der Werth, oder der Unwerth eines Buches, oder eines Schriftſtellers, ſolle entſchieden werden. Freylich kann wohl nichts mehr einen Kunſtrichter bewegen, vorſichtiger, bedachtſamer, beſtimmter ſich auszudrücken, als wenn ſelbſt ein Wieland ein größeres Gewicht auf ein Urtheil legt, als der Urtheiler ſelbſt; wenn ein Wieland geſtehet, daß ihm durch ein ſolches Urtheil, das unglücklicherweiſe nicht beſtimmt und deutlich genug ausgedrückt war, „da wehe gethan worden „ſey, wo er am empfindlichſten iſt.„ Aber derjenige, der es für die niederträchtigſte Geſinnung hält, Urtheile niederzuſchreiben, um einem andern wehe zu thun, oder ihm, nach dem Ausdrucke eines berühmten Journaliſten eine unangenehme Stunde zu machen; der blos ſeine Empfindungen erzählt, und blos bedacht iſt, ſeine darauf gebaute Meynung freymüthig zu ſagen, und ſie deſto unbeſorgter ſagt, weil er kein größeres Gewicht darauf legt, als man auf das Urtheil eines einzelnen Menſchen legen muß, dem

wird in der That, auch „da wehe gethan, wo er „am empfindlichſten iſt.„ wenn man ihn ſeiner Freymüthigkeit (und mag man doch auch ſagen, Unbedachtſamkeit) wegen, hämiſcher Abſichten, und eines Stolzes, der glaubt ohne Apellation entſcheiden zu können, zeihen will.

Sämtliche poetiſche Werke von J. P. Uz. Zween Bände, Leipzig bey Dycks 1768. kl. 8. Ebendieſelben auf Schreibpapier in kl. 8. mit niedlichen Vignetten, von Oeſer gezeichnet, und von Geyſer geſtochen.

Dieſe längſt erwartete Ausgabe eines unſrer klaßiſchen Dichter muß dem Publiko ſehr willkommen ſeyn, zumal da ſie für dieſen Dichter eine Gelegenheit geworden iſt, daſſelbe mit einigen neuen Stücken zu beſchenken. Wir wollen nur die letztern hernach etwas umſtändlicher anzeigen; mit den ſchon gedruckten Gedichten des Verf. iſt jeder Liebhaber des Geſchmacks ſchon bekannt, oder vielmehr vertraut. Indeß wollen wir doch bey dieſer Gelegenheit diejenigen Stücke anzeigen, die uns unter den Werken des Verf. beſonders ſchön dünken, und beyläufig einige kleine Erinnerungen machen, die vielleicht der Aufmerkſamkeit des Dichters, dem zur klaßiſchen Vollkommenheit ſo gar wenig fehlt,

bey

bey einer doch unausbleiblichen neuen Ausgabe nicht ganz unwürdig ſind.

Der erſte Band enthält die lyriſchen Gedichte, in ſechs Büchern. Man weis, daß es eigentlich dieſe Dichtungsart iſt, wodurch ſich der Verf. die allgemeine Bewunderung ſeiner Nation erworben hat. Man kennt ſchon das Edle, oft Erhabne, und zugleich die ſcharfe Richtigkeit ſeines poetiſchen Ausdrucks, den vortreflichen Schwung ſeines Genies, und ſein beſondres Glück in der mechaniſchen Poeſie. Eine beneidenswürdige Leyer ward dieſem Lieblinge der Grazien und der Muſen, gleich entzückend und hinreiſſend, wenn er ſie zur erhabnen Ode ſtimmt, als ſchmeichelnd und bezaubernd, wenn er den leichtern Geſang der Fröhlichkeit auf ihr ſpielt.

Den Anfang macht hier, wie in den vorigen Ausgaben, die ſchöne Ode an Herrn Gleim, die gleich den großen lyriſchen Dichter, und den würdigſten Schüler des Horaz ankündigt. Den Lobſpruch, den der Dichter darinn beyläufig dem Preußiſchen Könige macht, iſt ohne Zweifel einer der glücklichſten unter der Menge derer, die ihm je von Poeten ertheilt ſind:

Gleich groß, und ſtets Minerven gleich,
Es ſchwinge ſeine Fauſt den Oelzweig oder Degen.

In der zweyten Ode, der Frühling, iſt der amphibrachiſche Hexameter meiſterhaft gebraucht; es war eine Zeit, wo man dieſe Versart bis zum Misbrauche anzuwenden pflegte; nie iſt ſie wohl beſſer geglückt, als in dieſem ungemein harmoniſche Stücke.

Die folgenden vier Lieder an Chloen ſind voll anakreontiſcher Leichtigkeit, und überall ſind die reizendſten Bilder eingewebt. In der erſten ſcheinen uns S. 15. die beyden Zeilen:

Verfolge ſeine Spur,
Er folgte der Natur.

nicht ſo wohlklingend zu ſeyn, wie die übrigen; und in der dritten, S. 20. ſcheint der Ausdruck in dem zweyten der folgenden vier Verſe nicht leicht genug zu ſeyn:

Kein Schnee gleicht ihres Armes Weiſſe,
Der vor dem Fenſter in der Luft
Mit einem ungewohnten Fleiſſe
So ſinnreich meiner Sehnſucht ruft.

Das reizende und ſchalkhafte Lied, ein Traum, iſt bekannt genug. Die folgende Lieder, welche den Morgen und den Frühling beſingen, haben die gefälligſte Munterkeit. In dem zweyten mißfällt uns S. 28. die Zeile ein wenig:

Wird Waſſerbad und Liſt ꝛc.

Und eben ſo glücklich, wie in dieſen tändelnden

Lie-

Liedern, iſt der Verf. in der lehrenden Ode, wovon die Zufriedenheit, S. 32. das erſte Beyſpiel iſt. Die heiterſte und gefälligſte Philoſophie, und der angemeſſenſte Ton, vertraut, unterrichtend, und doch voller Würde. — Unter den folgenden Stücken dieſes erſten Buchs ſticht das unter der Ueberſchrift, das bedrängte Deutſchland, wegen der darinn herrſchenden Stärke der Poeſie, beſonders hervor.

In der erſten Ode des zweyten Buchs, die ſonſt viele Schönheiten hat, kömmt uns die Zuſammenſetzung des Bildes in folgender Zeile:

Es krieche, wer nach Ehre fliege!

nicht genau genug vor.

Das neue Orackel, S. 68. hat uns in dieſem Buche am wenigſten gefallen; auch war uns folgender Ausdruck etwas anſtößig, wo die Rede vom Coffeſatze iſt:

Die ſchlaue Phantaſie ſieht in geheimen Zeichen
Des weiſen Schlammes Antwort ſtehn.

Die Wolluſt, S. 84. bleibt allemal eins der vortreflichſten Stücke unſers Dichters. Welch ein herrliches Gemählde!

Wie, wenn der Süd ſein ſchwarz Gefieder ſchüttert,
Und auf der See ſich als Tyrann erhebt,
Der Ocean bis an den Grund erzittert,
Und weißbeſchäumt hoch in die Lüfte ſtrebt;

Indem

Indem kein Stern die bange Nacht erheitert,
Verirret ſich das kranke Schiff, und ſcheitert:
So wüten auch die zügelloßten Triebe ꝛc.

In der Ode, Silenus, S. 89. iſt von dem Stoffe dazu, der aus Virgils ſechſter Ekloge genommen iſt, ein eben ſo ſchöner Gebrauch gemacht, als in der glücklichen Nachahmung dieſer Ekloge, die wir von Hrn. Prof. Schmid in Braunſchweig haben.

Das dritte Buch wird durch das Gedicht: die fröhliche Dichtkunſt, eröffnet, in dem die zweyte Strophe ausnehmend ſchön iſt:

Wenn mich ein Kummer drückt, ſo mag die Muſe ſchweigen,
Den Nachtigallen gleich, die unter grünen Zweigen
Nur ſingen, wenn ſie ſich erfreun ꝛc.

Im Tempe bemerken wir nur die Stelle, S. 104.

Die Gegend iſt ſo ſchön,
Daß hier die Muſen ſich ergehn:

Ein Ausdruck, der wenigen verſtändlich ſeyn wird. Auch gefällt uns S. 105.

Fontaine, der verewigt ſtrahlet,

nicht ſo recht. Deſto ſchöner iſt die Strophe S. 106.

Die Erde ſcheint wie Nichts
In jenen Gegenden des Lichts,
Wo deiner Blicke Flug an fremde Welten landet.
Dort, wo ihr niemals überwandet,

Ihr

Ihr Weltbezwinger! ſeht,
Wie euer Stolz euch hintergeht.

Sollte der Vers S. 10.

Wann itzt im Frühling muntrer Jugend
Ihr Buſen in der Fülle ſteht;

nicht einiger Verbeſſerung bedürfen? — So ſcheint uns auch die erſte Strophe der Lehrode, die Wiſſenſchaft zu leben, S. 119. zwo zu proſaiſche Zeilen zu haben:

Ein großer, und vielleicht der größte Theil des Lebens
Das mir die Parce zugedacht,
Schlich als ein Traum der Nacht
Mit leiſen Flügeln hin, und war vielleicht vergebens!

Die wahre Größe, S. 140. iſt eine vortrefliche Ode, voller Gefühl und Enthuſiaſmus, der das ganze Herz des Dichters eben ſo ſehr belebt, als ſeine Sprache:

In ſeinen Adern tobt ein Juvenaliſch Feuer,
Der Unmuth reichet ihm die ſcharfgeſtimmte Leyer.

Der Schluß mit der Epiſode vom Timoleon iſt dieſes ſchönen Anfangs würdig.

Bey der Ode, die Liebe, womit ſich das vierte Buch anfängt, erinnern wir die Kenner an folgende ſchöne Dichtung in derſelben:

Als in ſeinen dunkeln Jahren
Amor Platons Schüler hieß,

Und ihm von beſtäubten Haaren
Keine Roſe duftend blies,
Flog er, fern vom ſtillen Scherze,
Bis zum Sirius hinauf,
Und beſorgte ſeine Kerze
Schlechter, als der Sterne Lauf.

Ihn vom Himmel abzubringen,
Da ihn Erd' und Menſchheit rief,
Kürztet ihr die ſtolzen Schwingen,
Holde Nymphen, als er ſchlief.
Da der Himmel ihm entgangen,
Flattert nun der Gott der Luſt
Um die roſenvollen Wangen,
Um die lilienweiſſe Bruſt.

Die wirklich majeſtätiſche Ode, Theodicee, welche dieſes Buch ſchließt, iſt ſchon als ein Meiſterſtück unſers Dichters bekannt.

Das fünfte Buch enthält, auſſer der Ode an die Weisheit, aus der Clariſſa, lauter neue Stücke. Das erſte davon iſt überſchrieben: Der wahre Muth, und dem Dichter eben ſo ſchön gelungen, wie ſeine übrigen philoſophiſchen Oden. Ein Beyſpiel ſey folgende Beſchreibung von dem Tode des Sokrates:

Er ſprach, und Freude glüht' in ſeinem Angeſichte,
Sein Auge ſchien mit ſanftem Lichte
So heiter, als es war, wenn ihm des Freudes Hand
Beym frohen Gaſtmahl Kränze wand.

Kein

Kein unvergnügtes Wort entfiel dem weiſen Munde:
Doch flog die feyerliche Stunde,
Die Stunde, die den Freund aus Freundesarmen raubt,
Schon wartend über ſeinem Haupt.

Er, izt voll wahren Muths, wenn oft die Starken beben,
War ſterbend gröſser, als im Leben.
Sein Tod war glänzend, frey, ſelbſt unter äuſſerm Zwang,
War einer Sonnen Untergang.

Das Erdbeben, iſt wieder eine Ode von der beſten Ausführung; den Innhalt kann man aus der letzten Strophe beurtheilen:

Es müſſ' auf meiner Stirn, wenn ſchon die Erde bebt,
Der göttliche Gedanke ſchimmern,
Daſs Tugend glücklich iſt, und meine Seele lebt
Auch unter ganzer Welten Trümmern.

Es folgt ein reitzendes Lied, Amor überſchrieben, und dann eine Ode an Herrn Gleim, welche die Verderbniſſe des Krieges ſehr lebhaft ſchildert. Der Dichter redet die Gewaltigen der Erde an:

Seht! eures Volkes Blut raucht ſtrömend von der Erden!
Ach! dies betrogne Volk ergab
Sich unter euren Hirtenſtab,
Geweidet, nicht gewürgt zu werden.

Gleich ſchön iſt das folgende Stück, an die Freyheit, und die Ode auf Cronegks Tod, welche

 ſchon

ſchon damals einzeln gedruckt wurde, und ſogleich einen Dichter beßrer Art verrieth. Die einzige Strophe, wo von ſeinem Talente zum Trauerſpiel geredet wird, ſcheint uns gegen die übrigen etwas matt zu ſeyn; aber freylich nur gegen die übrigen:

Er hatte, da durch ihn die Tugend lehren wollte,
Das hohe Trauerſpiel erwählt.
Wir hofften, daß an ihm auch Deutſchland haben ſollte,
Was ihm vor andern Völkern fehlt.
Den griechiſchen Cothurn, den Schmuck der beſſern Bühne,
Corneillens kühn erhabnen Geiſt,
Mit aller Anmuth des Racine,
Die uns zu Thränen reißt.

Den Tod des Herrn v. Kleiſt hat der Dichter in einer unmittelbar folgenden Ode eben ſo würdig beklagt. — In zwey allerliebſten Liedern, Horaz und der Schmaus finden wir die ſchönſten Ideen, und die glückliche Verſifikation, die unſerm Dichter beyde ſo eigen ſind.

Die Ueberſchriften der folgenden Stücken ſind: Das Schickſal. Sehnſucht nach dem Frühlinge. Auf den Frieden. Das Sylbenmaas dieſes letzten Stücks hat ſehr viel Muſikaliſches. Das nächſte Gedicht, Laura, iſt ganz in dem ſüſſen, ſchwärmeriſchen Tone des

Petrarc.

Petrarc. Der Dichter hat dabey auf einige Stellen deſſelben, und vorzüglich auf die bekannte Ode: Chiare, freſche e dolci acque &c. Rückſicht genommen. Das vortrefliche Gemählde:

Da' be' rami ſcendea
Dolce nella memoria
Una pioggia di fior ſovra'l ſuo grembo;
Ed ella ſi ſedea
Umile in tanta gloria.
Coverta già dell' amoroſo nembo.
— — — — —
Qual con un vago errore
Girando parea dir, qui regna Amore.

iſt von unſerm Dichter ſehr glücklich copirt;

Der Ort iſt heilig! Junge Weſte ſchweigen,
Und kühlen ſie mit ſtiller Luſt.
Die weiſſen Blüthen taumeln von den Zweigen,
Verliebt herab auf Laurens Bruſt.
In ſüſſer Irre ſanft herumgetragen,
Verziehn und ſinken ſie gemach.
Hier herrſcht die Liebe! ſcheinen ſie zu ſagen;
Hier herrſcht die Liebe! ſeufz' ich nach:

Nicht gern verſagen wir uns das Vergnügen, aus den beyden übrigen Stücken dieſes Buchs, der Patriot, und an die Freude, einige ſchöne Stellen auszuſchreiben.

Die Oden und Lieder des ſechſten Buchs ſind geiſtlichen Inhalts; nicht alle im höhern Schwun-

ge der Begeiſterung, ſondern die meiſten mit der edeln Simplicität der Andacht geſchrieben, und doch zugleich mit Inbrunſt, deren die Seele eines jeden wahrhaften Anbethers der Gottheit fähig iſt. Dieſer Ton iſt ihnen deſto angemeſſener, da einige zum Gebrauche beym öffentlichen Gottesdienſte vermuthlich gleich bey der Verfertigung beſtimmt, wenigſtens in der Zollikoferiſchen Sammlung, ſchon vor dem Abdrucke dieſer Ausgabe, dazu angewandt ſind. — Eine Kleinigkeit iſt uns S. 297. anſtößig geweſen:

Herr! mit kindlichem Vertrauen
Hang' ich dennoch feſt an dir!
O wie ſollte mir noch grauen?
Vater, du verzeiheſt mir!
Ich verfluche meine Sünden,
Die mir deinen Schutz entwandt;
Laß dich finden, laß dich finden,
Wie dich ſtets die Reue fand!

Der letzte Ausdruck: laß dich finden! ſcheint ſich mit der zuerſt gebrauchten bibliſchen Metapher: ich hange an dir, nicht gut zu vertragen. — Das Lied, S. 306. Der allgegenwärtige Gott, iſt beſonders ſchön, und der Schluß vortreflich:

Daß deinem Auge nichts entflieht,
Was war und iſt, und einſt geſchieht,
Sey meine Ruh und Freude!

Ei

Ein Gott der alles weis und ſieht,
Der ſieht auch wenn ich leide.

In dem Lobe des Höchſten, S. 324. ſcheint uns in den letzten beyden Zeilen jeder Strophe der Uebergang vom Jambiſchen zum Trochäiſchen Sylbenmaaße nicht zu wohl ins Gehör zu fallen:

Singt, ſingt mit heiligen Entzücken,
Singt unſerm Gott' ein neues Lied!
Der Herr iſt groß; ich will ihn preiſen,
„Ihn, den Gütigen, den Weiſen,
„Deſſen Auge nichts entflieht.

Die höhere Ode, Gott der Weltſchöpfer, beſchließt die lyriſchen Gedichte des Verf. auf die würdigſte Art.

Der zweyte Band enthält zuerſt den Verſuch über die Kunſt ſtets frölich zu ſeyn, welcher unter unſern beſten Lehrgedichten gewiß nicht das letzte iſt. Freylich gefällt uns der Verf. als lyriſcher Dichter mehr, und wir erinnern uns einer ſehr richtigen Beurtheilung dieſes Gedichts in den Litteraturbriefen, worinn einige Stellen deſſelben mit ähnlichen, aber ungleich ſtärkern Wendungen ſeiner Oden verglichen wurden. Indeß bleibt uns dieß Gedicht allemal ſowohl wegen ſeines lehrreichen und fruchtbaren Inhalts, als wegen der glücklichſten Ausführung und Verſifikation ſehr ſchätzbar. Nur an ein

paar ſchöne Stellen wollen wir den Leſer erinnern:

S. 96.

Die ſtille Tugend liebt den prächtigen Gedanken:
Gott iſt, und Gott wird ſeyn, wenn ganze Welten wanken!
O Freund, in einer Welt, wo blindes Glück allein,
Wo nicht ein Gott regiert, wünſcht' ich nicht Menſch zu ſeyn.
Stets würde bange Furcht und Zweifel uns verwirren,
Nie ruhig, würden wir durch dieſes Leben irren,
Das, vor uns her, verhüllt in dicken Schatten liegt,
Wo Labyrinthe ſind, und jeder Schritt betrügt.
Wie, wann im öden Wald, wo Räuber nur verweilen,
Die Schrecken ſchwarzer Nacht den Jüngling übereilen,
Der ohne Führer irrt: er bebt bey Zephyrs Hauch,
Horcht auf ein rauſchend Blatt, und fürchtet jeden Strauch,
Zu glücklich, wenn er noch mit ſicherm Fuß entfliehet,
Noch Titans Morgenglanz, und Florens Antlitz ſiehet.
Und nicht ein hungrig Thier mit ſeinem Fleiſche ſpeiſt,
Nicht ſein vergoßnes Blut in dunkle Büſche fleußt!

Und S. 117.

Doch das Verhängniß zielt, und trift mit ſchärfern Pfeilen
Uns näher an das Herz; wird uns die Weisheit heilen?
Die wilde Zwietracht ſprengt der Höllen eiſern Thor
Unwiderſetzlich auf, und führt den Krieg hervor.
Die traurende Natur bebt vor dem Ungeheuer,

Vor ihm iſt Finſterniß, und nach ihm freſſend Feuer.
Verwüſtung überſchwemmt des Weiſen Vaterland;
Sein kleines Erbe ſeufzt in rauher Barba n Hand.
Nackt wird er ausgejagt; er ſieht mit einem Bucke,
Der ſich durch Thränen zwingt, noch einmal ſtumm zu-
rücke.
Zum ſchwarzen Himmel raucht, aus aufgethürmtem
Graus,
Im allgemeinen Brand, auch ſeiner Väter Haus,
Der Gattinn, deren Blick ein Himmel ihm geſchienen,
Der liebſten Gattinn Grab ſind brennende Ruinen.
Ihm folgt, wohin er geht, ihr Schatten ſeufzend nach;
Er ſieht ſie, wie ſie war, und hört ſie, wie ſie ſprach.

Auf dieſes Lehrgedicht folgt der Sieg des Lie-
besgottes, ein längſt bekanntes Gedicht unſers
Verfaſſers. Keine komiſche Epopee; dieß verbit-
tet er ſelbſt, in dem angehängten Schreiben
über eine Beurtheilung dieſes Stücks, worinn
Hr. Duſch und ein Freund deſſelben, auf eine
ſehr zudringliche Art dem Dichter eine ganz
andere Abſicht, einen ganz andern Plan, und
manche Fehler angedichtet hatten. Als ein er-
zählendes Gedicht bleibt uns dies Stück immer
ſehr angenehm. So wenig die Erfindung zu be-
deuten ſcheint, ſo reizend iſt ihre Ausführung
dem Verf. geglückt. Allein man hatte dieß Ge-
dicht aus einem ganz fremden Geſichtspunte an-
geſehen, es nach Popens Lockenraube gemeſſen,

von den bisherigen komiſchen Epopeen eine Theorie abſtrahirt, und nun gerade zu verglichen und getadelt. „Ich habe nichts wider dieſe Männer, „Theorien und Regeln zu machen, ſagt Hr. Uz, „wenn man nur nicht hinter ſeinen Regeln die „Thüre zuſchlägt, und allem, was ihnen widerſpricht, ſofort den Eingang in dem Tempel „des Geſchmackes verſagt: ein Verfahren, welches bey den Kunſtrichtern ſehr gemein, und „doch dem Genie ſo nachtheilig iſt.„ Uebrigens hat der Verf. mit dieſem Gedichte verſchiedne Veränderungen vorgenommen, und einige Epiſoden herausgehoben. Die von der Wolluſt, (S. 158. f. f.) welche den Amor, aus irrigen Begriffen von Deutſchlands Sitten, zurückhält, iſt geblieben; wir hätten ſie auch nicht gern vermißt.

Den Schluß machen die Briefe theils in Proſe und Verſe untermiſcht, theils ganz in Verſen. Von dieſer Art ſind die vier letzten, welche neu hinzugekommen, und ſehr reich an Schönheiten ſind. Die an Hrn. Gleim und Weiſſe haben uns vorzüglich gefallen. Aus dem erſtern wollen wir noch zuletzt eine Stelle herſetzen, worinn der Dichter, auf Veranlaſſung eines bekannten Angriffs, ſelbſt ſeinen Charakter ſchildert:

S. 347.

Ich haſſe ſtets die Sitte ſchwarzer Rotten,
Was heilig iſt, leichtſinnig zu verſpotten.
Nie unverſchämt und niemals ruchlos klang,
Mein Jugendlied, wenn ich beym Weine ſang.
Religion und Tugend auszubreiten,
Hielt ich für Pflicht in meinen frühſten Zeiten;
Und lehrte ſelbſt, ich, der den Wein erhob,
Mein Saitenſpiel der Gottheit glänzend Lob u. ſ. f.

Idris, ein heroiſch-komiſches Gedicht. Fünf Geſänge. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich 1768. 298 Seiten in gr. 8.

Wer den Verf. dieſes Gedichts in den verſchiednen Schriften, mit welcher er das Publikum, oder wenn er lieber will, ſeine Freunde beſchenkt hat, kennet, der wird ihm eine feurige, mahleriſche und ſehr fruchtbare Einbildungskraft, einen tief eindringenden philoſophiſchen Geiſt, eine ſehr feine und richtige Empfindung, ein gut Theil von Beleſenheit und Wiſſenſchaft und eine ſeltne Kenntniß des Alterthums, nicht abſprechen können. Hierzu kömmt in ſeinen letztern Gedichten eine ihm ganz eigne Laune und eine ungemeine Leichtigkeit der Verſifikation. Die Correction der Schreibart, die dem Verfaſſer immer am meiſten zu fehlen geſchienen, zeigt ſich in dieſem Ge-

Gedichte mit einem ſo rühmlichen Fleiße, daß man wohl ſiehet, es habe ihm bisher mehr an Luſt, als an Fähigkeit gefehlt, ſeinen Verſen die letzte Vollendung zu geben.

Idris iſt ein heroiſch-komiſches Gedicht, aber keine Batrachyomachie, wo der Kontraſt zwiſchen der Geringfügigkeit der Sachen und dem epiſchen Tone, kein Hudibras, wo der drolligte Ton bey einer wichtigen Sache das lächerliche hervorbringt, es iſt ein reitzendes Gemählde aus dem Gebiete der Phantaſie, eine verwickelte Geſchichte aus den Zeiten der irrenden Ritter, eine Welt, wo Feen und Zaubereyen herrſchen, ein Gedicht, wo nach des Verf. eigenen Ausdrücken, Moral und Satyre, Weisheit und Thorheit, und die ſchönſten Beſchreibungen mit lächerlichen Situationen abwechſeln, im Ganzen können wir noch hinzuſetzen, ein Gedicht, das ſo viel Schönheiten, ſo viel hinreiſſende Stellen, ſo viel glückliche Verſe hat, daß man im Leſen nicht ermüdet werden kann.

Aber ſagt vielleicht ein grisgramender Kunſtrichter: eine Welt, wo Feen und Zaubereyen herrſchen? — Warum will man in einem Zeitalter, das ſo erleuchtet iſt, als das unſrige, wo geſunde Philoſophie mehr als jemals die Erſchei-

ſcheinungen und Wunder gebannt hat, in dem achtzehnten Jahrhundert, wo die Liebe eine feine Galanterie, keine unſinnige Herumſchwärmung iſt, warum will man uns da in die Zeiten eines Arioſtes zurückſetzen? Es ſey, daß der Dichter noch ſo viel Genie und Kunſt daran verſchwendet hat, wird er mich täuſchen, wird er mich ganz intereßiren, ganz dahin reißen können? Arioſt iſt noch itzo der Lieblingsdichter ſeiner Nation: gut; man leugnet nicht, daß er große Schönheiten habe, und, daß ſein Zeitalter nur ſeine Fehler entſchuldiget, ja, wenn auch das nicht wäre; ſo wird allemal eine Nation ihre großen aber regelloſen Genies verehren; Und warum ſollte auch der Ausländer ſie nicht mit Vergnügen und Bewunderung leſen; Iſt es aber deswegen die nemliche Sache, wenn ein neuerer Dichter ihre Pfade betrit? —

Wir wollen nicht zu frühzeitig entſcheiden: man wird uns hier einige Anmerkungen über eine Materie erlauben, die von ſo wichtigen Einfluße in den meiſten Gattungen der Poeſie iſt. Was die Wahrſcheinlichkeit der Fiction betrift, ſo iſt ſie von verſchiedner Art. Entweder hat der Poet, vermöge der Natur ſeines Werks, eine ſolche Theilnehmung, eine ſolche Täuſchung

des

des Leſers zum Zwecke, daß die Wahrſcheinlichkeit in dem allerengſten und eigentlichſten Verſtande des Worts nicht beleidiget werden darf. Eine Fee z. E. in der Clariße, eine Zauberey in der Minna würden wahre Ungeheuer ſeyn. (Und doch wird man einen blinden Ehemann und verſchiedne Luſtſpiele des Saintfoix gern in der dramatiſchen Gattung dulden.) Nächſt dem giebt es Gattungen, wo die Wahrſcheinlichkeit eben ſo ſtrenge beobachtet werden muß, wo man aber dem Poeten gewiſſe Vorausſetzungen, und dieſen gemäß, gewiſſe Erdichtungen erlaubt hat, die eine andere Art von Glaubwürdigkeit haben. Dergleichen ſind das Wunderbare in der Epopee, die redenden Thiere in der äſopiſchen Fabel, der Gebrauch der Mythologie in der heroiſchen Ode. Alle dieſe Fictionen haben ihre gewißen Gränzen und ihre Norm der Wahrſcheinlichkeit; dabey ſind aber die übrigen Theile des Gedichts jener Regel der Wahrſcheinlichkeit unterworfen, die wir bey dem Drama u. ſ. w. angenommen haben. — Aber iſt der Fall verändert, braucht man Maſchinen zur Auszierung oder zum Spotte, zu Gleichnißen, oder zu ſolchen handelnden Perſonen, die wir in der einmal angenommenen Scene vertragen können, wählt der Dichter ſeine Welt blos deßwegen, um ſeine

Cha-

Charaktere, ſeine Bemerkungen, ſeine Sprüche, ſeine Satyre, ſeine launiſchen Einfälle anzubringen. — Warum wollte man eigenſinnig oder eckel ſeyn? — Ich leſe im Idris von Gnomen und Wunderwerken; gut, ich ſehe der Dichter will ſpielen, er giebt mir aber mitten unter dieſen abentheuerlichen Dingen die artigſten Situationen, die treffendſten Bemerkungen, und das iſt es, was ich ſuche. Hierzu kömmt vorzüglicher Weiſe der Reiz der Neuheit der Beſchreibungen und der Erdichtungen ſelbſt. —

Doch vielleicht, fährt der Kunſtrichter fort: Ganz gut, wir wollen ein Feenmährchen und eine irrende Rittergeſchichte, wenn ſie witzig geſchrieben ſind, mit Vergnügen leſen, wir begreifen auch, daß eine Oper, wo ein ſolches zum Grunde liegt, vortreflich ſeyn kann. Es ſey ferne, daß wir irgend etwas aus der Poeſie verweiſen ſollten, was ihr Mannigfaltigkeit und Abwechſelung, wenn nicht andere Vortheile, gewähren kann. Aber in ein weitläuftiges Gedicht verwebt, gefallen uns ſolche Erdichtungen weniger. Hätte der Verf. des Idris alle die unzähligen Schönheiten an ein anders Sujet verwandt, was für ein Meiſterſtück würde es geworden ſeyn! —

Das könnte man nun freylich ſagen, aber es gehört viel dazu, zu behaupten, daß bey einer andern Behandlung noch alle die Schönheiten da ſeyn würden, die bey derjenigen ſind, die der Verf. eines Gedichts, gewählt hat. Wir glauben es ſey ſehr rathſam den Dichter über die Wahl und die Einkleidung des Gegenſtandes, den er behandelt, nicht zu chicaniren, was ſeinem Genie am angemeſſenſten iſt, wird er gewiß am beſten wiſſen.

Das erſte, was dem Leſer in die Augen fallen muß, und was der Verf. ſelbſt in der Vorrede geſtehet, iſt dieſes, daß er den Arioſt nachgeahmet habe. Wer den Orlando furioſo auch nur aus dem Meinhard kennt, wird wiſſen, daß ſehr große poetiſche Schönheiten mit den ungereimteſten Dingen in dieſem Gedichte vermiſcht ſind. Die irrende Ritterſchaft und die Zauberey machen das Weſen deſſelben aus, die aber nach den Begriffen ſeines Zeitalters mehr Schicklichkeit hatten, als itzt: Man muß aber ja nicht den weſentlichen Unterſchied zwiſchen beyden Gedichten, vergeſſen. Orlando ſoll ein ernſthaftes Gedicht einer Art von Epopee ſeyn, und iſt es auch wirklich in vielen Stücken, ja ſo gar die abentheuerlichſten und lächerlichſten Dinge behalten in der Schreibart eine Farbe davon, wodurch ſie, nach

Boi-

Boileaus Meynung*) noch abgeſchmackter werden ſollten. Ohne dieſer Meynung eben beyzupflichten, ſagen wir nur, der Orlando iſt eine Epopee, wo die irrenden Ritterthaten u. ſ. w. nicht zum Belachen, ſondern zur Bewunderung vorgebracht werden; Idris iſt ein komiſches Gedicht, wo alle Feyerlichkeit des Arioſt verſchwindet, wo allenthalben die ſatyriſche und luſtige Laune hervor ſieht. Hierdurch werden uns die Feen- und Rittergeſchichte viel erträglicher. Wir wundern uns, daß Gelehrte beyde Gedichte haben vergleichen wollen, ohne auf dieſen weſentlichen Unterſchied zu ſehen. Eher hätte der Ricciardetto mit dem Idris, als ganz von derſelben Art, können verglichen werden.

Wenn wir ſagen, daß Idris und Orlando von unterſchiedner Art ſind, ſo meynen wir freylich nur die komiſchen und ſatyriſchen Stellen, denn wenn von Empfindungen der Liebe die Rede iſt, kann ſich Arioſt ſelbſt nicht feuriger ausdrücken, als Wieland z. E.

Ich ſtand, als würde mir der Himmel aufgethan.
O! Tag! o froher Tag! o mehr als goldne Stunden!
In euch ſahn Götter nur mich ohne Mißgunſt an!
Mein ganzes Weſen ſchien in einem Ocean

Von

*) Diſſertation ſur Joconde.

Von Freuden, welche noch kein Dichtermund beſungen,
Kein glücklicher gefühlt, zerfloſſen und verſchlungen.

Oder wenn er die Schönheit beſchreibt:

Wer Honthorſts Nymphen kennt Figuren wie gedreht,
Ganz Anmuth, ganz gemacht zu Amors ſüſſen Spielen,
Die volle Bruſt, muthwillig aufgeblähet,
Verführiſch anzuſehn, entzückend an zu fühlen: u. ſ. w.

Die vielen vortreflichen Züge, die mancherley Schönheiten, deren wir gedacht haben, ſind durch das ganze Gedicht zerſtreuet; der Plan, der eine Mannigfaltigkeit von Scenen und Begebenheiten enthält, und der jeden Leſer mit der Feenwelt ganz ausſöhnen kann, ſcheint zu Hrn. W. Abſicht ſehr glücklich zu ſeyn. Er ſagt mit Recht von ſeinem Gedichte.

Durch ein mäandriſches Gewinde
Von Feereyen und Wundern fortgeführt
Sey, wer dich lieſt, beſorgt, wie er heraus ſich finde;
Und nahe ſtets dem Ziel, indem ers ſtets verliehrt.

Man wird auch darinn beſonders die Fruchtbarkeit der Einbildungskraft bewundern, die einen Idris und einen Agathon hervorgebracht hat. Es iſt auch kein Zweifel, daß die ganze Entwickelung nicht der Erwartung des Leſers entſprechen und die Verwirrung der Zwiſchenfälle auf eine angenehme Art rechtfertigen ſollte.

Wenn wir Luſt abzuſchreiben hätten, ſo würden

den wir gewiß ſelten eine ſo anziehende Gelegenheit finden, als die Idris darbeut. Eine Menge von Stellen, wo die ſonſt ſo widrige Arbeit ſüß werden mußte! — Doch dieß möchte in Anſehung der meiſten Leſer überflüßig ſeyn, und wir haben des Raums zu ſchonen.

Der Verf. fängt an und ermuntert ſich ſelbſt

— — — Fühlt
Dein Buſen Muth genug, ſo wage dich in Welten,
Worinn die Fantaſey als Königinn befiehlt,
Und alle Dinge nur ſo viel ſie wollen gelten.

Der ganze Eingang in den erſten eilf Stanzen iſt ſehr ſchön, wir wollen nur etwas anführen:

Es dürfe, was du mahlſt, die ſchöne Unſchuld leſen
Trotz aller Furcht, die ſchüchternen Agneſen
Hans Jacob Roußeau eingejagt:
Die iſt gewiß vorher verführt geweſen,
Die den getreuen Hirt der Kupplerey verklagt.
Die wahre Tugend iſt nicht trotzig, nicht verzagt.

Es möchten nicht alle Leſer den fünften Vers verſtehen, und vielleicht nicht wiſſen, daß der Paſtor fido des Guarini gemeynet ſey, welchem Gedichte ein ähnlicher Vorwurf gemacht worden. *) Das Wort Kupplerey will uns hier nicht recht gefallen, und jemanden einer Sache verklagen, iſt nicht grammatiſch richtig, doch das

*) ſ. Dictionniare de Bayle unter Guarini.

ſind Kleinigkeiten. Was übrigens der Verf. hierdurch zur Vertheidigung ſolcher Gedichte ſagt, iſt das ſchicklichſte, was dafür geſagt werden kann, ob man gleich — —

Die beyden Strophen über die Kuſtrichter können wir Amtswegen nicht übergehen; ſie ſind auch vortreflich:

Die Tadler, Muſe, ſcheue nicht;
Das Schöne ſelbſt gefällt nicht allen.
Wie? Wenn dich auch Partil, die Wanze, ſticht?
Was hülfe dir das Lob der Buden und der Hallen?
O, möchteſt du, wenn dir die Menge Lorbern flicht:
Dem ächten Kenner nicht mißfallen,
Der ohne Schalckheit prüft, zum Tadel langſam iſt,
Und jede Schwierigkeit, die du beſiegt, ermißt.

Dem Ariſtarchen liegt, die Pflicht des Tadelns ob
Sie ſitzen zu Gericht, und ſollen nichts verzeihen,
Der Züchtling zwar findt ſtets die Peitſche grob,
Auch lacht die Welt nur mehr, je mehr die Tibbalds ſchreyen.

Verdiene, wenn du kannſt, des ſtrengen Richters Lob,
Doch ohne dich vor ſeinem Ernſt zu ſcheuen.
Sein Tadel nützt der Kunſt, und gieng er auch zu weit,
So ſchadet ihm, nicht dir, die Unbeſcheidenheit.

Nun mögen noch einige Stellen folgen, blos, um diejenigen unſrer Leſer, die dieſes Gedicht noch nicht kennen ſollten, zum leſen zu ermuntern.

S. 57. Idris redet von der Zeit da er ſeine Göttinn zuerſt geſehen.

77.

Wie neidenswürdig ſchien mein Glück!
Doch untern Mond iſt, leider! nichts vollkommen.
Ach! warum mußte doch, Natur, dein Meiſterſtück
Aus deiner Hand, nicht ganz vollendet kommen?
Um aller Götter Thron zu ſeyn
Fehlt ihrer ſchönen Bruſt der Liebes-Gott allein.

78.

Nie liebte ſie, und ach! nachdem ich ſie erblickt,
Und nicht gerührt, ſo wird ſie niemals lieben.
So iſt es im Geſtirn geſchrieben,
Nie wird in ihrem Arm ein Sterblicher beglückt,
Ganz Geiſt, ganz frey von körperlichen Trieben,
Von nichts gequält, von nichts entzückt,
Gleicht ſie in einem Leib, den Venus ſelbſt beneidet,
Den Weſen, die kein Stoff bekleidet.

Nun auch etwas von der Antwort des Herrn Itifalls:

84.

Herr Richter, fiel ihm hier ſein Hörer lachend ein,
Das Stück iſt weinerlich; doch duldet, das ich lache,
Ey, lehrt mich doch, ich bitte, wie mans mache,
So tapfer, ſo verliebt, und doch ſo neu zu ſeyn.
(Denn Winſeln, ich geſtehs, war niemals meine Sache)
Um Amors Willen! Herr, wer ſchwatzt von Qual und Pein.

An ſeiner Göttinn Bruſt? Sie läßt euch ruhig liegen;
Und ihr beklagt euch noch, ſie ſey nicht zu beſiegen?

85.

Ja, ſprecht ihr, ſagte ſie nicht ſelbſt, ihr Herz ſey kalt,
Zur Freundſchaft nur gemacht, und ungeſchickt zum lieben?
Welch Mädchen ſpricht nicht ſo? Und doch iſt nichts ſo bald,
Als dieſe Phantaſie vertrieben.
O! ſie verzeihen viel, zumal in einem Wald;
Ihr braucht ja nur die Schuld auf ihren Reiz zu ſchieben.
Durch Feuer, Freund, und nicht durch feige Thränen,
Erweichen ſich die Herzen ſpröder Schönen.

Im zweyten und dritten Geſange iſt die Geſchichte des Zerbins und der Lilla vortreflich, doch es iſt ſo viel Schönes überall in allen Geſängen, daß wir nur abbrechen müſſen, um nicht zu weitläuftig zu werden.

Aus dieſer Urſache wollen wir auch den Leſern das Gerippe des Inhalts ſchenken, und zweifeln nicht, ſie werden, es ſey nun bey der erſten, oder der dritten Lektüre, auf den Contraſt unter den Charakteren die Mannigfaltigkeit in den Schilderungen, das natürliche und fließende des Dialogs, und beſonders auf die eingeſtreuten naiven oder komiſchen Bemerkungen beſonders aufmerkſam ſeyn. Zum Theil haben wir auch von allen dieſen

dieſen Beyſpiele gegeben. Doch müſſen wir zweyerley noch beſonders erwähnen. Der Verf. iſt vorzüglich glücklich in kleinen Nebenzügen und Wendungen z. E.

Ein Knabe der im Waſſer ſcherzte,
Flieht ängſtlicher vor einer Otter nicht,
Als unſer Held, der tapfre, der beherzte,
Vor einem Mädchen flieht, die weder beißt, noch ſticht.
Ob ſie ſolch ein Betragen ſchmerzte,
Fragt mich kein reizendes Geſicht.
Sie blieb mit Thränenvollem Blicke,
Am Ufer ſtehn und rief den Fliehenden zurücke.

Welche ſchöne Wahl in den Ausdrücken! Welche Annehmlichkeit der Bilder! Welche Leichtigkeit in der Verſification! (den Wohlklang der gewählten Versart, welche die ottave rime der Italiener, doch mit größerer Freyheit nachahmt, und bey uns Deutſchen bisher noch wenig gebraucht geweſen, wird man überhaupt ſchon bemerkt haben) Und, wie ſchön iſt der Zug: Ob ſie ſolch ein Betragen u. ſ. w. So auch von den Vorzügen des Zerbins bey den Damen,

Die ein Verjährungsrecht an ihrer Gnade haben.

Auch weis unſer Dichter ſehr artige Anſpielungen und Gleichniſſe oder Parallelen, oder was es ſonſt iſt, aus dem Alterthume und den neuern Zeiten, aus den Schätzen ſeiner Beleſenheit und

ſeiner Kenntniſſe anzubringen. Wir führen keine Beyſpiele an, man wird ihrer genug nicht allein im Idris, ſondern auch in den andern Gedichten des Verfaſſers finden. So gar die Zeitungen weiß er in dieſer Abſicht zu nutzen.

S. 41.

Sie hätte wohl das Thier vom Ländchen Gevaudan
Den Schrecken Galliens, ſo gern als ihn, geſehn.

Sollten wir dem Verfaſſer, beſonders bey der Fortſetzung, einen Rath zu geben uns erkühnen, ſo wäre es dieſer, die Einförmigkeit, ſo viel möglich, zu vermeiden. Den bey allem dem, was wir rühmliches von dem Idris geſagt haben, iſt dieß doch die Klippe, an der zu ſcheitern wäre. Der Verfaſſer ſagt einmal von einem Wald, glaube ich,

Den ich, weil Leßing mich beym Ohr zupft, nicht beſchreibe.

und wenn man hierzu ſeine unerſchöpfliche Imagination ſetzt, ſo dürfte vielleicht auch dieſer Rath eben ſo überflüßig ſeyn, als wenn man dem Ritter Itifall rathen wollte, eine ſchöne Nymphe zu verfolgen.

Nun noch ein paar Worte über die Vorrede. Hr. W. will uns darinn zu verſtehen geben, daß er eben für keinen Autor gehalten werden müſſe,

wenn

wenn er gleich von ſeinen Aufſätzen gedruckte Copeyen machen laſſe, wenigſtens aber ſey er für keinen Poeten von Profeßion anzuſehen, und er habe „als ein bloßer Dilettante, dem es nicht „einfällt, den Meiſtern der Kunſt den Vorzug „ſtreitig zu machen, etwas mehr Nachſicht zu „erwarten, als ein anderer, der die poetiſche „Hederam vor ſein Haus ausgehängt hat, „oder dafür beſoldet iſt, ein Dichter zu ſeyn, „oder wie Horaz in ſeinem Sabino, und Pope in ſeinem Twitnam dieſer glücklichen Unabhängigkeit und Muße genießet, in welcher „ein Mann von Genie den ſtolzen Gedanken „haben kann, für die Unſterblichkeit zu arbeiten.„ Herr W. wird uns vergeben, daß wir nicht ſeiner Meynung ſeyn können; wer zeiget, daß er die tiefſten Geheimniſſe der Kunſt, ſo vollkommen beſitze, der verdient den Namen eines Meiſters der Kunſt in dem höchſten Grade der Bedeutung des Wortes. Dieſe Einſicht in die Kunſt, macht den Meiſter, der Sold oder die Muße kommt nicht in Betrachtung. Corregio war Meiſter der Kunſt, ob er gleich die Bezahlung ſeiner Mahlerey in Kupfermünze auf der Schulter ſelbſt nach Hauſe tragen mußte. Geſetzt, er hätte mit dieſer kärglichen Bezahlung ſeiner Kunſt ſeine Familie nicht ernäh-

 ren

ren können, geſetzt, er hätte die meiſten Stunden des Tages Holz hacken oder Waſſer tragen müſſen, würde er deshalb weniger haben ſagen können, Anch'io ſon pittore. Warlich, wer ſollte wohl Meiſter ſeyn, oder Genie haben, wenn Wieland behauptet, daß er ein Dilettante ſey und Leßing, daß er nichts dem Genie und alles der Kritik zu danken habe. Warlich, wer ſoll nicht hierüber den Kopf ſchütteln, wie es Hr. W. auch voraus geſehen hat.

Ueber dieſe Recenſion des Agathon in dieſer Bibl. VI. B. I. St. S. 190. und folgl. erklärt ſich Hr. W. beyläufig folgendermaßen: „Die „Beobachtung, die der weiſe Beurtheiler des „Agathon in der allgemeinen Bibliothek ge„macht hat, daß ich ſchnell arbeite, iſt mit ſei„ner Erlaubniß nichts weniger als richtig; wollte der Himmel, daß einige Leute nicht haſti„ger urtheilen, als ich arbeite. Es ſind nun „fünf Jahre, daß ich über dieſen unwürdigen „Idris an meinen Nägeln kraue; und wenige „Journaliſten in der Welt können ſich eine Vor„ſtellung von der unendlichen Mühe machen, „die ich mir geben mußte, um dieſem Gedichte „das Anſehen von Leichtigkeit und die Politur „zu geben, welche man, wie ich mir ſchmeichle,

„in

„in den meiſten Stanzen deſſelben nicht ver„miſſen wird.„ Es ſcheinet alſo, Hr. W. glaube, der Beurtheiler habe ſagen wollen, er laſſe ſeine Werke zu geſchwinde drucken, und feile ſie nicht genug aus. Allenfalls würde die Inſtanz des Idris gegen die Beſchuldigung wider den Agathon nichts beweiſen, denn der Idris hat freylich, auch in Abſicht auf Sprache, Schreibart und Verſification, das Anſehen eines bis auf die geringſte Kleinigkeiten vollendeten Werks, dahingegen der Agathon, bey ſeiner innern Vortreflichkeit, in Abſicht auf Schreibart und Sprache noch ungemein viel kleine Nachläßigkeitsfehler hat. Aber mich dünkt, daß der Recenſent des Agathon etwas ganz anders habe ſagen wollen, (ich ſchreibe dies ohne mit demſelben mich darüber vorher erklären zu können.)

Er ſagt S. 203. „Was uns am anſtößig„ſten vorgekommen iſt, ſind eine Menge unbe„ſtimmter Stellen, welche den Leſer in einer gro„ßen Ungewißheit laſſen, ob der Verfaſſer an „die Tugend glaubt oder nicht„ u.ſ.w. Nachdem er einige dergleichen Stellen angeführt, ſo ſetzt er S. 205. hinzu: „Wir ſind weit ent„fernt, den Hrn. W. bey den angeführten Stel„len ſchlimmer Abſichten zu beſchuldigen. —

„Wir

„Wir ſind verſichert, daß viele derſelben viel „beſſer beſtimmt ſeyn würden, wenn Hr. W. „nicht vielleicht mit zu großer Geſchwindigkeit „arbeitete. Vielleicht hat er auch nun zum „Nachtheile des menſchlichen Geſchlechts ſeine „miſanthropiſchen Begriffe gleich eilfertig ge„mein gemacht, als er vor einigen Jahren all„zugeſchwind eine allgemeine gute Meynung von „demſelben gefaßt hatte. — Wir glauben, „mit gutem Grunde muthmaßen zu können, „daß dieſes trefliche Genie in einigen Jahren „viele ſeiner Begriffe genauer beſtimmen, und „viele ſeiner Urtheile verbeſſern werde.„

Man ſiehet deutlich, daß der Recenſent von den philoſophiſchen Geſinnungen, und nicht von der Schreibart des Hrn. W. redet. Man weiß, daß Hr. W. ſich vor einigen Jahren von einer ganz andern Seite zeigte, als von der er ſich itzt zeiget: daß jeder Leſer der Schriften des Hrn. W. darüber ſeine Betrachtungen anſtellt, iſt natürlich. Rechtſchaffene Leute aber ſchlieſſen daraus nichts wider den moraliſchen Charakter des Hrn. W. Es ſcheinet ihnen vielmehr ganz natürlich, daß ein Mann von ſeiner glühenden Einbildungskraft von einer ſchwärmeriſchen Tugendlehre, eben auf den Weg habe gerathen können, auf den er ſich itzt befindet:

Denn

Denn Platons Amor iſt ſo jüngferlich er thut,
Doch allzunah mit dem von Gnid verbrüdert.

Daß dieſe Veränderung eine Veränderung in der Theorie der Moral des Hrn. W. vorausſetze, iſt ausgemacht, und ſeine neuern Schriften beſtätigen es. Man leſe im zweyten Theile des Agathon, des zehnten Buches fünftes Kapitel und ſonderlich S. 276. bis S. 282. ſo wird man die Criſis, in der ſich der Geiſt bey einer ſolchen Veränderung befindet, ſehr treffend geſchildert finden. Die Offenherzigkeit, mit der ſich Hr. Wieland in dieſem Werke, und in dem Gedichte Muſarion *) zu mahlen ſcheinet, macht ihn in den Augen aller Rechtſchaffenen gewiß nicht weniger liebenswürdig. Jeder denkende Kopf, der nicht blos hat nachbethen wollen, der ſeine Theorie der Moral mit ſeinem Herzen zu vergleichen geſucht hat, wird an ſich ähnliche Erfahrungen gemacht haben, er wird ſich der Unruhe, der Zweifel, der Widerſprüche ſeiner Speculationen wohl noch erinnern, glücklich, wenn er dieſen Kampf geendigt, und aus dem zweifelhaften, in einen beruhigten Zuſtand gekommen iſt. Wenn man nun von von einem Manne, wie Hr. W.

(* Dieſe Vermuthung wird durch die Vorrede der neuen Auflage des Muſarion beſtätigt, von welchem Gedichte wir nächſtens reden werden.

W. der bey ausbündigen Talenten, ſo viel Spuren eines guten Herzens zeiget, glaubet, daß er viele ſeiner Begriffe näher beſtimmen, und viele ſeiner Urtheile verbeſſern, und dadurch zu einer Beruhigung über ſeine Zweifel gelangen könne, ſo thut man ihm wohl nicht unrecht; und dieſe künftige beſſere Einſichten vorausgeſetzt, kann man wohl ſagen, daß er ſeine ſkeptiſche Speculationen zu geſchwind bekannt gemacht habe.

Vielleicht könnte Hr. Wieland ſagen, daß ſein Agathon überhaupt zu ſtrenge, und mehr wie eine moraliſche Schrift als wie ein Werk des Geiſtes beurtheilet worden. Die großen Vollkommenheiten die der Agathon, als ein Werk des Geiſtes hat, ſind aber doch nicht anzumerken vergeſſen worden; und iſt es zu tadeln, wenn ein Mann, der die Tugend liebt, und Hrn. W. aufrichtig ſchätzt, ihn auf die Wirkung einiger Bilder und einiger Sätze aufmerkſam macht, an die er vielleicht nicht gedacht hatte. Dieſer Mann, gehöret auſſerdem, ich bin es vollkommen überzeugt, unter die wenigen Leute, deren Urtheil über ſeine Schriften Hr. W. zu erfahren wünſcht, und wenn es mir erlaubt wäre, ihm deſſen Namen zu ſagen, ſo würde er ihm das Beywort der Weiſe, das er ihm with a

ſneer

ſneer giebt, ganz gewiß in der ernſthafteſten Bedeutung des Worts beylegen.

Doch vermuthlich ſucht Hr. W. ſeinen Kunſtrichter in Berlin oder ſonſt an einem Orte wo er ſicherlich nicht zu finden iſt. Vielleicht unter den Kunſtrichtern, von denen er mit einem kleinen verdrießlichen Seitenblick ſagt, daß ſie vormals „mit einer bis zum lächerlichen übertrie„benen Strenge, die unreifen Ausgeburten ei„nes jungen Menſchen, der ſeinem Gefühl und „ſeiner Einbildungskraft noch nicht gebieten „konnte, zu beurtheilen würdigten.„ Wenn dieß ſtrenge Urtheil reifer war, als die Werke, die Hr. W. ſelbſt unreif nennet, ſo iſt kaum zu ſehen, was daran könne lächerlich geweſen ſeyn. Doch könnten dieſe Kunſtrichter auch allenfalls wohl die Beſchuldigung auf ſich ſitzen laſſen, daß damals eine Strenge lächerlich geſchienen, die vielleicht, ſollte es auch nur zufälligerweiſe ſeyn, etwas kann beygetragen haben, daß ein W. früher von dem Abwege, auf den er war hingeriſſen worden, zurückgekommen iſt, und uns nun ſeine wahren Talente in der ganzen Fülle ihrer Vortreflichkeit zeiget.

Luſtſpiele von Gotthold Ephraim Leßing. Erſter Theil, 352. Seiten. Zweyter Theil, 442. Seiten. Berlin, bey Voß, 1767. in kl. 8.

Dieſe bereits vor mehr als drittehalb Jahren von dem Verfaſſer beſorgte Ausgabe ſeiner ſämtlichen Luſtſpiele bedarf um ſo weniger einer weitläufigen Anzeige von uns, da, die einzige Minna ausgenommen, alle übrigen Stücke ſchon lange vorher geleſen, aufgeführt, und zu den beſten Werken unſrer ſchönen Litteratur gezählt worden ſind. Und auch das letzte Stück iſt, ſeitdem es heraus kam, ſo oft beurtheilt, gelobt, und auf die Bühne gebracht worden, daß wir keinen unſrer Leſer eine Neuigkeit damit anzeigen werden. — Der Plan iſt beſonders in allen Comödien des Verfaſſers ſehr anziehend, und mit vieler Einſicht angelegt. Die Charaktere ſind wirkliche Individua, ich meyne, mit ſo viel Natur, mit ſo viel Wahrheit geſchildert, daß auch der geringſte, wie im gemeinen Leben, ſeine Eigenthümlichkeiten behält. Z. E. Die Bedienten ſind mit ſo contraſtirenden Farben, wenigſtens mit ſo unterſcheidenden angegeben, daß man einen jeden bey dem andern nicht verkennen würde, den ſpitzbübiſchen Johann bey dem groben Chriſtoph, und beyde

bey

bey dem brutalen, aber ehrlichen Juſt. In dem Dialog herrſcht eine ſo beſondere Leichtigkeit, eine ſolche Anmuth des Styls, und, nachdem es nun der Inhalt erfodert, ein ſolcher Adel des Ausdrucks, oder eine ſolche ungezwungene Luſtigkeit, daß der Verfaſſer darinn längſt ein Muſter geworden iſt. — Der erſte Theil enthält den jungen Gelehrten, (in welchem Stücke der Dichter einige kleine Zusätze, beſonders in den Reden des Chryſanders gemacht hat,) die Juden und den Miſogyn. Warum das letzte Stück einen griechiſchen, und alſo dem größten Theile der Logen und des Parterrs unverſtändlichen Titel habe, wiſſen wir nicht, beſonders da Weiberfeind eben ſo kurz und bündig klingen würde. Uebrigens hat dieſe Komödie, die in der vorigen Ausgabe nur ein Nachſpiel war, in dieſer drey Aufzüge erhalten. In dem zweyten Theile ſtehen der Freygeiſt, der Schatz, und Minna von Barnhelm. Der große Beyfall, mit dem das letzte Luſtſpiel ſo wohl von den Leſern, als auf ſo viel deutſchen Theatern aufgenommen worden, iſt bekannt. Wir wollen nichts von allen Vorzügen dieſes Stücks, die man ſchon längſt angemerkt hat, erwähnen; wir müſſen aber doch hinzufügen, daß es auch ſehr rührende Stellen hat, und ſich alſo dadurch von den

vorhergehenden unterſcheidet. In der That, die rechtſchmelzende Gutherzigkeit, die gewiſſermaßen den Hauptcharakter dieſes Stücks ausmacht, iſt vortreflich in mehr als einer Perſon angebracht. Riccaul ſcheint uns gar nicht am unrechten Orte zu ſeyn; denn auch das Drama kann ſeine Epiſoden haben. — Wir wünſchten nichts ſo ſehr, als daß dieſer Liebling der tragiſchen ſowohl, als komiſchen Muſe uns, ſobald als möglich, noch mehrere Stücke liefern möge.

Oden nach dem Horaz. Berlin 1769. 6 Bogen in 8.

Verſchiedene an Anekdoten reiche periodiſche Schriften verſichern uns, daß Herr Gleim der Verfaſſer dieſer Bogen ſey, dies wird durch die Ode: Den Mädchen ein geliebter Knabe, welche ſchon in einer andern Sammlung befindlich iſt, beſtätigt. Der Titel kommt eigentlich nur der kleinſten Hälfte zu, die genauer oder freyer dem Horaz nachgeahmt iſt, die meiſten in dieſer Sammlung befindliche Oden, oder Stanzen, wenn man ſie lieber ſo nennen will, haben mit dem Horaz gar nichts zu thun.

Der Verf. ſagt in der Vorrede: „Man „ſieht es dieſen ſogenannten Oden an, daß ſie

Klop-

„Klopſtocken, Utzen und Rammlern den Vor„zug nicht ſtreitig machen wollen.„ Aus dieſem Augpunkte haben wir dieſe Gedichte betrachtet, wir haben von dem Verf. nicht mehr gefodert, als er ſelbſt verſpricht, und als Gedichte des zweyten oder dritten Rangs betrachtet, möchten denn einige gut ſeyn, manche möchten noch hingehen, aber wahrhaftig manche verdienen, man mag ſie mit noch ſo vieler Nachſicht betrachten, auch dieſen Rang nicht. Sonderlich ſind unter den Horaziſchen Nachahmungen verſchiedne ſo kalt, ſo proſaiſch, daß man gar nicht weiß, wie Gleims Namen zu ſolchen Reimen kommt. Dergleichen iſt z. B. (S. 15.)

IV. An die Deutſchen.

Ihr ſchärft ſchon wieder eure Schwerter,
Ihr meine Brüder? Euer Muth,
Des ſchlimmern andern Namens werther,
Was darf ichs heelen, Eure Wuth,

Hat ſie nicht ihren Durſt gelöſchet;
Wie mancher ward von euch verführt;
Der noch an ſeiner Wunde wäſchet,
Und ſie ſobald nicht heilen wird.

Nicht euren ſchlimmſten Feind zu dämpfen
Gewöhnt, anſtatt mit tapfrer Hand,
Mit Liſten Puniſch zu bekämpfen,
Zu ſcherzen euer Vaterland;

Nicht ſeinen Raub ihm abzunehmen,
Den er in ſeine Tempel ſtellt;
Nicht ihn zu zwingen ſich zu ſchämen,
Daß er euch für Barbaren hält,

Nicht euer Kaiſerthum zu mehren
Mit Lacedämon und Athen;
Nicht euer Troja zu zerſtören,
Nicht Räubern auf die Haut zu gehn.

Nicht Unterdrückten Recht zu ſchaffen,
Mit deutſchem Geld, und deutſchen Blut;
Nicht darum habt ihr eure Waffen
So ſcharf geſchliffen, euren Muth

So ſtark geſtälet! O ihr Brüder,
Welch eine Schande ſolch ein Sieg.
Der Körper wider ſeine Glieder;
O welch ein Jammer, welch ein Krieg!

Iſt ein Geſchlecht, das ſich als Krieger
Die Hälſe ſelbſt einander bricht!
Dem Wolf, dem Bären und dem Tieger
Iſt warlich dieſe Sitte nicht.

Was wars, daß ihr auf Brüder ſchluget;
Die Herzen hart, die Schwerter ſcharf;
Daß ihr das fremde Joch ertruget,
Das Trug und Liſt euch überwarf?

Was war es für ein toller Eifer,
Der euch zu großen Thaten riß,
Euch eiſern machte, ſeinen Geifer
Auf Väter und auf Brüder ſchmiß.

Habt ihr nun euren Wahn vertheidigt,
Den Bosheit über euch ergoß,
Wie? oder war ein Gott beleidigt,
Der euren Untergang beſchloß?

In euer eignes Eingeweide,
Habt ihr gewütet. Hohngelacht,
Hat euer Feind, in ſeiner Freude,
Der aufgeriebnen deutſchen Macht!

Mit Blindheit waret ihr geſchlagen,
Ihr ſahet eure Schande nicht,
Die Schande, dieſes Joch zu tragen,
Das Einigkeit ſo leicht zerbricht!

Was könnte Deutſchland, wenn es wollte,
Was könnt es? Ehrlich Hand in Hand,
Könnt es gebieten, den es ſollte,
Dem der mit Liſt es überwandt.

O wollt' es ſeine Kräfte fühlen
Und Herrſcher in Europa ſeyn!
Mit allen Feinden könnt es ſpielen,
Und keinen Oſmann dürft es ſcheun!

und vollends S. 24.

VI. An Phidilis.

Hat dich die Sonne gewecket, ſo trete
Vor dem Schöpfer und bethe,
Deiner Erhörung gewiß,
Ländliche Phidilis:
Wenn du den Schöpfer nicht bitteſt zu ſchonen
So verbrennen die Bohnen,

 Wei-

Weitzen und Gerſten gewiß;
Ländliche Phidilis!

Deine Geländer von Reben verderben
Böſe Winde, dir ſterben
Rinder und Ziegen gewiß,
Ländliche Phidilis!

Aber dein Herze muß reiner erſcheinen,
Als von Edelgeſteinen
Theures Geſchmeide der Hand
Gegen den Tag gewandt!

Iſt es ſo hell und ſo reine, ſo bethe
Vor den Schöpfer und bethe,
Deiner Erhörung gewiß,
Ländliche Phidilis!

kann man kältere gereimte Proſe finden?

Wir begreifen nicht, wie man ſo etwas unter die Werke eines berühmten Mannes ſetzen kann. Seit einiger Zeit machen ſich gewiße Leute ein Geſchäft daraus, Hrn. Gleim bey allen Gelegenheiten recht hoch zu loben. Wir unterſchreiben dieß Lob von Herzen, in ſo fern er es durch ſehr gute Gedichte wirklich verdienet. Welchen ſeltſamen Contraſt aber macht gegen dieß gefließentliche Lob, eine Menge mittelmäßiger und ſogar ſchlechter Gedichte, die zu gleicher Zeit, unter Gleims Namen erſcheinen. Ein großer Dichter ſollte billig von ſeinen Werken nichts bekannt

kannt werden laſſen, was ſeines Ruhms nicht würdig iſt, und wir möchten daher faſt glauben, daß Hrn. Gleim dergleichen Gedichte auf eben die Art von jemand entwendet worden, wie ihm ſeine Briefe an Jacobi von einem dienſtfertigen Herausgeber entwendet worden ſind. Denn wir können uns gar nicht vorſtellen, daß er dergleichen Gedichte, die er vielleicht in der Jugend als Uebungsſtücke gemacht hat, nicht ſeinen guten Werken beyzählet, die auf die Nachwelt kommen ſollen.

Karl Wilhelm Ramlers Oden aus dem Horaz. Berlin, bey Voſs, 1769. 5 Bogen, 8.

Dieß wird den Kennern des Horaz ein angenehmes Geſchenk ſeyn, von einem Dichter, deſſen Vertraulichkeit mit dem Römer bekannt iſt, der ihn in ſeinen eignen vortreflichen Gedichten oft ſo glücklich nachahmte, und von dem man überhaupt mehr, als eine Probe hat, daß er ſich in die Denkungsart, und, wenn ich ſo ſagen ſoll, in die Form des Genies andrer Schriftſteller zu ſchmiegen weis; eine Eigenſchaft, die dem Ueberſetzer unentbehrlich iſt. Dieſe kleine Sammlung enthält fünfzehn Oden des Horaz und Catulls Gedicht auf einen Sperling, von dem wir am Ende reden wollen. Der Verf. hat

hat durchgehends reimloſe horaziſche Silbenmaße, und zwar bey jeder Ode das nemliche, das im Original iſt, gewählt. Wir wollen hier gleich eine Probe herſetzen; unſre Leſer mögen ſelbſt urtheilen:

An Melpomenen.

Wem dein Auge, Melpomene!
Einmal bey der Geburt gütig gelächelt hat,
Der erringet den Iſthmiſchen
Sauren Ehrenkranz nicht; keine wetteifernden
Roſſe reißen den Sieger mit
Elis Wagen ums Ziel; weder Sturm, weder Schlacht
Führt in Deliſchem Laube den
Feldherrn, weil er den Stolz drohender Könige
Beugte, glorreich zum Kapitol.
Aber, Quellen im Thal, aber ihr dämmernden
Haine Tiburs, ihr flößet ihm
Die Lesboiſche Kunſt göttlicher Hymnen ein!
Rom, der Städte Beherrſcherinn,
Nimmt mich unter den Chor ſeiner geweiheten
Muſenprieſter willfährig auf,
Und kaum naget des Neids giftiger Zahn mich noch.
Göttinn, die du der goldenen
Leyer ſüßen Geſang ihr in die Saite gabſt,
Göttinn, die du den Schwanenton
Stummen Fiſchen ſogar mächtig verleihen kannſt,
Dieſes alles iſt dein Geſchenk,
Daß der Finger des Volks mich als den Sänger zeigt,

De

Der die römiſche Laute zwang,
Daß der Römer mich liebt, (wenn er mich liebt,)
ist dein!

Wenn man dieſe vortreflich überſetzte Ode, mit Ramlers Ode an Licidas vergleichet, ſo wird man finden, daß die Alten nachahmen, und ſich ihre Schönheiten zu eigen machen, ganz etwas anders iſt, als ſie plündern und ihre Sclave ſeyn: Selbſt in der Ueberſetzung iſt Ramler nicht Sclave ſeines Autors. Ohnerachtet er wörtlich überſetzt, klebt er doch nicht an den Worten, er ſucht den Geiſt des Horaz in unſre Sprache zu übertragen, dieß wird jeder Kenner des Horaz empfinden, wenn er eine Ode im Ganzen überlieſet. Einzelne Wortkriticken ſind leicht zu machen, aber hier ſind ſie gewiß am unrechten Orte angebracht. Daß Hr. Ramler den Horaz, und zwar in allen ſeinen kleinſten Theilen verſteht, iſt aus ſeinen andern Werken allzuſichtbar, ein Kunſtrichter macht alſo eine ſchlechte Figur, wenn er ihm den Horaz vorexponiren will. Wenn ein Poet wieder poetiſch und noch dazu in eben dem fremden Sylbenmaaß und mit ähnlichem Wohlklange überſetzt wird, ſo iſt es unmöglich, daß nicht über einzelne Wörter etwas ſollte erinnert werden können. Man muß aber alle Schwierigkeiten wohl

überlegen; und man wird finden, daß ſie Hr. Ramler hier ſo weit überwunden, als es unſre Sprache nur immer erlaubt. Ja dieſe Oden beweiſen, daß unſre Sprache in weit höhern Grade fähig iſt, ſich an die Gedanken der Alten anzuſchmiegen, als man bisher hätte glauben können. In Abſicht auf die Richtigkeit der alten Sylbenmaße hat Hr. R. durch dieſe Ueberſetzungen gezeigt, wie mannigfaltigen Wohllauts unſre Sprache fähig iſt. Obgleich die Länge und Kürze unſerer Sylben nicht ſo beſtimmt iſt, als bey den Alten; ob wir gleich in Abſicht auf die Quantität viel zweydeutige Sylben haben, die dem Poeten oft viel Ungelegenheit machen, ſo ſiehet man doch, daß unter den Händen eines Meiſters alle alte Sylbenmaße mit großer Präciſion können angegeben werden. Hr. Ramler hat von jedem Sylbenmaß, das Horaz gebraucht hat, eine Ode überſetzt, und dadurch gezeigt, daß alle Sylbenmaße in unſrer Sprache richtig angegeben werden können. Freylich ſiehet man, daß, ſo wie im lateiniſchen, alſo auch im deutſchen einige Sylbenmaße mehr eigenthümlichen Wohlklang haben, als andere. Das chorijambiſche ſteht oben an. Man ſehe nur z. B. folgende Strophe (S. 17.)

Durch

Durch ihn trabet der Stier ſicher die Fluren durch;
Ceres ſegnet die Flur, Überfluß krönt das Jahr;
Friedlich flieget im Meer Segel bey Segel hin:
Unverbrüchliche Treue gilt.

Dieſe Ode, ſo wie die vortrefliche Ode von Klopſtock: Unberufen zum Scherz ꝛc. ſind Muſter in dieſer Art, und verdienen von jungen Dichtern, die dieß und ähnliche Sylbenmaße gebrauchen wollen, ſtudiert zu werden.

Das angehängte Gedicht aus dem Catull iſt recht mit der Naivität dieſes liebenswürdigen Dichters und in ſeine tändelnde Sprache überſetzt worden:

Welch ein Jammer! O Sperling! armer Sperling!
Haſt gemacht, daß mein trautes Mädchen ihre
Lieben Aeugelchen ſich ganz roth geweint hat.

Dr. Brown's Betrachtungen über die Poeſie und Muſick, nach ihrem Urſprunge, ihrer Vereinigung, Gewalt, Wachsthum, Trennung und Verderbniß, aus dem Engl. überſetzt, und mit Anmerkungen begleitet von Johann Joachim Eſchenburg. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1769. 494. S. 8.

„Die Abſicht des folgenden Werks, ſagt der „Verf., geht dahin, den Urſprung, die

„Ver-

„Verbindung und den Fortgang der Poeſie und „Muſick ſo vorzuſtellen, wie man ſie nach ihren „verſchiednen und ſtufenweiſen Abänderungen „unter den Menſchen wahrnimmt. Das wird „uns auf die Betrachtung der Urſachen leiten, „welche an der Trennung Schuld ſind, worinn „ſie ſich unter geſitteten Völkern jetzt befinden, „und oft befunden haben. Zuletzt werden wir „noch die Umſtände auseinander ſetzen, in wel„chen, und die Mittel, durch welche ſie vielleicht „noch wieder können vereinigt werden.„ Anfänglich iſt Poeſie, Muſick und Tanzkunſt bey den Menſchen vereinigt. Man ſieht dieſes aus den Beſchreibungen, die Lafiteau von den Feſten der Wilden macht. Es iſt zu vermuthen, daß es bey den Griechen, wo wir dieſe Künſte zuerſt antreffen, auch ſo geweſen. Der Inhalt ſolcher rohen Geſänge, ſind Nationalbegebenheiten, Ruhm verdienter Landsleute, Aufmunterungen zur Frölichkeit, auch wohl Verſpottung irgend jemandes aus den Zuſchauern. Dieſe vereinigten Künſte hatten alſo einen ſehr guten moraliſchen Nutzen. Auch waren die erſten Geſetzgeber Griechenlandes zugleich die Barden der Nation. Nach und nach entſtanden die verſchiedenen Gattungen der Poeſie und Muſick, die lyriſche, die epiſche, die dramatiſche. So lange

dieſe

dieſe verſchwiſterten Künſte, die unter dem allgemeinen Namen der Muſick begriffen wurden, noch von ihrer erſten Beſtimmung nicht abwichen, waren ſie der Erhaltung und Beförderung der guten Sitten, ungemein zuträglich, und wurden mit dem beſten Erfolge bey der Erziehung der Jugend gebraucht. Alles dieſes hat nun überhaupt ſeine Richtigkeit. Wenn aber der Dr. Brown auf das beſondere kömmt, ſo geht er aus Liebe zu ſeinem Syſtem, Muthmaſſungen nach, die noch manchem Einwurf unterworfen ſind, und gebraucht Beweiſe, die oft weit weniger gegründet ſind, als der Satz, den er erhärten will. Dieß giebt zwar mehrentheils Gelegenheit zu ſehr unterhaltenden Digreſſionen, wobey man ſich immer an den ungemeinen Scharfſinn, und der großen Beleſenheit des Drs. ergötzen kann, wenn man auch nicht ſeiner Meynung iſt. Indeß hat er dadurch Blößen gegeben, die ihm in England manche ſcharfe und nicht allemal billige Kritik zugezogen haben. Der Ueberſetzer hat aus den gegen den Dr. B. in England erſchienenen Obſervations und von ihm dagegen herausgegebenen Remarks das weſentliche theils in den Anmerkungen, theils in einem beſondern Anhange beygebracht. Es kömmt darinn mehrentheils auf

Ne-

Nebendinge an, ob die Götter der Griechen ehemals ihre Geſetzgeber geweſen, von dem Urſprunge des delphiſchen Orakels, über die Wirkung der griechiſchen Sylbenmaaße, u. d. g. Wobey ſich freylich noch immer genug erinnern läßt, allein die Hauptſache bleibt doch immer ſtehen: Die Muſick hat der Geſetzgebung gedient, die Dichter ſind die wichtigſten Perſonen des Staas geweſen, bis endlich die Sitten nach und nach verderbt, oder wenn man lieber will, verfeinert wurden, daß die Muſick ihre Würde und Unſchuld verlohr, und hernach wiederum auf eine ſchädliche Weiſe in die Sitten zurück wirkte. Die beyden Künſte wurden nunmehr getrennt, die Dichter und Tonkünſtler verlohren ihre Achtung und wurden Diener der Ueppigkeit. Die Römer haben nie eine Muſick gehabt, die nur einige Aufmerkſamkeit verdiente. Als aber die Barbaren das römiſche Reich überſchwemmten, ſo fanden ſie dieſelbe vollends in einem ſolchen Verfall, daß ſie aus ihr nichts gutes annehmen konnten. Anfangs bediente man ſich dieſer üppigen Muſick, nicht ohne Aergerniß einiger Gutgeſinnten, bey dem chriſtlichen Gottesdienſte. Allein man fand endlich, daß man entweder alle Muſick aus den Kirchen verbannen, oder eine anſtändigere einführen mußte. Dieſer neue Kirchen-

chengeſang, den man einführte, war vielleicht ein wenig gar zu einfältig, bis Guido, der den Contrapunkt erfand, ihn durch die Harmonie aufſtutzte. Dieß iſt wohl die Urſach, um es beyläufig zu ſagen, warum uns die neuere Muſick aus Italien kömmt. Rom, die Geſetzgeberinn in den Ceremonien des chriſtlichen Gottesdienſtes, bearbeitete unter andern auch dieſen Theil derſelben, der das Ohr beſchäftigen ſollte. Indem man die Muſick zu dieſem heiligen Gepränge immer vollkommner machte, ſo wurde ihre Verfeinerung überhaupt allgemeiner. Als die Spanier in Italien Fuß faßten, und ihre Luſt an Trauerſpielen mitbrachten, ſo erfanden die Virtuoſen, um dem Geſchmack des tragiſchen Spaniers und des geſangreichen Italieners ein gleiches Genüge zu leiſten, das reitzende Ungeheuer, die Oper. Dieſer Urſprung der Oper ſcheint uns wahrſcheinli.her, als derjenige, den der Verf. ſeinem Syſtem gemäß angiebt, da er ſie für das wiederhergeſtellte alte Trauerſpiel hält, dem ſie ſehr wenig ähnlich ſieht, und das auch zu lange vergeſſen war, als daß man an ſeine Wiedereinführung hätte denken können. Ueber den Werth der Oper, das Natürliche ihrer Zeichen, die Wirkung, die ſie hervorbringen ſoll, iſt man übrigens einig, und alle Vorwürfe, die

der

der Dr. ihrem Ausdrucke durch Geſang macht, ſind erheblich. Seine Vorſchläge, wie man Muſick und Dichkunſt wieder verbinden und wieder zu ihrem edelſten Endzweck geſchickt machen ſolle, ſind gut, und verdienen erwogen zu werden. Er will die Muſick eben nicht wieder zu ihrer Einfalt zurück führen, welches ohnedem unſerm nur einmal zu üppigen Ohr unerträglich ſeyn würde. Er erkennt auch ſehr richtig, daß der Vorzug der alten Muſick in dem Rhythmus beſtanden, wobey wir nur bemerken müſſen, daß er von der Beſchaffenheit der drey Klanggeſchlechter nicht vollkommen unterrichtet iſt. Du Bos, der auch davon gehandelt hat, verſtand gar nichts davon. Aber auch der Dr. B. ſcheint ſie mehr aus den Lehrbüchern der alten Muſick, als aus der Ausübung der Neuern zu kennen. In der Ausübung der neuern Muſick wird das enharmoniſche Klanggeſchlecht gebraucht, wenn ein Ton in einem andern Syſtem ein etwas kleiners oder größers Verhältniß zu den übrigen Tönen erhält, es ſey nun, um einen Viertheil Ton, oder noch um etwas geringeres. Dieß geſchieht der Temperatur wegen, und wird durch eine Art von Inſtinkt vom Sänger und Violinſpieler unvermerkt beobachtet. Dieß iſt alles, was der ausübende Tonkünſtler leiſten kann, und

was

was auch vermuthlich die Alten geleiſtet haben, der theoretiſche möchte übrigens ſo ſubtil rechnen als er wollte. Die Ueberſetzung iſt ſehr gut, und die Anmerkungen der Ueberſ. zeugen von Gelehrſamkeit.

Eloge du Prince Henry de Pruſſe lu dans l'Aſſemblée extraordinaire de l'Academie Royale des Sciences le 30 Decembre 1767. à Berlin, 1768. chez C. F. Voſſ. in gr. 8.

Lobrede auf den Prinzen Heinrich von Preußen. Aus dem franzöſiſcher überſetzt. Berlin, 1768. bey C. F. Voß. in gr. 8.

Der Name des erhabenen Verfaſſers allein iſt Lob genug für dieſe Schrift. Ein Held, groß durch Siege, groß durch Regierung ſeiner Länder, gegen Unglücksfälle abgehärtet, aber nicht gegen Empfindungen der Menſchlichkeit, theilet uns hier ſeine wehmüthige Empfindungen bey dem Grabe eines hofnungsvollen Prinzen mit, deſſen Tod für die preußiſchen Länder, ein harter unerwarteter Schlag war. Alle Umſtände verurſachen, daß dieſe Schrift auf den Leſer einen tiefen Eindruck machen muß. Wir wollen keinen Lobſpruch hinzuſetzen, der verdächtig ſcheinen könnte. Selbſt unſere Empfindung

bey Durchleſung dieſer Schrift wollen wir verſchweigen.

Das von der Vorſicht beſtimmte Glück für Tugendhafte, oder merkwürdige Begebenheiten verſchiedner Perſonen, deren Schickſale geleſen zu werden verdienen, in zween Theilen. Frankf. und Leipzig, bey G. P. Monath, 1769.

Dieſer neue Titel iſt um zwey Alphabet und fünf Bogen ganz feinen Nürnbergiſchen Löſchpapiers geſchlagen worden, das dieſes neuen Titels ohnerachtet, noch ferner zu Maculatur recht brauchbar bleibt.

Leben und wunderbare Begebenheiten der Frau von Barneveldt, aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Zweyte Auflage, Leipzig bey Hilſchern, 1769.

Es iſt keine zweyte Auflage, ſondern bloß ein neuer Titel um einen verlegenen Ladenhüter geſchlagen.

Begebenheiten der Peregrine Pickels, worinn zugleich die Geſchichte eines vornehmen Frauenzimmers enthalten iſt. Aus dem Engliſchen überſetzt. Vier Theile, 8. Kopenhagen, bey Heineck und Faber, 1769. 4½ Alphabeth.

Dieſer

Dieſer Roman, deſſen Verf. der bekannte D. Schmollet iſt, iſt ſchon von mehr, als 12 Jahren ins Deutſche überſetzt worden. Wir empfehlen ihn für alle verſchleimte Magen, verſchleimte Milzen, verſchleimte Gehirne, kurz für alle Krankheiten, die durchs Lachen können geheilet werden, denn wer ſonderlich bey den beyden erſten Theilen nicht öfters lacht, der muß noch ſauertöpfiger ſeyn, als D. Schmollet ſelbſt (wie man aus ſeinen Reiſen ſieht,) in ſeinem Alter geworden iſt.

Was uns am meiſten wundert, iſt, daß man die Ueberſetzung von Wort zu Wort hat abdrucken laſſen, ohne ſie von den vielen Fehlern zu reinigen, von denen ſie wimmelt. Der Ueberſetzer ſchreibt zwar ziemlich leicht und fließend, aber man ſieht, daß er in der größten Eil überſetzt hat, und was er nicht verſtand, hat er wörtlich überſetzt, ohne ſich zu bekümmern, was die deutſchen Worte für einen Sinn geben. Daher wird eine große Anzahl Stellen nicht eher verſtändlich, als bis man ſich beſinnet, was im Engländiſchen könne geſtanden haben.

Wir wollen, um ein abermaliges Beyſpiel zu geben, wie ſchlecht viele deutſche Ueberſetzungen beſchaffen ſind, nur einige der gröbſten Stellen

 an

anführen, die nicht verſtändlich ſeyn würden, wenn wir den engländiſchen Ausdruck nicht (da wir das Original nicht bey der Hand hatten) errathen hätten, oder wo dieſer nicht zu errathen wär, blieb alles unverſtändlich.

Z.B. Th. 1. S. 203. ſteckt das Fräulein Sophie dem taciturnen Matroſen, Thomas Pipes, einen Geldbeutel in die Hand, „um eine „Perücke zu kaufen.„ Was ſoll Thomas Pipes mit der Perücke machen? Soll, iſt nicht abzuſehen; ohnfehlbar ſteht im engl. ein Wort, das den Verf. verführt hat. S. 306. wird gedacht, daß Gottfried Gaundlet die deutſche Flöte ſpielte. Wer nicht weis, daß german Flute eine Querflöte heißt, möchte denken, was für ein Inſtrument gemeynt ſey. S. 5. wird von der Majorwürde geredt, wo offenbar die Burgermeiſterwürde gemeynt iſt. S. 9. wird geſagt, dieſer ſchwatzhafte Zöllner, wo nicht von einem Zöllner, ſondern von einem Gaſtwirthe die Rede iſt, da dieſer aber auf engliſch auch publican heißt, muß der Ueberſ. nicht gewußt haben; denn dieſer Fehler kommt durchs ganze Buch vor, z.B. S. 325. und Th. 2. S. 40. und 168. wo allenthalben der Zuſammenhang zeigt, daß an keinen Zoll gedacht worden. S. 11. Hangende Schiffspritſche, anſtatt: Hangematte; und

und S. 20. Fahnen, ſtatt Flaggen, iſt höchſt elend überſetzt, und wenn ebendaſ. der Ueberſetzer den Admiral ſagen läßt, „er habe vier „Stunden lang einem franzöſiſchen Kriegsman„ne über den Hals gelegen,„ ſo wird der, der nicht weiß, daß auf engliſch a Man of War ein Kriegsſchiff heiſt, gar nicht wiſſen, wo hier der Kriegsmann herkomme. S. 25. Hundspuppe; puppies heiſſen die Jungen. Etwa Hundsgeſicht hätte der Ueberſetzer ſetzen können. S. 47. „Weſtindiſche Tannäpfel, die durch garſtigen „Dünger getrieben werden." Daß man Tannäpfel eſſe, oder durch Dünger treibe, haben wir niemals gehört; vermuthlich ſtehen im Original Ananas, und daraus macht der Uebetſetzer Tannäpfel. Th. 2. S. 107. wird von jemand, der aus einer Geſellſchaft eilen muß, geſagt: „daß, „als man ihm auf Verlangen einen Stuhl an „die Thüre gebracht, er ſich mehr tod als leben„dig in denſelben hineingeworfen habe.„ Daß man ſich in einem Stuhl aus einer Geſellſchaft wegbegiebt, iſt wohl etwas unerhörtes, vermuthlich hat im engliſchen Chaiſe geſtanden. Th. 3. Z. 5. ermahnt der Admiral ſeinen Neffen, „ſich zu hüten, in ſeinem Lauf nicht falſch an „Huren zu rennen.„ Wird das der deutſche Leſer wohl verſtehen können? Der Admiral re-

der die Schiffſprache, und in derſelben heißt run foul, wenn ein Schiff dem andern im Lauf zu nahe kömmt, und dadurch beſchädiget wird. S. 28. findet man verſchiednes von der Stadt, das man nicht verſtehen kann, wenn man nicht weiß, daß ein Theil von London the City heißt. S. 30. Bauerntänze anſtatt Countrydances Contertänze. S. 34. Scheine auf 2000 Pf. anſtatt Banknoten. S. 37. wird von einem gewiſſen Bade geredet. Der Ueberſ. mußte nicht wiſſen, daß Bagnio nicht ein Bad, ſondern ein H.* Haus bedeutet. S. 145. Indianiſche gemahlte Leinwand heißt mit einem Worte Zitz, oder auch, wenn wie hier von Tapeten die Rede iſt, Peking. S. 370. wird von einem Landprieſter geredet, der einen großen Reifenrock an hatte. Riding-coat heißt ein Ueberrock. S. 347. wird von einem liſtigen Manne geredet. Es iſt aber von einem Wahrſager die Rede, den das engliſche gemeine Volk Cunning-man nennt.

Solche Stellen trifft man in großer Menge an, denn wir haben nur die gröbſten ausgeleſen. Was muß aber ein Leſer dabey denken!

Komi-

Komiſche Opern. Erſter und zweyter Band. Leipzig, in der Dykiſchen Buchhandlung. 1768. 36½ Bogen, in 8.

In dem erſten Bande iſt enthalten Lottchen bey Hofe, und die Liebe auf dem Lande, welche beyde von Herrn Hiller ſo meiſterhaft in Muſik geſetzt, allenthalben ſo großen Beyfall gefunden haben. Die erſte iſt aus der franzöſiſchen Operrette Ninette à la Cour, und die zweyte aus Anette et Lubin und la Clochette genommen. Einem Weiße wäre es gewiß eine Kleinigkeit geweſen, ſelbſt eine Fabel zu erſinnen, die einer naiven und angenehmen Ausführung fähig geweſen wäre, und wir wünſchten, daß er es zur Ehre unſrer Nation gethan hätte. Lottchen bey Hofe iſt eins der angenehmſten Stücke dieſer Art. Auch die Liebe auf dem Lande hat ſo viele Naivität, daß dieß Stück, wenn es gut aufgeführet wird, allemal vorzüglichen Beyfall erhalten muß. Uebrigens verdient die Art, wie Hr. Weiße die franzöſiſche Anlage, für das deutſche Theater eingerichtet hat, das größte Lob.

Im zweyten Bande iſt, der Teufel iſt los, und der zweyte Theil deſſelben befindlich. Der Verf. entſchuldigt ſich einigermaßen wegen die-

ſer Stücke, die Vergebung aber wird auch ſehr leicht zu erhalten ſeyn. Wir hoffen, es wird ſich niemand ſchämen, einmal recht herzlich gelacht zu haben, und der müßte ſehr ſauertöpfiſch ſeyn, der bey dem Teufel iſt los, ſollte das Geſicht in Falten gelaſſen haben. Unter einer Anzahl anderer Stücke kann man auch wohl ein paar Poſſenſpiele haben. Freylich aber auch nicht allzuviel. Sollten alſo noch mehr komiſche Opern auf unſer Theater gebracht werden, ſo wäre freylich recht ſehr zu wünſchen, daß die Verfaſſer nicht wie Coffey im Devil to pay, eben die Sitten des unterſten Pöbels ſchildern, oder gar die Italiener nachahmen möchten, die in ihren komiſchen Opern, das ungeſchmackteſte und ungeſitteſte Geſchwätz mit einer tölpiſchen Carikatur aufſtützen, und durch dieſes Schauſpiel die gute Sitten, den guten Geſchmack und die ſchöne Muſik, in gleichem Grade verderben. Hier ſollte man die Franzoſen nachahmen, die in ihren beſten komiſchen Opern ein feines Lächerliche mit naiven und empfindſamen Scenen zu vereinigen ſuchen. Hierdurch kann dieſes Schauſpiel bey vernünftigen Zuhörern in Achtung erhalten werden. Herr Weiße iſt zu dieſer Art der komiſchen Oper auch am geneigteſten, wie man aus Lottchen bey Hofe

ſe und der Liebe auf dem Lande, ſieht. So ſehr wir aber wünſchten, daß in der deutſchen komiſchen Oper der Anſtand der beſten franzöſiſchen komiſchen Opern beybehalten werden möchte, ſo wenig wünſchten wir, daß man den Franzoſen in der Einrichtung des zur Muſik beſtimmten Theiles dieſes Schauſpiels folgen möchte. Die Franzoſen geben oft ſo wenig Achtung, was ſich zur Muſik ſchickt, und was nicht, daß z. E. in Annette et Lubin, der Anfang der erſten Scene, wo der gnädige Herr nach ſeinem Hirſche fragt, und der Schöſſer, von Häuschen antwortet, ein Duett iſt. Die Chanſons der Franzoſen ſind von ſeiner ganz andern Art, als bey uns Lieder. Der franzöſiſche Muſiker macht darauf blos ein Geträllere, daß ſie das ganze Parterre beym Zuhauſegehen nachſingen kann. Unſer Parterre verlangt dieß nicht zu thun, hingegen verlangt es, daß der Componiſt den Sinn der Worte durch die Muſik ausdrücken ſoll. Daher hat ein deutſcher komiſcher Opern-Dichter, bey Liedern von einigen Strophen, ganz andere Cautelen zu beobachten, als ein franzöſiſcher. Z. B. Er muß ſich hüten ein Lied von mehreren Strophen und zumal von langen Strophen zu machen, worinn ernſthafte, traurige, melancholiſch-zärtliche

Geſinnungen ausgedrückt werden. Hat er ſie zu bearbeiten, ſo muß er ſie allemal zu einer Ariette anlegen. Hier hat der Componiſt freyes Feld, durch die Muſik den Affekt auszudrücken, und kann die Melodie verändern, um die Wirkung zu vermehren. In einem Liede hingegen hat der Muſikus ein enges Feld vor ſich, und wird dadurch, daß er die Muſik zu verſchiednen Strophen anpaſſen muß, noch mehr eingeſchränkt. Wenn denn vollends eine Melodie von engem Umfange, in langſamen Zeitmaaße, welches die Worte erfordern, „von einer mittelmäſigen Stimme einigemal nacheinander geſungen wird, ſo wird ſie den Zuhörern meiſt überdrüßig.„ Wir erinnern uns, daß mehr, als ein an ſich ſchönes und wohl componirtes Lied, bey der zweyten Vorſtellung hat müſſen abgekürzt werden Dieß iſt ein Beyſpiel, wie nöthig es iſt, daß ein muſikaliſcher Dichter auf die Art, wie ſeine Worte können in Muſik geſetzt werden, ein Auge habe. Es ſind dieß keine knechtliche Bande, die die Muſik der Poeſie anlegen wollte, ſondern die Natur der Sache erfordert, dieſe freundſchaftliche Verbindung, und in den meiſten Fällen wird der Dichter mit weniger Mühe eben die poetiſchen Schönheiten erreichen, da er hingegen ſonſt, bey vieler

ler angewendten Mühe, der Wirkung bey der Ausführung nur hinderlich fällt: dem Mahler gleich, der, indem er alle Kleinigkeiten an ſeinem Gemählde aufs feinſte ausmahlet, die Wirkung vergißt, die es thun kann, wenn es in einige Entfernung geſtellt wird.

Eben ſo iſt es auch mit den ungleichen Versarten beſchaffen, die bey den Franzoſen gewöhnlich ſind, und in denen ihnen die deutſchen muſikaliſchen Dichter billig nicht nachahmen ſollten. Die Franzoſen beobachten bekanntlich n ihrer Poeſie keine Quantität, die aber in deutſchen Verſen aufs genaueſte beobachtet werden muß. Daher iſt dem Franzoſen einerley, ob kurze Worte auf das gute Tacttheil in der Muſik kommen oder umgekehrt. Dieſe, auch wirklich unzuläßige Freyheit aber, darf ſich der deutſche Componiſt nicht nehmen; daher koſtet es ihm öfters eine unendliche Mühe, die Worte in die Muſik zu ſpannen, die doch mehrentheils ſteif und gezwungen bleibt. Dazu kommt, daß die Franzoſen die richtige Kenntniß, von der guten Art zu ſingen, nicht ſo allgemein beſitzen, als die Deutſchen. Es iſt bey ihnen erlaubt, acht Sylben in einem Takt wegſchnattern zu laſſen, und denn eine Sylbe wieder einen Takt

lang

lang zu ziehen u. dergl. mehr. Auf dieſe Art läßt ſich freylich das ſeltſamſte Reimgebäude von kurzen, mittlern und langen Verſen, auf ein franzöſiſches Menuett zwingen. Da dieß der deutſche Componiſt aber nicht thun darf, ſo ſollte ihm der Dichter, ſo viel mehr möglich, eine leere Mühe zu erſparen ſuchen, die noch dazu ſehr öfters der Wirkung ſchadet.

Die Frage: ob die komiſchen Opern, auf das deutſche Theater hätten gebracht werden ſollen, und ob ſie demſelben wohl gar ſchädlich werden können, will Hr. W. in der Vorrede den Kunſtrichtern zu entſcheiden überlaſſen. Er vergaß, daß er ſelbſt unter die vorzüglichen deutſchen Kunſtrichter gehörte, und wir wollen uns hüten, das was er unentſchieden läßt, entſcheiden zu wollen. Dieſe Sache hat ohnedem verſchiedene Seiten. Wer die Muſik liebet, könnte darüber leicht zu vortheilhaft, und wer ſie für ein bloßes überflüßiges Geklingel hält, leicht allzunachtheilig urtheilen. So viel dünkt uns. Stücke, von einer niedern Gattung ſollten nie Stücke, von einer höhern Gattung verdrängen. Aber aller Schaden, den die komiſchen Opern anrichten können, wird ſehr unbeträchtlich bleiben, wenn man ſie nicht allein, wie oben gedacht, von

pöbelhaften Weſen, und Carikatur rein erhält, ſondern wenn die Verf. ſuchen, daß ihre Stücke, blos als Komödien ſchätzbar bleiben, ſo wie z. B. Lottchen bey Hofe, denn wird beyden Theilen, den Freunden der guten Komödie und den Freunden einer angenehmen Muſik Genüge geſchehen.

Wir zeigen bey dieſer Gelegenheit folgendes Stück an:

Lukas und Hannchen eine Operette. Dem Hrn. Prof. Ebert gewidmet. Braunſchweig in Wayſenhauſe 1768. 8.

Der Verf. dieſes Stücks, das eine Nachbildung der Annete et Lubin iſt, iſt, wie man aus der Vorrede ſieht, Hr. J. J. Eſcheburg. Es iſt ganz in Recitativ Verſen mit untermiſchten Arien geſchrieben. Dieſe Verſe ſind ſehr wohlklingend, und insbeſondere würden die Arien zur Muſik ziemlich bequem ſeyn. Der Verf. verdienet alſo von dieſer Seiten vieles Lob. Nur dünkt uns, iſt das muſikaliſche Recitativ für die komiſche Oper ein allzufeyerliches Kleid. Auſſerdem ſind Ironie, Scherz, Laune in der Muſik nicht allzuwohl auszudrücken, die doch in einer komiſchen Oper oft vorkommen müſſen. Uns gefällt daher die Einrichtung der Franzoſen, die den Dialog blos ſprechen laſſen, am beſten.

Alle

Alle einzelne Schönheiten der nur ſcherzhaften oder naiven Scene, thun auf dieſe Art, auf dem Zuſchauer, weit mehr Wirkung. Inzwiſchen läßt ſich dieß Stück angenehm leſen, und wenn einmal eine deutſche ernſthafte Oper der bisher gewöhnlichen Italieniſchen, ſollte an die Stelle geſetzt werden, ſo würde Hr. E. ſeine ſonſt gute Anlage zur muſikaliſchen Poeſie, am vorzüglichſten ausbilden können.

Lehrbuch der ſchönen Wiſſenſchaften, inſonderheit der Proſe und Poeſie, von Johann Gotthelf Lindner, ord. Prof. der Poeſie zu Königsberg. — Königsb. und Leipz. bey Kanter. Erſter Theil 1767. Zweyter Theil 1768. in klein 8.

Dem Verf. dieſes Buchs ſagen wir gewiß keine Neuigkeit, wenn wir ihm die Verſicherung geben, daß er ſich durch daſſelbe dem Publikum wenig empfohlen habe. Dieß muß er ſchon aus verſchiednen öffentlichen Urtheilen wiſſen, die für ihn eben nicht günſtig, vielleicht zwar härter ausgefallen ſind, als man einem Manne begegnen ſollte, dem ein bittrer Spott ſeines Amts wegen doppelt nachtheilig werden kann. Aber deſto behutſamer und zurückhaltender ſollten dieſe Herren ſeyn, vor der Welt als Schriftſtel-

ler aufzutreten. Auch wir können dem V. wenig Lobſprüche ertheilen, wenn gleich unſer Urtheil von allen Nebenabſichten der Partheylichkeit entfernt, und von dem Kitzel ganz frey iſt, einen ſehr feilen Witz auf Koſten des armen Schriftſtellers ſpielen zu laſſen.

Der ganze Plan, den ſich der Verf. gemacht hat, iſt nicht ſo, wie wir ihn von einem Lehrbuche wünſchten, welches die Grundlage zu Vorleſungen, und jungen Leuten eine Anleitung zur ſchönen Litteratur werden ſoll. In dem erſten Theile, welcher die Theorie enthält, iſt Poetick und Rhetorick auf eine ſonderbare Art untereinander geworfen, und wir ſehen nicht, warum der Verf. itzt von der Redekunſt insbeſondre, dann von der Poeſie insbeſondre, dann wieder von dem Aeuſſerlichen der proſaiſchen Beredſamkeit, und vom Innerlichen derſelben, itzt beſonders vom Briefſtyle, darauf wieder vom Aeuſſerlichen und Innerlichen der Poeſie, und abermal von der Poeſie, und den verſchiednen Arten von Reden, wiederum von verſchiednen Arten der Gedichte redet. Eine eben ſo bunte Ordnung iſt in dem practiſchen Theile. Heißt das nicht jeden Augenblick den Faden zuſchneiden, um ihn wieder anzuknüpfen. Und dieß Wieder-

anknüpfen iſt doch immer ſehr unangenehm. Es hat auch gewiß unſern V. zu den öftern Wiederholungen gebracht, und ſeinem ganzen Buche das unſchickliche Unebenmaaß gegeben, wodurch es ſo ſehr entſtellt wird.

Wir haben ſeit kurzem, dem Scheine nach, viele Anleitungen und Theorien der ſchönen Litteratur erhalten. Eine Theorie, ein Lehrbuch, eine Compilation über die andre! Aber wo iſt die gute Anweiſung, die man wählen könnte, junge Leute mit der ſchönen Litteratur auf eine gründliche Art, theoretiſch, practiſch und hiſtoriſch bekannt zu machen? denn alle dieſe Eigenſchaften würden wir von einem guten Lehrbuche fodern. Unſrer Meynung nach würde ein Werk dieſer Art am bequemſten in drey Theile getheilt. Der erſte begriffe die ſchönen Wiſſenſchaften, und enthielte eine vollſtändige Poetick und Rhetorick, zugleich auch eine Anleitung zur Geſchichte und Büchererkenntniß in denſelben; der zweyte beträfe die ſchönen Künſte, und trüge die Regeln und die Geſchichte der Muſick, Mahlerey, Bildhauerey u. ſ. f. vor; den dritten würden wir Aeſthetick überſchreiben, und in demſelben die Regeln und Grundſätze des Geſchmacks und des Schönen im allgemeinen vortragen, die

nun dem Lehrlinge am begreiflichſten ſeyn würden, der ſchon daran gewohnt wäre, ſie in der Poeſie, Beredſamkeit und den ſchönen Künſtan angewandt zu ſehen. Aus dieſer Urſache würden wir die allgemeinen äſthetiſchen Regeln, nicht, wie es gewöhnlich geſchieht, zuerſt und als Grundlagen des prackriſchen Theils, vortragen, und wir glauben, die Methode wäre fruchtbarer.

Die Ordnung iſt alſo wohl die Eigenſchaft nicht, wodurch ſich das Buch unſers Verfaſſers empfehlen könnte. Vielleicht hat er aber durch einen guten, leichten Vortrag die Leſer in Stand geſetzt, dieſem Mangel leicht abzuhelfen? Hier ſieht es noch ſchlimmer für den Verfaſſer aus, und wider die Vorwürfe, die man ſeinem unordentlichen und verworrenen Vortrage gemacht hat, wüßten wir ihn am wenigſten zu retten. Wir dürften nur irgend ein Kapitel von einem Paragraphen zum andern durchgehen, um die ſeltſamen Sprünge zu zeigen, die der Verf. wie auf einer verwilderten Haide, thut, die ſonderbaren Digreßionen von einer Materie zur andern. Ausserdem hat er allen möglichen Stoff in den Anmerkungen gegeben, den ein Lehrer nach dem gewöhnlichen Leiſten nur wünſchen kann, um ſeine Zuhörer fein lange aufzuhalten,

und von einem Felde der Wiſſenſchaft ins andre, und abermals in ein andres hinüber, und halsbrechend wieder zurück zu ſpringen, um auch beyläufig ſeine Künſte zu zeigen. So redet der Verf. S. 21. vom Urſprunge der ſchönen Künſte, und ſchlägt in der Anmerkung dem Lehrer vor, bey dieſer Gelegenheit auch etwas vom Myſticiſmus, von den Gemählden der Papiſten, von Legenden, u. a. dergl. zu reden. Er ſelbſt geht ihm allemal mit dem beſten Beyſpiele vor; denn er ſelbſt hat ſchon in eben dieſer Anmerkung von Puppen, Schauſpielen, Gladiatoren, Thiergefechten und großen Wetten der Engländer, den Stierkämpfen der Spanier, von Luftſprüngen, Blutgerüſten, dem Grabe des heil. Paris, dem Paradieſe der Chiliaſten, vom Deſcartes und Leibnitz, u. a. dergl. geredet. — Junge Leute beym Unterrichte in der Litteratur an Schulkenntniſſe zurück zu erinnern, kann zuweilen ganz gut ſeyn; aber dem Verf. eines Lehrbuchs iſt es kaum zu verzeihen, wenn er den Satz, daß die ſchönen Künſte einen Gegenſtand haben (S. 97.) durch ein Gleichniß von den neun Muſen erläutert, die alle Töchter des Jupiters und der Mnemoſyne waren, und nun dieſen ganzen Paragraphen mit einer Herzählung dieſer neun Muſen und ihrer Attribute anfüllt,

und dann noch in einer beſondern Anmerkung den Unterſchied des Namens Thalia nach der Quantität der mittlern Sylbe bemerkt. — Eben ſo ſonderbar kömmt uns S. 136. der Paragraph vom äſthetiſchen Horizont vor. Das Tropiſche hätte überhaupt in dieſem Werke ſehr geſpart werden müſſen, da es ein Lehrbuch iſt. — S. 146. wo von der moraliſchen Größe und der äſthetiſchen Würde der Gedanken geredet wird, verweilt er ſich da, wo er ſich, eben wegen der äſthetiſchen Würde eines Lehrbuchs, nicht hätte verweilen ſollen. Man kann es ihm unmöglich zum Verdienſte anrechnen, daß er junge Leute auf die anſtößigen Stellen im Horaz recht emſig aufmerkſam macht, und dann den Horaz als einen Heiden in der Anmerkung entſchuldigt, und zum Ueberfluſſe ſeine Schüler mit einem Johannes Sekundus, Günthern und Beſſern, und ſogar mit den cubiculis ſpeculatis im Leben des Horaz, mit den heilloſen Spielwerken beym Punſch, der Pucelle, und dem Candide bekannt macht. Die Wendung iſt freylich meiſterhaft, wenn er ſagt, daß er von dieſen ſchweigt. — Wir könnten noch eine Menge von dergleichen unnützen Digreßionen anführen, die noch weit unleidlicher ſind; denn faſt in jedem Paragraphen.

Purpureus late qui ſplendeat unus et alter
 aſſuitur pannus.

beyläufig bemerken wir noch, daß der Druck dieſes Buchs nicht wenig Uebelſtand und Verwirrung fürs Auge macht, indem Text und Anmerkungen mit einerley Schrift gedruckt ſind.

Die Schreibart des Verf. iſt nichts weniger, als dogmatiſch; durchgehends herrſcht eine Affecktation, die leider zum Verderbniſſe unſrer Sprache immer mehr einreißt, ſehr häufig ein übel angebrachter Schmuck, und ſelbſt da redet der Verf. oft verblümt, wo er erläutern und erklären will. Im zweyten Theile hat der Verf. ſich hierinn etwas mehr zu mäßigen geſucht, aber noch lange nicht ſo, wie wir es wünſchten; und ſeine Herumſchweifungen ſind auch hier eben dieſelben. Der Styl hat körnicht, und oft witzig werden ſollen; aber das wird er wahrhaftig nicht durch dergleichen übel verſtreute Blümchen, durch bibliſche Anſpielungen, u. dergl. z. B. S. 113. wo er von gekünſtelten Gedanken redet: „So geht es witzelnden Schriftſtellern; und geſchieht dieß am grünen Holz, „was wird am dürren werden?„ Das ſchlimmſte iſt, daß der V. auch da, wo er Muſter der Schreibart geben will, zuweilen ſehr tadelnswürdig iſt. So empfiehlt er Th. 2. S. 141. die

die Verſion aus der Poeſie in Proſe als eine nützliche Uebung, und giebt ein Beyſpiel aus dem Hagedorn, das ihm ſehr mißlungen iſt. Wer würde es nicht ſeinem Schüler durchſtreichen, wenn er ihm, wie der Verf. thut, den Vers:

Prüft auch der Thor der Wahrheit ew'ge Sätze?

ſo umſchriebe: „O die Thoren! verſtehen ſie wohl, daß die Wahrheit allein ewige Sätze habe?„

Was den Innhalt dieſes Buchs ſelbſt betrifft, ſo würde der Verf. freylich ziemlich ſo wie mancher anderer Theorienſchreiber blos ſtehen, wenn er die Federn Baumgartens, Meiers, Homens, und andrer verliehren ſollte; indeß finden wir eben keinen Beruf bey uns, ihm dieſelben auszurupfen. Eben ſo wenig wollen wir uns die undankbare Mühe geben, alle die Unrichtigkeiten aufzutreiben, welche uns beym Durchleſen häufig vorgekommen ſind. Die Eintheilung der Künſte und deren Erklärung S. 16. iſt ſchon von andern, und zwar mit Recht, getadelt worden. Eben ſo mangelhaft iſt die Erklärung des Genies S. 24. Homens Grundſatz der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften wird S. 88. ff. ſchlecht aus einander geſetzt, und der volle, geſunde Körper wird hier das dürreſte Skelet. Was S. 118. vom Gebrauche der heidniſchen Mythologie geſagt wird, iſt noch ſeichteres Ge-

ſchwätze, als das Klotziſche in den Homeriſchen Briefen. Die Fabel wird S. 124. durch ein, im engern Sinn genommen, erdichtetes Beyſpiel — ohne Zweifel ſehr meiſterhaft! — erklärt. Auch giebt der Verf. der gewöhnlichen Eintheilung derſelben in einfache und zuſammengeſetzte S. 126. einen ganz neuen Nebenbegriff, da er durch jene die äſopiſche Fabel zu verſtehen ſcheint, und zu der letztern Art ein Luſt- oder Trauerſpiel rechnet.

Die häufigen Nachläßigkeiten wollen wir unſerm Verf. bey allen dieſen Mängeln ſeines Buchs, nicht hoch anrechnen. Nichts kann z. B. mangelhafter und weniger gewählt ſeyn, als ſein Verzeichniß der Mahler und Kupferſtecher S. 20. wo Bernigeroth, Syſang und Fritſch einen Zingg, Eiſen und Bauſe, oder noch beſſere Ausländer verdrängt haben. Das Verzeichniß von Büchern, die über die ſchönen Wiſſenſchaften nachzuleſen ſind (S. 21.) iſt ein ſeltſames Gemiſche, ſo wie das, was man S. 98. findet. Hier, und durchgehends, iſt ſo viel Ueberflüßiges, ſo viel Unordentliches, daß wir dem Verf. rathen müſſen, ſein ganzes Buch umzuarbeiten, die eine Hälfte zu ändern, und die andere gar wegzunehmen, wenn er die Befriedigung wünſcht, ein brauchbares und gemeinnütziges Buch geliefert zu haben.

An

An den Herrn Canonicus Gleim, von Iacobi 1768. 1. B. in 8.

An den Herrn G. R. Klotz von Ebend. 1768. 1. Bogen in 8.

Ebend. Nachtgedanken 2. Bog. in 8.

Ebend. an Madame Heuſel. 1769. 1. B. in 4.

Ebend. Abſchied an den Amor. 1769. 3. B. in 8.

Ebend. an die Graefin von ***. 1769. 1. B. in 8.

Ebend. ueber den Apollo. 1769. 1. B. in 8.

Ebend. Legende von dem Heiligen Hippolytus, und dem heiliggeſprochenen Gericus. 1769. 2. B. in 8.

Hr. Jacobi iſt durch verſchiedne artige Gedichte *), die in ſeine mit Hrn. Gleim gewechſelte Briefe eingeſtreut ſind, als ein junger Dichter bekannt, der zu leichten, ſcherzhaften, angenehmen und verliebten Gedichten, eine ſehr gute Anlage hat. Man machte ſich Hoffnung noch ſchönere Stücke in dieſer Art von ihm zu ſehen, man hofte, daß er eine gewiſſe Neigung zum tändeln, die man an ihm bemerkt hatte, ablegen

*) Seine erſte Gedichte, unter dem Titel: Poetiſche Verſuche, von J. G. J. Düſſeldorf, 1764. in 8. ſind ziemlich unvollkommen. Blos ein Gedicht: An Doris S. 28. und S. 43. die kleine Schöne verdienen von den übrigen ausgeſondert zu werden.

würde. Es ſcheint bisher nicht, als ob Hr. J. dieſe Hoffnungen gänzlich erfüllen wollte. Es ſind zwar in den verſchiednen oben angezeigten Blättern, die zum Theil aus Proſa und Verſen gemiſcht ſind, verſchiedne ganz artige Versſchen, aber doch wirklich nichts beſonders vorzügliches, das etwa beſſer wäre, als des Hrn. J. vorheriges beſtes Gedicht. Einige ſchöne Verſe müſſen mehrentheils mit viel mittelmäßigen erkauft werden. *) Dieſe Ungleichheit, wird in der Dichtungsart, die ſich Hr. J. erwählet hat, am allerverdrießlichſten. Kleine niedliche Gedichtchen müſſen zwar beſtändig ſehr leicht ſcheinen

*) Zuweilen erlaubt ſich Hr. J. ſogar Reime, die gar zu matt ſind. Z. B. er ſagt vom Heil. Hippolytus: In ſeinem Kerker

Stand er auf einge aſch'nen Stufen
Und hörte nur Gefangne rufen,
Und hörte nur die Eule ſchwirren,
Die fürchterliche Kette klirren;
Und ſah wie am entfernten Thor
Die düſtre Lampe ſich verlohr.

Der mittelmäßigſte Reimer, könnte eine ſo gemeine und ſo wenig zuſammenhangende Beſchreibung eines Gefängniſſes machen, und allenfalls auf die Reime: beſtaubten Wänden, dürren Händen, langen Tagen, traurig klagen, lebend tod, lieber Gott! ſechs nicht ſchlechtere Verſe hinzu thun.

nen, als wenn ſie auf einmal hingeſchrieben wären, aber in der That müſſen ſie ſo ſorgfältig überarbeitet ſeyn, als irgend ein anderes Gedicht. Findet man viel mittelmäßige Verſe, ſind die Gedanken gemein, oder werden zu oft wiederholt, dann ermüden ſie freylich den Leſer ſehr bald.

Es haben daher des Hrn. J. flüchtige Blätter nicht eben allgemeinen Beyfall erhalten. Er ſcheint es ſelbſt zu merken, und wird recht ungehalten darüber. In dem Abſchied an den Amor *) thut er ſpröder, als ein junger Autor, billig mit der Welt thun ſollte. Weil ſeine Gedichtchen, und Tändeleyen mit dem Amor, nicht allen Leuten gefallen haben, ſo traut er ſich zu ſagen: „Wenige Schönen nur, bekränzen „mit ihren Geliebten noch Amors Altar, die „übrigen laſſen von rohen Waldgöttern oder von „wilden Bachanten ſich umarmen, und fühlen „ſeinen Götterkuß nicht. Das Alter behält „nichts mehr von der fröhlichen Einbildungs„kraft jüngerer Jahre. Hier und da winkt

 „ihm

*) Billig müßte es wohl heißen: Abſchied vom Amor, den hoffentlich wird doch Hr. J. vom Amor als ein Freund Abſchied nehmen, und nicht, als wenn Amor in ſeinen Dienſten geweſen wäre, demſelben einen ehrlichen Abſchied geben wollen.

„ihm zwar ein gütiger Philoſoph, ein Zimmer„mann oder Mendelsſohn. *) Aber der gro„ße Hauſe, zankt mit ihm, will ſeinen Bogen „und ſeinen Köcher ihm aus der Hand reißen, „**) um ihn auf dem Heerde ***) zu ver„brennen, der bey froſtigem Syſtemen ihn „wärmt. — Bey den Liedern des Hrn. J. ſtell„ten ſich bärtige Männer ungebärdig, ſie hät„ten gerne ſeine Leyer ihm zerſchlagen. Sa„tyrs erwachten in ihren Hölen. — Sie durch„heulten die Wälder, und ſpotteten über deinen „Sänger, o Amor!„ Troz aller dieſer Unglücksfälle will aber Hr. J. dem Amor dennoch treu

*) Wie dieſe Namen hieher kommen, iſt kaum zu ſehen. Dieſe beyde würdige Gelehrten, möchten wohl an des Hrn. J. Tändeleyen, keinen übergroßen Gefallen hegen.

**) Iſt dieſe Anklage nicht zu übertrieben. Amorn hat unſers Bedünkens ſein Köcher und Bogen wohl bleiben ſollen. Aber nur Hrn. J. hat man gebethen, nicht allzukindiſch damit zu tändeln.

***) Dieſe ganze Periode iſt allegoriſch. Wir möchten doch wohl wiſſen, was eigentlich, der Heerd, bedeuten ſoll, an dem Hr. J. die armen, von Syſtemen erkälteten Philoſophen ſich wärmen läßt. Richtigkeit im Denken, Richtigkeit in poetiſchen Bildern, Richtigkeit im Ausdruck, ſteht auch, einem kleinen Liederdichter ſehr wohl an.

treu bleiben: „Immer„ ſagt er, „will ich in „deiner Schule zu deinen Füſſen ſitzen, aber laß „uns unſre Spiele beſchließen. Laß mich den „Unheiligen nicht mehr deinen Namen nennen; „laß mich in ernſterem Tone die Schönheit, „und die Liebe und den Werth der Empfindlich„keit erheben.„

Der Vorſatz iſt nicht übel! Aber uns dünkt Hr. J. kündigt ihn in einem etwas zu feyerlichen Tone an! Er verſichert noch dazu, er wolle „anſtatt ſich zu rächen *) — den Menſchen wohl „thun — durch gute Thaten der Welt zeigen, „daß Amors Vertrauten keine Verachtung ver„dienen.„ — Es iſt ſehr ſchön, wenn die Welt das Urtheil fällt, daß man dieſes gethan habe; aber wenn man ſelbſt vorherſagt, daß man es thun werde, ſo zeigt dieß eine kleine Eitelkeit an, die zuweilen einem berühmten Dichter in einem vortreflichen Gedichte nicht übel anſtehet, aber in planer Proſe, kann ſo etwas leicht eine ganz widrige Wirkung thun.

Hr.

*) Sich wegen Spöttereyen zu rächen, iſt ohnedem einem ſanften Geiſte nicht gewöhnlich. Hat man durch unzeitige Tändeleyen wirklich etwa, ohne daß man es gewußt hat, zu Spöttereyen Anlaß gegeben, ſo könnte man ja dieſen Anlaß vermeiden, ohne ſichs vor der Welt, einmal merken zu laſſen.

Hr. J. iſt insbeſondere mit den Kunſtrichtern unzufrieden, er ſtellt ſie an mehr als einem Orte, als verdrießliche mürriſche kalte Leute vor, die die Freude nicht leiden können, und die ihn von ſich ſtoſſen, wenn er ſcherzen will. Etwas kann an dieſer Beſchuldigung wahr ſeyn. Wer immer die beſten Werke der Alten und Neuern vor Augen hat, kann freylich zuweilen bey ziemlich matten Tändeleyen kalt bleiben, und er könnte auch leicht verdrießlich werden, wenn Hr. J. dem er Gaben zutrauet, etwas gutes zu machen, ſich begnügt, etwas mittelmäßiges zu machen. Aber dem ohnerachtet ſind die Kunſtrichter weder die einzige Urſach, daß des Hrn. J. Gedichte und kleine Schriften, nicht allen Leuten gefallen, noch ſind ſie auch die einzigen Perſonen, denen ſie mißfallen.

Faſt alle dieſe Gedichte ſind bey gewiſſen beſondern Veranlaſſungen in kleinern Geſellſchaften, verfertiget: z. E. Hr. Jacobi hat als neuer Canonicus in der Capitelſtube ſchlafen müſſen, ein Domherr verlangt von ihm einen Hymnus an den Apollo, eine junge Gräfinn ſchenkt ihm ein Exemplar des Gedichts Muſarion, davon ſie den Band ſelbſt in Atlas geſtickt hat, eine Stiftsfräulein verlangt von ihm die Legenden eines Heiligen, dieß giebt Hrn. J. zu einem Gedichte

oder

oder zu ſonſt einem Aufſatze Anlaß. Seine Freunde und Freundinnen, finden ihn allerliebſt, niedlich, artig, ſie wiſſen die Veranlaſſung, ſie verſtehn manche artige Anſpielungen, und weil ſie mit dem Verf. vertraut ſind, ſo gefällt ihnen auch ſein Werk. Nun muß es geſchwinde gedruckt und ganz Deutſchland vorgelegt werden. Die erſte Woche, da es herauskommt, lobpreiſen es die freundſchaftlichen Zeitungsſchreiber, ſo hoch als möglich: der eine iſt erfreut, daß er von dem vortreflichen Jacobi wieder ein vortrefliches Gedicht — — abſchreiben kann; ein anderer wünſcht ſich im Angeſichte der Welt Glück, daß er von ſeinem allerliebſten Jacobi wieder ein allerliebſtes Briefchen, ein allerliebſtes Gedichtchen mittheilen kann; ein anderer geſteht, daß Hr. J. geſchwinder ſchreiben könne, als er vermögend ſey zu recenſiren, und erſtaunt, wie er ſo viel und doch ſo gut ſchreiben könne. Solches Lobpreiſen, iſt gut auf eine Woche. In der folgenden Zeit, leſen viele Leute, die aus eigener Einſicht beurtheilen wollen, die Veranlaſſung iſt ihnen gleichgültig, und kann bey ihnen dem Gedicht keinen Werth geben, manche beſondere Anſpielung geht für ſie verlohren, ſie beurtheilen es alſo wie jedes neue Werk, und wenn ſie viel Tändeley, oft wiederholte gemeine

Gedan-

Gedanken, und manche mittelmäßige Reime finden, ſo vergeht ihnen oft die Luſt, die hin und wieder befindliche ſchöne Verschen, und artige Wendungen herauszuſuchen, die mit der Veranlaſſung zuſammen genommen, in der kleinen Geſellſchaft, für die das Gedicht geſchrieben war, deſſen Beyfall verurſachet haben.

Wir möchten dem Hrn. J. gern einen freundſchaftlichen Rath geben. Wir wollen ihn nicht abrathen, von vorfallenden Gelegenheiten Anlaß zu Gedichten, zu Aufſätzen ꝛc zu nehmen. Es iſt ſehr angenehm, auch von kleinen Geſellſchaften ausgeſuchter Freunde Beyfall zu erhalten; und wenn man blos für dieſe ſchreibt, kann man ſich auch wohl Nachläßigkeiten erlauben, die ſie zu überſehen geneigt ſind. Es wird keiner von unſern guten Dichtern ſeyn, der nicht manche ſolche Aufſätze gemacht hätte, nur haben ſie ſie bey ſich verſchloſſen und nicht eher herausgegeben, als bis ſie durch wiederholte Ueberarbeitung ſo vollkommen geworden, daß ſie auſſer der kleinen Geſellſchaft, für die ſie geſchrieben worden, auch bey mehrern Leſern Beyfall finden konnten. Hingegen Hr. J. läßt ſie ſo flüchtig, wie ſie geſchrieben ſind, unverweilt abdrucken, dieß nur, wollten wir ihm aufs künftige widerrathen.

rathen. *) Wenn er ſie ein paar Jahr verwahrt, ſo wird er ſich aus dem ganzen Vorrath die beſten ausſuchen können. Dieſe wird er überarbeiten, und da ihm unterdeſſen, die Veranlaſſungen dazu, nicht mehr ſo neu ſeyn werden, ſo wird er alsdenn beſſer urtheilen können, was ſich für die Welt ſchicket, und was nicht. Es ſcheint zwar Hr. J. glaube, die Veranlaſſungen in kleinen Geſellſchaften wären ein vorzügliches Mittel der Erfindung. Er ſagt: (Abſchied an den Amor S. 31.) „Wenn „wir

*) Auch thäte Hr. J. in der That wohl, wenn er nicht bey jedem geringfügigem Vorfall, in die öffentliche Zeitungen Briefe einrücken ließe, die kaum verdienten von drey Freunden geleſen zu werden. Es ſcheint, als wenn Hr. J. alles was er thut, oder was ihm begegnet, für allzuwichtig hielte. Wenn er z. B. Hrn Gleim eine hörnerne Doſe mit der Poſt ohne Namen ſchickt, und kurz darauf in die Zeitungen einen Brief drucken läßt, um ſeinem Freunde öffentlich zu melden, wer der Ueberſender ſey. Wenn jemand Herrn Jacobi ein Püppchen, das einen Amor vorſtellt, in einem Schächtelgen ſchickt, und er darüber ein großes Dankſchreiben in die Zeitungen rücken läßt, ſo lachen die Spötter, und des Hrn. J. wahre Freunde betrüben ſich, daß er ſich mit ſolchen Tändeleyen abgiebt, anſtatt auf Werke zu denken, die der Nachwelt würdig wären.

„wir noch keinen Chaulieu und Greſſet haben, „ſo ſind unſere Damen Schuld daran. In „den Häuſern der Bouillon und Mazarin, war „die Poeſie eine von den vorzüglichſten Vergnü„gungen der Geſellſchaft. Gewiſſe kleine Um„ſtände gaben zu Liedern Gelegenheit; dieſe Lie„der wurden beantwortet; in den witzigſten „Verſammlungen giengen ſie umher; der Zeit„vertreib einzelner Perſonen machte die Belu„ſtigung der großen Welt, und ganz Paris, nahm an den vertrauten Mahlzeiten ſeiner ſchö„nen Geiſter Antheil.„ Herr J. irret ſich wirklich in etwas. Die Damen qui tiennent bureau d'Eſprit, ſind von den witzigſten Franzoſen, zuweilen ſehr beißend verſpottet worden, die Sache iſt ſo. Es iſt in Frankreich, jungen Leuten von einiger Erziehung ſehr gemein, ein Chanſon oder ein Madrigal à Sylvie zu machen. Mancher junger Officier, oder junger Abbé der ſich eben gar nicht für ſeinen Poeten ausgiebt, macht wohl dergleichen Tändeleyen, die ſo gut ſind, als die Jacobiſche, ohne, daß er einen beſondern Werth darauf ſetzet. Sie gehen in ein paar Geſellſchaften herum, aufs höchſte kommen ſie in einen Mercure, wo ſie einen halben Monat leben, aber nur ſehr ſchöne Stücke machen

machen das Publikum aufmerkſam. Wenn alſo Hr. J. ſeine Geſellſchaftsſtücke, in den kleinen Geſellſchaften läßt, und dem ganzen Publikum nur ſeine ausbündige Stücke mittheilt, und wenn er ſonderlich ſich der allzuvielen Tändeleyen enthält, die unter ein paar guten Freunden erträglicher ſeyn mögen, als vor dem Publikum, ſo wird ihm und ſeinen Leſern beſſer gerathen ſeyn.

Doch Hr. Jacobi glaubt nicht blos zu tändeln, ſondern er will mit ſeinen Scherzen empfindſame Geſinnungen verbinden. Er ſagt zum Amor: „Mitten unter Tändeleyen ſann ich auf „hohe Weisheit und bildete mein Herz zu edlen „Empfindungen, und hatte den großen Gedan„ken, einſt die Welt Tugend zu lehren. Will „man die Menſchen unterrichten; ſo muß man „ſie lieben: dieß lernte ich bey dem Kuße der „Mädchen.„ Dieß heißt in der That, nur einen ſehr ſpeciellen Theil des menſchlichen Geſchlechts lieben lernen, aber J. ſcheint zu glauben, jedermann müſſe das menſchliche Geſchlecht, auf eben die Art lieben als er, glaubt nicht allein, daß ſeine Tändeleyen, eine menſchenfreundliche Empfindſamkeit mit ſich führen, ſondern er ſcheint ſich endlich faſt zu überreden, daß ſie ſo genau mit der Empfindſamkeit verbunden wären, daß, wer die Tändeleyen nicht liebte, auch kein em-

pfindſames Herz haben, und folglich nicht glück⸗ lich ſeyn könne. Er giebt dieß an mehr als ei⸗ nem Orte zu verſtehen. Wer das Tändeln nicht liebt, iſt ſeiner Meynung nach ein Bachant, ein Satyr, oder was noch ſchlim ner iſt, ein bellen⸗ der Kunſtrichter, oder ein trockner Philoſoph, der nur Syſteme und Schlüſſe liebt, für welche Dinge Hr. Jacobi einen großen Abſcheu hat. Er ſagt z. E.:

Erhaben iſt der innre Friede
Des Weiſen, göttlich ſeine Ruh,
Groß iſt der Mann, o Philaide!
Doch glücklicher vielleicht biſt du.

Mit lang umſonſt geſuchten Schlüſſen
Wälzt er die Sorge weg von ſich;
Sie fort zu ſcherzen, fort zu küſſen,
Di ß lehrten Huldgöttinnen dich.

Wie kann wohl Hr. J. im Ernſte glauben, daß der innre Friede des Weiſen, blos durch lang umſonſt geſuchte Schlüſſe erlangen werde, oder daß der, der ſcherzt und küßt, glücklicher ſey, als der, der innern Frieden, die göttliche Ruhe des Weiſen beſitzt. Iſt es aber, wie wir glau⸗ ben, Scherz, ſo ſollte doch der, der mehr als ein bloßer Tändler ſeyn will, den innern Frie⸗ den, die göttlthche Ruhe des Weiſen für eine zu ernſthafte Sache halten, um damit Scherz zu treiben.

Umgekehrt, ſcheinen Hr. Jacobi und ſeine tändelnde Freunde zu glauben, wer am Tändeln belieben finde, müſſe ohnfehlbar ein empfindſames Herz haben. Ein Beweis davon iſt ein Brief von Hrn. Gleim an Hrn. Jacobi, und die Antwort darauf, die, wir geſtehen es, uns ſehr befremdet haben. Sie ſtehen beyde in Schmids Zuſätzen zur Theorie der Poeſie, 4 Th. S. 264. Wir wollen ſie hieher ſetzen, um zu zeigen, daß wir keine ungerechte Beſchuldigung vorbringen:

„Hr. Gleim an den Hrn. Jacobi.„

„Unſre Kunſtrichter mögen alle gute Herzen „haben: Boileau hatte keins! da finde ich in „der franzöſiſchen Anthologie ein niedliches Liedchen von Quinault, und die bewies es mir. „Ein Herz ſplendidius vitro, das ſo ſanfter „Empfindung fähig war, aus dem, wie aus „der reinſten Quelle, das unſchuldige Liedchen „flieſſen konnte, das mußte nothwendig ſo rein, „und ſo untadelhaft ſeyn, wie die Quelle, die „Horaz beſang. Bosheit konnte warlich nicht „aus ſolchen Herzen quellen, und doch war dieſem Herzen Boileau feind. Wie konnte es „mit gutem Herzen? mit jenem berühmten Verſe:„

„La raiſon dit Virgile! et la rime Quinault.„

 „Mit,

„Mit dieſem einzigen Verſe floß ein großer „Schwalm von Bosheit aus der unreinſten „Quelle. Die Nachwelt haßt den boshaften zor„nigen Kritikus, und liebt den ſanften gütigen „Dichter. Ein ſolches Liedchen dächte ich, müßte „wider allen Zorn und alle Bosheit beſchützen, „nur eines, wie dieſes, mein Liebſter, oder wie „ihres an das Täubchen, oder wie Weiſſens an „die Muſe, oder wie Gerſtenbergs Grazien, ſo „dächt ich wär ich beſchützet. Auch nicht ein „einziges ſolches hab ich; nachgeahmet hab ich „mit vielem Fleiße, das Liedchen das aus der „reinſten Quelle floß; „

„Endlich, endlich doch einmal,
„Wurde ſie von meiner Qual,
„In dem innerſten gerühret,
„Und in dieſes ſchöne Thal,
„Von der Liebe ſelbſt geführet,
„Einen ſüſſen Augenblick,
„Mir zu geben, welch ein Glück:
„Ließ ſie ſich auf Blumen nieder,
„O du ſüſſer Augenblick;
„Wenn beſeeligſt du mich wieder.

„Wonne, die die Lieb ertheilt,
„Weggeflogen, unverweilt,
„Dir will ich ein Liedchen dichten;
„Aber o ihr Blümchen? eilt,
„Eilt, euch wieder aufzurichten!

„Eiſer

„Eiferſucht iſt ſelten weit,
„Und die kleinſte Kleinigkeit,
„Kann ſie leicht in Harniſch jagen,
„Blümchen unſre Fröhlichkeit,
„Müßt ihr keinem wieder ſagen.

„Iſt es mir damit gelungen? könnt ich „wohl ein böſes Herz damit beſänftigen?„

Wir begreifen nicht, daß ein Mann, wie Hr. G. ſo ungereimte Dinge behaupten kann. „Ein „Dichter, der nur ein einziges niedliches Liebes„liedchen gemacht hat, muß nothwendig ein „Herz ſplendidius vitro haben, das rein und „untadelhaft iſt? derjenige, der ſagt, dieſer „Dichter mit dem guten Herzen, ſey als Schrift„ſteller nicht ohne Fehler, der iſt dem Herzen „des Dichters feind, der läſt einen großen „Schwall von Bosheit, aus der unreinſten „Quelle gehen.„ Hr. Gl. kann unmöglich bedacht haben, was die Worte bedeuten, die er ſchrieb. Was meynt man aber wohl, was der ſanfte ſüſſe Jacobi auf den ſeltſamen Brief ſeines Freundes antwortet. Man höre an:

„Ob ſie mit dem nachgeahmten Liedchen des „Quinault ein böſes Herz beſänftigen könnten? „In Wahrheit mein liebſter, mehr als ein Un„geheuer, müßte derjenige ſeyn, deu es un„empfindlich ließ, u. ſ. w.„

In Wahrheit Hr. J. weis nicht, was er ſchreibt. Ein frommer Geiſtlicher, ein ernſthafter Staatsmann, ein unpartheyiſcher Richter, ein wackerer Hausvater, ein tiefſinniger Philoſoph, ein kalter Bücherrichter, können ein Herz ſplendidius vitro haben, das rein und untadelhaft iſt, aber dabey eine ſolche Miſchung der Geiſteskräfte haben, daß ſie an der Poeſie überhaupt, und insbeſondere an Liebesliedern keinen Geſchmack finden, und deswegen ſollten ſie mehr, als Ungeheuer ſeyn? Im Ernſt kann Hr. J. dieß wohl nicht glauben, nur ſollte er den tändelnden Spaß auch nicht ſo weit treiben, daß er endlich in Schimpfen ausartet. —

In der That, Hr. J ſollte auch gegen die Philoſophen und Kunſtrichter nicht ſo unverſöhnlich ſeyn; die Philoſophen vergeben ihm ſo manchen Fehler wider die Logick, und die Kunſtrichter überſehen ihm ſo manchen ſchlechten Vers, den ſie rügen könnten, warum will er ihnen denn nicht erlauben, daß ſie, ohne eben Ungeheuer zu ſeyn, an ſeinen Tändeleyen keinen Geſchmack finden. Wenn er die Menſchen anders, als beym Kuße der Mädchen wird lieben lernen, ſo wird er das menſchliche Geſchlecht in einem weitern Umfange lieben, und vielleicht die armen

Philo-

Philoſophen und Kunſtrichter mit unter ſeine allgemeine Liebe begreifen.

Daß er in der Folge dieſer Antwort an Hrn. Gleim, von den Kunſtrichtern ſagt: „Sie wären unfreundlicher, als die Bären, die Orpheus „tanzen ließ„ vergeben wir ihm von Herzen. Unfreundlichkeit iſt eben keine Sünde, der beſte Mann kann oft unfreundlich werden, wenn es ihm darnach gemacht wird. Aber Hr. J. bedenkt nicht, daß er den Kunſtrichtern ſelbſt die Waffen wider ſich in die Hand giebt. Wenn ſie unfreundlicher ſind, als des Orpheus Bären, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie nicht zum Tanze können gebracht werden, bis Hr. Jakobi mehr als Orpheus iſt. Wir bitten ihn ſehr, daß er ſich beſtens anſtrenge, bald mehr als Orpheus zu werden, und uns ſo vortrefliche Gedichte zu liefern, die den kälteſten Kunſtrichter zum Beyfall begeiſtern müſſen. Denn müßten die Kunſtrichter tanzen, ſie möchten wollen, oder nicht, ſo wie bey den ſchnackiſchen Einfällen des Pedrillo, der Hr. P. F. X. ſeine Hausfrau, ſein ſauertöpfiſcher Schreiber, das Stubenmenſch, die Köchinn und Hans der Hausknecht, in ein gewaltiges Gelächter ausbrechen mußten, oder gleichwie, (um das Gleichniß noch angemeſſener zu machen) nach dem Rigaudon der ſchönen Agathe

Trois ſages Medicins venus dans la Maiſon,
La garde, le malade, un vieil apoticaire,
Qui venait d'exercer ſon grave Miniſtere
Sans reſpect du metier, ſe prenant par la main,
Se mirent à danſer jusqu'au lendemain.

Welche allgemeine Freude würde es ſeyn, wenn Hr. Jakobi die Leyer in der Hand, alle Kunſtrichter tanzend im Triumphe hinter ſich her führte. Die freundliche deutſche Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, nebſt den verſchiedenen freundlichſt verbundenen Zeitungen, die itzt ſchon tanzen, wenn Hr. J. kaum pfeift, würde freylich den Reyhen anführen, gleich hinterdrein käme, Trotz ihres dicken Körpers, die allgemeine deutſche Bibliothek, die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften folgte, ſelbſt die ernſthafte Göttingiſche gelehrten Anzeigen würden nicht zurückbleiben; die kritiſchen Wälder tanzten ſittſam mit, der zänkiſche Antikritikus vergäße Klotzen und die Apokalypſe und hüpfte auf einem Beine, und ſogar die beſtaubten Hamburgiſchen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit, würden ſich etwas ſchütteln, und mit ſchwerfälligem Schritte hinterherſchleichen.

Dieſe Wunder könnte Hr. J. verrichten, wenn er vortrefliche Gedichte lieferte; wir hoffen alſo, er wird ſich darauf befleißen, und die Welt ferner

ner mit mittelmäßigen Gelegenheitsſchriften verſchonen.

Er hat itzt wirklich ſchon die Hamburgiſchen Nachrichten in Bewegung gebracht, aber nicht zum Tanze, ſondern zum Gefechte. Folgendes Traktätchen zeigt es:

Zwey Briefe des Hrn. Prof. Jacobi zu Halle an den Hrn. C. Gleim und an den Hrn. G. R. Klotz, aus einer ſaubern Handſchrift, unter ſicherer Erwartung des Beyfalls aller Freunde der Jacobiſchen Muſe ans Licht geſtellt, und mit einigen Anmerkungen zur Mäßigung ihres Entzückens, wie auch mit kurzen Summarien für die Unwiſſenden verſehen, von Chriſtian Adolph Ratzeberger, Unterarchivarius der Familie. 2 B. in 8. (Hamburg, bey Schröber.)

Die Anmerkungen, bis auf einige wenige, ſind meiſtens ſehr platt und abgeſchmackt, und die ganze Scharteke iſt der Fabrik der ſchwarzen Zeitungen ſehr würdig. Wir wollen nur eine Probe anführen. Hr. J. ſagt

Freund, welchen einſt mit Rebenlaube
Des Bacchus Prieſterinn geſchmückt.

Hiezu lautet die Anmerkung folgendermaßen. „Ich weis, was Rebenlaub iſt; daß man aber

„davon eben ſo wenig mit Rebenlaube machen „könne, als man zu ſagen pflegt, er ſingt von „Lieb' und Weine, bleib immer im Peche und „ſalbſt mein Haupt mit Oele (obgleich das letz„te in einem alten Geſange, ſo wie mit Rechte „beym Gottſched vorkommt) weis ich auch. Will „man aber nicht annehmen, daß Hr. Jacobi „hier gegen die Grammatick angeſtoßen habe, „ſo wird man, (weil ein Rebenlaube und eine „Rebenhütte einerley iſt) ſeine Worte ſo verſte„hen müſſen: Freund, welchen einſt mit Re„benhütte ꝛc. „

Wer ſolch ein Stümper iſt, daß er noch nicht einmal weis, daß Rebenlaub im Dativo und Ablativo eigentlich Rebenlaube hat, (ob man gleich das ſtumme e auch zuweilen wegläßt,) der ſollte ſich hüten andere zu tadeln. Von ganz anderer Art iſt folgendes kleine Traktätchen:

Von den Grazien des kleinen (im Namen und zum Beſten der Anakreontchen.) In der Schweiz, 1769. 2 B. in 8.

„Ueber das kleine, ſagt der Verf., in der körperlichen und ſittlichen Welt ſind geheime „Reize ausgeſtreut, welche auf das menſchliche „Gemüth die angenehmſten Ausdrücke thun.„ —(Ein-

— (Eindrücke machen, wäre wohl das Wort geweſen.) — „Das groſze hat zwar auch ſeine „Reize, aber allein für heiſze dazu gemachte „Phantaſien. — Dieſes groſze erſchreckt und „verwirrt den gewöhnlichen Menſchen; ihm „wird übel, bis er wieder zu ſich kommt, und „in ſeinen eigenen Bezirk zurück fällt.„

„Jeder Ausſchreiber einer neuen Theorie der „Poeſie und der Litteratur, redet mit Entzü„ckung von den Grazien der Verſe und der „Proſe, und keiner hat uns noch zu ſagen ge„wuſzt, daſz ſie in dem kleinen der Worte, der „Versart, der Sachen, der Perſonen und der „Gedanken liegen.„

„Ein Freund iſt nur ein Freund, ein Schmeich„ler iſt nichts mehr als ein Schmeichler, Ja„cobi iſt nur ein Namen; aber ein kleiner „Freund iſt liebenswürdig, ein kleiner Schmeich„ler iſt ein ſüſſer Mann, ein kleiner Jacobi iſt „ein Liebling, und ein Jacobitchen *) iſt ein Aus„zug des Lieblings.„

„Baucis in einen Baum verwandelt, iſt die „alte Dame, aber in ein Bäumchen verwan„delt, wird ſie jung und niedlich. Ein Brief, „ein

*) Hr. Gleim hat ſelbſt ſeinen Freund in ſeinen Briefen alſo genennet.

„ein Lied, eine Blume, ein Bach, ein Jahr, „eine Couſine, ſind gemeine unbemerkte Dinge: „aber ſie werden durch das Diminutiv augen„blicklich erhaben. Ein Briefchen, ein Liedchen, „ein Blümchen, ein Bächchen, ein Järchen, ein „Couſinchen, ſind wichtige Dingerchen. — „Die italieniſche Sprache verdienet wegen ih„rer Geſchicklichkeit kleine Wörterchen zu ma„chen, jedes Jacobi Neid, und Wünſche, und „Segnungen. Parolette iſt ein allerliebſtes „Wörtchen, und fällt dem Jacobitchen immer „ein, wenn es ein artiges Mädchen reden höret, „und nicht deutſch ſagen kann, was es artiges „höret.„

Der Raum verbietet uns, aus dieſem wirklich ſehr artigem Schriftchen mehr abzuſchreiben. Hr. J. und Hr. Gl. wird, wie man ſchon wird bemerkt haben, wegen ihrer vieler Tändeleyen, mit viel Witze aufgezogen, und ſie verdienen es; daß aber der Verf. im Vorbeygehen die Herren Leßing, Wieland, Gellert, Weiße, Nicolai und Ebert anſticht, war hier zur Unzeit. Er hätte ſie allenfalls bey einer andern Gelegenheit, jeden beſonders, aushunzen können, denn daß ſie Tändeleyen allzuſehr liebten, iſt eben ihr Fehler nicht. Man kann aber hieraus, und aus der zärtlichen Hochachtung, die

der Verf. für die Noachide zu erkennen giebt, ohngefehr errathen, wer der V. iſt.

Am Ende verläßt der Verf. die Ironie, und macht ſehr zur unrechten Zeit ernſthafte Beſchuldigungen. Er ſagt: „Man hat Urſach zu „hoffen, daß in kurzer Zeit die letzte Bruſt„wehr gegen die Leichtfertigkeit einſtürzen wer„de, nemlich die alte ehrliche Meynung, daß „Schande und Unehre mit Unkeuſchheit ver„bunden ſey.„ Einen ſo unglücklichen Erfolg werden, die tändelnden, ſcherzhaften oder ſchalckhaften Verſe, eben nicht haben. Iſt es aber nicht ſonderbar, daß Hr. Jacobi, die Schönen, die ſeinen Amor nicht achten, beſchuldigt, „daß „ſie ſich von rohen Waldgöttern und wilden Ba„chanten umarmen ließen.„ und daß dieſer Gegner hingegen behauptet, wenn ſie die tändelnden verliebten Gedichte liebten, „ſo würde end„lich die letzte Bruſtwehr wider die Leichtfer„tigkeit aufgehoben werden.„ und in lateiniſcher Sprache (vermuthlich weil er ſichs deutſch nicht auszudrucken getrauet) weiſſaget: „vulga„tum erit inter foeminas praecipue nobilio„res nullam ex juvenis, vigore venuſtate„que conſpicui, concubitu fieri impudicam.„ Wohin kann doch auf einer Seite eine ſelbſt gefällige Tändeley, und auf der andern Seite ein

unbe-

unbedachtſamer Eifer führen. Sollte nicht ein Mittel zu finden ſeyn? Sollte man Liebe, Zärtlichkeit, Empfindſamkeit nicht in der Bruſt hegen können, ohne in ungeſchmackte Tändeley oder in viehiſche Wolluſt zu verfallen?

Memoriae immortali Herm. Sam. Reimari Lingu. Orient. in Gymnaſ. Hamburg. per 41. annos Profeſſoris qualecunque hoc monumentum officii et pietatis cauſa poſuit Ioannes Georgius Büſch, Math. P. P. O. in Gymn. Hamb. Hamb. Piſcator 33 S. Fol.

Ein ſo großer Gelehrter verdiente dieß Denkmal, und Hr. Büſch verdient viele und aufmerkſame Leſer. Wir lernen einen Mann näher kennen, deſſen Schickſale mit wenig Worten geſagt ſind. Sein Leben war das ſtille genügſame Leben eines Weiſen. Er hätte an Orte verſetzt werden können, wo er mit Würden, mit weit mehr Einkünften, in einem weit größern Kreiſe von Zuhörern nnd Bewunderern hätte glänzen können. Aber er ſchränkte ſich darauf ein, den Jünglingen ſeiner Vaterſtadt nützlich zu werden. Und dieſen zum Beſten ließ es der große Mann ſich nicht verdrießen, ihnen die Anfangsgründe der Grammatick mit eben der Treue beyzubringen, mit der er ihnen in den höchſten Wiſ-

ſen-

ſenſchaften Unterricht gab. Immer hat man es bewundert, daß der Herausgeber des Dio Caßius die Wahrheiten der natürlichen Religion ſchreiben können. Es iſt eine ſeltne Erſcheinung, in dem hohen Maaße zugleich Philolog und Philoſoph zu ſeyn, und es iſt in unſern Zeiten um ſo viel merkwürdiger, da man ſich faſt beſtrebt, nur Eins auf Koſten des andern zu werden. R. war ein Schüler von Buddeus, der aber aus Wolfen ſeine tiefe Einſichten bereicherte, der alle theoretiſche Theile dieſer Wiſſenſchaft beſaß und dieſelben durch ſeltne Naturkenntniſſe noch in ſeinem Alter ausſchmückte. Er war aber auch in jeder andern Wiſſenſchaft kein Fremdling und in den meiſten Meiſter. Man ſieht es ſeinen Schriften an, daß er ein homme univerſel geweſen, wenn es uns Hr. B. auch nicht verſicherte, und um ſo mehr haben wir es bedauert, daß er ſeine Encyclopädie nicht zu Stande gebracht. So vorzüglich ſein gelehrter Charakter iſt: ſo liebenswürdig war es auch ſein perſönlicher. Wir haben es mit Vergnügen bemerkt, daß der Philoſoph und der Kritikus dem angenehmen Geſellſchafter nichts angehabt, daß er leutſprächig, geſellig, freundlich, ſelbſt heiter geweſen; daß er Geſellſchaft geſucht: aber zugleich geſucht und gewußt, ſie anmuthig und unterrichtend zu

machen.

machen. Seine Wahrheitsliebe, die Entfernung von Sektirerey, die allgemeinen Einſichten mit allgemeiner Schätzung aller Wiſſenſchaften verbunden, ſeine Beſcheidenheit ſ. w. alles dieſes verdient von unſern Gelehrten geleſen und nachgeahmt zu werden. Wir haben ein Muſter an ihm von der ſtillen Größe eines Gelehrten.

Wenn wir ſeine Encyklopädie nicht wünſchen ſollen: ſo mögen wir doch wohl eine Sammlung ſeiner kleinen Schriften wünſchen, die meiſtens Gelegenheitsſchriften ſind; aber wenigſtens als Muſter der Schreibart dienen können. Es fehlt auch nicht, daß ſich nicht manche durch den Inhalt oder beyläufig eingeſtreute Anmerkungen empfehlen ſollten.

S. 23. kommt ein Umſtand vor, der wirklich lächerlich iſt. Der engliſche Ueberſetzer der Wahrheiten der nat. Religion ſagt auf dem Titel, dieſe Schrift ſey gegen den Lucrez, Büffon, Maupertuis, Rouſſeau, la Mettrie u. a. gerichtet. Die Verf. des Iournal encyclopédique. dieſes ſeichten Journals unſrer Nachttiſche, ſahen den Titel und urtheilten, das Werk ſey lächerlich, und R. habe die Herrn, die er nennt, nicht geleſen. Das war nun den franzöſiſchen Verf. zu verzeihen, zumal man ohnehin im Zuge iſt, ihnen viele Ignoranz zu gut zu halten. Aber ein deut-

ſches

ſches Journal „Auszüge aus den beſten Wo-
„chen- und Monatsſchriften„ hat das Urtheil
von Bouillon in Frankfurt am Mayn ganz ernſt-
lich nachgebethet, und von einer unſrer beſten
Schriften auf des Encyklopädiſten Geleit ver-
ſichert, daß es ein lächerliches Buch ſey, dem
geſunde Vernunft und reife Beurtheilungskraft
fehle.

Vermiſchte Gedichte von Hrn. J. C. Roſt herausgegeben, 1769. 9. Bogen in 8.

Der Herausgeber dieſer Sammlung beſitzt ei-
ne ziemliche Doſe von Unverſchämtheit und
Muthwillen. Unverſchämtheit; denn er giebt
vor, daß er Roſtens Freund geweſen, welches
eine notoriſche Unwahrheit, und daß er dieſe Ge-
dichte, aus Roſtiſchen Handſchriften herausge-
be, welches ihm wunderbar (wird heiſſen ſollen
auf wunderbare Art) in die Hände gefallen,
dieß letztere iſt höchſt unwahrſcheinlich, denn
wenigſtens die Erzählung die Nachtigall kann
unmöglich in Roſtiſchen Handſchriften ſeyn ge-
funden worden, denn ſie iſt nicht von ihm, ſon-
dern von einem Dichter, der in Berlin noch lebt
und deſſen Gedichte überhaupt nicht ſehr bekannt
ſind.

Muthwillen, beweiſet der Herausgeber, wo

möglich noch mehr. In der ſpöttiſchen Zueignungsſchrift an Bodmern begegnet er dem alten Manne, vollkommen, wie ein ungezogener Knabe. Er redet, von Greiſen die kindiſch geworden, er räth Bodmern, ſich in Bedlam einzuquartiren u. d. gl. mehr. Eben ſo gehts mit der Vorrede, da wird Erneſti ſpöttiſch angeſtochen, ein Pasquill auf Clodius ganz eingerückt, Wielanden ein ſpröder Seitenblick gegeben, und das alles, wie die Franzoſen ſagen, à propos de bottes en pleine mer.

Das einzige beträchtliche Stück in dieſer Sammlung, iſt das bekannte Gedicht — das Vorſpiel. Aber der Verf. hat einige von den Noten der Quartedition weggelaſſen, und andere ſehr unnöthige hinzugeſetzt: Z. B. S. 23. auch damals gab es ſchon Wichmanns! Aus dieſem bey den Haaren herbeygezogenen Anfall auf den Verf. des Antikritikus iſt ſchon abzunehmen, aus welcher Schule der Verf. iſt, und man wird ſich nun über ſeine bezeigte Ungezogenheit weniger wundern.

Der fröhliche Jüngling, ſind matte Reime, die nicht verdienten aufbewahrt zu werden, ſie mögen auch ſeyn, von wem ſie wollen.

Die Nachtigall, eine freye Ueberſetzung einer bekannten Erzählung des la Fontaine. Dies

Stück

Stück iſt, wie ſchon geſagt, gar nicht von Roſten, ſondern von einem andern noch lebenden Dichter. Wir wollen ihn nicht nennen; ſondern die Anekdotenſucher ſollen hiemit abermal eine Tonne haben, mit der ſie ſpielen können.

Die Brautnacht. Dieß Gedicht wird für Roſtens Arbeit ausgegeben. Aber gewiß, kaum zehn Verſe ſind ſeiner würdig, das übrige ſind trockne Zoten, mit denen ſich, (mit des V. Worten zu reden,) niemand beluſtigen kann, als dem

Zum Opfer vor Cythèren
Die froſtige Natur, den beſten Dienſt verſagt.

Dieß iſt nun alles, was dieſe Sammlung enthält, und wofür niemand dem Herausgeber ſonderlichen Dank wiſſen wird.

Miß Fanny oder der Schiffbruch, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen, 1766. 8.

Der Schein betrügt; ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, Berlin bey Boſſe, 1768. 8.

Der Graf von Olsbach: Oder die Belohnung der Rechtſchaffenheit, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen, Leipzig bey Jacobäern 1768. 8.

Dieſe drey Stücke ſind von einem Schauſpieler, Hrn. Brandes, der einige Anlage zum

 thea-

theatraliſchen Dichter hat. Was bey der Aufführung ſich ausnimmt, verſteht er als Schauſpieler ſehr gut, daher iſt in den Komödien der Dialog ziemlich natürlich, er weiß ſolche Situationen, die auf dem Theater in die Augen fallen, herbeyzuführen, und er erhält die handelnden Perſonen beſtändig in Bewegung, ſollte es auch zuweilen nur durch Caffe- oder Theetrinken geſchehen, die Charaktere ſind meiſtens entweder etwas ſchaal, oder ſind andern nachgeahmt, aber ſie ſind doch ziemlich richtig beobachtet. Sein Plan iſt meiſt gekünſtelt.

Das erſte Stück Fanny iſt ein Probeſtück, welches zeiget, daß der Verf. es im Trauerſpiele niemals weit bringen wird. Er hat lange weinende Redensarten, aber wenig Empfindung.

Der Schein betrügt. Iſt etwas beſſer. Aber Hr. von Randolph iſt ein unerträglicher Grobian, der alle Lebensart vergißt, und Hr. von Hill iſt ſelbſt für einen Stutzer viel zu ſchaal, ſo daß es dem Geſchmack der Frau von Milbach eben nicht viel Ehre macht, daß ſie dieſe Geſchöpfe um ſich leiden kann.

Der Graf von Olsbach iſt des Verf. beſtes Stück. Nur iſt die Fabel faſt allzuunwahrſchein-

ſcheinlich. Zween feindliche Oberſten, die beyde ihren Namen verändert haben müſſen, damit ſie ſich erſt am Ende erkennen! und die Erzählung S. 126. „von der Grafſchaft Olsbach, die durch das Abſterben des letzten Grafen Anton Emanuel, aus dem Caroaſpiſchen „Geſchlechte, als ein Lehn an den König zurück gefallen iſt, „ wird gewiß in dem Munde der Schauſpielerinn ſtecken bleiben, die ſie ſagen ſoll, und doch iſt dieß der Anfang der Entwickelung, der Wundergeſchichte. Stornfels iſt der nachgeahmte Paul Werner, inzwiſchen ſchadet dieß nicht viel. Er iſt aber nicht die ſchlechteſte Perſon in dem Stücke, Kulpel aber iſt ein plumper niederträchtiger Kerl, der blos einen eckelhaften Widerwillen erregt.

Dieſe wenige Anmerkungen werden hoffentlich den Verf. nicht von mehreren Verſuchen abhalten. Will man Kenntniß des menſchlichen Herzens und Kenntniß der Welt erlangen, ſo gehört eine lange Erfahrung, und viel Beobachtung über das erfahrne dazu; und beyde müſſen lange fortgeſetzt werden.

Schweitzerlieder. Von einem Mitgliede der helvetiſchen Geſellſchaft zu Schinznach. Bern, bey Ludwig Walthard 1767.

Der vortrefliche Vorſchlag, welchen Hr. Planta der helvetiſchen Geſellſchaft in Schinznach gethan hatte, die patriotiſchen Geſinnungen bey der Jugend durch Lieder zu erwerben und auszubreiten, iſt nicht unfruchtbar geweſen. Ein würdiges junges Mitglied dieſer Geſellſchaft hat die rühmliche Arbeit übernommen, den zukünftigen Lykurgen ſeines Vaterlands den Dienſt zu leiſten, welchen der Dichter Tules dem ſpartaniſchen geleiſtet hatte. Er hat einen Verſuch von Liedern drucken laſſen, der zugleich ein rührendes Denkmal ſeiner edeln Geſinnungen und ein nicht zu verachtender Beweis ſeines poetiſchen Geiſtes iſt. Vielleicht können dieſe Lieder, die für die Schweiz geſchrieben ſind, auſſer derſelben nicht völlig einen ſo ſtarken Eindruck machen. Der Recenſent geſteht, daß Helvetien ſein Vaterland iſt, und daß er warm von Vaterlandsliebe, ſich bey der Leſung dieſer Lieder, den Verf. als einen wohlwollenden Mitbürger vorſtellet.

Dieſer Verſuch iſt in zwey Bücher eingetheilet. Das eine beſinget die Schlachten der alten Eydsgenoſſen; und das andere muntert zu den friedfertigen Tugenden des Patriotiſmus auf. Man ſieht aus der glücklichen Ausführung, daß der Verf. mit größerm Vergnügen an dem letzten

ten gearbeitet hat. Das Lied auf den Meiſtertag *) in Zürich hat uns vorzüglich wohlgefallen. Wir wollen, um einen Geſchmack von der Dichtungsart des Verf. zu geben, daſſelbe hier ganz einrücken:

Willkomm, willkommen tauſendmal,
Du Tag der neuen Meiſterwahl;
Du ſchönſter unſrer Tage;
Es jauchze was in Zürich lebt
Dem Tage zu, der ſich erhebt;
Der Freyheit ſchönem Tage.

Theur ſey uns unſrer Freyheitbund,
Wir ſchwörens Gott mit Herz und Mund,
Den beſten nur zu wählen.
Nein, der iſt nicht der Freyheit werth,
Der einen ſchlechten wählt und ſchwört,
Den beſten nur zu wählen.

Schmach treffe deſſen Angeſicht,
Der Eyde ſchwört und Eyde bricht
Vor Gott in einer Stunde
Der ſtraft ſich ſelber tauſendfach;
Fluch und Verzweiflung folgt ihm nach,
Dem feilen falſchen Munde.

Drum, wer die Hand zum Himmel hebt,
Denk nur an den, der ewig lebt

 Den

*) Der Meiſtertag in Zürich iſt der Tag der Wahl gewiſſer obrigkeitlicher Perſonen.

Den falſchen Eyd zu ſtrafen.
Der Menſchen Furcht ſey von uns weit,
Der ſcheut ſie nicht der Gott nur ſcheut,
Der macht ſich nie zum Sclaven.

So ſeh ſich jeder mit Vernunft
Um Freyheit um auf ſeiner Zunft,
Und prüfe ſtill die Geiſter.
Und wer der beſt- und wägſte *) iſt,
Der beſte Bürger, beſte Chriſt,
Der werde unſer Meiſter.

Er fürchte Gott, und heuchle nicht,
Voll Friede ſey ſein Angeſicht,
Und Himmelrein ſein Wille:
Zur Arbeit ſtark ſey ſeine Hand
Ihn zier ein männlicher Verſtand,
Beſcheidenheit und Stille.

Er ſey dem Geiz von Herzen feind,
Sey mäßig, keuſch, der Einfalt Freund
Dem Wohlthun ganz ergeben.
Und allem Guten ſey er hold;
Er ſchätze Freyheit mehr als Gold
Und höher als ſein Leben.

Das Lied der jungen Schweitzerinnen hat ſeine ausnehmenden Schönheiten. Wie auch das Abſchiedslied an einen reiſenden Schweitzer. Selbſt das überfließende Maaß von National-
ſtolz

*) Wägſte — iſt der Ausdruck in dem Eyde den die Bürger bey dieſer Gelegenheit ſchwören.

ſtolz kleidet ein Lied gut, obwohl er das Herz ei-nes weiſen Jünglings entzieren würde, welcher wiſſen ſoll, daß er in allen Ländern Beyſpiele und Aufmunterung zur Tugend finden kann, und um welche zu ſuchen, ſeine Freunde ihm wohl erlauben könnten, über die Alpen, über den Jura und über den Rhein zu gehen. Das Lied an die helvetiſche Geſellſchaft übertrift alle übrige an Feuer, an Geiſt, an Gefühle. Folgende Stellen zeichnen ſich beſonders aus:

Sey ewig heilig ſtiller Saal,
Der in ſo ehrenvoller Zahl
Helvetier vereinet.
Du Saal, wo mancher große Geiſt
Der Freyheit Wolluſt frey geneußt,
Und Freudenthränen weinet.

Hebt euer Aug, hebt euer Ohr
Ihr Väter! aus dem Staub empor,
Seyd Zeugen dieſer Scene!
Steht auf: Steht auf und triumphirt,
Daß Eintracht uns zuſammen führt
Uns Brüder, eure Söhne.

Hier ſingen wir im kühlen Wald,
Daß Aar und Habsburg wiederhallt,
Von euren Thaten, Vätter!
Ein jeder von uns, ſagen wir
Sey redlich, tapfer, frey wie ihr,
Ein Schützer oder Retter!

Du Einfalt nur biſt unſer Glück:
Das ſagt uns Brüder! jeder Blick;
Nicht der Beſitz von Kronen.
Hier lerne Freude, Menſchenfreund!
Hier ſieh uns, zitternd unſer Feind!
Wo Treu und Eintracht wohnen.

Wenn unter uns ein Bruder ſitzt,
Der's Recht nicht ehrt, nicht Freyheit ſchützt,
Und heimlich ſchleicht ins Krumme:
So werde falſcher Patriot,
Vor uns dein ſchlaues Antlitz roth,
Dein Sclavenmund verſtumme.

Wer Gott verehrt und Menſchen liebt,
Und ganz ſein Herz dem Staate giebt,
Der, der iſt unſer Bruder!
Sein Name ſey uns ewig theur,
Hier flamme reiner Freundſchaft Feuer
Für ihn, den treuen Bruder.

Steh Jüngling ſtill, hier rufe du
O Schinznach, ſpäthen Enkeln zu,
Die fern vorüber gehen.
Hier feyrt mit ihrer Söhne Schaar
Die Freyheit froh ihr Jubeljahr
So lang die Alpen ſtehen.

Wir überlaſſen dem Leſer dieſer Anzeige den Schluß zu machen, was ſich die Schweitz von einem ſolchen Bürger für Hoffnung machen könne. Wir bitten aber ſeine Freunde, ihn nicht

nur

nur zu loben, ſondern auch, wo er es verdient, zu tadeln. Das Nachläßige, das Schielende, das Unrichtige, das Unbeſtändige in ſeiner Sprache, in ſeinen Ausdrückungen, in ſeinen Bildern, in ſeinen Uebergängen (tranſitions), die ſo häufig, inſonderheit in dem erſten Buche, vorkommen, dieſe muß er meiden, wenn er ein claßiſcher Dichter werden will. Wenn, wie er ſonſt verdienet, er bey den Jünglingen zu Heldenſtein, die Stelle des Horazen und des la Fontaine vertreten ſoll. Wir wollen einige Beyſpiele anführen:

Was iſt das S. 12.

Die Trommel tönte noch ſo laut
Als unter einem Bart.

Wie ſonderbar iſt S. 19. die Erzählung von W. Tell

Nimmt eilends Pfeil und Bogen — ſpannt.
Blickt ſcharf — veſt ſteht der Knab
Und drückt mit unbewegter Hand.
Es knallt — den Apfel ab!

Mangeln hier nicht Richtigkeit und Nettigkeit. Wer hat hier gedrückt, der Knab oder der Vater. Und iſt Wilhelm Tells unſittliche Handlung eigentlich ein Muſter zur Nachahmung?

Ein Patriotenklee S. 26. heißt dieß ein Kleeblatt von Patrioten?

Gold

Gold ſchützt, und Schwerter retten nicht
Und Stärke hilft nicht ſtets.

ſagt dieſes nicht, daß das Gold beſchütze?

Die Thränen künftigen Geſchlechts
Das noch nicht Augen hat.

S. 68. fällt dieſes nicht ein wenig in das poßierliche!

Das Wort Officier S. 69. ſcheint hier etwas niedrig.

Nein, wir verſchenken unſern Leib,
Nicht Fürſten unſer Gut.
Eh' kämpfen wir für Kind und Weib.
Und kämpfen bis aufs Blut. S. 75.

Sind die zween erſten Verſe hier nicht ganz unrichtig, und die letztern matt und ſchwach. Desgleichen

Und Weſenbrücke brach,

S. 79. wie undeutlich.

Das Wort Wiſſen für Gewiſſen in dem Liede auf den Meiſtertag entzieret auch dieſes ſchöne Stück. Von dieſer Art, ſind noch gar viele Stellen in dieſen ſonſt vortreflichen Liedern. Wir ſind verſichert, daß der Verfaſſer derſelben in einer neuen Auflage ſolche Stellen verbeſſern wird.

Wir ſehen es als ein Zeichen ſeines patriotiſchen Urtheils an, daß er bey dem Burgundi-

ſchen

ſchen Kriege aufgehöret hat, die Schlachten ſeiner Väter zu beſingen. Sobald die Eydsgenoſſen anfiengen, für fremde um Geld zu fechten, verdienten ſie nicht mehr beſungen zu werden.

Wir wünſchen, daß dieſer glückliche Dichter einer neuen Auflage, noch ein Bändgen beyfüge, in welchem er den Friedfertigen, Tugendhaften ſeines Vaterlandes, das Lob zutheile, das ſie ſowol verdienen, als ſeine Helden. Da nähme er neben den großen Verdienſten des Conrad Geſner, und der würdigen Männer, welche deſſen Namen noch glänzender gemacht haben; der bey den Bernoulli, eines Balthaſars, eines Bodmers, eines Hallers, eines J. Michael Augſpurgers, eines Bürgermeiſter Eſchers, eines Niclaus von Fluch, eines Tſchiffeli, des Vaters der landwirthſchaftlichen Geſellſchafter, eines Kleinjoggs und andrer Muſter von tugendhaften Eydsgenoſſen.

Wir müſſen nicht vergeſſen, unſern deutſchen Mitbürgern anzuzeigen, welchen von unſern Dichtern der Sänger von Schinznach zu ſeinem Meiſter gewählet habe. Er ſagt es ſelbſt.

Wenn Leſer, dir mein Reim gefällt,
Danks dem Tyrtäus Gleim.
Der ſang von Helden, wie ein Held,
Und deſſen iſt mein Reim.

Und

Und er hat in den kriegeriſchen Liedern ſein Urbild faſt beſtändig erreichet, und in den patriotiſchen ſelten zurückgelaſſen. Der Druck iſt recht ſchön, und des Verlegers würdig. Hr. Walthard thäte beſſer, wenn er lauter ſolche Urſtücke druckte, als daß er durch ſeine Nachdrücke ſo manchem Buchhändler Unrecht zufüget.

Fables et Diſſertations ſur la nature de la Fable, traduites de l'allemand de M. Gotthold Ephraim Leſſing, par M. d'Antelmy, Profeſſeur à l'Ecole Royale Militaire. à Paris, chez Vincent et Pankonke 1764. 12.

In einem vorausgeſchickten Schreiben an den Hrn. Hofr. Junker, Prof. der deutſchen Sprache bey der königl. Kriegsſchule übergiebt ihm der Verf. dieſe Ueberſetzung der leſſingiſchen Fabeln als ſein erſtes Probeſtück einer Ueberſetzung aus dem Deutſchen, und als ein Zeichen ſeiner Erkenntlichkeit für deſſen Unterricht in dieſer Sprache. Zu den Fabeln ſelbſt hat er das Zutrauen, daß ſie ſeinen Landesleuten ſehr gefallen werden, allein für die Abhandlungen iſt ihm ein wenig bange. „Dieſe didacktiſchen und tiefgedachten Materien, ſagt er, ſind nicht nach dem Geſchmacke der meiſten Leſer.„ Um aber doch ſeine Landesleute und deren Geſchmack nicht

da-

dadurch zu beleidigen, daß er dieſe Abhandlungen überſetzt hat, ſo ſchmeichelt er ihnen, wenn ſie dieſelben nur flüchtig durchlaufen wollen, mit der angenehmen Entdeckung, daß ihre Litteratur in Deutſchland ſehr bekannt iſt. Dabey verſichert er aufs feyerlichſte, daß er ſehr weit davon entfernt iſt, in allen Stücken mit Hrn. Leßing übereins zu denken. Vermuthlich wird er alſo Hrn. L. tiefgedachte Abhandlungen, wie er ſie ſelbſt nennt, durch noch tiefer gedachte Beurtheilungen zu berichtigen und zu verbeſſern geſucht haben? — So böſe meynt es Hr. A. nicht. Ihm ſind nur einige muntre Einfälle des Hrn. L. anſtößig, oder vielmehr wie er ſich ausdrückt, unverzeihlich, wiewohl er ihn ſonderbar genug damit entſchuldigt, er habe dieſe Einfälle ohne Zweifel eingeſtreut, um die Aufmerkſamkeit ſeiner Leſer deſto muntrer zu erhalten. Ein dürftiges Mittel, daß wohl niemand weniger nöthig hat, als Hr. L. deſſen Schreibart bey der unfruchtbarſten Kritick ſich immer blühend zu erhalten weis. Und was ſind denn dieß für muntre Einfälle? — „daß er den Franzoſen eine ſehr nachläßige Lecktüre der alten Schuld giebt.„ — Aber dieſe Anmerkung iſt wenigſtens da, wo Hr. L. ſie macht (S. 221. ſeiner Fabeln) ſehr wahr; denn nichts kann verkehrter ſeyn, als der

Ge-

brauch den la Fontaine von einer Stelle des Quintilians macht; und uns Deutſche befremdet es eben nicht, daß dieſe Anmerkung ſo ins Allgemeine geht. — „Daß er einen Fontenelle, „den Verf. der Geſpräche von mehr als einer „Welt, der Geſchichte, der Orackel und der „Akademie der Wiſſenſchaften, einen witzi„gen Kopf nennt, der hernach das Unglück hat„te, hundert Jahr witzig zu bleiben.„ — Freylich ein etwas boshafter Einfall, und wir möchten, wie la Motte bey Fontenellens Einfalle ausrufen: Mot plaiſant, mais ſolide! Herr A. hätte immer noch eine eigne Abhandlung hinzufügen, und die Theorie des Herrn L. die ihm nicht richtig zu ſeyn dünkt, mit Gründen beſtreiten ſollen. Aber freylich müßte das beſſer ausgefallen ſeyn, als die Probe, welche er S. X. der Vorrede, wie er ſagt, nur im Vorbeygehen giebt, daß Theon von der Fabel ganz anders urtheile als Hr. Leßing, weil er ſage: Ὁ μυθος ποιητων μεν προσελθε, γεγενηται δε και ῥητορων κοινος ἐκ παραινεσεως Denn, uns dünkt, es iſt offenbar, daß Μυθος hier die Fabel überhaupt, ihrem Inhalte, nicht ihrem Vortrage nach bedeute; und von der letzten nur, und von der äſopiſchen Fabel insbeſondre, behauptet Hr. L. daß ſie in das Gebiete der Rhetorick gehöre. Am

Ende

Ende der Vorrede verſpricht Hr. A. eine Ueberſe-
tzung der Meßiade, die, wie wir hören, itzt in
Frankreich ſoll erſchienen ſeyn.

Die Ueberſetzung ſelbſt hat freylich im Ganzen und was das Wörtliche betrift, Treue und Richtigkeit genug; allein den ganzen Geiſt des Fabeldichters, die unterſcheidende Manier deſſelben, wird man darinn nur ſehr ſchwach ausgedrückt finden. Die Wendung iſt oft ziemlich gezwungen, und da, wo die größte Schönheit des Originals in derſelben liegt, iſt ſie zuweilen ganz verlohren gegangen, oder entſtellt. Begriffe, die in jenem nur kurz angedeutet werden, ſind in der Ueberſetzung oft ausgeführt und umſchrieben. Hiedurch wird der Ton des Ganzen nicht wenig geſchwächt. Wir überlaſſen es unſern Leſern, diejenigen leßingiſchen Fabeln, welche Hr. Huber überſetzt hat, mit dieſer Ueberſetzung des Hrn. Antelmy zu vergleichen; und ſie werden, zum Vortheile der erſtern finden, daß die franzöſiſche Sprache eines glücklichen Ausdrucks dieſer Erzählungsart nicht ganz unfähig iſt, ob wir gleich geſtehen müſſen, daß auch Hr. Huber uns nicht alle Schönheiten derſelben erreicht zu haben ſcheint.

Hin und wieder ſind uns doch einige Unrichtigkeiten vorgekommen, welche wir anmerken wollen.

len. z. B. S. 28. „C'eſt une ſotte fiction de l'homme qui s'eſt apparemment deſigné lui même ſous l'emblême du Merops.„ Im Originale ſteht: „Das iſt eine alberne Erdichtung des Menſchen. Er mag ſelbſt ein ſolcher Merops ſeyn.„

S. 49. „Que Iupiter eſt prudent! il n'a „pas encore eſſayé.„ — Im Originale: Er „ſoll es noch verſuchen, der kluge Jupiter!„

S. 79. „Sa Majeſté Lionne„ und im Originale: „der majeſtätiſche Löwe.„

S. 82. ſagt bey Hrn. Leßing der Bär zum Elephanten: „Was fodern ſie (die Menſchen) nicht alles von uns beſſern Thieren!„ Dieß wird überſetzt: „Que n'exigent-ils pas de nous, quoique nous valions mieux qu'eux!„

In der erſten Abhandlung, S. 136. erklärt Hr. L. die Handlung in der Fabel durch „eine „Folge von Veränderungen, die zuſammen ein „Ganzes ausmachen.„ In der Ueberſetzung S. 139. ſteht: „l'entens par action une ſuite „des ſituations, qui font enſemble un ſeul „tout.„ In einer Anmerkung ſetzt Hr. A. hinzu: „L'original dit: une ſuite des mutations.„ Es ſcheint, daß der Ueberſetzer die Erklärung ſelbſt nicht recht eingeſehen habe; weder auf die

eine noch die andre Art wird der Franzoſe ſie verſtehen.

Herrn Johann Chriſtian Cuno's, Kaufmanns in Amſterdam ꝛc. Verſuch einiger moraliſchen Briefe an ſeinen Enkel und Pflegeſohn, in gebundener Rede. Mit einer Vorrede Hrn. J. J. D. Zimmermanns, Archidiac. in Hamburg ꝛc. Dritte verbeſſerte Auflage. Hamburg bey Joh. Chr. Brandt, 1766. 12. Bogen in gr. 8.

Iſt herzlich gut gemeynt. Dieſe Briefe ſind auch wirklich in gebundener Rede, das heißt in gereimter Proſa abgefaßt; beydes können wir bezeugen. Es iſt auch gewiß, daß, wenn der Herr Enkel Geduld genug gehabt hat, die etwas langweilig vorgetragene Lehren des Hrn. Großpapa ganz durchzuleſen, und ihnen zu folgen, er ein ganz guter frommer Burſche werden wird.

Des ſeel. Hrn. Archidiaconus Zimmermanns Vorrede, eifert mit Recht über den Mißbrauch der Dichtkunſt, zur Ueppigkeit und ſchlüpfrigen Gedanken, wenn er ſich aber von ſeinem Eifer verführen läßt S. 21. zu behaupten: „daß die „Kunſt zu lieben in ihrer wahren Bedeutung „nicht viel edler ſey, als die Kunſt zu ſtehlen, „oder Gift zu miſchen„ ſo möchten wir wohl

wiſſen, was der ſeel. Mann eigentlich für die wahre Bedeutung gehalten haben mag. Selbſt der ſchlimmſten (und ganz falſchen) Bedeutung nach, iſt die Kunſt zu lieben, doch noch bey weitem keine Giftmiſcherey.

Wenn Hr. Z. beym moraliſiren bleibt, ſo gehts noch an, wenn er aber wie S. 9. von der Dichtkunſt ſchwatzen will; ſo ſieht man wohl, daß dieß ſeine Sache gar nicht geweſen iſt. S. 14. der Vorrede leſen wir mit Erſtaunen, daß Hr. Cuno, an einem epiſchen Gedichte arbeite. Wir erſuchen ihn um ſeiner eignen Ehre willen, dieß epiſche Gedicht ja niemanden ſehen zu laſſen, als dem lieben Enkel und Pflegeſohn, an den dieſe moraliſche Briefe geſchrieben ſind, und allenfalls der Hochedlen, Ehr- und Tugendbelobten Frauen, Frauen Elsje Warſing, ſeiner Lieb- und Ehrenwertheſten Ehegenoſinn, der ſie dediciret ſind. Hr. Cuno ſcheint wirklich, wie ihn Hr. Z. ſchildert, ein ſehr rechtſchaffener und gutdenkender Mann zu ſeyn, aber mit Versmachen, (und am allerwenigſten mit epiſchen Gedichten,) ſollte er ſich nicht abgeben. Doch eben ſehen wir, daß die Vorrede 1753. dadirt iſt; wer weis alſo, ob unſere gutgemeynte Warnung nicht zu ſpät kam und ſchon irgendwo, ohne daß

wir

wir es wiſſen, die dritte und verbeſſerte Auflage des epiſchen Gedichts gedruckt worden.

Chriſtian Gottlob Klemms Beytråge zum deutſchen Theater. Erſter Band. Wien bey Trattnern, 1767. 1. Alph. 3. Bog. in 12.

Man hat bisher gewöhnlich gegen diejenigen Werke des Witzes Nachſicht gehabt, welche wir aus dem Reiche und aus ſolchen Gegenden erhielten, in denen ſich die ſchöne Litteratur noch nicht genug verbreitet hat; und einige Genies waren dieſer Nachſicht ſehr würdig, welche uns durch Meiſterzüge in ihren Werken für die kleinen Fehler der Schreibart und der Wendungen ſchadlos hielten. Wollte man dieſe Nachſicht auch ſolchen Leuten ſchenken, die ohne Fähigkeiten und Talente, der Fertigkeit ihrer Feder freyen Lauf laſſen, und dann ſich ſchmeicheln, durch ihre Werke der Litteratur einen Dienſt geleiſtet, und den Werken des Geſchmacks Beyträge dargereicht zu haben; ſo würde man gewiß dem Geſchmacke der ungebildeten Gegenden eben ſo ſehr ſchaden, als man ihm durch jene Nachſicht gegen Genies aufhelfen kann. Dem Hrn. Verf. der angezeigten Beyträge geſtehen wir daher aufrichtig, daß das deutſche Theater, bey allem ſeinem Mangel, ihrer ſehr wohl entbehren

 kann;

kann; vielleicht ſind ſie dem wieneriſchen Theater ſo unentbehrlich nicht, und das beklagen wir. Denn in der That, wir erinnern uns von allen Schauſpielen, welche die Gottſchediſche Schaubühne enthält, kein einziges, das ſchlechter wäre, als irgend eins von den Schauſpielen des Verf. deren an der Zahl eilf ſind. So ſehr fehlt es allen an Anlage, Erfindung und Ausführung, am guten Dialog, an Situationen und Intereſſe. In Anſehung der Sujets haben wir noch nie ſolche Dürftigkeit geſehen. Wir können alle zehn Luſtſpiele des Verf. auf einen einzigen Inhalt zurückbringen; denn in einem jeden ſind etliche närriſche Charaktere junger Verliebten, und ein Mädchen, das ſo geſcheid iſt, ihnen einen vernünftigen Liebhaber vorzuziehen. Dieß macht bey Hrn. R. alle Erfindung, allen Contraſt, alle Verwickelung aus. Wir wollen die Stücke ganz kurz nach der Reihe anzeigen.

Die ſeltne Zärtlichkeit, ein Luſtſpiel in zwey Ackten, deſſen Titel ſich zum Inhalte ſonderbar genug ſchickt. Ein Mädchen und ein junger Menſch ſollen einander heyrathen, und beyde kennen einander noch nicht. Sie widerſetzen ſich alſo dem Willen der Eltern, und geſtehen beyde, daß ihr Herz nicht mehr frey iſt. Endlich entdeckt es ſich, daß ſie beyderſeits eben die-

jenigen Perſonen ſind, denen jedes von ihm ſein Herz ſchon geſchenkt hat. Das arme Mädchen wird unter deß von einem Gecken, der ganz à la Françoiſe ſeyn will, nicht wenig geplagt. Lauter gemeine, und unbelebte Charaktere, und ſo wie in den folgenden Stücken ein Dialog, der bald leidlich, bald niedrig, bald deklamatoriſch und romanhaft iſt.

Philint und Eleone, eine Operette von zween Aufzügen. Ein Oberſter thut als wollte er ſeine Tochter an einen jungen närriſchen Stutzer verheyrathen; ſie liebt ſeinen Oberjäger, und erhält ihn. Die Intrique des Stücks iſt elend, und die Ausführung ſehr ungeſchmackt. Als Operette mögen wir das Stück gar nicht einmal beurtheilen. Die Liederchen darinn ſind nicht nur größtentheils höchſt unmuſikaliſch (z. E. S. 74.) ſondern auch unpoetiſch, ſchlecht verſificirt, und oft abentheuerlich. Das Kammermädchen ſagt z. E. S. 77. ſeinem gnädigen Fräulein, daß ſie gleichfalls den Oberjäger liebt; und über dieſe Entdeckung brechen die beyden guten Kinder in folgendes Duett aus:

Beyde: Flieh denn aus deiner bangen Höhle
Gekränkte, ſchmerzensvolle Seele!
Für dich iſt nun kein Glücke mehr.
Die Welt iſt ganz von Freuden leer.

Liſette. Ach warum muß ich für Philinten
Was andre fühlen, auch empfinden?
Ich armes Mädchen! ach! ich bin
Cleonens Nebenbuhlerinn?

Beyde: Für mich iſt nun kein Glücke mehr,
Und alles iſt von Freuden leer.

Noch eine recht ſchmetternd zärtliche Arie des gnädigen Fräuleins S. 102.

Geliebter Vater! laß mich nur
In dieſem Thal, in dieſer Flur
Dein Leben dir verſüſſen!
Laß meine Tage hier verflieſſen
In deiner Huld, in ſtolzer Ruh.
Und nahet einſt der Tod herzu,
Des Lebens Faden abzureiſſen,
So will ich ſterbend dich noch preiſen,
Noch in des Grabes ſtiller Ruh.

zurück mit ſolcher Poeſie in die Zeiten Neukirchs und Stoppens!

Der Beſuch. Leidlicher als das vorige, aber wieder von ſehr dürftiger Erfindung. Närriſche und geſcheide Characktere werden, wie gewöhnlich, durcheinander geworfen; das Stück iſt kein Schauſpiel, ſondern ein Geſpräch; ein Alltagsbeſuch, Wettergeſpräche, Verläumdungen und Kuppeleyen.

Alzimire, ein Trauerſpiel in einem Aufzuge, in Verſen, oder vielmehr in Bombaſt. Das

Stück

Stück ſelbſt iſt eine wahre Haupt- und Staats-action, und die Perſonen wahre Marionetten, ohne beſtimmte Characktere. Bey allem dem iſt das Schauſpiel ſchaudricht, und ſehr, ſehr blutig.

Die Probe des Reichthums, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, iſt wieder von gewöhnlicher Art. Ein reich gewordnes Mädchen hat noch Standhaftigkeit genug, einen armen, aber vernünftigen Liebhaber, für einen reichen Gecken zu wählen. Freylich eine ſchwere Probe!

Der Wettſtreit, oder der Sieg der wahren Liebe. Nicht viel beſſer. Zwey Liebhaber, der eine ein Narr, der andre vernünftig; der erſte blendet ſeine Schöne durch Geſchenke, der andre gewinnt ihr Herz durch ſeinen Verſtand. Plan und Ausführung ſind gleich mittelmäßig.

Die Schule der Liebhaber, oder die Wahl eines Ehemanns. Ein Luſtſpiel von zween Aufzügen, nach dem beliebten Leiſten des Verf, voll närriſcher Liebhaber, die mit ein paar vernünftigen contraſtiren ſollen. Dieß Stück halten wir für das elendeſte. Billig hätte es die Schule der Köche heiſſen ſollen; denn dieſe und alle, denen daran gelegen iſt, finden hier einen vollſtändigen Küchenzettel, ein Regiſter der Wieneriſchen Küchenwörter, und einen glaubwürdigen

Bericht, was in den vornehmſten Städten Deutſchlands für vorzügliche Gerichte und Gemüße ſind.

Die bürgerliche Heyrath, in einem Akte. An dieſem Stücke finden wir nichts zu loben, als den Anfang, eine Art von Prolog, der von einem jungen Kinde hergeſagt, und wirklich ganz artig iſt. Das übrige iſt alltäglich und ſinkt zuweilen noch ſehr unter das Niedrigkomiſche.

Die Jagd. Eine Operette in zween Aufzügen, die der vorigen Operette nichts nachgiebt. Nur iſt ſie durch die ſchönen Heldenthaten und Prügeleyen, die darinn vorkommen, für einige Zuſchauer ohne Zweifel intereſſanter.

Daphne, eine Comödie in zween Akten, von der dem Verf. nur die Ausführung gehört, in die er eine gewiſſe Naivität hat bringen wollen, der er umſonſt nachgejagt iſt.

Der Triumph Clariſſens. Der Inhalt iſt aus der Landbibliotheck genommen; aber ſehr ſchlecht genützt und ausgeführt.

Die Heyrath wider die Mode, in drey Aufzügen, ein würdiger Pendant zu den vorigen Stücke; nur iſt die Sprache darinn noch unleidlicher, als in irgend einem.

Sollen wir dem Verfaſſer aufrichtig rathen, ſo ſchreibe er nicht mehr fürs Theater; er laſſe ſein Titel,

Titelblatt zum zweytenmale umdrucken, und die Worte: Erſter Band, wegnehmen. Doch der gute Mann hat Entſchuldigungen; wir müſſen ſie dem Publikum vorlegen, vielleicht iſt es damit zufrieden: „Meine Freunde, und ſonſt „noch etwas, mit dem wir witzigen Köpfe ſehr „vertraut ſind, haben mir gerathen, dieſe Operette hier wieder abdrucken zu laſſen.„ — „Die Zeiten ſind eiſern, und ökonomiſch genommen, iſt es allemal für den Autor vortheilhafter, wenn das Buch dicker, als wenn es ſo mager iſt.„ Ja wohl ökonomiſch genommen für den Autor! Aber wie kömmt der Käufer und beſonders der Leſer, dabey zurecht?

Das Frauenzimmer in der Irre, oder Geſchichte der Mademoiſelle Paiſigny von ihr ſelbſt beſchrieben mit (abſcheulichen) Kupfern. Nürnberg bey Raſpe, 1765. 640. S. 8. Ebendaſſelbe 1769. 8.

Die Ueberſetzungsſucht ſcheinet jetzt bey uns aufs höchſte geſtiegen zu ſeyn, da man anfängt, elende Romanen noch aus dem vorigen Jahrhundert zu überſetzen, als wenn wir nicht ſchon durch die unbeſcheidne Dienſtfertigkeit der Ueberſetzer neuerer Romanen ſchon geplagt genug

nug wären. Es iſt unbegreiflich, daß dieſe elende ſchon zum zweytenmale gedruckt worden.

Die Geſchichte der Lady Julia Mandeville von dem Ueberſetzer der Briefe der Lady Catesby, aus dem Engländiſchen. Leipzig bey Junius 1764. 1ter Th. 168. S. Zweyter Theil 152. S. 8.

Obgleich die Charaktere in dieſer Geſchichte faſt alle nur liebenswürdig geſchildert ſind, welches ſonſt leichtlich einen Roman matt und langweilig machen kann, weil alsdenn keine hervorſticht und beſonders intereßirt, ſo hat der Verf. dieſer Geſchichte, durch ſeine Schilderungen und Verbindungen reitzender Scenen, dieſe doch überaus aufgeſtutzt, und da ſie eine unerwartete tragiſche Wendung nimmt, die zwar ein wenig gezwungen herauskommt, ſo wird ſie dadurch doch gewiſſermaßen intereßant und an einigen Stellen rührend.

Geſchichte der Frau Baroninn von Batteville oder die vollkommne Wittwe der Madame le Prince de Beaumont. Leipzig bey Weidemann und Reich 1766. 18. Bogen 8.

Die Romane der V. gehören zwar nicht unter die Meiſterſtücke in dieſem Fache, aber das

kann

kann man ihnen auch nicht abſprechen, daß ſie unter den franzöſiſchen Romanen, die meiſtens ſo leer, ſo getändelt und dabey ſo arm an Erfindungen ſind, noch immer einen gewiſſen Vorzug verdienen. Die Urſache, daß es der Verf. mit dieſer Art Schriften nicht vollkommen glückt, ſcheinet darinne zu liegen, daß man es ihren Geſchichten allzuſehr anſiehet, daß ſie um der Moral willen erfunden ſind, dahingegen die engliſche Romanen den Vorzug haben, daß die Moral ganz leicht aus der Geſchichte folgt, aber keine Scene um der guten Lehre willen da zu ſeyn ſcheinet. Nimmt man noch dieſes dazu, daß die Verf. immer etwas nach den Grundſätzen ihrer Kirche mit einmiſcht, ſo finden Leſer die nicht eben ſo, wie die Verf. denken, da Vorurtheile, wo ſie glaubt, die nützlichſte Moral zu lehren.

Das Gärtnermädchen von Vincennes aus dem Franzöſiſchen der Frau von V. Zweyter Theil, Leipzig 1768. 254. S. 8.

Dieſer zweyte Theil iſt, wie der erſte, der in dieſer Bibliothek bereits angezeigt iſt, ziemlich unterhaltend, und dadurch verliehrt er, daß der Leſer die Art der Entwickelung dieſer Geſchichte ſchon zu deutlich im 1ten Theile vorausſieht, daß man hier nichts unerwartetes findet.

Briefe

Briefe der Sophie an den Chevalier von *** aus dem Franz. ins Deutſche überſetzt 1766. 30. B. 8.

Die verderbten Sitten der franzöſiſchen Comödiantinnen werden hier geſchildert, wie in den Briefen des Marquis von Roſelleo, die hier nachgeahmt worden ſind. Für die Deutſchen ſind beyde gleich wenig intereßant.

Der Menſch oder Abbildung der Lebensgeſchichte der Leidenſchaften der Tugenden und Begebenheiten in allen Lebensaltern aus den Schriften des verſtorbenen Hrn. Abt Prevoſt 6. Theile Ulm 1765. bey Bartholomäi zuſammen 1. Alph. 17. Bog. in 8.

Alles iſt in dieſem Roman ſeltſam und wunderbar, alles ohne Plan nur ſo auf gerade wohl flüchtig hingeſchrieben. Der Abt Prevoſt, der als Verf. angegeben wird, hätte wohl etwas beſſers geliefert. Die Ueberſetzung iſt noch ſchlechter als das Original. Auſſerdem, daß viele Seiten keinen rechten Verſtand geben, iſt die Ueberſetzung auch ſo undeutſch als nur möglich. Nur ein paar Beyſpiele hiervon. S 8. heißt es der Hr von Senneval hatte ſich durch Erledigung des Dienſtes zurückgezogen, anſtatt er hatte ſ. Dienſt aufgegeben. S. 20. Als ich

meine Redekunſt geendiget hatte, auf deutſch Schuljahre. S. 121. Ich will von Holland meinem Volke nichts ſagen, das iſt wohl noch niemanden eingefallen, aus Holland ein Volk zu machen. Das franzöſiſche est-ce das allemal ganz getreulich durch iſt es überſetzt wird, nimmt ſich beſonders aus. Iſt es daß er mich nicht liebt? Iſt es daß er ein Unglück gehabt? Iſt es daß er ſeiner unglücklichen Julie nicht genug Gerechtigkeit wiederfahren läßt? Wenn der Verleger nicht ſo ſchlecht Papier zu dieſer armſeligen Ueberſetzung hätte nehmen laſſen, ſo würden wir es bedauren, daß es durch den Ueberſetzer wäre verderbt worden.

Die Pagen oder luſtige Begebenheiten und Streiche am Hofe und auf Reiſen. Zweyter Theil, Frf. und Leipz. 1767. 22. Bogen 8.

Eben ſo unwitzig, als der erſte Theil, der in dem erſten St. des vierten Bandes dieſer Biblioth. iſt angezeigt worden.

Des berühmten Ritters Don Quixote von Mancha luſtige und ſinnreiche Geſchichte von Miquel Cervantes Saavedra. Vier Theile. Neue verbeſſerte und mit Kupferſtichen gezierte Auflage. Leipzig, bey Caſpar Fritſch, 1767.

1767. jeder Theil ungefehr von einem Alphabeth.

Die Geſchichte des Don Quixote gehöret unter die wenigen Schriften, die nicht aus der Mode komen, daher wird der Verleger nicht Urſache haben, die Koſten, die er auf die Verſchönerung dieſer Ausgabe gewendet hat, zu bereuen.

Das Leben und die luſtigen Begebenheiten eines bis jetzo noch in Nürnberg lebenden Kaufmanns, von ihm ſelbſt aufgeſetzt. Frankf. und Leipzig, 1769. 5½ Bogen, 8.

Dieſe Lebensbeſchreibung iſt authentiſch. Ein alter Greiß, der wieder zum Kinde geworden iſt, ſetzt ſich hin, und beſchreibt ſein Leben, das gerade ſo merkwürdig iſt, als das Leben des Greißes beym Gellert. Der gute Alte muß aber doch ſeine unwichtigen Begebenheiten für ganz unglaublich halten, denn wer es nicht glauben will, ſagt er in der Vorrede, daß es dem V. alſo ergangen, der kann es aus ſeinem Munde hören, und damit man auch wiſſe, wo er wohne, ſo meldet er, daß er mitten in der Stadt Nürnberg iſt, nämlich halbweges vom Frauenthor zum Thiergärtnerthor, wo ein Chor am Hauſe iſt. Es fragt gewiß kein Menſch bey

ihm zu. Was haben doch alte Leute manchmal für wunderliche Einfälle!

Herrn Heinrich Anſelm von Ziegler und Klipphauſen, aſiatiſche Baniſe ꝛc. Neue ganz verbeſſerte Auflage. Königsberg und Leipzig, 1764. Zweyter Theil, 1766. zuſammen 4 Alphab. 8.

Aus dieſer neuen Auflage und dem häufigen Abgang ſo vieler neuen höchſt abgeſchmackten Romane, gegen welchen die aſiatiſche Baniſe noch ein Meiſterſtück iſt, ſieht man, wie viel daran fehlet, daß der gute Geſchmack anfange, in Deutſchland allgemein zu werden.

Die wunderbaren Begebenheiten eines Britten, oder der betrügliche Schein vieler Weltbürgerinnen und ſüſſen Herren, moraliſch und hiſtoriſch abgeſchildert. Regenſpurg, 1769. 18 Bogen, 8.

Weder moraliſch, noch hiſtoriſch; ſondern abgeſchmackt.

Die Gleichheit der menſchlichen Herzen, bey der Ungleichheit ihrer äuſſerlichen Umſtände, in der Geſchichte Herrn Redlichs und ſeiner Bedienten, in einer Moral. Frankf. und Leipzig, 1769. 2 Theile, zuſammen 16 Bogen, 8.

Nie iſt eine Schrift ſich ſelbſt wohl ungleicher geweſen, als dieſe von der Gleichheit der menſchlichen Herzen iſt. Man ſieht augenſcheinlich, daß dieſe zween Theile, zween verſchiedne V. haben. Der erſte Theil iſt langweilig, ohne Intereſſe: er ſoll aber auch nach der Abſicht des Verf. mehr ein wohlgemeynter Unterricht für Herrn und Geſinde ſeyn, als ein eigentlicher Roman, obgleich weder Herren noch Geſinde ſich aus dieſem Unterricht ſonderlich werden erbauen können. Der V. des zweyten Theils bekümmert ſich wenig um die Abſicht ſeines Vorgängers, es iſt ihm nur darum zu thun, Laune zu zeigen, und die kann ihm auch nicht abgeſprochen werden. Ob er dieſe Bogen gleich mit großer Flüchtigkeit niedergeſchrieben hat, mehr wie es uns vorkommt, auf Antrieb des Verlegers, als um einen nichtsbedeutenden Roman fortzuſetzen; ſo ſieht man doch daraus, daß der V. des erſten Theils, mit dem V. des zweyten, als Romandichter betrachtet, in gar keine Vergleichung kommt, und daß dieſer letztere etwas gutes in dieſer Art zu liefern, würde im Stande ſeyn, wenn er wollte.

Frau von Gometz angenehme und lehrreiche Erzählungen in vergnügten Tagen. 2 Theile, neue verbeſſerte Auflage. Berlin und Leipzig, bey Rüdiger, 1767. gr. 8. beynahe 4 Alphab.

Die Schriften der Frau von Gometz finden noch immer Leſer, man hört dieſe alte Dame zuweilen lieber, als einen ganzen Schwarm neuerer franzöſiſcher Romanſchreiber mit ihrer ſeichten Schwatzhaftigkeit. Der V. hat es an nichts fehlen laſſen, dieſer neuen Auflage äuſſerlich ein vortheilhaftes Anſehen zu geben; aber die von ihm in der Vorrede gerühmten innerlichen Verbeſſerungen können wir nicht finden. Es ſollen verſchiedne Anmerkungen, die eine leere Schwatzhaftigkeit verriethen, weggelaſſen worden ſeyn, und der Verleger glaubt, daß durch dieſe Berichtigung, dem Ruhme der V. ſowohl, als dem guten Geſchmacke deutſcher Leſer ein wirklicher Dienſt geleiſtet worden ſey. Was das erſte betrift, ſo hätten ungleich mehrere Stellen, die noch immer leere Schwatzhaftigkeit genug verrathen, mit Fug und Recht weggeſtrichen werden können; wenn aber für den guten Geſchmack ſollte geſorgt werden, ſo mußte

die ganze alte platte Ueberſetzung umgearbeitet werden, das iſt aber freylich nicht geſchehen, ſie iſt noch immer die vorige. Vielleicht hätte die Verbeſſerung einiger Kleinigkeiten, die aber ſehr in die Augen fallen, der Ueberſetzung ſchon einen Theil ihres altväteriſchen Anſehens benommen, wenn z. B. das franzöſ. Ihr, das durchgängig beybehalten worden iſt, mit Sie wäre vertauſcht worden. Anſtatt meine Frau, hätte immer können Madame geſetzt werden, dieß Wort iſt ja in unſre Sprache aufgenommen, das, meine Frau, klingt allzugezwungen. Dem ohngeachtet wird dieſes Buch Leſer finden, da neue ſchlechtere Ueberſetzungen aus dem franzöſiſchen keinen Mangel daran haben.

Lehrreiche Briefe der Frau du Montier von der Frau le Prince de Beaumont geſammelt und herausgegeben. Zwey Theile. Frankf. bey Garben, 1767.

Eine zärtliche Mutter, die ihre Töchter unterrichtet, und ſie, wie ſie nach und nach in die Welt treten, mit gutem Rathe unterſtützt, iſt für einen moraliſchen Roman kein übelgewähltes Subjekt. Es iſt auch hier ſo ausgeführt, daß man dieſen Roman für einen der beſten von

der

der V. halten kann, obgleich zuviel romanhafte Züge in dem zweyten Theil eingeſtreuet ſind, da man in dem erſten eine wahre Geſchichte zu leſen glaubt. Daß man die Schriften der Madame le Prince allezeit mit einer gewiſſen Nachſicht gegen die Grundſätze ihrer Religion leſen müſſe, dürfen wir hier nicht erſt erinnern. Dieſe Briefe ſind auch in dem zweyten und achten Theil des Abendzeitvertreibes eingerückt, wir erinnern dieſes nur um deswillen, damit man nicht einen Roman, ohne es zu wiſſen, zwey oder dreymal kaufe, wie es bey den häufigen Sammlungen von dieſer Art Schriften gar leicht geſchehen kann.

Narzanes, ein engliſcher Roman, aus dem Engliſchen überſetzt. Gotha und Göttingen, bey Dietrich, 1768. 12 Bogen in ganz klein 8.

Narzanes or the injur'd Statesman ward im Jahre 1755. im Wayſenhauſe zu Halle, als ein Schulbüchelchen für Anfänger in der engliſchen Sprache gedruckt. Warum man dieſen langweiligen Roman überſetzt, dazu ſehen wir gar keine Urſach; es müßte denn etwa ein Anfänger ſeine zur Uebung gemachte Ueberſe-

zung, nicht wollen umſonſt gemacht haben, und ſie alſo drucken laſſ n.

Angenehmer Zeitvertreib beym Caffee, in moraliſchen und witzigen Erzählungen. Aus dem Franzöſiſchen zuſammengetragen, und ins Deutſche überſetzt von Gottfried Rudolph Wiedmern. Leipzig, bey Wilhelm Gottlob Sommern, 1768. 8. 232 S.

Hat man je ſolche Thorheit gehört? Madame Neumann in Zittau hat Hrn. W. in ſeinen jüngern Jahren viel gutes erwieſen. Aus brennendem Verlangen ſeiner Wohlthäterinn gefällig zu ſeyn, überſetzet er dafür einen Band abentheuerlicher Ritter- Liebes- und Mordgeſchichte zum Mittel wider die Langeweile am Caffeetiſch, und dedicirt ſie ihr in einer eben ſo demüthigen als poßierlichen Zuſchrift. Wie lächerlich!

Voltairomanie oder Mikromegas, aus dem Franzöſiſchen des Hrn. von Voltaire überſetzt, nebſt Erzählungen und Begebenheiten. Varos (Sorau) 1768. 184 Seiten in 8.

Ein überſetzender Taglöhner, liefert hier uns eine ſteife. Ueberſetzung des Mikromegas, und

und fügt eine Anzahl Feenmährchen und Liebeshiſtörchen hinzu, die ſich wundern möchten, wie ſie hier zum Mikromegas kommen. Dies alles wird Voltairomanie genennet, welches der Titel eines bekannten Pasquills auf den Hrn. v. V. iſt. In der That, eine ſchlechte Ueberſetzung kann wohl ein Pasquill auf den Autor heiſſen ꝛc. Es iſt unbeſchreiblich, was für Zeit und Papier auf Ueberſetzungen verſchwendet wird, die kein Menſch verlangt, kein Menſch brauchen kann, und kein Menſch leſen wird.

Die ſchöne Ruſſinn, oder wunderbare Geſchichte der Azema. Braunſchweig, 1766. 1. Alph.

Die ſchöne Ruſſinn ſoll die Gemahlinn des Mazeppa Hettmanns der Koſacken geweſen ſeyn, deſſen Lebensbeſchreibung den ganzen erſten Theil der Geſchichte einnimmt. Seine Witwe wird auf eine wunderbare Art in der Welt herumgetrieben, und der V. führt ſie durch alle die gewöhnlichen Schickſale der Roman-Heldinnen hindurch. Welchen Winkel der Erde durchkriechen die Romanſchreiber nicht, um ihre Helden daſelbſt aufzuſuchen!

Unterhaltungen in Erzählungen nach der Mode. Frankf. und Leipzig. 1767. 14. Bog. 8.

Wenn Modeerzählungen ſo viel als verliebte Tändeleyen, Seufzer, ſeichter Witz in einen ſchlechten Roman gehüllt ſeyn ſollen, ſo ſind dieſe Erzählungen vollkommen nach der Mode.

Ioſeph, en IX. Chants par Mr. Bitaubé, de l'Academie royale, des Sçiençes et belles lettres de Pruſſe. à Berlin, chez Pitra, 1767. Tom. I. 196. S. Tom. II. 308. Seiten, nebſt 10. Kupfertafeln, von J. W. Meil.

Ioſeph, in neun Geſaengen, aus dem Franzoeſiſchen des Herrn Bitaubé. Berlin, bey Winter, 1768. 343. Seiten in 8.

Joſeph iſt ein ſehr gut gewähltes Subjekt für die kleine Art der Epopee, die von den großen Maſchinen und den vielen Epiſoden des eigentlichen Heldengedichts entfernter bleibt. Dieſe in der That rührende Geſchichte verdiente alſo recht ſehr von einem geſchickten Schriftſteller, wie Hr. Bitaube iſt, behandelt zu werden. An der Anlage finden wir eben nichts auszuſetzen. Joſeph iſt gleich Anfangs in der Gefangen,

genſchaft, ſo wie Aeneas auf dem Meere, und erzählt, wie dieſer, in der Folge, ſeine vorigen Schickſale.

Die Ausführung macht im ganzen, Hrn. B. Ehre. Er ſcheint ein beſonders Talent zu Schilderung ſanfter Empfindungen zu haben, und er läßt keine Gelegenheit vorbey, moraliſche Geſinnungen einzuflößen; welches ſeinem Herzen Ehre macht. Dieß Werk iſt nach Geßners Art, in poetiſcher Proſa geſchrieben, von welcher Art von Werken der V. in der Vorrede richtig urtheilet. Uebrigens ſcheinet uns, ſo viel wir von einer fremden Sprache urtheilen können, in dieſem Gedichte ein recht guter Ton, und eine edle und harmoniſche Sprache zu herrſchen. Die beygefügten Kupferſtiche von Meil, verſchönern das Aeuſſerliche dieſes Werks.

Die deutſche Ueberſetzung, iſt richtig, ſo viel wir haben ſehen können, und auch wohlklingend. Die dabey befindlichen Kupferſtiche ſind nach den Meilſchen, von Stock in Leipzig geſtochen.

Ende des zweyten Bands.

Bayerische Staatsbibliothek München

Verzeichniß

der nöthigen Verbeſſerungen im 1ten Bande.

Seite.	Zeile	lies	ſtatt
2	7	dem	den.
5	2	Tone	Tonne.
28	10	uns	nur.
53	10	es	er.
56	16	Bånden	Bånder.
68	11	Beſeilung	Beſeelung.
78	11	ſuburbano	
133	4	recentiorem	
		eſſe Trajani.	
142	8	Gepråge	
143	20	feine	ſeine.
151	3	ganzem	
171	8	hauſtu	
175	2	ſie	ſich.
176	20	Text	
283	6	Rede	
284	17	der	die.
297	4	ziemlich	
298	13	unverdaute	
507	5	Herausgeber	

Die übrigen Druckfehler wird der geneigte Leſer ſelbſt ohne Mühe verbeſſern.

XX (1+2) X.92

Literatur der schönen Wissenschaften und klassischen Schriftsteller aus den neuesten Journalen

Bd.: 2.

Frankfurt [u.a.] (1780)

L.eleg.g. 241-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10574251-9
VD18 80443818-001